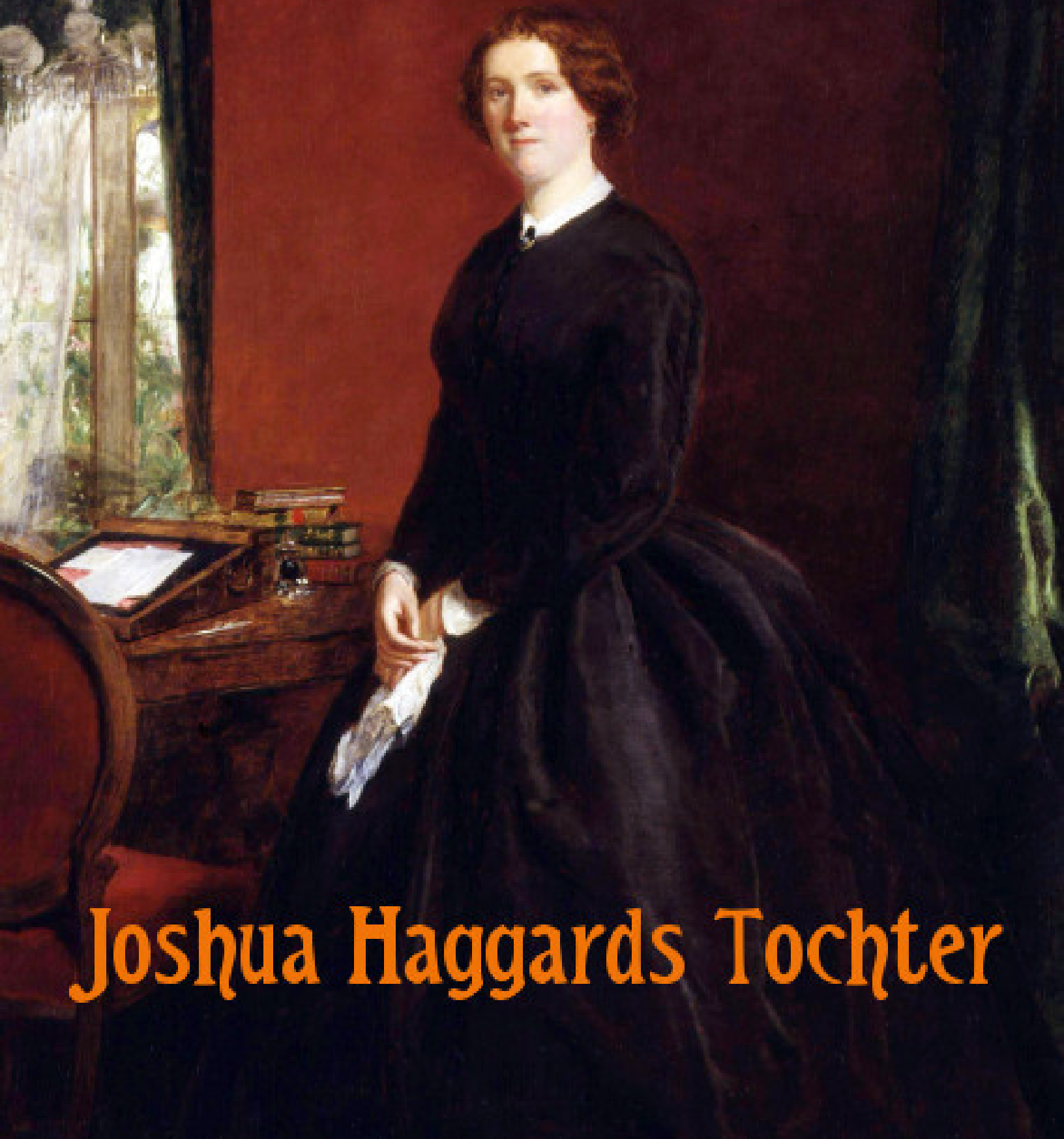


# Mary Elizabeth Braddon



Joshua Haggards Tochter

# Joshua Haggard's Tochter.

Erzählung

von

**M. E. Braddon**

Frei nach dem Englischen.



Berlin 1879.

Verlag von Otto Jahnke.

Berliner Buchdruckerei-Artien-Gesellschaft  
Seherinnenschule des Lotte-Vereins.

# Inhaltsverzeichnis

## Joshua Haggard's Tochter.

Erster Band.

Erstes Kapitel. Die verhängnisvolle Finsterniß.

Zweites Kapitel. Der Familienkreis.

Drittes Kapitel. Vater und Sohn.

Viertes Kapitel. Wald und Wildniß.

Fünftes Kapitel. Der Prediger macht eine Reise.

Sechstes Kapitel. Cynthia geht in Dienst.

Zweiter Band.

Erstes Kapitel. Naomis Festtag.

Zweites Kapitel. Der Squire macht einen Handel.

Drittes Kapitel. Der Pfeil der Liebe.

Viertes Kapitel. Johannistriebe.

Fünftes Kapitel. Wir sind heute im Liebeslande.

Sechstes Kapitel. Sie ist meine Frau.

Siebentes Kapitel. Ich habe unbegrenztes Vertrauen.

Achtes Kapitel. Die öffentliche Meinung.

Dritter Band.

Erstes Kapitel. Ein Familienbild.

Zweites Kapitel. Cynthia sucht sich nützlich zu machen.

Drittes Kapitel. Cynthia als Krankenpflegerin.

Viertes Kapitel. Werthers leiden.

Fünftes Kapitel. »Wie mich dünkt, verspricht die Dame zu viel.«

Sechstes Kapitel. Oswalds Flucht.

Siebentes Kapitel. Judith spricht sich aus.

Achtes Kapitel. Joshua liest den Werther.

Neuntes Kapitel. Naomi sieht einen Geist.

Elfte Kapitel. Auch ein Mal der Werther.

Zwölftes Kapitel. Ein Abschied.

Dreizehntes Kapitel. Im Walde.

Vierter Band.

Erstes Kapitel. Das herrenlose Gepäck.  
Zweites Kapitel. Des Wanderers Rückkehr.  
Drittes Kapitel. Wo ist Dein Bruder?  
Viertes Kapitel. Das Gesicht in Oswalds Skizzenbuch.  
Fünftes Kapitel. Verstoßen.  
Sechstes Kapitel. Was der Kuhbube erzählte.  
Siebentes Kapitel. Ein stummer Ankläger.  
Achstes Kapitel. Das Verdickt.  
Neuntes Kapitel. Joshua hält seine Uhr an.  
Zehntes Kapitel. Joshua's Bekenntniß.  
Elfte Kapitel. Joshua will Frieden und Versöhnung bringen.  
Zwölftes Kapitel. Der Geruch von Rosmarin.  
Dreizehntes Kapitel. Zwischen zwei Welten.  
Epilog.

## Erster Band.

### Erstes Kapitel.

#### *Die verhängnisvolle Finsterniß.*

**F**insterniß bedeckte die Erde — eine Finsterniß so dicht daß man vermeinte, sie fühlen zu können. Inmitten des herrlichsten warmen Erntewetters, wo allen Aussichten auf ein reich gesegnetes Jahr die schönste Erfüllung gewiß schien und die Landleute einander schon dazu beglückwünschten ward plötzlich Alles in Frage gestellt. Eine eigenthümliche schwarßgraue Farbe überzog den Himmel, man sah nicht etwa Wolken, nein so weit der Horizont reichte war Alles von der gleichen furchtbaren Eintönigkeit. Am hellen Mittag war plötzlich die Nacht hereingebrochen.

»Es muß eine Sonnenfinsterniß sein,« sagte nachdenklich der alte Fischer Jabez Long und deutete nach der Richtung, wo ein schmaler Streifen kupferfarbigen Lichtes die Grenze zwischen Meer und Himmel bezeichnete.

»Eine Sonnenfinsterniß, Nachbar!« rief ein anderer Fischer, »wie kann es eine Sonnenfinsterniß sein, da doch keine im Kalender steht? Ich meine eher, es ist ein Strafgericht für die Pächter, weil sie vorige Weihnachten das Brod so theuer gemacht haben. Geschieht ihnen ganz recht wenn ihr Getreide ersäuft, ehe sie es in die Scheunen bringen können.«

Es regnete noch nicht, jeder aus der kleinen Gruppe von Fischern, welche sich in banger Beklommenheit vor dem am »Fischerende« von Comhaven belegenen Wirthshause zum Glockenring zusammengedrängt hatte, wußte aber, daß der Regen, sobald er zu strömen beginne, sich in Fluthen ergießen werde.

»Seht Euch ein Mal das Meer an!« rief Jabez.

Der Ocean jenes Meer, welches während des Sommers den Anblick eines smaragden Spiegels, den purpurne Schatten verdunkeltem zu gewähren pflegte, sah seltsam genug aus. Das Wasser hatte eine schmutzig rothe Farbe angenommen, die an manchen Stellen bis zu Indigo verdunkelte. Gleich dem Busen eines Menschen, in welchem der leidenschaftlichste Zorn kocht, hob und senkte sich das Meer, über den Sand wälzte sich weißer Schaum und mit jeder heranrollenden Welle erhob sich ein Brausen wie von fernem Donner.

»Eine böse See,« sagte Jabez. »Ich hoffe der junge Squire wird es bleiben lassen, bei solcher Fluth von Clovelly herüberzukommen.«

»Ist er nach Clovelly?« fragte Mike Durran, der jüngere der beiden Fischer, wenn das Wort jung hier überhaupt noch am Platze ist, denn beide waren alt und grau und verwittert und sahen überdies aus als hätten die Jahre ihnen noch weniger angehabt als Wind und Wetter. Die Zeit war diesen Leuten in eintöniger Wiederkehr der Jahreszeiten dahingegangen — sie mußten sich vorkommen als hätten sie mindestens schon ein Jahrhundert gelebt.

»Ja, er segelte gestern Morgen und wollte heute zurückkommen. Er hat Jack und Peter, den Jungen bei sich ich glaube aber nicht, daß die Drei im Stande sind, das schwere alte Ding von Boot zu regieren. Es kann ihm mal recht schlecht gehen.«

»Das Geld mag ihm wohl knapp sein,« sagte Mike.

»Das Geld mag ihm wohl knapp sein, so lange der alte Squire lebt,« antwortete Jabez. »Geld genug ist da aber so lange der Alte am Leben ist, wird wohl kein Mensch die Farbe davon zu sehen bekommen.«

»Das ist ein wahres Wort,« brummte Mike Durran, während alle Umstehenden beifällig nickten; das Urtheil über den Squire war ihnen aus der Seele gesprochen.

»Er ist hart gegen alle Welt,« fuhr Jabez fort.

»Und am härtesten gegen sein eigenes Fleisch und Blut,« fügte ein Anderer hinzu. »Seine Grausamkeit hat seinen zweiten Sohn zur

See getrieben.«

»Arnold,« sagte Jabez, »es war ein hübscher Bursche, ich sehe ihn noch vor mir. Ein schöner offener Bursche der für Jedermann ein freundliches Wort hatte.«

»Eine ganz andere Art wie Mr. Oswald,« nickte Mike. »der hat für keinen Hund, geschweige für einen Menschen ein Wort, immer bis an den Hals hinauf zugeknöpft und stolz wie Lucifer. Was aber sein Geld anbetrifft — so kann ich nicht sagen wie es aussieht.«

Damit war das Verdikt über den jungen Mann ebenfalls gefällt; wer in seiner Stellung nicht geben will oder kann ist im höchsten Grade unpopulär.

Es trat eine kleine Pause ein, vornehmlich deshalb weil alle Augen dieselbe Richtung nahmen und auf einen Mann blickten, welcher um den scharfkantigen Felsen bog der seewärts in ein gefährliches Riff auslief und das hingestreckte Stückchen Seeküste von der lebhaften kleinen Stadt abschnitt, welche in einem Thale der fruchtbaren Hügel von Devonshire hingeschmiegt lag. Auf dieser Seite des Vorgebirges befand sich das ursprüngliche Fischerdorf, eine Reihe alter, strohgedeckter Hütten, die gegen die Klippe gebaut waren, und ein größeres altmodisches Haus mit niedrigem Dach, steifen Seitengiebeln und Zimmern mit so niedrigen Decken, daß sie den Gästen fast auf den Kopf fielen. Sie kamen deshalb nicht minder zahlreich, denn das beschriebene Gebäude war der allgemein beliebte Versammlungsort, das schon vorher erwähnte Wirthshaus zum Glockenring.

Derjenige, dessen Annäherung die allgemeine Aufmerksamkeit erregte, unterschied sich schon in seinem Aeußern von den Fischern. Er war ein großer Mann mit breiter Brust und breiten Schultern, auf welchen ein edelgeformter Kopf mit durchdringenden schwarzen Augen, einer hohen Stirn und einem mächtigen Unterkiefer saß; die Farbe des Gesichtes war dunkel, Geist und Kraft hatten ihr Siegel darauf gedrückt; die Haltung zeugte von der Gewohnheit des Befehlens. Alles in Allem erschien er wie ein Mann von hervorragender Begabung, der nach einem Ort wie Comhaven verschlagen, sich in dieser Umgebung ein König dünken mußte.

Er trug Kniehosen, grobe gestrickte graue Strümpfe und Schnallenschuhe; die einzige charakteristische Auszeichnung an seinem Anzuge war eine weiße Kravatte, gewissermaßen das Attribut, welches die Macht und Autorität versinnbildlichte, die ihm über die Gruppe der einfachen Fischersleute zustand. Mrs. Jakes, die Wirthin, welche in der Thür ihres Hauses stehend, der Unterhaltung ihrer Gäste zugehört hatte, begrüßte den Mann in der weißen Kravatte mit einem Knix und die Männer zogen die Hüte.

Joshua Haggard war aber auch in der kleinen Stadt Combhaven eine Persönlichkeit von nicht geringem Einfluß. In seinen Händen ruhte das Seelenheil der gesamten weiblichen Bevölkerung. Von Miß Tremaine, der reichen unverheiratheten Besitzerin von Tremaine Place an, bis zu der kleinen struppigen Küchenmagd im Glockenringe die sich alle Woche nur einmal wusch, ging Alles nach Little Bethel um Mr. Haggard predigen zu hören. Da nun die Männer, wenn sie überhaupt ein Gotteshaus besuchten, dies in den meisten Fällen den Weibern zu Gefallen thaten, so folgte daraus, daß Joshua's Macht sich auch über sie erstreckte. Little Bethel war an warmen Sommerabenden zum Erdrücken voll, während der weißhaarige Vikar von Combhaven seine schläfrige orthodoxe Predigt den Schulkindern, dem Küster und Kirchenschließer und vielleicht noch einem halben Dutzend getreuer Anhänger der Hochkirche zum Besten gab, welche zu Mittag nicht zu viel gegessen und das Mahl nicht zu reichlich mit Getränken hinuntergespült hatten.

Vor fünfzig Jahren, d. h. zu der Zeit, in welcher unsere Erzählung spielt, war die Hochkirche in Combhaven gar nichts gegen Joshua Haggard und Little Bethel. Ohne Zweifel wird auch dort die anglikanische Erweckung die alte Kirche des Kirchspiels in neuem Leben und neuer Kraft erweckt und Little Bethel wieder in den Hintergrund gedrängt haben, damals gehörte aber dem letzteren Gotteshause die Herrschaft und man erachtete es als den einzigen Weg zum Heil, zu Joshua's Füßen zu sitzen und seinen Lehren zu lauschen. Nur die alten landbegüterten Familien und die reicheren Pächter hingen der Hochkirche mit Festigkeit an, ohne für diese



Beharrlichkeit einen andern Grund angeben zu können, als daß ihre Väter dies gethan hatten damit aber noch nicht genug, blickten sie verächtlich auf Joshua herab und erklärten ihn für einen Schwärmer und Nachfolger jenes niedrig geborenen John Wesley.

Mr Haggard hatte einen weltlichen und einen geistlichen Beruf und es gehörte wahrlich ein Mann von seinem Geiste und seiner Willenskraft dazu, um beiden im vollem und umfassenden Maße gerecht zu werden, wie dies bei ihm der Fall war. Sein Geschäft hatte er von seinem Vater geerbt, sein geistliches Amt hatte er sich selbst geschaffen. Er besaß keine Universitätsbildung, gehörte keiner Convocation an. Folgte er noch irgend einem andern Leitstern als seinem eigenen, so war dies sicher das Licht, welches John Wesley beinahe ein Jahrhundert früher angezündet hatte, und doch würden auch die Wesleyaner Joshua Haggard nicht als einen der ihrigen anerkannt haben. Schon als junger Mann hatte er Predigten unter freiem Himmel gehalten und auf seine beglückten Hörer einen ähnlichen Eindruck hervorgebracht wie Whitefield, als er in dem Walde von Bristol lehrte. Als sein Vater, der ihm gezürnt hatte, versöhnt mit dem einzigen Sohne starb, und ihm sein Geschäft und noch ein recht ansehnliches Sümmchen baares Geld hinterließ, gab Joshua sein Wandern auf, ließ sich in seinem Geburtsorte nieder und erbaute daselbst eine Kapelle. Wenn er irgend einer Sekte angehörte, so war es die der von Vincent Bourne gestifteten primitiven Methodisten, er war jedoch ein Mann von weit größere Originalität und weit reicheren Anschauungen als die Methodisten-Prediger in der Regel besitzen und versenkte sich mit Liebe und Eifer in die Lehre der alten Puritaner.

Was Haggards bürgerliche Thätigkeit anbetraf, so war sein Laden der beste in ganz Comhaven. Eigentlich betrieb er ein Spezereigeschäft, er hielt indeß auch ein Lager von allerlei Ellen- und Posamentierwaare und war überhaupt bereit jeglichen Artikel, den man in Comhaven brauchte, aus den größeren Geschäften in Barnstaple oder den Magazinen in Exeter herbeizuschaffen. So enthusiastisch Joshua für seinen Beruf als Prediger war, vernachlässigte er darüber doch keinen Augenblick seinen Handel.

Hier herrschten Ordnung und Aufmerksamkeit während eine scrupulöse Ehrlichkeit sein Geschäft auch dem sorgsamsten Haushalter empfehlenswert machte. Seine Schiebfächer bargen weder verfälschten Kaffee noch mit Sand vermischten Zucker; sagte man eine Waare komme von Haggard, so hieß das so viel, als sie sei von der besten Qualität, die für Geld nur zu kaufen sei. Haggards gemischter Thee zu acht Schillingen war ein berühmtes Mittel gegen nervösen Kopfschmerz und wer ein Senfpflaster gelegt hätte, ohne den Senf dazu von Haggard geholt zu haben, hätte geglaubt sich einer groben Fahrlässigkeit schuldig zu machen.

Joshua war schon seit mehreren Jahren Witwer und das Regiment seines Haushaltes, wie auch ein Theil der geschäftlichen Obliegenheiten ruhten in den Händen seiner unverheiratheten Schwester Judith. Sie verband mit einem ausgeprägten Geschäftssinne häusliche Tüchtigkeit, Willenskraft und unermüdliche Ausdauer, glich überhaupt in weltlichen Dingen in allen Stücken ihrem Bruder, besaß indeß nichts von seinen höheren geistigen Bedürfnissen und überirdischen Anschauungen. Ihre Frömmigkeit war mehr mechanischer Art und bethätigte sich durch häufige Kirchenbesuche und Andachtsübungen; ihre Lebensauffassung war eine asketische, besonders im Hinblick auf andere Leute, so daß sie sich in ihrem Gewissen gedrungen fühlte, denen die von ihr abhingen, jeglichen unschuldigen Genuß, jede kleine Lebensfreude als eine »Falle des Bösen« zu beschneiden und zu entziehen. Da sie einzige und unumschränkte Gebieterin im inneren Haushalt ihres Bruders war, so lastete ihr Joch nicht gerade leicht auf dessen Kindern, einem Sohn und einer Tochter, und nicht minder ward es empfunden von dem Mädchen für Alles und dem Laufburschen, welcher die Waaren austrug und zuweilen Unfug anrichtete, indem er einen Korb mit Eiern umwarf oder eine Essigflasche zerbrach.

Joshua Haggards Haus und Garten waren stets wie aus dem Ei geschält, sein Laden konnte als Muster der Sauberkeit und Ordnung dienen, sein ganzes Leben war so weise, geordnet, mäßig, regelrecht und ehrenhaft, daß er selbst das beste und höchste Beispiel für das Leben eines Christen bot, welches er Andern

predigte. Wenn er mit seiner schönen klangvollen Stimme den ersten Psalm vorlas, so hatte seine Gemeinde in ihm das Bild des Mannes vor Augen, »der Lust hat zum Gesetz des Herrn und redet von seinem Gesetz Tag und Nacht. Der ist wie ein Baum, gepflanzt an den Wasserbächen, der seine Frucht bringet zu seiner Zeit, und seine Blätter verwelken nicht und was er macht, das geräth wohl.«

»Aber so sind die Gottlosen nicht —.«

Ach und mit welcher inbrünstigen Betonung mit welchem triumphierenden Bewußtsein der Ueberlegenheit, mit welchem Vertrauen, welcher Sicherheit gegen die bloße Möglichkeit, daß eine Versuchung *ihn* anfechten könne, pflegte Joshua den Gottlosen in den folgenden Versen zu schildern.

Der Prediger, wie Joshua in Combhaven allgemein genannt ward, war nicht nach dem Glockenring gekommen um daselbst zu trinken oder sich zu belustigen. Er war der nüchternste Mensch, den man sich denken könnte. Ohne daß er den Genuß geistiger Getränke feierlich abgeschworen hatte, kostete er doch selten einen Tropfen davon und begnügte sich zu seiner Mittag- und Abendmahlzeit mit einem kleinen Krug Dünnbier. Er kam auch nicht als Geschäftsmann, sondern in seiner Eigenschaft als Seelsorger, um Mrs. Jakes, welche die letzten beiden Sonntage nicht in der Kirche gewesen war, nach dem Grunde dieser Unterlassungssünde zu fragen und sie zur Besserung zu ermahnen.

»Die Sonnabend-Abende waren so furchtbar anstrengend,« entschuldigte sich Mrs. Jakes ans die Anklage ihres geistlichen Hirten. »Die Fischer sitzen bis spät in der Nacht man wird beständig hin und her gejagt, sie machen Lärm und man fühlt sich am andern Morgen wie zerschlagen.«

»Wenn Sie mehr auf das Heil ihrer Seele bedacht wären, als auf Ihren erbärmlichen Vortheil, Mrs. Jakes so würden Sie nicht dulden, daß die Leute so spät im Wirthshause sitzen und ihnen nicht so viel Branntwein geben, daß sie betrunken werden und toben und lärmern.«

»Ach,« seufzte die Wirthin mit einem vielsagenden Kopfschütteln, »glücklich diejenigen, welche zu einem tugendhaften Gewerbe

erzogen sind; ich bin zu dem meinigen von meinen Eltern angehalten worden und muß nun schon dabei bleiben.«

»Werfen Sie es von sich, wenn Sie sehen, daß es Ihnen zur Schlinge wird, Mrs. Jakes. Weisen Sie es von sich, wenn Sie sehen, daß es Andere auf böse Wege führt. Den Unmäßigen Getränke verkaufen ist eben so gut wie Compagnie mit dem Satan machen. Nehmen Sie Ihr Schild ab, liebe Frau, und setzen Sie Ihre Hoffnung auf Gott.«

»Das möchte ich schon thun, Mr. Haggard, wenn ich nur wüßte, wovon ich meine Steuern und Renten bezahlen und meinen Lebensunterhalt bestreiten soll.«

»Haben Sie vergessen, daß ohne seinen Willen kein Sperling vom Dache fällt, Mrs. Jakes?«

»Das mag ja für die Sperlinge ganz gut sein, obwohl ich auch schon manchen habe aus dem Neste stürzen sehen; Sperlinge haben nicht viel Verstand und da ist es nothwendig, daß für sie gesorgt wird. Wir Menschen sollen aber doch wohl für uns selbst sorgen, wozu hätte uns sonst die Vorsehung den Verstand gegeben, und da hilft es eben nichts, man muß bei dem Geschäfte bleiben, zu dem man erzogen ist.«

»Sie erinnern mich an den jungen Mann im Evangelium, Mrs. Jakes, der traurig fortging, denn sein Herr hing an seinem Reichthum.«

»Ich hänge nicht am Reichthum, Mr. Haggard, sondern will nur mein täglich Brod haben. Der Leopard könnte ebenso gut seine gesprenkelte Haut ablegen, wie ich aufhören könnte, Gastwirthschaft zu treiben, und könnte ich es und ergriffe ich ein anderes Geschäft, möchte es meinen Nachbarn vielleicht gar nicht recht sein. Wie würde es ihnen gefallen, wenn ich einen Spezereiladen eröffnete?«

Joshua Haggard lächelte. Es war das gesättigte, beruhigte Lächeln eines Mannes, der da weiß, daß sein Geschäft auf einer Basis ruht, welche für Andere nicht so leicht erreichbar ist. Viel Kapital, große Geschäftskenntniß, langjährige Erfahrung, unermüdlicher Fleiß und der besondere Schutz der Vorsehung. Wer sollte dagegen aufkommen?

»Seht,« rief Jabez Long, indem er die Pfeife aus dem Munde nahm und nach dem schwarzen Horizont deutete, »sehr, Jungen, da ist der Delphin.«

Am äußersten Rande des Meeres schimmerte ein Stück weißes Segel, das sich ordentlich geisterhaft von dem bleifarbenen Himmel abhob. Aller Blicke richteten sich in ängstlicher Spannung, wenn nicht gar mit Furcht und Schrecken dahin. Das arme kämpfende Segel hob und senkte sich bald war es verschwunden, bald ward es wieder sichtbar. Es glich einer Menschenseele, welche mit den empörten Wassern des Schmerzes und der Sünde kämpft.

Während Joshua Haggard in der steingepflasterten Küche des Wirthshauses gestanden und Worte der Weisheit zu Mrs. Jakes gesprochen hatte, war von der See her ein gewaltiger Windstoß gekommen, der über die fruchtbaren Hügel dahinstrich und in dem Waldlande ein Echo weckte als wären böse Geister geschäftig, dem Menschengeschlechte den Untergang zu bereiten. Dennoch hatte der Sturm seinen Höhepunkt noch nicht erreicht. Aus der Ferne sah man über der Finsterniß von See und Himmel eine Linie weißen kochenden Schaumes sich daherwälzen. Die Fischer wußten nur zu gut, daß dies erst den Ausbruch des Sturmes bedeutete.

»Er hätte in Clovelly bleiben sollen,« sagte Mike Durran, »nur ein Wahnsinniger segelt in einer solchen Nusschale, wenn ein Sturm im Anzuge ist. Entweder verschlingt das Meer das Fahrzeug oder der Mast bricht und es wird auf die Klippen geworfen.«

»Er ist ein guter Schiffer, nicht wahr?« fragte Joshua Haggard.

»Das ist er freilich, wäre er es nicht, könnte er bei einer See wie dieser das Boot nicht so regieren, wie er es thut. Er und sein Bruder haben von Kindesbeinen an auf dem Meere gelegen und es giebt hier fast keinen Schiffer, mit dem er es nicht aufnehmen könnte, aber heute hilft ihm alle Geschicklichkeit nichts, wenn er das durchmacht bin ich ein Holländer.«

Joshua Haggard hörte mit Erstaunen mit welcher Ruhe und Gelassenheit dieses Urtheil gefällt ward. An den felsigen Küsten ist das Leben freilich wohlfeil und es macht nicht so viel aus ob ein Mensch mehr oder weniger ertrinkt. Dazu kam noch, daß der junge

Squire unter den Fischern keine besonders beliebte Persönlichkeit war. Er war zurückhaltend, man nannte ihn stolz, während er nur das Schiefe und Unangenehme seiner Stellung als Sohn eines geizigen Vaters sehr tief empfand. Er hatte nichts zu geben und doch nahm man es ihm übel, daß seine Hand nicht offen war.

»Was!« rief Joshua, »glaubt Ihr wirklich, das Boot sei in Gefahr?«

»Gefahr genug,« antwortete Jabez. »Sehen Sie, die Sturzwelle ist jetzt ganz dicht daran, ob wir das Fahrzeug wiedersehen, wenn sie sich vorbeigewälzt hat, ist die große Frage.«

Näher und näher kam dem Delphin die Linie weißen Schaumes mit ihrem schwarzen Hintergrunde von Wind und Regen. Jetzt hatte sie das Boot erreicht. Man konnte sehen wie es dem ersten Anprall stand hielt, dann war das weiße Segel verschwunden.

»Das Boot ist verschlungen!« rief Haggard.

»Nein, aber es hat den Mast verloren, weggeputzt wie eine Rübe. Jetzt kann den Delphin nichts mehr retten, er wird gegen die Klippen geworfen und das Meer macht dann kurzen Prozeß mit ihm.«

»Und Ihr steht hier ganz ruhig, raucht, trinkt und schwatzt, während das Leben eines Mitmenschen auf dem Spiele steht?« rief Haggard. »Seid Ihr Seeleute?«

Der Windstoß, welcher das Geschick des Delphin entschied, hatte mittlerweile das Land erreicht und trieb den Schauenden den Regen mit solcher Gewalt in's Gesicht daß ihnen für den Augenblick jede Ausschau auf die See unmöglich ward. Was sie dann endlich sahen, war nichts weniger als ermutigend; die dunklen Wogen wälzten sich schäumend und brüllend in die Bucht als wären es nach Menschenblut lüsterne Seeungeheuer.

Die Boote der Fischer lagen meistens in Sicherheit an der Mündung eines kleinen Flusses, der sich in geringer Entfernung von der Stadt ins Meer ergießt. Es wäre ihnen ein leichtes gewesen, sie herbeizuholen, aber konnten durften sie angesichts eines solchen Sturmes die Fahrt auf dem Meere wagen? Und wenn sie sie wagten, war es denkbar, daß sie noch zur rechten Zeit kamen? Der Delphin ward mit rasender Schnelligkeit gegen das Riff getrieben. War es nicht nutzlos, das Leben zu wagen?

Die Fischer sahen sich unter einander zweifelhaft an und richteten dann ihre Blicke auf Joshua Haggard. Sie waren zum größten Theil alte wetterharte Männer.

»Wir haben Frauen und Kinder, an die wir denken müssen,« sagte Durran. »Sie stehen uns näher als der junge Squire.«

»Wenn wir selbst unser Leben wagen, so ist es kaum denkbar, daß wir den Delphin an's Land bringend fügte Jabez hinzu.

»Ihr wollt also wirklich ruhig zusehen wie ein Mitmensch umkommt!« schrie Joshua, empört über diese Unmenschlichkeit. Diese Leute gehörten zu seiner Heerde, ihnen predigte er das Evangelium — Selbstverleugnung, Nächstenliebe — und das war die Frucht!

»So weit ist's ja noch nicht,« sagte der Eine.

»Er hätte in Clovelly bleiben sollen,« meinte ein Anderer.

Joshua Haggard beschattete seine Augen mit den Händen und blickte nach dem Meere. Die größte Gewalt des Windstoßes war gebrochen, wenn er auch noch immer heftig blies. Der Regen, den er vor sich hergetrieben, hatte nachgelassen und der Delphin erschien als schwarzer Punkt auf den empörten Wogen. Nach dem Winde zu gerichtet bezeichnete zwischen dem Schiffe und dem Flecken auf welchem die Zuschauenden standen, eine Linie von schwarzen Felsen und weißem kochendem Schaum das Riff, welches von der westlich von der Bucht gelegenen Spitze in's Meer ging. Es war eine schmale zur Zeit der Ebbe unbedeckt vom Wasser liegende Felsschicht, die in einen sich höher und breiter aufthürmenden Felsblock endigte, der sein gigantisches Haupt selbst bei der höchsten Fluth aus den Wellen emporhob. In diesem Augenblicke war die Fluth beinahe vorüber, man konnte je nachdem die dunklen Wogen sich hoben und senkten die Linie der Klippen sich pechscharf von dem das Riff bedeckenden weißen Gischt abheben sehen, konnte unterscheiden, wie sich das sturmgepeitschte Meer gleich einem Katarakt darüber ergoß.

Ein wenig westwärts vom Glockenring, dicht an den Felsen des Vorgebirges lag ein einzelnes Boot vor Anker das früher zu einem Kauffahrteischiff gehört hatte. Es war klein und alt, aber noch stark

und konnte unter dem Schutze der Klippe in beinahe glattes Wasser gebracht werden. Joshua sah auf das Boot und dann auf den Delphin, der schnell seinem Geschick entgegen getrieben ward.

»Ich kann so gut ein Paar Ruder führen wie irgend Einer in Combhaven,« sagte er, »leiht mir jenes Boot und ein aufgewickeltes Tau, Jabez.«

»Was, Sie wollen doch nicht gegen solchen Wind gehen, Mr. Haggard?« rief Long.

»Ich gehe ein Menschenleben zu retten, wenn ich kann,« antwortete Haggard. »Er, der über die Wasser wandelte und dem Sturm gebot, wird mit mir sein.«

»Nein, Herr, wir wollen statt Ihrer gehen!« schrie Jabez.

»Ja, das wollen wir,« sagte auch Durran und alle Uebrigen ließen ein zustimmendes Murmeln hören. Allgemein wandte man sich nach der kleinen Bucht, wo die Bote umgestürzt lagen.

»Nein,« rief Joshua entschieden, »Ihr habt Frauen und unversorgte Familien. Die Meinen sind, wenn mich die Wasser verschlingen sollten, mit zeitlichen Gütern reich genug bedacht, wären sie aber auch bettelarm, so könnte ich sie doch getrost in den Schutz dessen geben, der über Land und Meer herrscht.«

Unbekümmert um die Bitten und Vorstellungen der Fischer, welche jetzt mit dein größten Eifer hilfsbereit waren, eilte Joshua nach dem Boote und brachte es ins Wasser.

»Kein Einziger von Euch kommt mit mir!« gebot er mit jenem feurigen Enthusiasmus, durch welchen er den stärksten Einfluß auf seine Gemeinde besaß. »Der Herr hat diese Leben in meine Hand gegeben. Ich gehe allein. Reicht mir die Ruder und das Tau.«

Sie gehorchten ihm ohne Widerrede, gleichzeitig wurde aber weiter unten an der Bucht ein größeres Boot seefertig gemacht. Man dachte jetzt nicht mehr daran, daß man Frauen und Kinder nicht der kalten Milde der Gemeinde überlassen dürfe.

Joshua hatte nicht geprahlt, als er sich einen guten Ruderer nannte. Er war ein in vielen Dingen erfahrener Mann, der, an welchen Platz ihn das Geschick auch gestellt haben möchte, immer



eine hervorragende Stellung eingenommen haben würde. Er war ein Dissenter-Prediger geworden, würde aber als Seemann oder als Soldat auch eine leitende Persönlichkeit gewesen sein.

Die Aufgabe, welche er vor sich hatte, war keine leichte. Eine kurze Strecke ward er durch die Klippe gedeckt, als er aber deren Bereich verlassen hatte, empfand er die volle Wuth des ihn erfassenden Sturmes. Und dabei schützte ihn das Riff, welches als ein natürlicher Wasserbrecher diente, immer noch vor der Gewalt der Wellen. Aber selbst die brechenden Wasser waren noch stark genug, daß sie Joshua die größten Schwierigkeiten bereiteten, das kleine Boot hin und her schaukelten und es dem Schiffer beinahe unmöglich machten, ein Ruder mit einigem Erfolg zu gebrauchen.

Während er mit verzweifelter Anstrengung ruderte warf Joshua einen Blick über seine Schulter. Ungefähr hundert Ellen entfernt von sich sah er den Delphin, der mehr nach der Küstenseite der großen Klippe am Ende des Riffs auf die Brandung zutrieb. Die kleine Mannschaft hatte sich nicht der Muthlosigkeit überlassen. So hoffnungslos es auch erschien, hatte man doch ein Paar kleiner Ruder ausgesetzt und versucht, vermittelst derselben das Riff zu umschiffen, da sich dies jedoch als unmöglich erwiesen hatte und da man das tapfere kleine Boot zur Hilfe herbeieilen sah, hatte man nun sein ganzes Augenmerk darauf gerichtet, nach einer Stelle zu steuern, wo ein kleiner Spalt in dem Riff eine Möglichkeit gab, hinübergespült zu werden, ohne daß Boot und Mannschaft gleichzeitig an den Klippen zerschmettert würden.

Weiter windwärts konnte man ein mit sechs kräftigen Fischern bemanntes Boot erkennen, das mit gutem Erfolge gegen Wind und See ankämpfte, die Entfernung zwischen ihm und dem Delphin war aber so groß, daß dessen Schicksal schon entschieden sein mußte, ehe jenes herankam. Seine einzige Hoffnung auf Rettung beruhte auf dem von Joshua geführten kleinen Boot.

Haggard übersah mit einem Blicke die Situation. Während seine Lippen ein brünstiges Gebet sprachen spannte er alle Kräfte seines Körpers an, das Rettungswerk zu einem glücklichen Ende zu führen.

»Gott in der Höhe ist mächtiger als das Getöse vieler Wasser, als

die gewaltigsten Wogen des Meeres!« rief er.

Keine Minute hätte er später kommen dürfen. Kaum hatte er die Stelle erreicht, wo er den Delphin zuletzt gesehen, so ward auch das kleine Fahrzeug bereits von seinem Geschicke ereilt. Eine Welle warf das leichtgebaute Boot auf das Riff, wo es sofort zerschellte. Joshua erblickte inmitten des weißen Schaumes an der Windseite des Riffes zwei menschliche Gestalten, die halb betäubt, von der Erschütterung, halb erstickt vom Wasser, nur noch schwache Versuche machten, sich auf der Oberfläche zu halten, und zog eine nach der andern in sein schwankendes Boot. Er erkannte Peter, den Burschen, und Jack, den Schiffer, was war aber aus dem jungen Squire geworden?

Mit scharfen Augen musterte Joshua Meer und Felsen, und entdeckte endlich den Verschwundenen. Er lag auf dein höchsten Theil der Klippe. Die Woge, welche ihn dahingetragen, hatte nicht die Kraft besessen, ihn hinüberzuschleudern, sondern ihn dort betäubt liegen lassen; er schien aber doch noch Lebenskraft genug zu besitzen, um sich instinktiv an der Kante der Klippe festzuhalten. Wie jeder Seemann weiß, folgen die Wellen einander in abwechselnder Masse und Gewalt; zuerst kommen eine Anzahl mittelgroßer Wellen, dann folgen einige höhere, welche in zwei bis drei gipfeln, die alle andern überragen. Die letzte Welle in dieser Reihenfolge hatte den jungen Squire auf das Riff geworfen; die nächste große Woge mußte ihn entweder auf die Windseite desselben hinüberspülen oder er wurde von der Rückströmung in ihren Strudel gerissen, ein Spielball der Wellen, die was noch von Leben in ihm war, bald genug herausgepeitscht haben würden. Sich ihm helfend nahen, hieß sich in die gleiche Gefahr begeben, welche ihn bedrohte. Persönliche Besorgnisse würden Joshua keinen Augenblick abgehalten haben den Versuch zu machen, derselbe ließ sich aber nur unter den größten Schwierigkeiten bewerkstelligen.

Die Landung an den Felsen war ein beinahe aussichtsloses Unternehmen und Joshua mußte sich sagen, daß er dabei nicht nur sein Leben, sondern auch das der beiden soeben erst Geretteten auf das Spiel setze. Die Letzteren hatten sich schnell erholt und

befanden sich bereits wieder im Besitze ihrer Geisteskräfte, konnten mithin für die Rettung ihres jungen Herrn zur Hilfe herangezogen werden.

Das Boot lag geschützt unter der Klippe, das Steigen und Fallen der großen Wellen machte aber jeden Versuch der Landung an dem Riffe zu einem gefährlichen Unternehmen. Joshua übergab deshalb die Ruder dem Schiffer und dem Jungen, nahm einen festen Standpunkt im Bug des Bootes und schickte sich an, nach dem Riff hinüberzuspringen. Die Sache war durchaus nicht leicht. Einen Moment befand sich das Boot in gleicher Höhe mit dem Riffe oder beinahe darüber, im nächsten war es um mehrere Fuß darunter. Stieß der Bug des Bootes in dem Augenblicke, wo das Wasser fiel, gegen die Klippe, so war das Fahrzeug verloren; sprang Joshua zu kurz und verfehlte sein Ziel, so war sein Untergang unvermeidlich.

Joshua Haggard kannte die Gefahr in ihrem ganzen Umfange, sein Entschluß ward aber dadurch nicht im mindesten beeinflusst. Er dachte selbst in diesem Augenblicke nur an Bibelstellen, die er seinen Predigten zu Grunde legte, unter dem Gebrüll der Wellen erhob er seine Stimme im Gebet zu seinem Gotte. Was war ihm der Tod, wenn er ihn in der Ausübung eines guten Werkes ereilte? Nichts als ein Sprung in den dunklen Strom, der den Christen von seiner ewigen Heimat trennt.

»Der Herr ist unser Richter, der Herr ist unser Gesetzgeber, der Herr ist unser König, er wird uns erretten!« rief er und dachte mehr an die armen Leute, die er aus dem Wasser gezogen, als an sich selbst. Vielleicht waren sie des Rufes noch nicht gewärtig; vielleicht waren neben ihm zwei Sünder, die noch nicht versöhnt mit ihrem Gotte noch nicht bereit waren, vor sein Angesicht zu treten.

»Setzt Euer Steuerbord-Ruder ein!« rief er. »So wird es gehen. Ein Schlag zusammen — rückhand.«

Mit dem letzten Kammando sprang Joshua auf den Felsen — leider aber um einen Moment zu spät. Er hatte Alles ganz genau berechnet, aber selbst der geschickteste Seemann würde es schwierig gefunden haben, in dieser Nusschale von Boot, das von dem kochenden Schaum wie Kork auf und nieder geschleudert

ward, einen festen Stützpunkt zu gewinnen, von dem aus ein Sprung sich mit Sicherheit ausführen ließ. Als er zum Sprunge ansetzte, taumelte er zurück und wenn er auch sofort wieder Halt bekam, war darüber dennoch der richtige Moment vorübergegangen. Statt von einer steigenden Bewegung sprang er von einer sinkenden aus; die Folge davon war daß er wohl den Felsen erreichte, daselbst aber nicht auf seinen Füßen zu stehen kam. Er fiel mit Heftigkeit gegen die Kante des Riffes und verletzte sich nicht unerheblich hielt sich jedoch an den Felsspitzen mit den Händen fest und gewann nach harten Anstrengungen einen festen Standpunkt auf der Klippe. Blutend und erschöpft hatte er das Ziel, das er sich vorgesteckt, erreicht, denn wenige Ellen entfernt von ihm lag Derjenige, um dessentwillen er das kühne Wagniß unternommen.

Wenige Ellen — und doch bedeuteten sie hier noch eine weite Entfernung. Die See bespülte den Raum, war auch hier die Gewalt der Wellen gebrochen, so verhinderten sie doch, daß Joshua seine aufrechte Stellung zu behaupten vermochte.

Zweimal spülten die Wogen die Füße unter ihm hinweg, aber beide Male klammerte er sich mit blutenden Händen an der Klippe fest und hielt aus, bis die Welle sich vorübergewälzt hatte und es ihm möglich ward, wieder Fuß zu fassen.

Wäre der junge Squire bei Bewußtsein und kräftig genug gewesen, so würde es ihm leicht geworden sein, so weit zu kriechen, um aller Gefahr, wieder nach der Wetterseite des Riffes gespült zu werden, überhoben zu sein selbst wenn er sich noch zu schwach gefühlt hätte, durch die erregten Wellen bis zum Boote zu schwimmen. Oswald Pentreath hatte aber das Boot noch gar nicht gesehen. Die Welle, die ihn auf die Spitze der Klippe geschleudert schien alles Leben aus ihm herausgepeitscht zu haben. Er lag da, außerhalb des Bereiches der stärksten Wellen, aber der sprühende Schaum wälzte sich über ihn hin.

Joshua hatte ihn beinahe erreicht, gleichzeitig war aber auch die Zeit der großen Wellen wieder herbeigekommen, ehe er an seiner Seite war, schlug windwärts von ihm die erste dieser gigantischen Wassermassen gegen die Klippe. Wie ein dunkelgrüner Berg wälzte

es sich gegen die Felsen, es brach sich daran, überflutete ihn mit weißen Schaummassen, die sich verderbendrohend gegen den jungen Squire wandten. War die Welle nicht stark genug, ihn über das Riff zu tragen, so konnte deren Rückstauung ihn sehr wohl mit fortspülen. In wenigen Augenblicken war es mit ihm vorüber, aber während dieser Zeit, hatte Joshua sich den Weg zu ihm erkämpft. Jetzt gewann der Mann, jetzt die Welle, jetzt wieder der Mann und abermals die Welle die Oberhand, aber Joshua war der Stärkere. Im nächsten Augenblicke hatte er Oswald über die Kante des Riffes hinweg und in Sicherheit.

Er rief hinüber zu den Leuten im Boote, die, während sie gespannt dem Vorgange auf der Klippe folgten, abgetrieben worden waren, ganz nahe heranzurudern, um ihn und Oswald aufzunehmen, denn seine Absicht war, mit dem immer noch leblosen jungen Squire hinabzuspringen. Die nächste Welle überhob ihn jedoch dieser Mühe, denn sie spülte Beide über die Klippe und warf sie beinahe gegen das Boot. Wenige Sekunden später waren Jack und Peter Joshua behilflich in das Boot zu klettern und ihren jungen Herrn hineinzuziehen. Nach Verlauf von weiteren zehn Minuten landete das schwer beladene kleine Fahrzeug an der sandigen Küste, wo die Ankommenden von der herbeigeströmten Fischerbevölkerung mit lautem Hurrahrufen empfangen wurden.

Joshua trug den Geretteten ans Land; die Last schien ihn nicht im mindesten zu drücken und doch konnte der junge Oswald Pentreath keineswegs das Gewicht einer Feder haben.

»Sagt Mrs. Jakes sie solle ein gutes Feuer anzünden,« rief Joshua während er die Richtung nach dem Glockenring einschlug, fügte aber sogleich hinzu, »bei näherer Ueberlegung erscheint es mir besser, wenn ich ihn nach meinem Hause bringe. Er hat dort mehr Behaglichkeit, ein sauberes Bett und meine Schwester Judith ist so gut wie ein Doktor. Lege irgend Einer von Euch mit Hand an und wir werden ihn im Nu die Straße hinuntergebracht haben.«

Mr. Haggard's Haus lag am Anfang der Hochstraße der einzigen wirklichen Straße, die Comhaven besaß, und war kaum fünf Minuten vom Glockenring entfernt. Mehr als ein halbes Dutzend

kräftiger Männer eilten herbei, ihre Dienste anzubieten, der Prediger ließ aber nur den jüngsten unter ihnen die Füße des Verunglückten fassen während er ihn bei den Schultern nahm. So trugen die Beiden Oswald Pentreath mit Leichtigkeit um die Felsspitze herum längs der kleinen sandigen Bucht nach der Straße, an deren Ecke Joshua Haggards Haus stand.

Es war ein stattliches viereckiges Gebäude aus Stein aufgeführt. An der einen Seite der Hausthür befand sich der Laden, an der anderen mehrere Zimmer. Dicht an das Haus schloß sich ein sehr gut in Stand gehaltener Gemüsegarten und am Ende desselben war der Abhang einer der Hügel, welche Comhaven gegen Wind und Wetter schützten mit fruchttragenden Obstbäumen bepflanzt, wodurch die Besetzung des Predigers nach dieser Seite einen sehr hübschen Abschluß erhielt. Neben dem Hause lag ein Stall, in welchem Joshuas grauer Hengst mit all' der Aufmerksamkeit gepflegt ward, die ein so nützlichcs Thier verdiente, welches den Prediger und seine Waaren mit gleicher Willfährigkeit trug.

Was architektonische Schönheit anbetraf, konnte Mr. Haggards Wohnsitz keinen Anspruch auf Bewunderung machen. Es gab nicht leicht ein Gebäude von unscheinbareren Verhältnissen, durchgängig war das Ornamentale völlig dem Nützlichen untergeordnet worden. Dem fruchtbaren Devonshire ist aber ein solcher Reichthum von Farbe verliehen, da auch das Gewöhnlichste einen verklärenden Schimmer empfängt, und so würde selbst Joshuas Haus und Garten an sonnigen Tagen kein ungeeigneter Vorwurf, für den Pinsel eines Furner oder Millais gewesen sein. Ebenso liegt glücklicherweise in peinlicher Sauberkeit und Ordnung auch eine Schönheit und an dieser war das Haus des Predigers reich. Der blendendweiße Fußboden, die fleckenlosen Wände, das glänzende alte Möbel, die spiegelblanken Fensterscheiben, die mit wohlriechenden Blumen gefüllten altmodischen Porzellanvasen, die wie Gold blitzenden Schlösser, Feuerhaken u.s.w., die Frische und Akkuratesse, welche Jedes Geräth auszeichnete, dürfte auch die Bewohner eines Palastes entzückt haben. Die Küche mit den kupfernen, zinnernen und messingnern Kesseln, Pfannen, Töpfen und Schüsseln, welche

jede Woche gescheuert wurden diente mehr zum Staat als zum Gebrauch; das Wohnzimmer mit den Schränken und Kommoden mit metallenen Griffen und Schlössern und den Polsterstühlen mit den geschnörkelten Füßen und den hohen Lehnen erinnerte mit seinen tiefen Schatten und seinem gedämpften Lichte an alt holländische Gemälde. Der breite sandbestreute Hausflur hatte eine niedrige gewölbte Decke und mit Holz getäfelte Wände, stand die Thür offen, so hatte man eine mit dem Ganzen treffliche, harmonisierende, entzückende Aussicht auf den Garten. Und was soll man erst von dem besten Zimmer des Hauses sagen! Es war ein Tempel der Frische und Ruhe, durchzogen von dem Wohlgeruche, den getrocknete Rosenblätter, Reseda und Lavendel ausströmen, ein Zimmer, in welchem es sich an Sonntag Nachmittagen wundervoll schlafen ließ, wo man die ganze Welt vergessen konnte und höchst wahrscheinlich von der ganzen Welt vergessen ward.

Judith Haggard sah den Zug von Fischern, welcher sich den Trägern des Verunglückten angeschlossen hatte, durch die Thür des grünen Holzgitters, das den kleinen Vorgarten von der Straße trennte, kommen und eilte ihm erschrocken entgegen.

»Joshua, was ist geschehen?« rief sie auf seine leblose Bürde deutend. In kurzen Worten theilte ihr der Bruder den Sachverhalt mit.

»In der Küche brennt ein gutes Feuer, tragt ihn dorthin,« gebot sie: »Naomi, lauf schnell und bringe mit Sally die Matratze aus dem Gastbett, nebst ein paar Decken und einem Kissen herunter. Joshua, Du scheinst mir ja auch im Wasser gewesen zu sein.«

»Ja, Judith, Gottes Gnade hat mich gewürdigt, das Werkzeug zur Rettung dieses jungen Mannes zu werden.«

»Hm,« murmelte seine Schwester im zweifelnden Tone, »ich wünschte Du hättest einen besseren Mann gerettet als einen von des alten Pentreaths Art.«

Der alte Squire verließ sein Besitzthum fast niemals, ging nicht zur Kirche und gab nichts an die Armen, Combhaven glaubte daher er habe sich dein Satan ergeben und war überzeugt, ihm würde einstmals kein christliches Begräbniß mit Gebet und Glockengeläut zu Theil werden können, denn sein Herr und Meister werde ihn wenn

seine Zeit abgelaufen mit Haut und Haaren in die Hölle schleppen.

Einer dunklen Sage, die sich in Comhaven erhalten hatte, zufolge, war der Squire in seiner Jugend ein Republikaner und Wilkie gewesen, hatte an der Empörung und Gotteslästerung der wilden Mönche von Medmenham Theil genommen und ein wüstes, verschwenderisches Leben geführt, dessen Folgen im Alter der schmutzigste Geiz wieder gut machen sollte. Lief auch dabei ein kleiner Anachronismus mitunter, denn der Squire war nicht alt genug um John Wilkes in seiner Glorie gekannt zu haben, so berichte die Tradition im Großen und Ganzen doch auf der wahren Thatsache, daß der alte Mr. Pentreath eine sehr wilde, stürmische Jugend hinter sich hatte. Er hatte sein Erbe verschleudert, sein Besitzthum mit Hypotheken belastet und das aufgenommene Geld in nächtlichen Orgien bei Trunk und Spiel durchgebracht. Die kleinliche Pfennigfuchserie seiner späteren Jahre war dadurch eigentlich eine Nothwendigkeit geworden. Mit der Gewißheit, welche dem sorgfältigen Studium der Angelegenheiten des Nächsten entspringt, behauptete Comhaven, der Squire wäre vor zwanzig Jahren ein armer Mann gewesen, inzwischen waren aber die Hypotheken abgezahlt worden und jetzt mußte er wieder reich zu nennen sein. Ein Mann, der siebenhundert Morgen angebautes Land besaß und weder für sich selbst etwas gebrauchte, noch Anderen etwas mittheilte mußte bald der Crösus seiner engen Sphäre werden. Comhaven konnte sich keinen reicheren Geizhals denken als seinen Squire und grollte ihm ob seiner engherzigen Knauserei als hätte er dadurch ein Verbrechen am Gemeinwohl begangen.

Blickte Miß Judith Haggard aber auch mit einer verächtlichen Miene auf die leblose Gestalt des jungen Mannes, welche auf einer ihrer besten Matratzen ausgestreckt lag so ging sie deshalb doch mit der größten Energie ans Werk, Oswald Pentreath wieder in dieses irdische Jammerthal zurückzuführen. Sie rieb ihn, sie schüttelte ihn, sie klopfte ihm in den Rücken und verfuhr bei ihren Wiederbelebungsversuchen so grausam, daß es gar nicht zu verwundern gewesen wäre, wenn Körper und Geist sich gleicherweise gegen die Rückkehr nach dieser Erde gesträubt



hätten.

Judith verstand aber ihre Sache aus dem Grunde, und machte sie sehr gut. Sie hatte den Patienten in eine halb sitzende Stellung über ihr Knie gezogen, zwang ihn das verschluckte Seewasser von sich zu geben und sah ihre Bemühungen endlich von Erfolg gekrönt. Die schweren Augenlider öffneten sich langsam, die dunkelgrauen Augen blickten wie traumverloren auf die im Kreise herumstehenden neugierigen und gespannten Gesichter, ein schwerer Seufzer entrang sich den Lippen.

»Der Herr sei gepriesen!« rief Joshua feierlich.

»Noch Großmutter's Uhr hat es volle zwanzig Minuten gedauert,« sagte Judith, indem sie einen Blick auf das alte Erbstück in einem Gehäuse von Mahagoni warf, von dem die Sage ging, es zeige die Monate, Wochen Jahreszeiten und den Wechsel des Mondes, das aber seit Menschengedenken nicht einmal die Stunden richtig angegeben hatte.

Während der Ausgang der Belebungsversuche noch zweifelhaft schien, hatte Schweigen in dem Gemache geherrscht und war unter den Zuschauern höchstens geflüstert worden, sobald aber Oswald Pentreath die Augen aufschlug, schien man darin ein Signal zu sehen, daß Jedermann gestattet sei, seiner Zunge freien Lauf zu lassen.

»Ich freue mich, daß er wieder zu sich gekommen ist.« sagte Jabez Long vertraulich zu seinem Nachbar und Kameraden Michael Durran, »ich möchte ihn aber nicht gerettet haben und es thut mir leid, daß es just der Prediger gewesen sein muß.«

»Warum denn?«

»Weißt Du das nicht?.«

»Nein.«

»Ei was? Ich dachte Du wärest ein viel zu guter Seemann, um das nicht zu wissen.«

»Was denn nur?«

»Daß es niemals gut thut, einen Ertrunkenen zu retten. Du holst ihn mit Gefahr deines eigenen Lebens aus dem Wasser und der

Mann muß Dir dafür etwas zu Leide thun. Er mag wollen oder nicht, er kann nicht anders. Kennst Du den Spruch nicht, den sie an der ganzen Küste haben —

»Den ich aus dem Wasser zog, Mich beraubte und belog?«

Das tiefste Leid, was dem Prediger in seinem ganzen Leben widerfahren, wird ihm von diesem jungen Mann angethan werden. Wer lebt wird sehen und meiner Worte gedenken.«

In seiner Erregung hatte er laut gesprochen und Joshua, der vor ihm stand, hatte seine Rede gehört.

»Ich wußte, daß Ihr ein unwissender Mann seid Long,« sagte der Prediger indem er sich umwandte und dem Fischer einen strafenden Blick zuwarf, »für einen solchen Tropf hätte ich Euch aber doch nicht gehalten.«

»Es ist so gewiß wie die Fluth und der Mond Mr. Haggard; hüten Sie sich vor dem jungen Mann, er muß Ihnen etwas Böses zufügen.«

»Weil ich ihm den größten Dienst geleistet habe, den ein Mensch dem anderen nur leisten kann? Unsinn Mann. Ich schäme mich solcher Thorheit.«

»Wer die Sache kennt, weiß auch daß sie wahr ist,« beharrte Long.

»Ich verachte solche Thorheiten zu tief, um sie noch weiterer Widerlegung werth zu halten,« sagte Joshua. »Meine Freunde, wie Ihr seht, ist Mr. Pentreath jetzt wieder zum Leben erwacht, es wäre also gut, wenn Ihr aus dem Wege geht, damit wir es ihm möglichst behaglich hier machen können. Je mehr Luft wir ihm geben desto besser wird es sein.«

»Und Du mußt ebenfalls die Kleider wechseln, Joshua,« mahnte Judith. »Wenn Du davon keinen Rheumatismus trägst, so sollte es mich wundern. Ein Mann, der seinen fünfundvierzigsten Geburtstag hinter sich hat sollte alle Ursache haben, vorsichtig zu sein.«

Die Fischer entfernten sich langsam und ließen den jungen Squire mit Judith und ihrem Bruder allein. Naomi Haggard und Sally, das Küchenmädchen, waren während des Wiederbelebungsprozesses

aus der Küche verbannt gewesen und erwarteten dessen Ausgang im Hausflur mit athemloser Spannung. »Bitte, Miß, lassen Sie mich los, Sie kneifen mich,« sagte die Magd zu Naomi die in ihrer nervösen Aufregung Sally's Arm festgepackt hatte.

»Verzeih, Sally, ich bin gar zu bange.«

»Das hilft Ihnen zu gar nichts, Miß. Der arme junge Mann ist tod und Miß Judith giebt sich vergebens Mühe. Haben Sie seine Lippen gesehen? Die waren blitzblau wie mein Sonntagskleid.«

»O Sally, ich hoffe er ist nicht tod.«

»Gott und Herr, ein großer Schaden ist nicht dabei. Die Pentreaths haben nie viel getaugt.«

Die Fischer hatten sich durch eine aus der Küche in den Garten führende Thür entfernt, Naomi und das Mädchen wußten daher noch nicht, daß Oswald unter Judiths Bemühungen bereits wieder zum Leben erwacht war. Naomi war viel zu gut erzogen, als daß ihr nur der Gedanke gekommen wäre, die Küchenthür nur um einen Strohhalm breit zu öffnen, da ihr befohlen worden war, sich fern davon zu halten. Gewiß war Liebe in Mr. Haggards Hause, sie war ein Element, das wenig an die Oberfläche kam; eine weit sichtbarere Herrscherin war die Furcht. Von frühester Kindheit an hatten Naomi und James Haggard ihren Vater als die ehrfurchtgebietendste Macht auf Erden betrachtet. Sie liebten ihn und waren stolz auf ihn, aber Liebe und Stolz waren je mehr sie heranwachsen, namentlich bei Naomi von scheuer, anbetender Natur, so daß jede trauliche Annäherung dadurch ausgeschlossen ward. Als Kind waren sie wohl auf des Vaters Knie geklettert, das war aber schon lange her und nur selten vorgekommen. Die größte Vertraulichkeit welche öfter zwischen ihnen stattgefunden, bestand darin, daß sie an Sonntag Nachmittagen zwischen der Tischzeit und dem Gottesdienste neben des Vaters Stuhl gestanden und zugehört hatten, wie er ihnen die Geschichte von Joseph und seinen Brüdern oder vom Schicksal jener Kinder, die den Propheten einen Kahlkopf gescholten, mit seiner volltönenden Stimme erzählte, die selbst den Bibelworten noch einen höheren Grad von Zierlichkeit verlieh.

Vergeblich strengten sich Naomi und Sally an, zu hören, was in

der Küche vorging, durch die starke eichene Thür drang kein Ton. Plötzlich öffnete sie sich und Joshua erschien auf der Schwelle mit einer seltsam verhüllten und verpackten Gestalt im Arme. Es war der in Decken gewickelte Oswald Pentreath.

»Mache Feuer im Kamin des Fremdenzimmers an Solly,« gebot Judith. Die Magd lief nach dem Holzstall und Joshua geleitete den jungen Squire die Treppe hinauf indem er ihn halb führte, halb trug.

Es kam nicht oft vor, daß Mr. Haggard's Fremdenzimmer einen Gast beherbergte und er hätte es sehr gut für seine eigene Bequemlichkeit als Arbeitszimmer oder Bibliothek benutzen können. Nach Judiths Anschauung gehörte aber zu einem anständigen Haushalte unerläßlich ein Fremdenzimmer und sie setzte ihren Stolz darin, dieses Gemach beständig in musterhafter Ordnung zu haben, ja darin selbst auf Kosten der bewohnten Zimmer einen gewissen Luxus zu entfalten. Während Joshuas Bettstelle von gestrichenem Tannenholz war, die Vorhänge darum von ausgewaschenem Kattun, die Decke aus grobem Wollenzeug bestand das Bett im Fremdenzimmer aus geschnitztem Eichenholz, hatte eine Kranzleiste, von der blendend weiße in Bogen aufgesteckte Vorhänge niederfielen und Kissen und Decke aus seidener Fleckchenarbeit, zwar verschossen, aber doch immer noch sehr elegant in ihren Bestandtheilen aus Seide und Brocat, Proben, welche Mrs. Patterson, die erste Schneiderin in Barnstaple, einstmals ihrer Cousine, Mrs. Marthe Haggard, geschenkt hatte. Der Toilettentisch in dem Fremdenzimmer war ein besonders schönes Stück Schreinerarbeit mit vielen Schiebladen, einem ovalen Spiegel und schwachen Spuren ehemaliger Vergoldung; man sah es ihm an, daß er ursprünglich für ein weit größeres Zimmer bestimmt gewesen war. Ein brüsseler Teppich, den Judith eigenhändig eingefaßt hatte, bedeckte einen Theil des Fußbodens, das messingne durchbrochene Kamingitter und die Schüreisen mit messingnen Griffen waren stets von Neuem Gegenstände der Bewunderung für Judiths Freundinnen welche, wenn sie zu einer feierlichen Theegesellschaft ins Haus kamen, im Fremdenzimmer ihre Hüte ablegten. Auf dem schmalen Kaminsims standen Tassen und Töpfe

von Swansea Porzellan, die Ueberreste eines alten Services und an der Wand hingen zwei ziemlich werthvolle Stiche — Adam und Eva im Garten Eden und die erste Begegnung zwischen Isaak und Rebekka — in ovalen Rahmen.

In dieses Zimmer ward Mr. Pentreath gebracht, ins Bett gelegt, bis zum Ersticken in Decken gepackt, zum Ueberfluß noch durch den Genuß von heißem Wasser und Branntwein erwärmt und mit der Weisung allein gelassen, er möge schlafen. Seine Kleider, sagte ihm Joshua, würden getrocknet und ihm noch vor Einbruch der Dunkelheit gebracht werden, auch sei bereits ein Bote an seinen Vater geschickt um ihn über sein Ausbleiben zu beruhigen. Der junge Squire erwiderte darauf, die Mühe hätte man sich sparen können, sein Vater hege keine Besorgniß um ihn.

»Mir thut nur der Delphin leid,« fügte er hinzu, es wäre eben so gut gewesen, wenn ich damit zu Grunde gegangen wäre.«

Mr. Haggard verwies ihm diese Sprache in sehr ernstem Tone. »Wenn Sie schon wieder ganz bei sich wären, so würden Sie nicht solche Dinge reden, Mr. Pentreath, das will ich hoffen,« sagte er.

»Warum nicht? Wofür hätte ich zu leben? Meinen Sie, daß ich an dieser Existenz so sehr hänge?« erwiderte der junge Squire nachlässig.

»Wir haben Alle die Möglichkeit, unser Leben für uns und Andere gut und nützlich zu machen, wenn wir nur den rechten Weg einschlagen und das rechte Ziel ins Auge fassen,« antwortete Joshua.

»Sie meinen durch predigen und beten, das liegt nicht in meiner Natur.«

»Ich werde mit Ihnen reden, wenn Sie geschlafen haben,« sagte Joshua, den diese Sprache entsetzte, »jetzt will ich ehe ich Sie verlasse, nur noch ein kurzes Gebet sprechen.«

Der Prediger kniete nieder und erhob seine Stimme zu einem Gebete, so eindringlich, wie er es eben nur zu machen verstand. Oswald öffnete seine müden Augen noch einmal groß und weit und betrachtete das von enthusiastischem Glauben verklärte, himmelwärts gerichtete Gesicht des Knieenden. Der Beter

beschäftigte ihn mehr als das Gebet, denn »der Sünder wandelt im Dunkeln« aber er fühlte sich tief erschüttert. Bisher hatte er Joshua Haggard für einen glattzüngigen, pfißigen Spitzbuben gehalten, der sich in den Geruch der Heiligkeit brachte, um unter diesem Deckmantel bessere Geschäfte machen zu können. Jetzt, da er dem Manne zum ersten Male von Angesicht zu Angesicht gegenüber war, fühlte er sich von Bewunderung, ja von Ehrfurcht für ihn erfüllt.

Nachdem Joshua sein Gebet beendet hatte, verließ er das Zimmer, um seine Kleider zu wechseln, worauf er sich in das Familienzimmer begab, wo die Seinen sich jahraus, jahrein alltäglich zu dieser Stunde zum Tee zu versammeln pflegten. Tante Judith saß in ihrem Nachmittagskleide und in ihrer Nachmittagshaube an dem Theetisch aus Mahagoni und goß aus einer geblühten Porzellankanne den milden, wenig aufregenden Trank in die Tassen. Es ist durchaus nicht anzunehmen, daß in Mr. Haggards Haushalt das hervorsteckende Kennzeichen der Respektabilität, die silberne Theekanne, gefehlt hätte. Tante Judith besaß eine ganze Kiste voll gutes altes Silberzeug, sorgsam in Watte verpackt und bewahrte diese Familienschätze unter dem Bette, aus welchem Versteck sie nur bei seltenen feierlichen Gelegenheiten hervorgeholt wurden.

Die Theestunden in Joshua Haggards Wohnzimmer waren nichts weniger als unterhaltend und kurzweilig. Judith war mit der eingewurzelten Idee durchs Leben gegangen, Heiterkeit, Lachen und harmlose jugendliche Fröhlichkeit wären Schlingen und Fallen, die der nie rastende böse Feind dem Menschengeschlecht gelegt habe. Sie selbst fühlte sich glücklicherweise frei von je einer derartigen Schwachheit; denn sie lächelte mit Ausnahme jenes gehaltenen Lächelns, das sie für die Begrüßung nach der Kirche und für offizielle Theegesellschaften aufzustecken pflegte, selten oder niemals, dafür argwohnte sie aber in jedem Ausbruche der Heiterkeit bei jungen Leuten ihrer Bekanntschaft den Keim zum Verderben. Strenge Erziehung und zeitgemäßer Tadel — zeitgemäß bedeutet hier so viel wie zu allen Zeiten — hatten Naomi beinahe ebenso ernst gemacht wie ihre Tante, der um vier Jahre jüngere James war aber nicht so leicht zu ducken gewesen. Naomi sah sehr wenig im

Leben, was für sie ein Anlaß zur Freude oder Heiterkeit hätte werden können; James dagegen hatte mit jedem Tagediebe oder Herumtreiber in Comhaven sein Vergnügen. Er kam auch öfter spät zum Thee und brachte durch die Spuren, welche seine schmutzigen Stiefel auf dem sandbestreuten Flur und dem rothen Steinpflaster der Küche zurückließen, die hart arbeitende arme Sally in den Verdacht des Unfleißes und der Unsauberkeit.

»Wo James ist, da hilft weder scheuern noch fegen,« pflegte Tante Judith vorwurfsvoll zu sagen.

Die Familie hatte an diesem Nachmittage bereits am Theetisch Platz genommen, als Joshua in seinem guten schwarzen Anzug mit einem frischen weißen Halstuch hereintrat. Judith, für welche der Bruder der Gegenstand ihrer einzigen Liebe und Verehrung war, betrachtete ihn mit andächtiger Bewunderung und sagte sich, er sehe aus wie ein Bischof. Sie war keine demonstrative Natur und erfreute oder quälte ihn selten mit Beweisen ihrer Zärtlichkeit, von Kindheit an hatte sie aber zu ihm aufgeblickt für ihn gearbeitet, an ihn geglaubt und sich ihm mit einer Hingebung gewidmet, wie sie nur wenigen Brüdern von ihren Schwestern zu Theil wird. Wie alle starken Gefühle auf dieser Welt war auch diese Liebe nicht frei von einer Beimischung von Eifersucht. Judith wünschte oder besser erwartete am höchsten in der Achtung ihres Bruders zu stehn, seine wärmsten Lobsprüche zu empfangen und ihm allezeit die Nächste zu sein. Der Gedanke, daß seine Kinder ihm ebenso lieb sein könnten wie sie, würde sie tief verwundet haben.

Es ist nicht unmöglich, daß Joshuas verstorbene Gattin, die jetzt bereits seit zehn Jahren unter den Gänseblümchen des ländlichen Kirchhofes ruhte, durch die bedeutendere Erscheinung ihrer Schwägerin in den Schatten gestellt worden war und sich bedrückt und unbehaglich gefühlt hatte. Wenn sich dies aber wirklich so verhalten, so hatte sich Mrs. Haggard doch niemals darüber beklagt. Sie hatte ihren Gatten geehrt und geliebt, hatte seine Tugenden gepriesen und war dankbar gewesen für die ernste Zärtlichkeit, welche ihr unschuldiges, ereignißloses Leben schützte und behütete. Still und bescheiden war sie in sein Haus gekommen,

ebenso still war sie daraus entwichen; nie hatte ein Ausbruch von Eifersucht, nie ein Verlangen die erste Stelle einzunehmen die Fackel der Zwietracht in den Schooß der friedlichen Familie geschleudert.

»Sie war ein gutes, harmloses Geschöpf,« sagte Judith in herablassender Anerkennung, »und erfüllte ihre Pflicht gegen meinen Bruder. Leugnen kann ich es freilich nicht das ich mich stets gewundert habe, was Joshua eigentlich an ihr gefallen haben mochte; aber es ist eine alte Sache je höher ein Mann steht, desto leichter ist er befriedigt. Das Gesicht einer Puppe ist ebenso gut wie das einer andern, wenn es nur weiß und roth aussieht.«

Die schönen weiß und rothen Farben, welche nach Judith's Anschauung Mrs. Haggard's größte Anziehungskraft für ihren Gatten gebildet hatten, waren von ihr nicht auf ihre Tochter vererbt worden. Naomi besaß ihres Vaters bräunlichen Teint, seine schwarzen Haare scharf gezeichneten Augenbrauen und schwarzen Augen. Die Ansichten über ihr Aeußeres waren sehr getheilt. Manche Leute nannten sie häßlich, weil ihr die weiße Haut und die rothen Wangen fehlten, welche in Combhaven als die hervorragendsten Merkmale der Schönheit galten; hätte aber ein Maler diese hohe, schlanke, biegsame Figur mit den Gewändern der Cleopatra bekleidet, um dieses glänzende Rabenhaar und diese breite, niedrige Stirn eine goldene Binde gelegt, so würde er ein schönes, edles Modell für die Tochter der Ptolemäer gehabt haben. Combhaven wußte aber nichts von Cleopatra und verstand sich wenig auf diesen Typus der Schönheit, man pflegte daher mit christlicher Milde von Naomi Haggard als von einem jungen Mädchen zu sprechen, das recht Hut sei, das aber trotzdem es eine so schöne Mutter gehabt, wenig äußere Reize besitze.

»Vater,« begann Naomi ernsthaft, nachdem Joshua am Tische Platz genommen hatte und ihm seine Tasse gereicht worden war, schwebte heute nicht Dein Leben in Gefahr indem Du Mr. Pentreath rettetest?«

»Mein Leben stand damals ebenso in der Hand des Höchsten, wie jetzt und allezeit, Naomi.«



»Wenn Du nun aber von dem schlüpfrigen Felsen hinabgeglitten wärst?« fragte James, der einen sehr praktischen Sinn besaß und von einem Geschäftsgange nach einem entfernten Gutshofe gerade rechtzeitig zurückgekommen war, um von der Heldenthat seines Vaters zu hören.

»Ich war ebenso sicher wie Daniel in der Löwengrube oder Schadrach, Meschach und Abednego im feurigen Ofen.« antwortete Joshua.

»Das weiß ich denn doch nicht« sagte James zweifelhaft, er würde sich selbst mit einem Erzbischof in Streit eingelassen haben. »Wenn ich wie Du wäre, würde ich mich doch nicht in die Höhle von hungrigen Löwen wagen es kommt nicht Jeder so gut davon wie Daniel. Denke nur an die Christen im römischen Amphitheater, die Löwen zerrissen sie und fraßen sie bis auf die Knochen auf.«

»Wie oft muß ich Dir sagen, James, daß dergleichen Argumente gegen die Frömmigkeit und Ehrfurcht gegen Gott verstoßen?« fragte Joshua vorwurfsvoll.

Naomi ergriff die kräftige braune Hand ihres Vaters und küßte sie.

»Wie gut Du bist, Vater, wie muthig, wie selbstlos!« sagte sie mit einem leisen Gefühlsausbruch. »Die Fischer standen alle unthätig, während Du der einzige, dessen Beruf Dich nicht auf die See führt, Dich hinauswagtest, um den Ertrinkenden zu retten.«

»Du irrst, mein liebes Kind, ich brauchte nur das Beispiel zu geben und jene armen Leute waren ebenso bereit wie ich. Sie waren nicht feige, sondern nur taub gegen die Stimme der Pflicht; die Gefahr scheute wohl einer unter ihnen. Führt mich mein Beruf jetzt nicht mehr auf das Meer, so war ich als Knabe doch fast eben so viel zur See wie auf dem Lande.«

»Du hast es beinahe so arg getrieben wie James und das will viel sagen gefiel Tante Judith ein, »konntest Du ein Boot ergattern, so saßest Du darin und kümmerst Dich wenig um das, was Dir am Lande zu thun oblag.«

»Ich liebe das Meers!« rief Naomi. »Meine frühesten Erinnerungen sind das über meine Füße rollende Wasser, der Geruch des Seegrases, die schlüpfrigen grünen Klippen und die brausende

Fluth. Ich habe das Land mit seinen Hügeln, seinen Wäldern, seinen grünen, blumenbestreuten Wiesenteppichen sehr, sehr gern, aber das Meer geht mir doch weit darüber. Es kommt mir zuweilen vor als wäre das Meer lebendig und das Land stumm und todt.«

»Wahrscheinlich würde es auch Deine Liebe für das Meer nicht beeinträchtigt haben, wenn es heute Deinen Vater verschlungen hätte,« bemerkte Judith in scharfem Tone. Der leise Ausbruch von Zärtlichkeit, mit welchem Naomi ihres Vaters Heldenthat gefeiert, verstimmte sie schon, und doch kam es selten vor, daß das junge Mädchen so weit aus sich herausging.

»O Tante!« rief Naomi vorwurfsvoll, »glaubst Du wirklich, ich hätte je das Meer wieder ohne Schrecken an sehen können, wenn es mir meinen Vater geraubt hätte?«

»Das weiß ich nicht so gewiß,« erwiderte die Tante. »Bei jungen Mädchen, die so phantastisch sind wie Du läßt sich auf nichts mit Bestimmtheit rechnen.«

Joshua's dunkle Augen richteten sich mit dem Ausdruck ernster Mißbilligung auf die Tochter.

»Phantastisch!« wiederholte er. »Ich will nicht hoffen, daß ein Glied meiner Familie phantastisch sei. Meine Kinder haben eine Erziehung erhalten, welche darauf abzweckt, sie klar, nüchtern, vernünftig und stetig in allem Guten zu machen.«

»Ich wünschte wir wären dazu erzogen worden, auch etwas Abwechslung in den Mahlzeiten zu haben,« sagte James, der soeben in das vierte Butterbrod biß. »Lattich ist ja in seiner Art etwas ganz Gutes, aber jeden Tag Butterbrod und Grünfutter ist doch des Guten gar zu viel. Mir ist zu Muthe als müsse ich bevor der Sommer vorüber ist ein zweiter Nebukadnezar werden.«

»Lattich ist gut für das Blut, das merke Dir Junge!« rief Judith.

»Ebenso gut für Deinen Körper wie die sinnliche Begierde nach Leckerbissen schädlich für Deine Seele ist,« fügte der Vater hinzu.

»Sind Krabben etwas Sündhaftes, Vater?« fragte der unbeugsame James »Das Quart kostet heute Nachmittag nur vier Pence und auf der Straße begiebt sich sehr viel Sündhaftigkeit, denn sie werden stark gekauft.«

»Hättest Du nicht gemurrt, so würde ich Dir vielleicht morgen Krabben zum Thee gegeben haben,« sagte Judith »durch Dein unartiges Betragen hast Du Dir das jedoch verwirkt.«

James machte hinter seinem Butterbrod ein sehr schlaues Gesicht. Er setzte in derartige gute Absichten seiner Tante Judith nicht viel Vertrauen.

»Sie will immer und will auch nicht,« pflegte er zu sagen. »Wäre es ihr wirklich Ernst uns einmal etwas Gutes zu geben, so würde sie es doch schon gethan haben sie kommt aber immer damit heraus, daß sie die Absicht gehabt habe, wenn wir irgend etwas gethan haben, was sie nun bestimmt, es zu unterlassen.«

Nachdem der Thee getrunken war und James den ganzen Vorrath von Brod und Butter vertilgt hatte, hielt Joshua eine der Gelegenheit angemessene geistliche Betrachtung, in welcher er für seinen Sohn ein Bild seiner jugendlichen Schwächen entwarf. Zum Text nahm er den Spruch des Weisen: »Ein zufriedenes Gemüth ist ein immerwährendes Fest.« Er schilderte die Sünde der Völlerei, die Lust nach Leckerbissen, die Esau um sein Erstgeburtsrecht und seines Vaters Segen brachte, und ging dann in eine Rhapsodie über auf die Pflicht der Dankbarkeit gegen den allgütigen Schöpfer, dessen Preis und Ehre wir allezeit mit Herz und Mund zu singen haben.

Die Rede war voll Schwung und Begeisterung, fiel aber leider bei James auf etwas steinigen Boden; die geistlichen Ermahnungen wurden zu häufig als Erziehungsmittel bei ihm angewendet und hatten dadurch viel von ihrer Kraft und Eindringlichkeit verloren.

»So viel Geschrei um eine einzige Schüssel Krabben,« dachte Jim und wünschte er wäre unter einem andern Dache geboren worden als im Hause eines Jüngers von Whitefield und Wesley.

---

## Zweites Kapitel.

### *Der Familienkreis.*

In der Stille des Fremdenzimmers schlief Oswald Pentreath den Schlaf der Erschöpfung. Judith hatte die Läden geschlossen und es herrschte ein mildes Zwielflicht in dem von Lavendel duftenden Zimmer, während draußen nach dem vorübergezogenen Unwetter die Sonne wieder hell am Himmel stand. Als der junge Squire endlich wieder die Augen aufschlug war es draußen bereits ebenfalls dunkel geworden und er hatte kaum Licht genug, um die Kleider von Joshua anziehen zu können, welche man ihm in Ermangelung seiner noch nicht hinlänglich getrockneten bereit gelegt hatte. Er badete das Gesicht in frischem Brunnenwasser und staffierte sich so gut heraus als ihm dies mit den für ihn viel zu weiten Kleidungsstücken möglich war. Noch immer war er in Folge des harten Spieles, das Wind und Wellen mit ihm getrieben, etwas betäubt und nicht ganz im Klaren über die Details des über ihn hereingebrochenen Unglücksfalles, nur so viel wußte er, daß Joshua ihn vom sicheren Tode errettet hatte und daß der Delphin zu Grunde gegangen war.

»Mein armes kleines Boot,« sprach er klagend vor sich hin, »es wird lange dauern ehe ich ein anderes bekomme. Ach, es waren meine glücklichsten Tage, die ich auf dem Delphin zugebracht habe!«

Er öffnete die Thür und blickte hinaus. Tiefe Stille herrschte im Hause. Befangen zögernd ging er die Treppe hinunter, er fürchtete kein willkommener Gast zu sein und jetzt, da die Gefahr vorüber, selbst von dem Manne, der ihn gerettet hatte, als ein Eindringling betrachtet zu werden. Im Hausflur blieb er lauschend stehen, ungewiß nach welchem Zimmer er sich wenden sollte. Die nach den links vom Hausflur belegenen Wohnräumen führende Thür war nur angelehnt, leise stieß er sie noch weiter auf und blickte hinein, in der Erwartung darin den Prediger und seine Familie versammelt zu

finden.

Es war die Zeit kurz vor Schluß des Geschäftes und just in dieser waren Joshua und seine Schwester immer am meisten beschäftigt, denn die Leute in Combhaven hatten die Eigenheit, ihre Bedürfnisse zumeist gleich nach der Eröffnung des Ladens in früher Morgenstunde oder kurz vor dessen Schluß am Abend einzukaufen.

Mr. Haggard und seine Schwester besorgten mit einem Gehilfen die geschäftlichen Obliegenheiten, der erstere hatte seine Gründe, Naomi davon zu dispensiren, obwohl Judith mit dieser Einrichtung durchaus nicht einverstanden war.

»Sie würde mir in den ersten Jahren gewiß mehr eine Last als eine Hilfe sein und ich würde meine liebe Noth haben, sie anzulernen,« hatte sich Judith über diese Angelegenheit vernehmen lassen, »ich halte es aber für sehr bedenklich, ein junges Mädchen im Müßiggang aufwachsen zu lassen.«

»Gott verhüte, daß sie je müßig gehe,« erwiderte Joshua, »ich sollte aber denken, Du könntest sie im Hause ausreichend beschäftigen, ohne daß es nöthig wäre, sie hinter den Ladentisch zu stellen und dadurch jedem jungen Mann in Combhaven die Möglichkeit zu geben unter dem Vorwande, er wolle ein halbes Buch Briefpapier oder eine Stange Siegellack kaufen, Bekanntschaft mit ihr anzuknüpfen.«

»Man hört doch alle Tage etwas Neues!« rief Judith. »Ich wußte gar nicht« daß wir eine solche Schönheit im Hause haben, der alle jungen Männer nachlaufen.«

»Davon habe ich nichts gesagt, Judith,« antwortete Joshua in seinem ernstesten Predigerton.

»Ich war mit sechzehn Jahren im Laden,« sagte Judith, »darf aber Gott sei Dank von mir sagen, daß ich sobald ich ein Loth Thee abwiegen konnte, auch verstand die Männer in gehöriger Entfernung von mir zu halten. Wenn Du Dir indeß einbildest, Naomi sei unwiderstehlich, so will ich Dir nicht entgegenreden.«

»Ich habe gar keine Einbildungen,« entgegnete Joshua mit unerschütterlichem Gleichmuth, »sondern wünsche nur nicht, daß Naomi im Geschäft helfe.«

»Und wenn ich todt bin, so kann wohl das Geschäft zu Grunde gehen?«

»Das zu fürchten sehe ich keinen Grund. Jim wird das Geschäft erben und, wie ich hoffe, eine fleißige, geschickte Frau bekommen, die ihm ebenso hilft, wie Du mir geholfen hast, Judith,« die letzten Worte fügte der Prediger in einem besänftigenden Tone hinzu.

»Aber Fleiß und alle Geschicklichkeit helfen nichts, wenn sie nicht im Geschäft aufgewachsen ist,« erklärte Judith mit Bestimmtheit.

»Nun, so laß uns hoffen, daß die Vorsehung ihm die Tochter eines Kaufmannes zur Frau giebt,« schloß Joshua die Unterredung. Judith durfte nichts weiter darüber sagen, der Gedanke, daß ihr Bruder seine Tochter zu einer Dame erziehe, blieb aber als ein Stachel in ihrer Seele. Die frommen Frauen der letzten Generation betrachteten jeden Versuch ihrer Nichten, sich in eine höhere gesellschaftliche Sphäre zu bringen mit eifersüchtigen Augen. Was für sie gut genug gewesen, konnte es auch für die sein, welche nach ihnen kamen. In den Leuten in Comhaven war ein sehr stark ausgeprägtes conservatives Element, was in einem Orte wie dieser und vor fünfzig Jahren gleichbedeutend war mit Stillstand.

Oswald Pentreath blickte in das von ihm geöffnete Zimmer und sah nichts was geeignet gewesen wäre, seine Beklommenheit zu verstärken. Dämmerung erfüllte das Gemach; am offenen Fenster stand ein schlankes Mädchen und blickte über die auf den Sims stehenden Topfgewächse hinweg schweigend auf die Straße. Ihr gegenüber saß ein Knabe von fünfzehn Jahren rittling auf einem Stuhl, hatte die Ellbogen auf einen kleinen Tisch gestimmt und brütete über eine Schiefertafel.

»Neun in vier und siebenzig geht — geht — es wird wohl sechs mal gehen — oder geht es sieben mal. Es sind sieben Zehnen in der Siebzig — und dann noch vier — das geht am Ende elf mal. Oder geht es neun mal? — Naomi, ich hoffe der Mann, der das Rechnen erfunden, hat ein schlechtes Ende genommen.«

»Warum denn, Jim?« fragte Naomi zerstreut.

»Weil er ein unerhörtes Unglück über die Menschheit gebracht hat. Wenn es keine Zahlen und kein Rechnen gäbe, könnte es auch

keine Geschäftsbücher geben und hätte man die nicht, so würde niemand in Schulden geraten. Das ist Numero eins, und Numero zwei würde es auch keinen Wucher geben, denn die Geldverleiher könnten dann ihre Zinsen nicht zusammenrechnen. Ich sage Dir, der Mann, der das Rechnen erfunden hat, richtete damit ebenso viel Unheil an wie Eva als sie den Apfel aß. David kam nur dadurch in Noth und Elend, daß er das Volk zählen ließ, das weißt Du doch. Die Bibel ist entschieden gegen das Zählen und Rechnen.«

»Darf ich eintreten?« fragte Oswald leise.

Junge Männer, die in abgelegenen Dörfern erzogen waren, hatten vor fünfzig Jahren noch nicht jene unerschütterliche Überzeugung von ihrer eigenen Unwiderstehlichkeit und jene ruhige Verachtung für die ganze übrige Welt, die diese Spezies heute auszeichnet, sie waren schüchtern und bescheiden.

Mit einem leisen Schrei zuckte Naomi zusammen. »Sie sind es, Mr. Pentreath! Bitte treten Sie näher. Mein Vater wird sich freuen, daß Sie sich besser befinden.«

»Mit Ausnahme von etwas Kopfweg fühle ich mich vollkommen wohl, Miß Haggard. Ohne Ihren Vater läge ich jetzt auf dem Grunde des Meeres; ich möchte ihm gern für seine Güte danken.«

»Ich glaube nicht, daß mein Vater sich gern Dank sagen läßt,« entgegnete Naomi, »für ihn ist Alles, was geschieht, das Werk der Vorsehung, wenn Sie ihn aber zu sprechen wünschen,« fügte sie nach kurzem Zögern hinzu, »so warten Sie einen Augenblick; er wird sehr bald zum Gebet und Abendessen hereinkommen und sich gewiß sehr freuen, Sie zu sehen.«

Oswald ging nach dem Fenster und blickte hinaus. Man übersah von dort aus die Bucht und einen Theil des am Hügelabhänge belegenen Gartens. Dem Hause des Predigers gegenüber war ein offener Platz mit einem Fluß, der am Eingange der Stadt zwischen zwei Straßen wie Gabel bildete. An der einen Spitze der Gabel sah man das vornehme Wirthshaus von Combhaven, wo die Kutschen anhielten und Fremde von Distinction einkehrten, sofern sich Leute dieser Art jemals nach Combhaven verirrten. Da das Wirthshaus das erste Gebäude war, welches der nach der Stadt kommende

Reisende erschaute und das letzte auf welches beim Verlassen derselben sein trauriger Scheideblick fiel, so führte es sehr sinnreich den Namen das Erste und Letzte.

Die Luft war nach dem Gewitter ungemein sanft und milde geworden; sie umschmeichelte Oswalds Stirn als er hinüberblickte nach dem Meere, das grau und eintönig in der Abenddämmerung lag, und dann seine Augen dem neben ihm stehenden jungen Mädchen zuwandte. Naomi Haggard war ihm nicht unbekannt, er war ihr öfter begegnet, wenn sie an Sonntag Abenden im Sommer mit ihrem Vater und Bruder nach dem Gottesdienste einen Spaziergang machte und hatte stets ihr dunkles Gesicht bewundert, dem Comhaven so wenig Geschmack abgewinnen konnte. Auf ihn hatte Naomi's Erscheinung von je her eine größere Anziehungskraft ausgeübt als die flachshaarige weiß und rothe Schönheit, welche unter den Töchtern des Landes vorherrschend war. Das Mädchen sah fremdartig aus, sie erschien ihm wie ein Wanderer aus einem wärmeren schöneren Lande und er fand es ganz natürlich als er zufällig erfuhr, Joshua habe spanisches Blut in den Adern. Es war so; hätte das Geschick Joshua Haggard im Lande seiner Vorfahren gelassen, so würde er wahrscheinlich ein Nachfolger Loyola's geworden sein, während er jetzt ein Jünger Wesley's und ein Quietist nach dem Muster von William Lan war.

Sally trat ein mit zwei Talglichtern in blankgescheuerten Messingleuchtern und einer Lichtscheere nebst Unterlaß aus gleichem Metall, setzt ihre Bürde auf einen Seitentisch und begann den großen Familientisch für das Abendessen zu decken, welches in des Predigers Hause als eine regelmäßige Mahlzeit behandelt ward, wenn es dabei auch nur Brod und Käse oder wenn es hoch kam etwas kaltes Fleisch gab. Ein Stückchen Fruchtpudding oder Pastete war ein Leckerbissen der höchst selten vorkam und für Jim den Inbegriff aller Delikatessen bildete. Nach Joshuas Anschauung war Müßigkeit und Nüchternheit gleichbedeutend mit vollständiger Verzichtleistung auf alle Tafelrunden. Er aß die einfachste Kost, ausreichend um sich gesund und kräftig zu erhalten. Sich über ein zu hart oder zu weich gekochtes Stück Fleisch beklagen, sich nach



pikanten Saucen oder süßen Leckereien zu sehen, wegen des Wohlgeschmackes zu essen, nachdem der Hunger gestillt war, erklärte Joshua Haggard für eine Hingabe an die Fleischeslust und eine sündhafte Undankbarkeit gegen Gott, von dem alle Gabe kommen. Alle solche fleischlichen Schwächen kamen unter die Rubrik des schmachvollen Handels, den Esau abgeschlossen. Der große kräftige Mann, der ein gesichertes Einkommen hatte, führte einen ebenso kärglichen Tisch als ob er der Insasse eines Gefängnisses oder Armenhauses gewesen wäre. Judith paßte sich den Ansichten ihres Bruders völlig an, entsprachen sie seiner Selbstverleugnung, so entsprachen sie ihrer Sparsamkeit, welche Tugend sie so weit trieb, daß sie hart an das Laster streifte. Auch Naomi und die Dienstboten, waren zufrieden, denn es war immer ausreichend von der einfachen Kost vorhanden, so daß Niemand zu hungern brauchte und die Leute sahen, daß der Herr selbst nichts Besseres aß; nur Jim murrte.

Während Sally das große selbstgebackene Brod und ein mächtiges Stück Käse auf den Tisch setzte blickten Naomi und Oswald Pentreath schweigend zum Fenster hinaus. Sie schwiegen, lediglich weil sie einander nichts zu sagen hatten. Sie konnten nicht, gleich einem jungen Manne und einer jungen Dame aus unsren Tagen, eine lebhafte Unterhaltung führen über die königliche Akademie oder über den botanischen Garten, oder die Kochschule, oder den Skating-Rink. Sie konnten nicht vom Sport sprechen, denn Naomi war noch nie auf dem Rücken eines Pferdes gewesen, nicht vom Theater, denn sie kannte kaum die Bedeutung des Wortes und ebenso wenig von Büchern, denn Beider Lektüre gehörte ganz verschiedenen Sphären an.

Das Stillschweigen wurde nachgerade bedrückend und es war deshalb recht gut, daß James, der Blödigkeit nicht kannte, ihnen zu Hilfe kam. Er hatte seine Rechenaufgabe zu seiner Zufriedenheit gelöst, obgleich es noch sehr fraglich war, ob diese Lösung auch den Beifall seines Vaters finden würde, und eröffnete die Unterhaltung mit der Versicherung seines Beileids an dem Verluste des Delphin.

»Es war ein sauberes kleines Boot,« fuhr er fort indem er mit den Händen in den Taschen zu Oswald trat, »ich habe oft gewünscht, damit segeln zu können.«

»Es war das beste Boot, das ich bekommen konnte,« seufzte der junge Mann.«

»Jetzt werden Sie sich aber ein besseres anschaffen?«

»Dazu ist nicht viel Aussicht vorhanden, es hat Kunst genug gekostet« dieses zu bekommen.«

»Das ist doch eine Schande! der Squire ist ja so reich.«

»Jim!« rief Naomi vorwurfsvoll.

»Ich habe nie gefragt ob er reich sei,« antwortete Oswald. »Er gefällt sich darin, sich für einen armen Mann auszugeben und mag er es nun sein oder nicht, ich habe die Folgen davon zu tragen. Sein Geiz hat Arnold zur See getrieben, ich muß aber nicht so viel Geist und Willenskraft haben wie mein Bruder. Ich schleppe mein Leben hier so hin.«

Oswald, der überhaupt nur selten mit Jemand in Comhaven sprach, hatte sich, er wußte selbst nicht recht wie, zu diesem Ausbruch der Vertraulichkeit hinreißen lassen, war damit aber nicht an die Unrechten gekommen. Naomi blickte ihn voll Theilnahme an. »Möchten Sie nicht auch Seemann oder Soldat werden?« fragte sie.

»Ich habe nie Neigung dazu verspürt.«

»Ich glaube ich hätte sie wenn ich ein Mann wäre. Comhaven wäre mir zu langweilig.«

»Es ist allerdings kein unterhaltender Ort, mit Ausnahme der Jagdzeit.«

»Ich würde nach fremden Ländern gehen, z.B. nach Indien.«

»Um dort von Schlangen oder Wilden getödtet zu werden,« sagte Oswald.

»Der Vater hat uns von den Missionairen in Indien vorgelesen. ich würde sehr gern Missionairin.«

»Damit Sie von den Thugs erwürgt oder von den Kannibalen aufgeessen oder bis an den Hals in Sand vergraben und unter wilden Gesängen irgend einer blutigen dürftigen Gottheit geopfert

würden,« fuhr Oswald fort. »Welch ein Schicksal für ein junges Mädchen.«

»Ich könnte den armen Heiden doch vielleicht Gutes erweisen, und dann sähe ich die Palmen und die in dem Himmel hineinragenden Berge und die Tempel, die Elephanten, die Wälder und die Palankins.«

»Und Tiger, Klapperschlangen, Mosquitos und Upasbäume,« führte Jim das Bild weiter aus. »Ich dünkte Du hättest zu Hause Predigten genug, Naomi, und brauchtest dazu nicht erst unter die Missionaire zu gehen.«

Naomi seufzte. Das junge Mädchen besaß einen lebhaften Geist und kräftigen Charakter und begann sich in Comhaven sehr beengt zu fühlen, sie würde sich in ruhigeren Augenblicken aber doch gescheut haben, ihre innersten Empfindungen so offen darzulegen, heute war sie jedoch durch die Ereignisse des Tages, ohne sich dessen recht bewußt zu sein, aus dem Gleichgewichte gebracht worden.«

»Was wirklich gut ist, kann nie zu viel werden,« sagte sie, Jim einen mißbilligenden Blick zuwerfend.

Er hatte keine Zeit, etwas darauf zu erwidern, denn sein Vater und seine Tante traten in diesem Augenblicke nach vollbrachter Tagesarbeit in's Zimmer. Oswald ging sofort auf seinen Retter zu und ergriff dessen Hand.

»Ich fühle, wie tief ich Ihnen verpflichtet bin, Mr. Haggard,« sagte er, »und wünschte nur, Sie hätten ein besseres Leben gerettet, oder ich wäre mehr in der Lage, Ihnen meine Dankbarkeit zu beweisen.«

»Ich verlange keine Dankbarkeit, Mr. Pentreath, denn ich habe nur meine Pflicht erfüllt,« antwortete Joshua, »wollen Sie aber versuchen, mir den Beweis zu liefern, daß ich ein gutes und kein schlechtes Leben gerettet habe, so würde ich mich doppelt belohnt fühlen.«

»Ach!« seufzte Oswald »ich fürchte, Ihre Ideen über ein gutes Leben würden mit den meinigen weit auseinander gehen. Ich glaube nicht, daß ich einen besonders starken Hang zum Bösen habe, fühle aber auch keine starke Lust, den anderen Weg einzuschlagen.«

»Ohne jene starke Lust zum Guten, wie Sie es nennen, hat der Mensch wenig Hoffnung, Mr. Pentreath.«

»Wenn Sie mir erlauben wollen, die mir geliehenen Sachen mit nach Hause zu nehmen, will ich Sie nicht länger belästigen, Mr. Haggard. Ich werde Sorge tragen, daß sie Ihnen morgen zurückgebracht werden.«

»Nehmen Sie sie nur mit.«

»Es hat auch keine Eile mit dem Zurückschicken, denn mein Bruder trägt sie nicht mehr,« sagte Judith« »ich bessere aber selbst abgelegte Sachen aus, wenn ich sie aufbewahre.«

»Gute Nacht, Mr. Haggard,« versetzte Oswald, dem Prediger wiederum die Hand reichend.

»Sie werden doch erst einen Bissen Abendbrod mit uns essen,« widersprach Judith, der es trotz ihrer Abneigung gegen den Namen Pentreath und ihrer Sparsamkeit gegen den Wohlstand ging, den jungen Mann sich hungrig entfernen zu lassen. »Unser Tisch ist vielleicht in ganz Combhaven am einfachsten besetzt, aber was wir haben ist gut. und sind Sie es auch zu Hause besser gewohnt —«

»Wir sind in der Grange auch keine Epikuräer, Miß Haggard,« unterbrach sie Oswald« »und wenn Sie erlauben esse ich sehr gern ein Stückchen Brod und Käse mit Ihnen.«

Oswald hatte nicht gedacht, daß die Theilnahme am Abendessen des Predigers die an dessen Andacht mit in sich schloß und war nicht wenig erstaunt, als er nun den Ladengehilfen, den Laufburschen und die Magd mit reingewaschenen Händen und ernsten Gesichtern in's Zimmer kommen und sich schweigend hinsetzen sah. Joshua stellte sich an den Seitentisch, auf dem die Lichter brannten, zog seine Taschenbibel hervor und suchte ein für die Betrachtung an diesem Abende besonders geeignet erscheinendes Kapitel.

Er begann mit dem Schrei eines dankbaren Sünders der vertrauensvoll, sogar freudig, aber doch erfüllt ist vom tiefsten Gefühl seiner Schwäche, nämlich mit dem dreißigsten Psalm: »Ich preise Dich Gott, denn Du hast mich erhöht und lässest meine Feinde sich nicht über mich freuen.« Hierauf ging er zum dreiunddreißigsten

Psalm über: »Freut Euch des Herrn, Ihr Gerechten, die Frommen sollen ihn schön preisen,« — dann hielt er eine kurze Predigt über die christliche Pflicht der Dankbarkeit, und erinnerte Oswald daran, welche tiefe Dankbarkeit er seinem Schöpfer und Erhalter für die Ereignisse des verflossenen Tages schuldig sei, ohne daß er dabei irgendwie persönlich geworden wäre.

Oswald fühlte sich von dem einfachen Pathos und der ungesuchten Markigkeit der Rede tief ergriffen. Der junge Mann hatte wohl zuweilen die inbrünstige Frömmigkeit der Dissenters verspottet, aber eigentlich irreligiös konnte, man ihn nicht nennen und an diesem Abende war er mehr denn je guten Eindrücken zugänglich. Er war Joshua aufrichtig dankbar für seine Rettung, in zweiter Linie, wie einem ferneren, schwerer erreichbaren Wohlthäter auch der Vorsehung, und sah heute nichts Lächerliches in diesen langen Gebeten, diesem Bibellesen und Bibelauslegen.

Die Andacht währte über eine Stunde und es schlug zehn, als die Familie und ihr Gast sich zum Abendessen niedersetzen. Der Gehilfe aß mit am Tische des Herrn, die Magd und der Laufbursche saßen an einem kleinen Tische in der Nähe der Thür, eine patriarchalische Einrichtung, über die der junge Squire im Stillen lächelte und durch welche sich Naomi heute zum ersten Male in ihrem Leben beschämt fühlte.

Mr Pentreath hatte seit dem Frühstück in Clovelly nichts gegessen, er that dem einfachen Mahle deshalb alle Ehre an und lobte das selbstgebackene Brod und das selbstgebraute Bier zu Judiths großer Genugthuung, denn beides wurde unter ihrer Leitung gefertigt. Beim Abendessen war Joshua in der Regel heiter und gesprächig. die geistlichen und weltlichen Geschäfte des Tages lagen hinter ihm, er durfte sich den unschuldigen Freuden des Lebens hingeben. Er unterhielt sich mit seinen Kindern und sprach mit Judith über Geschäftsangelegenheiten, wie schnell die letzte Kiste Thee abgegangen und welche Nachfrage nach holländischem Käse und bedruckten Zeugen sei.

An diesem Abende vermied er alle geschäftlichen Unterhaltungen, er richtete vornehmlich das Wort an Oswald und besprach mit ihm

die Aussichten für Combhaven, das nach seiner Ansicht einer schnellen Entwicklung entgegenging.

»Wenn nur Jemand unsere Minen ausbeuten wollte, so würden wir noch schneller vorwärts kommen,« sagte er, »so lange am Orte aber nur Fischerei und ein wenig Schiffbau getrieben wird, kann der Ort keine große Ausdehnung gewinnen. Ich habe mich schon oft gewundert, daß der Squire die alten Zinn-Gruben von Matcherly Commons nicht bearbeiten läßt. Irre ich mich nicht, so gehören sie ihm.«

»Ja wohl, er hält sie aber für erschöpft und will kein Geld daran wagen,« antwortete Oswald. »Wenn eine Gesellschaft die Gruben nähme, würde es ihm wahrscheinlich ganz recht sein.«

»Wenn die Gruben erschöpft sind, würde ja aber die Gesellschaft ihr Geld verlieren und das wäre den Aktionären sicher ebenso empfindlich, wie Ihrem Vater.«

»Da haben Sie sehr recht, ich fürchte nur, mein Vater betrachtet die Sache nicht in diesem Lichte,« entgegnete der junge Squire.

Man stand vom Tische auf und Oswald empfahl sich mit wiederholten Danksagungen und der schüchtern ausgesprochenen Hoffnung, daß sein Verkehr mit Mr. Haggard und dessen Familie nicht zu Ende sei

»Ich fürchte, eine Fortsetzung desselben würde weder Ihnen noch uns Nutzen oder Vergnügen gewähren, Mr. Pentreath,« antwortete Joshua. »Es ist freundlich von Ihnen, den Wunsch auszusprechen, wir sind aber nur einfache Geschäftsleute, Sie dagegen der Sohn eines Grundbesitzers mit großen Aussichten; was könnte es zwischen uns. Gemeinsames geben?«

»Freundschaft!« sagte Oswald kühn. »Ich bin nicht der Meinung, daß dieselbe nach der gesellschaftlichen Stellung abgemessen zu werden braucht. Kann ich einen Mann achten, so ist er mehr als meines Gleichen, denn ich würde das kaum thun, stellte ich ihn nicht höher als mich, und Sie Mr. Haggard, achte ich aus dem Grunde meines Herzens.«

»Wenn es Ihnen in meinem Hause gefällt« so kommen Sie so oft Sie wollen,« antwortete Joshua hierauf, »ich werde Ihnen meine

Thür nicht verschließen, fürchte jedoch, man wird in Combhaven, sobald man bemerkt, daß Sie öfter kommen, sagen, daß Sie sich und Ihre Stellung vergessen.«

»Mögen die Leute in Combhaven reden was ihnen gefällt. Ich habe nicht so viel Freunde an diesem gottverlassenen Orte, als daß ich einen so guten missen möchte.«

»Gottverlassen!« wiederholte Joshua entsetzt. »Glauben Sie, wir wären der göttlichen Fürsorge und Barmherzigkeit ferner, weil wir in einem so entlegenen Winkel seiner Erde leben?«

»O durchaus nicht. Es ist nur eine Redensart. Nochmals gute Nacht. Ich werde meinem Vater erzählen, wie tief ich Ihnen verpflichtet bin und mir erlauben, dann und wann einen Abend bei Ihnen zuzubringen. Sie haben mir versprochen, mir Ihre Thür nicht zu verschließen, Mr. Haggard, und ich nehme Sie beim Wort.«

»Ein sehr artiger junger Mann,« sagte Tante Judith, sobald sich Oswald entfernt hatte. »Wenn man bedenkt wie die Pentreaths erzogen sind, so ist es ein wahres Wunder, daß einer von ihnen so wohlgesittet ist. Was hältst Du von ihm, Joshua?«

»Er ist ein recht guter, aber schwacher Jüngling. Eine Esche, welche jeder Windstoß beugt, kein Eichbaum, der fest im Sturme steht.«

---

## Drittes Kapitel.

### *Vater und Sohn.*

Es war kein freundliches, glückliches Elternhaus, in das Oswald Pentreath, nachdem er Mr. Haggard verlassen hatte, an jenem Augustabend zurückkehrte. Hätte er bei dem Prediger nicht zu Abend gegessen, so würde er aller Wahrscheinlichkeit nach genöthigt gewesen sein, hungrig zu Bett zu gehen, denn in der Grange hatte es seine großen Schwierigkeiten, nach neun Uhr noch irgend etwas Eßbares zu erlangen.

Das Haus stand halbwegs zwischen der bergigen Landstraße von Rockmouth und der Klippe in einem Park, der weit eher den Namen einer Wildniß verdiente, denn nur vor dem Hause waren einige Versuche gemacht, ihn in Ordnung zu halten. Schön, außerordentlich schön waren diese Gehölze und Gärten, trotz oder vielleicht wegen aller Nachlässigkeit und Verwilderung. Durch jede Lichtung im Laubwerk schien die blaue See, Farrnkräuter und wilde Blumen wurden von dem milden westlichen Klima in verschwenderischer Fülle hervorgebracht, überall herrschte ein Reichthum an Gluth und Farben.

Das Haus selbst war groß, düster und zeigte ebenfalls Spuren der äußersten Vernachlässigung denn während der letzten vierzig Jahre waren schwerlich vierzig Pfund für seine Erhaltung ausgegeben worden. Glücklicherweise ließ sich die alte eichene Vertäfelung durch Arbeit glänzend erhalten und an dieser allein wurde im Bereiche des Squires nicht gespart. Die spärlich möblierten Zimmer waren in guter Ordnung, die schäbigen Vorhänge frei von Staub und Motten. Das Haus war ebenso sauber, wie es unbehaglich war, mit Ausnahme eines kleinen Zimmers dicht neben der Hausthür, dem Sanctuarium des Squires, von dessen Fenster aus er Alles beobachtete, was in's Haus kam oder dasselbe verließ. Hier herrschte Staub und Unordnung, hier spann die Spinne ihr Netz,



legte die Motte ihre Eier, hierhin flüchtete sich die halbverhungerte Fliege, hier knabberte das Mäuschen. Nur in sehr langen Zwischenräumen gestattete der Squire eine Reinigung dieses Zimmers und geschah es, so traf er umfassende Vorbereitungen dazu. Jedes Blättchen Papier, jedes Buch, jede Mappe wurde alsdann sorgfältig in Schränke geschlossen, während sonst Alles liegen blieb und er nur die Thür des Zimmers verschloß, wenn er dasselbe verließ; den Schlüssel dazu trug er stets in der Tasche.

So knauserig alle Einrichtungen waren, wurde der Haushalt doch in seiner Art auf vornehmem Fuß geführt. Es gab daselbst einen sogenannten Kellermeister in der Person eines alten schäbigen Mannes, der noch einen Diener unter sich hatte, seinen eigenen Neffen, einen von ihm abhängigen Waisenknaben, ein Anderer würde sich schwerlich dazu hergegeben haben. Ferner befand sich im Hause eine Haushälterin und Köchin, die ganz eßbare Gerichte auf die Tafel sandte, denn der Squire liebte eine gute Küche, vorausgesetzt, daß sie nicht viel kostete. Das Hausmädchen, eine Person in gesetzten Jahren und von herbem, strengem Aussehen, verbrachte ihre Tage mit dem Säubern der öden Zimmer und der selten betretenen Treppe und hatte durch die lange Gewohnheit eine Art von Leidenschaft für Putzen Fegen und Scheuern gefaßt, so daß sie die Arbeit um der Arbeit willen that. Auf dem Hofe besorgte ein Knecht die Pferde und das Federvieh und hielt den in unmittelbarer Nähe des Hauses liegenden angebauten Theil des Gartens imstande, wobei ihm gelegentlich ein Tagelöhner und ein Bursche halfen. Mit diesem beschränkten Personal wurde unter der Aufsicht des Squires die ganze Arbeit gethan und zwar so gut gethan, daß es fünfzig Meilen in der Runde kein Haus gab, das besser in Ordnung gewesen wäre, als die Grange, und keine so schönen Blumenbeete, sauberen Gänge und sorgfältig verschnittenen Hecken, wie die in dem kleinen holländischen Garten unmittelbar unter des Squires Fenster. Des Herrn Auge war überall und drohte je ein Müßiggänger ein summarisches Verfahren.

Als Nicholas, der Kellermeister, Oswald einließ, steckte der Squire den Kopf aus der Thür seines Arbeitszimmers. Das Leben des

Sohnes war während der Zeit, in welcher er den Vater nicht gesehen hatte, in der ernstesten Gefahr gewesen, aber von keiner Seite ließ sich eine Spur eines dadurch erweckten wärmeren Gefühls wahrnehmen. Mr. Pentreath betrachtete seinen Sohn durch die Gläser der Brille, vielleicht um sich zu vergewissern, ob er nüchtern sei.

»Du hast also Dein Boot verloren?« begann er, nachdem er ihn hinlänglich gemustert.

»Ja Vater.«

»Schlimm für Dich; Du erwartest hoffentlich nicht ein anderes zu bekommen?«

»Ich erwarte nie etwas.«

»Desto besser für Dich,« brummte der Squire. »Und der Methodistenprediger hat Dich aus dein Wasser gezogen. Der schlaue Hund; hat sich gewiß einen rechten Vortheil davon versprochen.«

»Das glaube ich nicht,« antwortete der junge Mann kühl. »Er wußte ja, daß ich Dir angehöre.«

Der Vater sah den Sohn einige Augenblicke zweifelnd an, antwortete aber nicht. Er war mit einem hohen silbernen Leuchter in der Hand auf die Schwelle seiner Höhle getreten und das darauf brennende Licht war das einzige welches die weite Halle erleuchtete. Die von der Decke herabhängende Oellampe war um zehn Uhr ausgelöscht worden.

»Du hast wohl Abendbrod gegessen?« fragte der Squire mit väterlicher Gastfreundschaft.

»Ja Vater.«

»Das ist ein Glück für Dich; Nicholas hat schon vor einer Stunde den Tisch abgeräumt. Geh jetzt zu Bett und schlafe gut.«

»Gute Nacht, Vater.«

»Gute Nacht. Komm mir nicht wieder so spät nach Hause, daß Nicholas wach bleiben und Licht verbrennen muß.«

»Es soll nicht wieder vorkommen, Vater; alle Tage wird der Mensch ja nicht vom Wassertode errettet.«

Oswald nahm eine auf einem Seitentisch in einem Leuchter stehende Kerze und zündete sie an der in seines Vaters Hand befindlichen an. Die Gesichter der Beiden zeigten, als sie sich so vom Lichte der Kerzen beleuchtet gegenüberstanden, eine auffallende Verschiedenheit. Das Gesicht des Sohnes war fein geschnitten, hatte einen zur Blässe neigenden Teint, dunkle graue Augen und war von lockigem hellbraunem Haar umgeben — es war ein Gesicht von einer mehr weiblichen Schönheit mit einem Hauch von Melancholie, ein Gesicht, in dem sich eine Hoffnungslosigkeit ausprägte, die bei seiner Jugend etwas doppelt Trauriges hatte. Das Gesicht des Squire war das eines echten Geizhalses, verkniffen und hart. Die kleinen Augen standen eng bei einander, die Nase war gebogen und vogelartig, die dünnen Lippen zogen sich in den Winkeln nach innen. Die Haut war rau und wie gegerbtes Leder, da der Squire sich jedem Wetter aussetzte, das Kinn bewegte sich häufig, als ob er etwas kaue oder mit sich selbst rede; besonders trat diese Eigenheit hervor, wenn er in Zorn gerieth, was in dem Augenblick als Oswald die Kerze anzündete, der Fall war.

»Ich habe Dir fünfzig Pfund zu dem Boot gegeben,« sagte er plötzlich.

»Das ist ein Umstand, den keiner von uns Beiden so leicht vergißt, denn es waren die einzigen fünfzig Pfund die Du mir in meinem ganzen Leben gegeben hast,« antwortete Oswald.

»Sei nicht unverschämt. Fünfzig Pfund — liegen durch Deine Thorheit und Ungeschicklichkeit auf dem Grunde des Meeres.«

»Du brauchst Dich darum nicht zu grämen; der Verlust trifft mich.«

»Nein, mein Herr,« entgegnete der alte Mann scharf, »der Verlust trifft mich. Das Geld gehörte mir — es war die Frucht meines Fleißes und meiner Sparsamkeit. Fünfzig Pfund — eine Vierteljahrespacht von Withycomb Farm — unwiederbringlich verloren. Fünfzig Pfund Zins auf Zins gerechnet, weißt Du wie viel das in fünfzig Jahren gemacht haben würde?«

»Habe nicht die leiseste Vorstellung davon. Da ich noch nie ein Kapital besessen habe, so ist nicht zu erwarten daß ich mich sonderlich auf Zinsen verstehen soll.«

»Du bist ein Narr!« rief der Squire sich umdrehend. »Gehe zu Bett ehe ich meine Laune verliere.«

Ohne ein Wort zu erwidern, ging Oswald die Treppe hinauf, froh weiterer Vorwürfe überhoben zu sein. Er hatte ein geräumiges und nach seinen Begriffen behaglich eingerichtetes Schlafzimmer, obgleich es einem verwöhnten Menschen öde, wie ein Kerker erschienen sein würde. Die in Nischen eingelassenen Fenster gingen auf die See; das Bett, welches seiner Größe und Breite nach vier Schläfern hätte Raum gewähren können, war mit verblichenen und abgenutzten Kattunvorhängen umgeben. Auf einem alten Büchergestell befand sich Oswald's spärliche Bibliothek — Shakespeare, Milton, Byron, Shelley, ein alter Band von Wordsworth, einige lateinische Klassiker, Robinson Crusoe, Tom Jones, Roderie Random, die Abenteuer einer Guinea und drei oder vier Bände des »britischen Drama.« Ein geschnitzter Eichentisch, an dem er schrieb, ein Dutzend hochlehniger wurmzerfressener Stühle und ein plumper Kleiderschrank aus Nußbaumholz vervollständigten die Einrichtung. Ueber dem Kamin hing das einzige im Zimmer befindliche Bild, das in halber Lebensgröße ausgeführte Portrait Oswalds schon vor Jahren verstorbener Mutter. Es war vor ihrer Verheirathung gemalt und zeigte ein unschuldiges kindliches Gesicht, welches in Schnitt und Ausdruck die größte Aehnlichkeit mit Oswald hatte, und eine jugendliche Gestalt im engen weißen Kleide, mit Blumen im Schooße.

Oswald war ermüdet, hatte aber noch keine Lust sich niederzulegen, da er seine Betäubung in des Predigers ruhigem Fremdenzimmer ausgeschlafen hatte. Noch lange ging er deshalb die Ereignisse des Tages überdenkend im Zimmer auf und ab und erwog die Frage, ob er Grund habe, sich zu freuen, daß er dem gewaltigen Schlunde des Meeres entrissen worden.

»Im Allgemeinen genommen, glaube ich allerdings, es ist besser zu leben als todt zu sein,« sagte er, »wenn ich nur wüßte, was ich mit meinem Leben anfangen sollte. Manche Menschen würden, wenn sie mich so reden hörten, mir begreiflich zu machen suchen, ich sei ein beneidenswerther Sterblicher, da ich einen Vater besitze,

der spart und geizt und zusammenschaart, um ein Gut, das nach dem Laufe der Natur doch eines Tages mir zufallen muß immer einträglicher zu machen. Schon richtig, mit dem Laufe der Natur geht es in manchen Fällen nur sehr langsam. Gott behüte mich, daß ich wünschte, des alten Mannes Leben nur um eine Stunde verkürzt zu sehen. Es ist aber eine lange Vista, auf die ich zu blicken habe.«

Am andern Morgen war der junge Mann früh wieder auf, obgleich er erst spät fein Lager gesucht hatte. Da er seine Yacht verloren hatte, so war ihm nur sein Pferd geblieben, ein knochiges, hochbeiniges Jagdpferd mit langem Rücken, hervorstehenden Rippen und häßlichem Kopf, aber voll Leben und unermüdlich. Das Thier war nicht durch übermäßig reichliches Futter verwöhnt, erfreute sich dafür aber einer größeren Mannigfaltigkeit in der Nahrung als Pferden sonst zu Theil zu werden pflegt. Der Squire hatte den Grundsatz, sein Garten müsse seinen Stall ernähren und so verzehrte Herne, das Jagdpferd, beispielsweise in der Obstzeit so viel abgefallene Äpfel, daß er zu einer Art lebendiger Ciderpresse ward.

Herne war ein anhängliches Thier, das seinem jungen Herrn, sobald er sich ihm näherte, das Gesicht leckte und wenn es gedurft hätte, ihm wie ein Hund nachgelaufen wäre. Nächst der Segelfahrten im Delphin war es Oswalds größte Lust auf Hernes Rücken über Berg und Thal durch Wald und Wiese zu traben, unbekümmert um die Richtung, überzeugt, daß der Instinkt seines Pferdes stets den rechten Weg finden werde. Über Hernes Alter hatte man in der Grange keine ganz bestimmte Meinung. Über die Zeit, wo der Mund über das Alter Auskunft giebt war er schon hinausgewiesen als der Squire ihn von dem Besitzer einer Personenkutsche gekauft hatte, der ihn billig abgelassen, weil er durch seine Neigung zum Springen einen demoralisierenden Einfluß auf seine Nebenpferde geübt.

Oswald hatte sobald er nur das Flügelkleid mit dem ersten Knabenanzuge vertauscht, eine Leidenschaft für das Reiten gehabt und Alles dazu benutzt was sich überhaupt nur reiten ließ; Herne war somit eine Akquisition, die ihn entzückte. Das Pferd besaß jeden Fehler, den ein Pferd überhaupt nur haben kann, aber den einen

Vorzug, daß es unermüdlich und zum Reiten, wie zum Fahren zu benutzen war. Im Winter ritt der junge Mann vier Tage in der Woche darauf zur Jagd, im Sommer ritt oder fuhr er einen Tag um den andern damit und beide waren gute Kameraden.

Den Marstall der Grange vervollständigte ein weißes Pony, das der Squire selbst an einem alten Rumpelkasten von Chaise zu fahren pflegte. Die beiden Thiere hatten Ställe inne, welche für acht Reit- und vier Wagenpferde bestimmt waren, doch halt, sie bewohnten sie nicht ganz allein. Einen Theil derselben hatte der Squire in Ochsen- und Schweineställe umgewandelt, wie er auch die alte schöne Wagenremise als Scheune benutzte. Der Stallhof war eine steinige Wüste, auf welcher das Geflügel sich in wilder Freiheit tummelte. Ein kleiner Knabe besorgte unter der Aufsicht des Knechtes die beiden Pferde und lieferte den schlagendsten Beweis, welche Herrschaft der Mensch über die Thiere besitzt, denn er führte Herne an einem Zaume aus dem Stall, den er kaum zu erreichen vermochte, wenn er sich auf die Zehen stellte.

»Alter guter Herne,« sagte Oswald als das Pferd gesattelt aus dem Stalle gebracht ward. »Du wirst mich jetzt, wo ich den Delphin verloren habe, noch häufiger tragen müssen als sonst.«

Er schwang sich in den Sattel und ritt vom Hofe nach dem an der einen Seite des Hauses hinter dem in Ordnung gehaltenen Garten und Rasenplatz gelegenen Gehölz, das eigentlich ein Dickicht zu nennen war. Ein schmaler Reitweg führte durch dieses Gehölz nach dem Park oder besser Wald, welcher von der eigentlichen Forst die der Grange Schutz vor den vom Kanal her wehenden Nordostwinden gewährte, durch einen verfallenen Zaun getrennt war.

Combhaven liegt in einem tiefen Einschnitt zwischen Hügeln, welche zwar nicht so hoch, aber nicht minder malerisch wie die schottischen Trossachs sind, und giebt Gelegenheit zu vielen sehr angenehmen Spazierritten in die Umgegend. Da Oswald für seinen Morgenausflug kein bestimmtes Ziel hatte, so ließ er sein Pferd gehen, wohin dies wollte oder bildete sich doch wenigstens ein, er thue dies. Herne nahm seinen Weg durch die ansteigende

Hochstraße, in welcher um halb acht Uhr das geschäftliche Leben schon in vollem Gange war.

Das erste bedeutendere Haus an der linken Seite der Straße war das von Joshua Haggard. Wie hell und frisch erschien Oswald nach der verfallenen Majestät der Grange dieses einfache viereckige Gebäude. Alle Fenster waren geöffnet, um die milde Morgenluft einzulassen, die blendend weißen Vorhänge daran wurden, vom Luftzuge bewegt und halb versteckt von diesen schneeigen Draperien sah Oswald ein Köpfchen mit rabenschwarzem Haar, das sich über eine Reihe von Blumentöpfen beugte.

In Mr. Haggards Hause waren die Morgenandacht und das Frühstück bereits vorüber und der Prediger jetzt in seinem Laden geschäftig, für die irdischen Bedürfnisse seiner Heerde zu sorgen, indem er Materialwaaren kunstgerecht in große Bogen graues Papier packte. Tante Judith schaffte in ihrem Departement der Ellen- und Posamentierwaaren und sortierte mit größter Aufmerksamkeit Haken, Oesen, Steck- und Nähnadeln in kleine hölzerne Schachteln und Schiebladen.

Oswald hielt sein Pferd vor der Ladenthür an, zu Hernes großem Mißvergnügen, welcher die Zeit nicht erwarten konnte, wo ihm gestattet war, zu einem erfrischenden Galopp auszugreifen.

»Guten Morgen, Mr. Haggard; das gestrige Bad hat Ihnen hoffentlich nicht geschadet?« rief der junge Mann.

»Nein, ich danke Ihnen, Mr. Pentreath. Ich freue mich, Sie so früh munter zu sehen. Sie haben keine Erklältung davongetragen?.«

»Dank der guten Pflege, die mir Miß Haggard angedeihen lassen, bin ich ohne jede Beschwerde davongekommen. Ich habe Ihnen auch noch zu danken daß Sie mir heute mit dem Frühesten meine Kleider geschickt haben. Ich habe unserm Jungen den Auftrag gegeben, Ihnen den mir geliehenen Anzug zurückzubringen, aber in der Grange geht dergleichen nicht so schnell.«

»Es hat gar keine Eile, Mr. Pentreath.«

Zwischen dem ermahnenden und sogar strafenden Prediger von gestern Abend und dem Krämer von heute Morgen bestand ein auffallender Unterschied. In seinem Laden war Joshua der

Geschäftsmann und als solcher verbindlich gegen den Sohn seines Patrons und Kunden Squire Pentreath, wenn letzterer auch durchaus nicht ein guter Kunde genannt werden konnte. Es gab Pachterhäuser zwischen den Hügeln und Thälern von Combhaven und Bockmouth, in denen dreimal so viel verbraucht ward wie in der Grange.

Oswald klopfte Herne auf den Nacken, strich seine Mähne glatt und machte sich allerlei zu thun, um noch einige Minuten verweilen zu können, obgleich er nicht mehr recht wußte, was er noch sagen sollte. Selbst Judith, die trotzdem sie unter konservativen Leuten lebte, im Herzen unbewußt radikal war, mußte gestehen, daß er ein schöner junger Reiter sei. Judith schöpfte ihren Radikalismus statt aus Wilkes und Horne Took aus den Propheten Jeremias und Jesaias, welche die Sünden und Thorheiten der Mächtigen dieser Erde wie mit Skorpionen geißeln, aber es war doch immer der Radikalisinus, der sich gegen den Rang wendet. Sie sah die guten alten Familien, die Patrizier der Umgegend mit Groll und Mißbilligung an und besaß jenen falschen Stolz, welcher eine höhere Erziehung und Lebensstellung als ein der in weniger günstigen Umständen befindlichen Menschheit zu gefügtes Unrecht betrachtet. An diesem Morgen gestand sie sich aber doch, als sie Oswald Pentreath verstohlen musterte, während sie sich den Anschein gab, als sei sie gänzlich in ihre Arbeit vertieft, daß er von anderem Schlage sei, als die Söhne der Pächter und Handwerker in der Nachbarschaft. Nicht daß er schöner gewesen wäre oder besser gebaut oder gesünder und kräftiger, seine Überlegenheit bestand in seiner Anmuth, seinem feineren Schliff gab sich kund in einer andern Haltung, einer andern Art zu sprechen, einem andern Klange der Stimme. Streng genommen ließ sich der Unterschied gar nicht zergliedern, aber er war da und drängte sich Jedem, der Augen hatte zu sehen, unabweislich auf.

Die dunklen grauen Augen mit ihren langen goldschimmernden Wimpern, der helle Teint, die lange leicht gebogene Nase, die feinen glattrasierten Lippen, der röthliche Backenbart, das braune Haar und die leichte biegsame Gestalt erinnerten an ein Portrait aus der



Regierung Karls des Zweiten, jenem goldenen Zeitalter für Witz und Schönheit und keiner andern Tugend unter der Sonne. Oswald Pentreath hatte in seiner Erscheinung alle die Anmuth und alle die Schwäche, welche die goldene Jugend jener Aera charakterisierten. Judith war nicht tiefblickend genug, um das zu erkennen, ihr fiel aber doch an dem jungen Manne etwas Weibisches auf, das sie beleidigte und sie hielt mit ihrer Ansicht nicht hinter dem Berge. Sobald Oswald Herne erlaubt hatte, sich wieder in Bewegung zu setzen, was er mit vielem unnöthigen Geräusch zum Schrecken der friedlich spielenden Kinder that, wandte sie sich mit der ganzen Schärfe ihrer stets zur Herbheit geneigten Morgenlaune zu ihrem Bruder und sagte: »So ein Geck ist mir in den Tod zuwider.«

»Ich glaube nicht« daß der junge Pentreath diese Bezeichnung verdient,« antwortete Joshua, während er seine Thätigkeit hinter dem andern Ladentisch ruhig fortsetzte. »Er trägt keine besonders feinen Kleider und hat auch, so weit ich von ihm gehört habe, keine kostspieligen Gewohnheiten.«

»Das hat einen guten Grund — es fehlt ihm dazu an Geld. Laß den alten Squire todt sein und ich gebe Dir mein Wort darauf, er putzt sich wie ein Pfau und verthut Geld wie ein Lord. Das sehe ich Alles an der Art und Weise, wie er die Augen aufschlägt.«

»Du mußt eine sehr scharfe Menschenkennerin sein, Judith, wenn Du aus einem so geringfügigen Anzeichen so viel herauszulesen vermagst,« erwiderte Joshua mit einem ruhigen Lächeln, das etwas Herablassendes hatte. Wie Jemand, der von der gewaltigen Einsamkeit eines hohen Berges auf das kleinliche Treiben eines armseligen Dorfes blickt, sah er von seiner Höhe auf die weibliche Schwäche seiner Schwester. »Mir gefällt der junge Mann,« fügte er hinzu.

»Mir nicht,« entgegnete Judith, eine Schieblade mit Geräusch schließend, »mir ist er für mein Geld zu hübsch. Ich hätte mich nie entschließen können, einen hübschen Mann zu heirathen. Hätte ich mir daraus etwas gemacht, so hätte ich in meinem siebenundzwanzigsten Jahre heirathen können. Da war der junge Chandler, der Sohn des Müllers, der hatte einen Teint wie ein

Mädchen und Augen wie Vergißmeinnicht — was hat der sich für Mühe um mich gegeben! Mir war aber immer, wenn ich ihn sah, als ob ich zu viel Kandis gegessen hätte, ganz übel wurde mir zu Muthe. Er würde ein schweres Leben bei mir bekommen haben, hätte ich mich überwunden und ihn genommen! — Das wäre so etwas für mich gewesen, eine Puppe mit weißem und rothem Gesicht im Hause zu haben, die sich den Anschein geben will, als wäre sie ein Mann.«

»Er hat aber doch eine sehr energische, tüchtige Frau bekommen, Judith.«

»Das ist ein großes Glück für ihn. Hätte er eben solch zartes Wesen geheirathet, wie er ist, so würden sie miteinander in den Wald gegangen sein, um von Thau und Morgenroth zu leben und die Rothkehlchen hätten sie mit Blättern zudecken müssen.«

---

## Viertes Kapitel.

### *Wald und Wildniß.*

Der Verlust des Delphin war für Oswald ein schwerer Schlag. Die Tage schienen ihm viel länger geworden zu sein, das Leben allen Glanz und alle Freude eingebüßt zu haben, seit er die geliebte Yacht nicht mehr besaß. Die Liebe zur See war mit ihm geboren; seine glücklichsten Stunden waren es gewesen, wenn er an den romantischen Küsten seiner Heimat gekreuzt oder eine Sommerreise nach den wilderen cornischen Küsten gemacht hatte.

Seit der Yacht war auch seine eigentliche Beschäftigung verschwunden und zum ersten Male in seinem Leben machte er sich das Faktum klar, daß er im Grunde ein Müßiggänger sei. Er hatte keinen Beruf, keine Hoffnung auf irgend eine Laufbahn, keinerlei Ehrgeiz. Seine Zukunft war ihm vorgezeichnet. Sein Vater wurde allmählig älter und älter, starb, ward in die Familiengruft beigesetzt und Pentreath, das durch vieljährige Sparsamkeit und gute Bewirthschaftung bedeutend verbessert worden, war sein Eigenthum.

Es herrschte nicht viel Zärtlichkeit zwischen Vater und Sohn und Oswald ließ sich durch keine sentimentalen Anwandlungen im Ausmalen seiner Zukunftsbilder stören. Er besaß ein zu gutes Herz, um seines Vaters Tod zu wünschen, aber er verhehlte sich auch nicht, daß dies ein Ereigniß sei, das nach dem Laufe der Natur doch einmal eintreten müsse und daß es seine Existenz völlig umgestalten würde. In einem Alter von etwa vierzig Jahren mußte er menschlicher Berechnung nach das Gut erben. Dann konnte Arnold seine Fahrten von Meer zu Meer einstellen und zur Heimat seiner Kindheit zurückkehren. Die Brüder hatten sich stets sehr geliebt. Als Arnold, nachdem ihn sein Vater eines Knabenstreiches halber grausam gezüchtigt hatte, nach Bristol lief und auf ein nach Bombay segelndes Kauffahrteischiff ging, wurde sein Name von dem Squire

nie wieder genannt, die Brüder waren aber in Verbindung geblieben und alle drei bis vier Monate sandte Arnold an Oswald aus irgend einem fremdländischen Hafen einen Brief, durch welchen er ihn von seinen Wanderungen unterrichtete.

Des Squires zweiter Sohn hatte es zu etwas gebracht. Er war im Alter von dreiundzwanzig Jahren erster Male auf einem Ostindienfahrer und hatte die Aussicht, daß er mit sechsundzwanzig Jahren Capitain sein werde. Es war kein leichtes Leben welches er führte, das ersah Oswald aus allen seinen Schilderungen, aber es gefiel ihm. Es war ihm gelungen durch seine Geschicklichkeit das Schiff zu retten, als dieses in einer schwierigen Lage des Capitains beraubt war, der in Folge eines Falles krank in der Kajüte lag, und die Eigenthümer des Fahrzeugs hielten ihn sehr hoch. »Es ist ein besseres eben Leben als dasjenige, welches Du in der Grange führst,« schrieb der Seemann, »da Du aber dort eines Tages Commandeur werden sollst, ist es besser, Du bleibst auf Deinem Schiffe. Ich sehe die Welt, lerne Menschen und Sitten kennen, während Du nach dem Wenigen, was Du von den Wechsefällen des Lebens erfährst, ebenso gut einer von den sieben Schläfern sein könntest. Mir scheint indeß, diese träumerische Lebensweise gefällt Dir; Du hast die Dinge stets leichter genommen als ich.«

Die Trennung hatte die Liebe zwischen den Brüdern nicht abzuschwächen vermocht und wenn sich Oswald die Tage, in welcher er Herr in der Grange sein würde, schön ausmalen wollte, so dachte er sich, daß alsdann Arnold zurückkehre.

»Ich schaffe die schönste Yacht an, die man je auf dem Meere gesehen hat.« sagte er, »und Arnold soll sie führen. Ich gebe ihm tausend Pfund das Jahr und wenn er heirathet soll er ein reizend eingerichtetes Haus und fünfzig Morgen Gartenland pachtfrei haben. Es ist bei uns nun genug gegezigt und zusammengeschart worden, Arnold und ich wir wollen das Leben genießen.«

Es war recht traurig; daß sich ein so schönes Luftschloß nicht jetzt, in der Blüthe und Frische des Lebensmorgens verwirklichen ließ. Die Begriffe von Glück verändern sich beim Menschen im Laufe der Jahre gar sehr und werden meist selbstsüchtiger Natur.

Oswald's einziges Vergnügen bestand jetzt noch im Reiten, da er doch aber nicht den ganzen Tag auf Hernes Rücken zubringen konnte, so fing er an mit einem Band Gedichte in der einen Tasche und einem Bleistift und Skizzenbuche in der andern, weite planlose Fußwanderungen durch Wald und Feld, über Berg und Thal zu machen. Er liebte die Natur und war nicht ohne Talent für das Zeichnen und so konnte er Stunden lang sitzen und mit peinlicher Genauigkeit jedes Federchen und jede Linie eines aus einer Steinspalte hervorwachsenden Farnkrautes mit seinem Stifte nachbilden. Während er beschäftigt war, die Farnkräuter und Bäume, die Blumen, die Felsen und das durch die Lichtungen des Waldes schimmernde Meer mit seinem Stift auf das Papier zu bannen, versuchte er gleichzeitig sich in der Poesie. Das Echo des größten Sängers seiner Zeit war soeben verklungen, sein Tod erfüllte die Herzen seiner Verehrer und Freunde noch mit tiefem Schmerze und unter denen, welche sich durch ihn angeregt fühlten, ebenfalls die Saiten der Harfe zu rühren, befand sich auch Oswald. Die Natur in ihrer Größe und Lieblichkeit, wie sie sich in Comhaven offenbarte, wäre wohl geeignet gewesen, einen Menschen der ein so mäßiges, träumerisches Leben führte, wie Oswald Pentreath, bei selbst nur mäßiger Begabung zum Dichter zu machen, es muß jedoch eingestanden werden, daß er sich nicht über jene Reimschmiede in Taschenbüchern und Kalendern erhob, welche sich in weichlichen Klagen über die Heirath einer Angebeteten mit einem glücklichen reichen Nebenbuhler ergossen oder eine Elegie auf den Tod der Prinzessin Charlotte sangen.

Mochte er aber auch keine poetische Begabung haben, so besaß er doch Geschmack und Verständniß für die Poesie, es war daher für ihn immerhin angenehm unter den Farnkräutern im Pentreath-Walde zu liegen und Manfred oder den Corsar zu lesen.

An einem Augustnachmittage, eine Woche nach seiner Errettung durch Joshua Haggard, lag Oswald in der beschriebenen Weise im Walde. Plötzlich hörte er eine helle Knabenstimme und gleich darauf das Rauschen von Frauenkleidern und eine zweite weit melodischere Stimme, die sich an der Schönheit der Farn erfreute.

»Solche hoben wir nicht in der Wildniß, Du mußt welche davon mitnehmen,« fügte sie hinzu.

Oswald sprang schnell auf. Er hatte die Stimme erkannt, sie gehörte der Tochter des Predigers an.

»Suchen Sie Farrnkräuter« Miß Haggard?« fragte er« nachdem sie sich begrüßt hatten.

»Jim Und ich haben Farrnkräuter sehr gern,« antwortete sie schüchtern und mit einer Haltung als wisse sie nicht, ob sie nach dem ersten Gruß vorübergehen oder noch länger verweilen solle. Jim stieß seinen Stock in die Erde und stützte sich mit seinem ganzen Gewicht darauf, als wolle er sich gleich einem edlen Römer in sein Schwert stürzen.

»Bitte sprich nur von Dir, Naomi,« sagte er sich wieder aufrichtend, »ich mache mir nicht viel daraus, und es ist kein Spaß, die Dinger auszugraben. Ich habe alle Arbeit und Du hast allen Ruhm davon. Sie müssen wissen,« wandte er sich erklärend an Oswald, »sie hat Vater so lange gequält, bis er ihr ein Stück wüstes Land jenseits unseres Obstgartens gegeben hat. Darauf pflanzt sie nun Farrnkräuter und Schlüsselblumen und Maaßliebchen und solch Zeug mehr, nennt es ihre Wildniß und ich habe die Plage, ihr das Unkraut zusammenschleppen. Hätte ich ein Stückchen Land, so pflanzte ich etwas Gutes zu essen hinein; Tante Judith mag das Thorheit schelten so viel sie will. Ich nenne die Wildniß Naomis Thorheit.«

»Sei nicht so garstig, Jim. Du hast dort manche Stunde gesessen und Dich mit Lesen unterhalten.«

»Ja, wenn ich einmal einer schönen Geschichte habhaft werden konnte, wie Rob Roy oder Caleb Williams oder Udolphos Geheimnisse. Ich kann es nicht leugnen, es ist ein Ort, wie geschaffen um Tante Judith aus dem Wege zu gehen; sie kann nicht so leicht hinkommen und Einen plagen, denn es ist weit vom Laden und geht steil an.«

»Das muß ein entzückendes Plättchen sein,« sagte Oswald, das von einem groben Strohhut eingefasste lieblich erglühende Gesicht des Mädchens bewundernd.

»Wollen Sie sich nicht niederlassen, Miß Haggard, und nach Ihrem Gange ein wenig ruhen?«

»Ja, das will ich!« rief Jim und streckte sich seiner ganzen Länge nach ins Gras, »wir haben ehe wir hierher kamen von der Hitze viel ausgestanden, »Ihr Wald ist schön und kühl, Mr. Pentreath.«

Naomi setzte sich auf eine niedrige Bank neben dem Rasen, auf welchem sich ihr Bruder streckte und dehnte. Jim's Gesprächigkeit und Zuthulichkeit hatte sie auch ihre Schüchternheit überwinden lassen. Neugierig blickte sie in Oswalds Buch, das aufgeschlagen auf der Moosbank lag. Es war nur in einfach blaues Papier gebunden, unsere Vorfahren gaben selbst ihren Lieblingsschriftstellern keine kostbarere Hülle.

»Ist das eine Geschichte?« fragte Jim auf den Band deutend.

»Nein, es ist ein Drama von Lord Byron.«

Naomi stieß einen leichten Seufzer halb des Erstaunens, halb des Entsetzens aus, als hätte sie plötzlich die Entdeckung gemacht, in schlechte Gesellschaft geraten zu ein.

»Sie lesen Lord Byron?« fragte sie.

»Bis ich jede Zeile auswendig kann,« antwortete Oswald mit Enthusiasmus. »Einen Dichter wie ihn hat es noch nie gegeben und wird es nie wieder geben. Dagegen ist alle andere Poesie, Shakespeare ausgenommen, nichts als Prosa. Alle anderen Dichter haben nach dem Kopfe geschrieben, Byron allein mit dem Herzen, deshalb sind auch alle andern Werke gegen die seinen langweilig, farblos, nichts als ein sorgfältig ausgeklügeltes Wortgefüge. Und dieser Byron hat Pope bewundert. Es ist just als bewundere der Mont Blanc Holbornhill!«

»Meinen Sie Alexander Pope?« fragte Naomi als gebe es einen ganzen Clan von Poeten dieses Namens.

»Gewiß.«

»In einem Buche, das mein Vater mir geschenkt hat, stehen einige Gedichte von ihm, die mir sehr gefallen. »Das Universal-Gebet« und eine Elegie auf den Tod einer armen jungen Dame, die sich selbst den Tod gab. Kennen Sie sie?«

»Ja sie sind in ihrer Art ganz gut und das »Essay über den Menschen« ist noch besser. Ich will gar nicht in Abrede stellen, daß Pope voll Witz und Kraft und Tiefe ist, aber ich vermag solch leidenschaftsloses Zeug ebenso wenig Poesie zu nennen wie Halbornhill einen Berg. Vergleichen Sie damit z.B. Manfred,« fügte er sein Buch öffnend hinzu.

»Lord Byron's Dichtungen sollen doch aber sehr, sehr gottlos sein?« fragte Naomi.

»Es ist viel darin, was ich einer jungen Dame nicht gerade als Lektüre empfehlen würde; wenn man das aber Alles hinwegnimmt, so bleibt doch immer noch genug, um ihn zum größten lyrischen Dichter aller Zeiten machen.« antwortete Oswald warm. »Erlauben Sie« daß ich Ihnen eine Seite aus Manfred vorlese.«

»Bitte thun Sie das nicht; mein Vater hat uns verboten, Byron zu lesen. Ich habe einige Auszüge im Taschen-Magazin gelesen, sie schienen mir auch sehr schön — über einen aus der Braut von Abydos mußte ich weinen. Ich würde sehr gern mehr lesen, habe aber keine Aussicht dazu mein Vater will es nicht und er nimmt ein einmal gegebenes Verbot nicht zurück.«

»Ungefähr wie mein Vater« wenn er erklärt« mir kein Geld geben zu wollen; von einem solchem Ausspruch geht er nie ab,« sagte Oswald.

»Kommen Räuber in dem Manfred vor?« fragte Jim.

»Nein.«

»Dann mache ich mir nichts daraus; so ein Rob Roy gefällt mir. In einer Geschichte von Lord Byron kommt ein Mann Namens Mazeppa vor, den haben sie an wilde Pferde gebunden und von ihnen fortschleifen lassen. Solche Sachen lese ich gern.«

»Sie, Miß Haggard, lesen wohl gern die Waverley Novellen?« fragte Oswald, der sehr wohl begriff, daß ein Gespräch über Literatur seiner Bekanntschaft mit dem schwarzhaarigen Mädchen förderlich sein müsse.

Naomi schüttelte traurig den Kopf.

»Ich habe nichts davon gelesen,« sagte sie. »Mein Vater hat eine



Abneigung gegen alle Novellen und es ist auch nicht recht, daß Jim Rob Roy gelesen hat.«

»Unsinn!« rief Jim, die Hände in die Taschen seines Beinkleids steckend. »Ein Mann kann Alles lesen. »Darf nicht, ist ein Wort, das nur für Mädchen erfunden ist.«

»Ihr Vater ist« wie ich fürchte jedem Vergnügen abhold?« sagte Oswald.

»O nein, er ist sehr gut und freundlich, er wünscht aber, daß wir ernste Bücher lesen und in erster Linie die Bibel. Er sagt die Bibel enthalte so viel, daß wir nie damit zu Ende kommen, wenn wir sie auch unser ganzes Leben lang lesen; immer würden wir wieder etwas Neues etwas Wunderbares darin finden.«

»Das Gleiche habe ich bei Shakespeare empfunden.«

Naomi sah ihn mit einem Blick unaussprechlicher Bestürzung an. Wie war es möglich einen profanen Komödienschreiber so leichthin mit der Bibel zu vergleichen?!

»Es ist recht schade« daß Sie die Waverly-Novellen nicht lesen, sie sind sehr gut,« fuhr Oswald fort. »Man will behaupten, sie wären von Walter Scott, es dünkt mir aber unwahrscheinlich, daß Jemand, der Verse schreibt, plötzlich treffliche Prosa liefern könne. Überdies sind die Novellen besser als Scott's Gedichte.«

Naomi seufzte. Sie fühlte, daß er von einer Welt sprach, von der sie ausgeschlossen war und für immer ausgeschlossen bleiben mußte. Es wäre von ihr ein Akt der Rebellion, eine offenbare Sünde gewesen, die Schwelle jener Wunderwelt überschreiten zu wollen, denn ihr Vater hatte sie gelehrt, dieselbe als eine Region des Bösen und der Versuchung zu betrachten.

»Ich hoffe, Ihrem Vater ist seine Güte gegen mich nicht nachträglich noch schlecht bekommen,« sagte Oswald, da er bemerkte, daß das Thema über Literatur erschöpft sei. »Er hat doch wohl keine Erkältung davongetragen?«

»O nein, der Vater ist sehr kräftig, ich erinnere mich nicht, ihn jemals krank gesehen zu haben.«

»Ein bewundernswürdiger Mann, kräftig an Körper und Geist.«

Naomis dunkle Wange rötete sich vor Freude.

»Er ist gut,« sagte sie, »und sein Einfluß lenkt die Menschen zum Guten. Vor vielen Jahren ehe er verheiratet war, wanderte er durch das Land und predigte auf freiem Felde. Er hat uns erzählt wie die Grubenarbeiter herbeikamen und ihm zuhörten, und wie die Tränen an ihren geschwärzten Wangen hinabliefen, gerade wie bei den wilden rauhen Leuten um Bristol als Whitefield ihnen predigte.«

»Ich wünsche manchmal, nicht der Sohn eines solchen Heiligen geworden zu sein,« bemerkte Jim indem er in den blauen Himmel starrte und den Mund zum Gähnen öffnete, »es hat zu Zeiten seine Nachteile. Zu Hause bei uns giebt es entschieden zu viel Heiligkeit und zu wenig Pudding.«

»Aber Jim!« rief Naomi verweisend. »Möge Gott Dir ein neues Herz geben, damit Du die Dinge anders anschauen lernst.«

»Ich wünschte, Tante Judith bekäme ein neues Herz und ich könnte beim Abendbrod mehr anschauen, was auf dem Tische steht. Es ist ja ganz schön, was Alles von fleischlichen Anfechtungen und geistigem Hunger geredet wird, wozu wachsen denn aber die Aepfel, wenn man keine Pasteten daraus machen soll? Ich wünschte die Vorsehung hätte mich in einem Pächterhause geboren werden lassen, wo es reichlich Plumpudding und Süßigkeiten giebt. Wir bekommen niemals dergleichen zu sehen als wenn die Frommen zum Theetinken kommen und dann verderben sie mir den Genuß an den guten Dingen durch ihr Psalmensingen.«

Oswald mußte laut auflachen und da dergleichen ansteckend zu wirken pflegt, so lachte Naomi mit, trotzdem es ihr leid that, daß James die Lehren seines Vaters dergestalt diskreditierte.

»Tante Judith ist in Kleinigkeiten viel strenger als der Vater und sie und Jim vertragen sich nicht zum besten,« sagte sie.

»Tante Judith mischt ihre Religion in Alles,« behauptete Jim. »Sie kann keine Kartoffel kochen, ohne eine Stelle aus der Bibel dabei anzuführen; Vater hat mehr Verstand.«

Das Gespräch wendete sich hierauf auf die Farrnkräuter und Oswald sagte Naomi die Namen von verschiedenen Arten — lange lateinische Namen, worüber sie ihre dunklen Augen voll

Verwunderung öffnete. Dann gingen sie weiter, damit er ihr zeigen konnte« wo die verschiedenen Arten am besten gediehen. Die von ihren Schritten aufgescheuchten Kaninchen sprangen vor ihnen her, und machten ihre Mätzchen, die breiten Zweige der Ulmen und Buchen warfen auf den sonnbeschienenen Rasen die breiten Schatten. des Nachmittags. Ein warmes gelbes Licht erfüllte den vom würzigen Dufte verborgener Nadelholzbäume durchzogenen Wald.

Oswald zeigte seinen Begleitern seine Lieblingsplätze, die in der That Stellen einer Waldlandschaft von unübertrefflicher Schönheit waren. Naomi kannte sie bereits alle, denn der Wald war das Ziel ihrer Spaziergänge an Sommernachmittagen, der Schauplatz mancher Heidelbeere- und Nußlese im Herbste; aus dem Walde holte sie im April Schlüsselblumen und im Mai Veilchen. War ihr aber auch die Szenerie von Kindheit an vertraut und lieb, gewann sie für sie jetzt, wo sie sie gleichsam durch ein künstlerisch gebildetes Auge sah, neue Reize.

»Wie glücklich muß Sie der Gedanke machen, daß dieser liebliche Fleck Erde Ihres Vaters Eigenthum ist, daß Sie diesem Walde angehören und er Ihnen!« rief sie aus.

»Ja« ich liebe ihn,« antwortete er. »Unser Geschlecht ist eng mit diesem Boden verwachsen. Seit den Tagen des Königs Stephan haben auf dieser Scholle Pentreath's gelebt. Wir haben einen Stammbaum der Pentreath von Pentreath, der ganz genau Glied für Glied fortgeführt ist. Auch ist es in unserer Familie Sitte gewesen, daß sich Vetter und Base geheirathet haben, so daß der Landbesitz zusammenblieb und darin ist vielleicht der Grund zu suchen, daß wir gegenwärtig auf einen alten Mann und zwei Söhne zusammengeschmolzen sind. Pentreath's mag's in der Welt noch genug geben, aber zu dem in Devonshire ansässigen Zweige zu gehören, können sich nur mein Vater und dessen beide Söhne rühmen. Mein Vater hat übrigens keine Verwandte zur Frau gehabt, was mir sehr lieb ist.«

Das milde goldene Licht der am westlichen Himmel leuchtenden Sonne mahnte Naomi daran, daß es bald Theestunde sei. Sie hatte

kein großes Verlangen nach Brod und Butter und würde sehr gern noch verweilt haben im flimmernden Schatten der Buchen, bei den Farrnkräutern, im Scheine der untergehenden Sonne und beim Glanze des hoch über den Wipfeln stehenden Mondes, der je mehr die Dunkelheit zunahm, von Grau in Silber und von Silber in Gold übergang, aber Unpünktlichkeit bei den Mahlzeiten war in Tante Judiths Augen eine himmelschreiende Sünde und auch Joshua mißbilligte es, wenn seine Kinder bei Tische fehlten. Naomi machte deshalb einen höflichen Knix und sagte:

»Leben Sie wohl, Mr. Pentreath, wir müssen jetzt nach Hause. Komm, Jim.«

Der Bruder leistete der Aufforderung nur sehr widerwillig Folge, denn er war von dem Anblick eines von Zweig zu Zweig springenden Eichhörnchens völlig gefesselt.

»Wenn es Theezeit ist, so werden wir uns wohl trollen müssen,« sagte er, »hätten wir länger bleiben können, so hätte ich vielleicht das Eichhörnchen gefangen.«

»Kommen Sie doch morgen Nachmittag wieder und zwar in den Park, wenn Sie Lust dazu haben,« bat Oswald. »Er ist zwar durchaus nicht besser gehalten als der Wald, es giebt aber schöne alte Bäume darin.«

»Auch Eichhörnchen?« fragte Jim.

»Eine ganze Menge.«

»Dann will ich kommen. Paß auf Naomi. Hier sind Deine Farrnkräuter.«

Jim warf ihr ein großes Bündel Grünzeug in die Arme, während er die seinigen frei hielt, um seine frisch geschnittene Haselgerte nach Herzenslust zu schwingen.

»Erlauben Sie, daß ich die Farrnkräuter trage,« bat Oswald.

»O nicht doch, ich darf Sie nicht veranlassen, einen Umweg zu machen,« wehrte Naomi.

»Ich mache keinen Umweg, da ich gar kein bestimmtes Ziel habe. Sie gaben mir im Gegentheil eine erwünschte Gelegenheit, etwas zu thun, und Ihr Vater hat mir ja erlaubt, ihn zuweilen zu besuchen.«

Er hatte mit einer solchen Bestimmtheit gesprochen, daß Naomi keine Widerrede wagte und ihm die Farrnkräuter überließ. Sie gingen zusammen aus dem Walde, den Berg hinunter und nach der kleinen Bucht an der Mündung des Fließchens, das als ein kleiner Bach hoch auf den waldumkränzten Höhen entsprang und sein Bett hinter der Hochstraße in Combhaven hatte. Wie schläfrig sah doch der kleine Ort an diesem heißen Nachmittage aus. Die Katze, welche über die moosbedeckten Ziegel eines Daches schlich, erschien beinahe als wichtige Personage in der tiefen Stille. Die Gruppe Kinder, welche vor dem Glockenringe spielten, das Pferd, welches über eine Hecke schaute und der dicke Gastwirth im Ersten und Letzten, der vor der Thür seines Wirthshauses die Pfeife schmauchte, waren ringsum die einzigen Zeichen menschlichen und thierischen Lebens.

Naomi öffnete die Thür des kleinen grünen Gitters, durch welche sie und ihre Begleiter Einlaß erhielten in ein etwa zwanzig Fuß breites mit Nelken, Winden und bunten Bohnen bepflanztes Paradies. Vor dem Laden war ein gepflasterter Vorplatz, aber dieser kleine Vorgarten war der Stolz von Tante Judith, er gab dem Hause ein Ansehen von Vornehmheit, worauf sie, trotz ihres Radikalismus, sehr viel ab.

Das Wohnzimmer mit seiner gemalten Decke und seinen tapezierten Wänden sah an diesem heißen Nachmittage besonders kühl und schattig aus. Das dunkle Theebrett, das altmodische Staffordshire-Theeservice, die glänzenden Nußbaumholztische und die breitsitzigen Stühle, die weißen Vorhänge mit ihren Fransen und Quasten und die im offenen Fenster stehende Reihe von Blumentöpfen mit blühenden und duftenden Blumen, dies Alles brachte auf Oswald Pentreath's leicht erregte Phantasie den angenehmsten Eindruck hervor. Wohl war die ganze Einrichtung im höchsten Grade einfach und bescheiden, aber man konnte sich hier doch viel eher heimisch fühlen als in der trostlosen Oede seines Vaterhauses.

Judith saß in ihrem grauen steifen Kleide mit einem breiten weißen Kragen, einer Mosaikbroche und Korallenohrringen

kerzengerade vor dem Theebrett, das Bild einer stattlichen alten Jungfer; Joshua dagegen sah wie er so in dem am Fenster stehenden großen Armstuhl mehr lag als saß, müde und abgespannt aus. Er war soeben von einem weiten pastoralen Rundgange zurückgekehrt, denn er hatte bis Gewohnheit, nach entfernt liegenden Gehöften und Hütten zu wandern, um deren Bewohnern die heilige Schrift vorzulesen und auszulegen, zu beten mit den Frommen, wie für die noch Uerweckten. Viel Mühe und Arbeit, welche unter besseren Zuständen der Geistliche des Kirchspiels übernommen haben würde, fiel, wie die Dinge lagen, Joshua zu. Seine Heerde war besser versorgt und ernstlicher behütet als die des vom Staate anerkannten und bestellten Hirten und es war wahrlich nicht zu verwundern, daß die Schafe des geistlichen Herrn sich von Woche zu Woche verminderten, während Joshuas Anhänger so zahlreich wurden, daß das auf der ansteigenden Hochstraße belegene scheunenartige Little Bethel sie bald nicht mehr zu fassen vermochte.

»Wir haben Mr. Pentreath im Walde getroffen, lieber Vater, und er ist mit uns gekommen, um Dich zu besuchen,« sagte Naomi.

»Ja, und ich hoffe, Du hast nun genug Zeit müßig hingebraht,« belferte Tante Judith. »Ich wette, die Taschentücher sind noch nicht gesäumt.«

»Ich habe das letzte des Dutzends vor dem Mittagessen fertig gemacht, Tante,« antwortete Naomi mit der ihr eigenen ernsten Zurückhaltung, welche weit entfernt von Blödigkeit oder Beschränktheit nur eine ruhige Unterordnung unter eine höhere Autorität ausdrückte.

»Es hätte müssen Band dagegen gesteppt werden,« sagte Judith, »einfaches Säumen hält die Behandlung nicht aus, die sie von einem Mädchen wie Sally erfahren.«

»Ich habe Band dagegen gesteppt, Tante, und Du weißt ja auch, daß Sally nur selten das Theegeschirr wäscht.«

»Niemals, will ich hoffen!« rief Judith. »Es würde nicht viel davon bleiben, wenn sie es unter hätte, und es ist ein Muster, das man heutzutage nicht wieder bekommen kann und wenn man es mit Gold

aufwiegen wollte.«

»Ein wahres Glück, daß Häßlichkeit aus der Mode kommt,« erwiderte Jim, der nicht ahnte, daß ein Tag kommen werde, wo die gewöhnlichsten Stasfordshire-Tassen und Töpfe einen Ehrenplatz im Kabinet eines Sammlers einnehmen würden.

»Sie gehörten Deiner Großmutter!« seufzte Judith, »das gilt Dir aber ganz gleich. Du hast keine Ehrfurcht vor Denen, welche vor Dir waren.«

Die Unterhaltung war in halblautem Tone am Tische geführt worden, während Joshua Oswald am Fenster freundlich willkommen hieß. Jetzt trat er mit seinem Gast herzu, Alle nahmen Platz, Judith füllte die Tassen und das Gespräch ward allgemeiner und gehaltener. Es gab nicht viel in Comhaven, worüber sich reden ließ, sie fanden aber trotzdem Unterhaltungsstoff. Joshua erzählte von den Leuten, welche er in Erfüllung seiner seelsorgerischen Pflicht den Tag über besucht hatte-. von ihren Leiden und Freuden, wie dieser sich mit der Sense verwundet, jenem ein Stück Vieh krank geworden sei. Mr. Haggard verweilte absichtlich bei rein weltlichen Gegenständen und legte dadurch eine größere Klugheit an den Tags, als den meisten seiner Mitarbeiter im Weinberge des Herrn eigen zu sein pflegt.

Oswald, der zu seinem Glücke von Tante Judiths geringer Meinung über ihn keine Ahnung hatte, fühlte sich in dem kleinen Familienkreise ganz heimisch. Er schlürfte seinen Thee, aß sein Butterbrod, betrachtete die Blumentöpfe im Fenster und die bemalten Porzellan-Büsten von George Whitefield und John Wesley auf dem Kaminsims und befreundete sich mehr und mehr mit der Einrichtung des Zimmers.

Auf der einen Seite des Kamins stand ein Mahagoni-Bücherschrank mit Glastüren und in demselben sah man mehrere Reihen gut gebundener Bücher, die ihr Eigenthümer als Schätze zu bewahren schien, ganz im Gegentheil zu Oswald, dessen Bücher stets da zu finden waren, wo sie nicht hingehörten.

»Sie scheinen gern zu lesen, Mr. Haggard,« sagte Oswald mit einem Blick auf den Bücherschrank.

»Seht gern. Jede Mußestunde, die ich habe, gehört meinen Büchern, zusammengerechnet betragen meine Mußestunden freilich nicht viel Tage im Jahre. Wenn ich einen weiten Weg zu machen habe, stecke ich stets ein Buch in die Tasche und lese im Gehen, da genieße ich den Inhalt am Besten.«

»Welches sind Ihre Lieblingsschriftsteller?«

»Bunyan, Barter und Lan.«

Alle drei waren für Oswald vollständige Fremdlinge, mit Ausnahme einer dunklen Erinnerung an des Pilgrim's Progreß, das er in früher Jugend verschlungen und dann wieder vergessen hatte.

Es trat Stillschweigen ein, aber man fühlte sich darob nicht in Verlegenheit. In einem Dorfe in Devonshire ist eine Pause in der Unterhaltung nicht etwas so Erschreckliches wie an einer Mittagstafel in London, wo der Strom des Witzes unerschöpflich sein soll und jedes Stocken desselben der Gesellschaft ein Armuthszeugniß ausstellt.

»Wir wollen in den Garten gehen,« schlug Joshua vor, nachdem der Thee getrunken war.«

»Ich werde Ihnen Naomi's Bildniß zeigen,« sagte Jim vertraulich zu Oswald, unbekümmert um den strafenden Blick, den ihm Tante Judith zuwarf, denn er hatte seinen Tassenkopf umgestülpt und den Theelöfel waagerecht darüber gelegt. Joshua hatte diesen Abend frei, denn in Little Bethel war kein Gottesdienst und im Laden gab es für ihn erst gegen den Schluß desselben wieder zu thun, er durfte es sich daher gestatten, sich nach einem arbeitsvollen Tage in seinem Garten zu erfrischen.

Tante Judith ging in den Laden, da für sie auch in diesen Stunden keine Ruhe war. Gute Hausfrauen, die während des Tages zu sehr in Anspruch genommen gewesen, um ihr Näh- und Strickzeug anzurühren, entdeckten nach dem Thee gewöhnlich, daß ihnen Nadeln, Garn u. s. w. fehle und eilten zu Haggards, um den betreffenden Einkauf zu machen und sich gleichzeitig nach dem Befinden des Predigers zu erkundigen.

Mr. Haggards Garten, ein ovales Stück Land, etwa einen Morgen groß, stieß an einen zweiten Garten, der seit hundert Jahren mit



Obstbäumen bepflanzt war, und hatte durchaus nichts Malerisches. Es war hauptsächlich mit Rücksicht auf das Nützliche angelegt und man hatte dem Schönen nur insofern Rechnung getragen, daß man den Gemüsebeeten und den Beeten mit Zwiebeln und Turnips eine Einfassung von gewöhnlichen Blumen gegeben hatte. Es war aber ein Garten, in welchem die üppigste Fruchtbarkeit vereint mit der größten Ordnung herrschte. Die engen Wege waren sauber geharkt und zwischen den Gemüsen und Blumen war wenig Unkraut zu sehen. Die Verantwortlichkeit für den guten Zustand der Dinge hatte Jim, er arbeitete täglich im Garten, wobei er einige Unterstützung seitens der Laufburschen und sehr viel seitens seiner Schwester Naomi hatte, welche eine leidenschaftliche Blumenfreundin war.

Mr. Haggard ging mit den jungen Leuten bis zum Ende des Gartens und setzte sich dann, da er sich ermüdet fühlte, auf eine Bank unter den großen Nußbaum. Vor demselben breitete sich ein Rasenplatz aus, auf welchem ein rohgezimmerter Tisch, ein Ergebniß von Jim's Kunstfertigkeit, stand; wenn es die Geschwister sehr diplomatisch anfangen, so gelang es zuweilen, Tante Judith zu bewegen, daß an schönen Nachmittagen hier der Thee getrunken ward.

Joshua liebte seinen Garten in einer mehr passiven Weise. Er meditierte daselbst an Sonnabend-Nachmittagen seine Predigt für den folgenden Sonntag, las seine Bücher oder gab sich dem Studium seines eigenen Herzens hin und lauschte den Eingebungen seines Innern, woran ein großer Theil seines Systems beruhte. Viel wer im Herzen des Predigers freilich nicht zu forschen und zu suchen. Nichts Böses lauerte in einer verborgenen Falte, an diesem Manne war Alles so aufrichtig, so einfach und rein, daß er einer von den wenigen Menschen genannt werden konnte, die der Vollkommenheit so nahe kamen, wie dies dem Sterblichen überhaupt möglich ist.

Die jungen Leute schlenderten den schmalen Weg entlang nach dem Obstgarten hinauf. Wäre Tante Judith dagewesen, sie würde Maßregeln gegen einen so ungehinderten Verkehr des jungen Squire mit ihrer Nichte getroffen haben; ihrem Bruder konnte es aber

wohl begegnen, daß er, vertieft in die Betrachtung fernliegender Dinge, Kleinigkeiten, die sich in seiner nächsten Nähe begaben, übersah, und so fiel es ihm auch nicht im entferntesten ein, daß die Unterhaltung der jungen Leute irgend welche Gefahren mit sich bringen könnte.

»Kommen Sie, jetzt zeige ich Ihnen unsere Wildniß!« rief Jim und öffnete die nach dem Obstgarten führende Thür.

Der Obstgarten war ein viereckiges Stück Land, das in eine scharfe Spitze auslief, und das dadurch gebildete Dreieck hatte bis zu Naomis fünfzehntem Geburtstage wüst gelegen. Bei dieser Gelegenheit hatte sie sich von ihrem Vater den unbenutzten und somit werthlosen Fleck zum Geschenk ausgebeten und es war seit jener Zeit für sie eine stetige sie beglückende Aufgabe gewesen, ihr kleines Besitzthum mit wilden Pflanzen auszustatten, wie sie die Natur in Wald und Wiese, auf Bergen und in Thalern hervorbringt. Pflanzen, die im Sande gedeihen und die feuchten Boden verlangen, solche die sich nach der Sonne sehnen und solche, die den Schatten lieben, holte sie mit Jim's bald freudig, bald murrend geleistetem Beistande herbei, und sie wuchsen alle einträchtig zusammen, umschwärmt von Vögeln, Schmetterlingen und Bienen, als habe Thier und Pflanzenreich sich vereinigt, die stille, bescheidene Naomi glücklich zu machen.

»Ich glaube, bei uns käme selbst das Seegrass fort, wenn wir es versuchten,« meinte Jim.

Der uralte Obstgarten sah aus wie ein Hospital für verkrüppelte Bäume, so krumm und lahm erschien jedes der darin befindlichen Exemplare, die entschieden weit mehr Baumharz als Früchte erzeugten. Der Rasen war dagegen grün und glatt und in einer sonnigen Ecke stand eine Reihe von Bienenkörben, deren Ertrag Tante Judith besonders guten Kunden als eine Gunst zu einem recht anständigen Preise verkaufte.

»Wir setzen uns der Gefahr aus, gestochen zu werden, und andere Leute bekommen den Honig,« klagte Jim, den diese Einrichtung in seinen innersten Gefühlen verletzte. »Das kommt davon, wenn man von einer Tante erzogen wird. Wenn unsere

Mutter noch lebte, würden wir öfter Kuchen und Süßigkeiten bekommen, das weiß ich ganz gewiß.«

Jim hatte nur eine sehr dunkle Vorstellung von seiner verstorbenen Mutter, um desto mehr war er geneigt, ihren Verlust mit jeder Entbehrung in Verbindung zu bringen, die ihn nach seiner Meinung das allzu strenge Regiment der Tante erdulden ließ.

Sie schlenderten im Obstgarten hin und her und unterhielten sich von Diesem und Jenem. Die Tischzeit des Squire war darüber längst vorbeigegangen und Oswald wußte, daß er sich durch sein Ausbleiben um sein Mittagessen gebracht habe, denn in der Grange gehörte es zu den unmöglichen Dingen, das außer zu der festgesetzten Stunde noch eine Mahlzeit aufgetragen werden konnte. Die Haushälterin, Mrs. Nicholas, kannte ihre Pflicht viel zu gut, als sich zu solchen thörichten Zugeständnissen herbeizulassen. Der junge Mann verschmerzte den Verlust aber sehr leicht, er fand reichlichen Ersatz in der Unterhaltung mit Naomi, denn weibliche Gesellschaft war ihm etwas völlig Neues. Der Squire lebte in vollständiger Abgeschiedenheit und genoß die allgemeine Unbeliebtheit, in der er stand, wie ein Vorrecht, denn sie ersparte ihm seiner Meinung nach jährlich fünfhundert Pfund.

»Ein populärer Mann ist aller Welt's Freund, nur nicht sein eigener,« pflegte er zu philosophieren, »die Leute verlangen unausgesetzt Gefälligkeiten von ihm. Mich spricht niemals Jemand um etwas an.«

Als Sohn des geizigen Einsiedlers hatte sich auch Oswald von allem Verkehr fern gehalten, denn da ihm sein Vater gar kein Taschengeld gab und er von Natur nobel war, konnte er es nicht ertragen, durch Besuche in den angenehmen Landhäusern, die ringsum zwischen den Hügeln zerstreut lagen, Verpflichtungen auf sich zu laden, deren er sich in keiner Weise zu entledigen vermochte. Er führte das einsamste Leben, das für einen jungen Mann in seiner Stellung nur gedacht werden kann und war dadurch so recht in der Lage, die Byronsche Richtung bei sich auszubilden. Glücklicherweise hatte ihm die Natur ein Gegengewicht in einer Neigung, das Leben leicht zu nehmen, verliehen; eine so einsame

und abgeschiedene Existenz er auch führte, fühlte er sich doch nicht unglücklich, sondern versuchte, sie so gut wie es gehen wollte, zu ertragen, amüsierte sich auf seine eigene Hand und beklagte sich gegen Niemand. In seine Unterhaltung mit seinem Vater mischte sich wohl hin und wieder ein Tropfen Bitterkeit, denn die niedrige Gesinnung und der Argwohn des alten Mannes überstieg in der That öfter Alles, was ein Mensch ertragen kann, das war indeß auch die einzige Bitterkeit in seinem Leben. Bisher auf die Gesellschaft von Landleuten und Schiffern beschränkt, war es für den jungen Mann etwas ganz Neues, sich in der Gesellschaft eines hübschen jungen Mädchens zu befinden, die, wenn sie auch im Range unter ihm stand und einen beschränkten Gesichtskreis hatte, doch gute Manieren besaß und in gebildeter Sprache redete. Naomi's Sehnsucht nach einem schönerem befriedigerenden Leben als die engen Verhältnisse in Comhaven boten, fand in seiner Brust den lebhaftesten Widerhall. Sie waren erst zum zweiten Male beisammen und schon erkannten sie eine große Gemeinsamkeit ihrer Empfindungen.

»Wenn Sie ein Mann wären, so würden Sie wohl schwerlich in Comhaven bleiben, Miß Haggard,« bemerkte Oswald, nachdem sie über den Ort und seine Einförmigkeit gesprochen hatten.

»O nein. Wäre ich ein Mann, so würde ich Prediger und ginge zu den cornischen Grubenarbeiten, um ihnen zu predigen, wie es der Vater in seiner Jugend gethan hat, oder ich würde Missionair und ginge nach Indien.«

»Davon haben Sie schon neulich Abends gesprochen.«

»Ja, es würde mir große Befriedigung gewähren, jene armen Geschöpfe zu belehren, sie von ihren abscheulichen Götzen, ihren Menschenopfern und Grausamkeiten zu erlösen. Warum lassen wir sie in diesen furchtbaren Irrthümern?«

»Ich glaube, das Bekehrungswerk würde unsere Kräfte weit übersteigen. Es mag einem Missionair wohl gelingen in einem stillen Winkel sein Schul- und Betzimmer aufzuschlagen und ein kleines Häuschen Heiden zu taufen und zu so zweifelhaften Christen zu machen, daß sie sobald er den Rücken wendet, wieder zu Siva

zurückkehren, aber ganz Indien seinen falschen Göttern abwendig machen zu wollen, das ist ein Plan, der an Unausführbarkeit Alles übersteigt, was die menschliche Phantasie an lustigen Träumen je ausgebrütet hat. Als Burke im Unterhause die Mißbräuche unserer Regierung in Indien zur Sprache brachte, war das Territorium der Ostindischen Compagnie schon größer als das von Rußland und der Türkei zusammen. Seitdem haben wir unsere Eroberungen noch weiter ausgedehnt und unter der ungeheuren Bevölkerung von Eingeborenen sind die Engländer verschwindend dünn gesät. Sie werden sich Ihre Reformpläne für Indien wohl aus dem Sinne schlagen müssen, Miß Haggard; die Thug's würden Sie erwürgen, die Khoord's würden Sie bis an den Hals vergraben und ihren Götzen opfern oder die Tiger Sie zerreißen.«

»Gewiß!« rief Jim. »Von Leuten, die nach Indien gehen, kommen wenige davon, die meisten werden von den Tigern zerrissen; ich habe noch kein Magazin in der Hand gehabt, in dem nicht ein Bild wäre, auf dem Menschen von Tigern verspeist werden.«

Sie waren unter diesen Gesprächen in die »Wildniß« gelangt, wo dicht verwachsene Farrnkräuter mit lieblich duftenden Feld- und Waldblumen abwechselten und Steine hier und da zwischen dem üppigen Grün hervorblickten; es hatte Jim nichts wenig Arbeit gekostet, diese Steine herbeizuschaffen und so zu placiren, daß sie wie von Anfang an hier befindlich aussahen. Eine Seite der kleinen Einsamkeit wurde von Maulbeerbäumen und den überhängenden Zweigen einer Ulme aus einem anstoßenden Garten beschattet, und hier hatte Jim eine von ihm unter den Ruinen eines alten Herrenhauses aufgelesene Steinbank angebracht. Inmitten der Wildniß stand umwuchert von Farrnkräutern und Schlüsselblumen eine alte steinerne, Sonnenuhr, welche ebenfalls jenen Ruinen angehörte, und sammt der Bank dem Platze das Gepräge des Alterthümlichen verlieh. Man konnte hier wännen, weit ab von dem kleinlichen Getriebe der Welt von Combhaven, in einer freundlichen Oase jener Wüste zu sein, und von der andern Seite erschien es gar nicht undenkbar, daß Jemand sein Lebenlang in der Hauptstraße in Combhaven wohnen und keine Ahnung von Naomi's Wildniß haben

konnte. Zuweilen blickte wohl das sanfte Gesicht eines Schafes durch eine Lücke der Hecke und das gute Thier beschäftigte sich alsdann möglicherweise mit der Frage, ob die Farn und Blumen eßbar sein möchten, Spuren menschlichen Lebens waren aber in dem Nachbargarten selten zu entdecken,

Oswald lobte die Wildniß pflichtschuldigst und ihre einfache Schönheit gefiel ihm auch wirklich, wenn sie ihm auch nach der pittoresken Großartigkeit, an die er durch den Wald und Park von Pentreath gewöhnt war, nicht besonders zu imponieren vermochte. Er nahm neben Naomi auf der alten breiten Steinbank Platz und sah ihr eine Zeit lang schweigend und gedankenvoll zu, wie ihre braunen, aber feinen und wohlgeformten Finger eifrig die Nadeln des Strickzeugs bewegten, das sie aus der Tasche gezogen hatte.

Oswald fand sie schön, viel schöner als die sogenannten Schönheiten in Devonshire mit den Gesichtern wie Milch und Blut. Sie hatte fein geschnittene Gesichtszüge von edlem Gepräge, die Augen waren dunkel und hatten jene schweren Lider, welche man öfter an Skulpturen als im Leben sieht, der Mund war voll und fest, das Kinn vielleicht etwas zu breit für den Begriff weiblicher Lieblichkeit. Täuschte dieses Gesicht nicht, so war sie die echte Tochter ihres Vaters und die weibliche Milde wurde von einer männlichen Festigkeit überwogen. Oswald Pentreath konnte aber keinen Tadel an diesem edlen Gesichte finden. Mit der stärksten Sympathie fühlte er sich zu Naomi hingezogen, es war nicht Liebe beim ersten Blicke, was er für sie empfand, sondern Freundschaft, Vertrauen, das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit, und er hatte keine Ahnung, daß für ihn in den neuen Gefühlen, denen er sein Herz öffnete, irgend welche Gefahr liegen könnte. Ja selbst, wenn er sich ihrer ganzen Tragweite bewußt gewesen wäre, würde er schwerlich eine Gefahr für sich darin erblickt haben. Geld hatte er nicht auszugeben, sein Herz konnte er aber schenken, wem er wollte, darüber war er unbeschränkter Herr.

»Heirathe meinerwegen eine Viehmagd,« hatte der Squire einmal in seiner brutalen Weise zu ihm gesagt, »nur erwarte nicht, daß Du, so lange ich lebe, einen Schilling zu ihrem Unterhalt bekommst. Ein

heruntergekommenes Gut kann nur dann frühe Heirathen ertragen, wenn dadurch Land oder Geld hinzugebracht wird.«

Sie waren ungefähr eine halbe Stunde in der Wildniß gewesen, Jim hatte alle seine Paradedstücke gezeigt und erzählt, mit welchem Heldenmuthe, ja mit welcher offenbaren Lebensgefahr er sie herbeigeholt, und Joshua war inzwischen aus dem Garten in den sich mit Käufern füllenden Laden zurückgekehrt, denn die Sonne war hinter den Strohdächern der Hochstraße versunken, da stand auch Naomi auf und wickelte ihr Strickzeug zusammen.

»Wir müssen hineingehen, Jim, Du hast Deine Exempel für morgen noch zu rechnen,« sagte sie.

Oswald sah ein, daß er seinen Besuch schicklicherweise nicht weiter ausdehnen dürfe. Er kehrte mit den Geschwistern nach dem Hause zurück, ging aber nicht wieder mit hinein, sondern blieb an einer kleinen Nebenpforte, die sich nach der Straße öffnete, stehen, um sich zu verabschieden.

»Sie hätten doch zum Abendessen bleiben können, es wäre viel unterhaltender wenn Sie mitäßen,« sagte Jim.

»Für heute bin ich Ihnen schon zu lange lästig gefallen,« antwortete Oswald ceremoniös, und da Naomi die Einladung ihres Bruders nicht unterstützte, so wechselte er mit beiden einen Händedruck und entfernte sich.

Zum großen Erstaunen der Geschwister stand Tante Judith, die um diese Stunde sonst immer im Laden war, in der Hausthür und erwartete sie.

»Ich denke, Du hast wohl nun genug Zeit mit Deinem feinen jungen Herrn vertrödelt,« rief sie Naomi mit verschärfter Bitterkeit im Tone entgegen.

»Ich habe keine Zeit vertrödeln Tante, denn ich hatte mein Strickzeug bei mir und es gab jetzt gerade nichts Anderes im Hause zu thun,« antwortete Naomi.

»Das thut mir leid genug-. Es schickt sich gar nicht für Dich, daß Du mit einem jungen Manne, der im Range weit über Dir steht, im Garten promenierst; möchte wohl wissen, was Dein Vater dazu sagen wird?«

»Der Vater war ja die meiste Zeit bei uns,« entgegnete Naomi.

»Wirklich? Und als er in's Haus gegangen war, was wurde dann? Eine hübsche Ausführung für die Tochter eines Krämers. Aus solchen Geschichten ist noch nie etwas Gutes entstanden, das kann ich Dir sagen, Miß Naomi.«

»So lange ich dabei bin, geschieht nichts Unrechte! rief Jim mit zornrothem Gesichte.«

»Jeden Mann, der ein unehrerbietiges Wort gegen meine Schwester äußerte, schlug ich nieder, er wäre, wer er wolle; was aber den jungen Squire anbetrifft, so ist er ein Gentleman und so zimperlich wie ein Mädchen.«

»Den zimperlichen jungen Herren traue ich erst recht nicht,« antwortete Tante Judith, »sie —« Die weitere Auseinandersetzung ward hier abgeschnitten, denn von der offenen Ladenthür her ertönte der dringende Ruf nach Miß Haggard und sie enteilte, um Kattun oder Zwirn und Band zu verkaufen.

Naomi kam es an diesem Abend vor, als ob das Gebet, das Bibellesen und die Mahlzeit noch etwas langweiliger als gewöhnlich verliefen. Die ruhige Monotonie ihres Lebens drückte sie wie eine Last, die sie körperlich zu tragen hatte. Sie hatte sich seit Kurzem die Frage vorgelegt, ob diese Existenz immer so fortgehen, sich Tag für Tag das gleiche, nie wechselnde Einerlei immer und immer so fortspinnen werde; ob das Loos, welches Tante Judith befriedigte, für alle Zeiten auch ihr genügen solle und müsse; ob das sich in ihrer Brust regende Sehnen nach etwas Erhabenerem und Besserem sich durch seine eigene Ruhelosigkeit erschöpfen und ermüden solle, wie sich der gefangene Vogel die Flügel an den Stäben seines Käfigs zerstößt, oder ob ihm noch einmal Erfüllung winken werde. An diesem Abend drängten sich ihr diese Fragen besonders schmerzhaft und unabweislich auf.

»Wie viel besser wäre es doch, das Leben einer Missionairin zu führen, die kleinen braunen Heidenkinder zu unterrichten, als hier zu vegetieren!« klagte sie. »Wie viel besser wäre es, gleich Miß Fry die fieberathmenden Gefängnisse zu besuchen! Wie viel schöner wäre ein Leben voll Gefahren und mit denselben der Lohn für gute,



tapfere Thaten, die Hoffnung auf die Herrlichkeit des Himmels!«

»Was nütze ich der Welt?« fuhr sie fort, während sie in jener feierlichen Pause, die Joshua nach seiner Andacht zur Selbstprüfung und frommen Betrachtung für seine Hausgenossen stets eintreten ließ, auf ihren Knieen lag. »Stürbe ich morgen, so würde mein Tod keinerlei Lücke hinterlassen. Mein Vater würde mich betrauern, weil er gut ist, aber nicht, weil ich ihm von Nutzen bin oder sein Leben durch mich sich glücklicher gestaltet. Mir liegt nichts ob, was Tante Judith nicht besser als ich vollbringen würde, wenn ich nicht mehr da wäre; sie würde ihr ganzes Herz in die Ausgabe legen, die ich gleichgültig, maschinenmäßig erfülle. Dürfte ich aber über's Meer gehen und die Heidenkinder unterrichten, so würde ich, das fühle ich, ebenso pflichtgetreu und hingebend arbeiten, wie jene guten Frauen, von denen ich gelesen habe.«

Kein Gedanke kam in ihre Seele, daß es für ein junges Mädchen auch noch heitere Lebensaussichten geben könne. Sie beschloß, sich auf die Laufbahn einer Missionairin vorzubereiten, noch mehr zu lesen, noch aufmerksamer auf die Lehren ihres Vaters zu sein als bisher, um sich auf die hohe Stufe zu erheben, aus welcher sie gewürdigt werden könne, ausgesandt zu werden, um die Leuchte der Religion unter die Heiden zu tragen. Inmitten dieser erhabenen Entschlüsse kam ihr aber plötzlich der Gedanke: »Wenn ich Mr. Pentreath wäre, so würde ich Soldat. Ob er es denn gar nicht müde wird, hier in Comhaven zu leben? Er hat freilich sein Pferd und besaß bis vor Kurzem seine Yacht, das macht einen Unterschied. Wäre ich aber frei wie er und trüge einen guten alten Namen, so würde ich doch streben, etwas Anderes zu werden, als ein müßiggehender Landsquire. Ich höre es ja, wie man über ihn und seinen Bruder in Comhaven spricht, Mr. Arnold wird überall geachtet, weil er zur See gegangen ist.«

»Nimm Dein Licht, Kind, und gehe zu Bett,« sagte Miß Haggard zu Naomi, sobald man vom Abendessen aufgestanden war, »ich habe noch ein paar Worte mit Deinem Vater zu reden.«

Von allen Dingen, welche des Predigers menschlicher Schwachheit mißfällig erschienen, war ihm am mißfälligsten, wenn

seine Schwester Judith ein Paar Worte unter vier Augen mit ihm zu reden wünschte. Diese Einleitung war für ihn von ebenso übler Vorbedeutung, wie dem Abergläubischen der Ruf des Käuzchens oder das Heulen des Hundes in der Nacht ist. Wenn Judith ein paar Worte mit ihm zu reden hatte, so enthielten dieselben sicher keine Annehmlichkeit.

»Nun, Judith, was giebt es?« fragte er, sobald er sich mit ihr allein sah, um nur ohne alle Umschweife sofort das Schlimmste zu hören.

»Weiter nichts, als daß ich es doch so sehr bedauerlich finde, daß Du die Augen nicht etwas weiter aufmachst, um zu sehen, was sich unter Deiner Nase begiebt. Es ist ja recht schön und gut, die Blicke nach dem Neuen Jerusalem zu wenden und ich wäre die Letzte, die ihre Wohnung in der gebenedeiten Stadt verlieren möchte, so lange der Mensch aber unter den Philistern lebt, sollte er doch ein Auge für sein eigenes Haus haben.«

»Was ist denn vorgefallen, Judith? Das neue Faß irische Butter wird doch nicht ranzig sein? Ich habe für das Pfund einen halben Penny mehr gezahlt als das vorige Mal.«

»Nein, Joshua, die Butter ist so Faß wie frisches Nußmark. Mir gefällt aber der Verkehr Deiner Tochter mit Mr. Pentreath nicht.«

»Was willst Du damit sagen, Judith?« rief der Prediger mit einem unwillkürlichen Ausbruch des Unwillens.

»Sie bringt ihn mit zum Thee nach Hause, als ob er ihres Gleichen wäre. Eine hübsche Geschichte, man wird sich in Comhaven weidlich die Mäuler darüber zerbrechen.«

»Ich sehe gar keine Veranlassung für die Leute, darüber zu reden, daß des Squire's Sohn eine Tasse Thee bei uns trinkt. Er ist besser geboren, als meine Tochter, das gebe ich zu, aber nicht besser erzogen. Naomi ist ihrem Wesen und ihrer Gesinnung nach eine Dame und daher für keinen Mann zu gering; achtet sie sich so gering, daß sie nicht jedem Manne Achtung einflößt, so ist sie weniger, als meine Tochter sein sollte.«

»Das klingt Alles recht schön,« widersprach Judith, »besser wäre es aber doch, Du paßttest auf, daß kein Unheil geschieht. Hast Du nicht gehört, was Jabez Long sagte, als ich wie ein Sklave arbeitete,

um den jungen Mann wieder in's Leben zu bringen? Einen Menschen vom Wassertode retten, bringt Unglück. Sieh Dich vor, daß die Prophezeiung sich nicht an uns erfüllt. Mir gefällt es nicht, daß Mr. Pentreath bei uns aus- und eingeht.«

»Aber, Judith, Du kannst doch weder schwach noch gottlos genug sein, um Dich an solchen albernem Aberglauben zu kehren.«

»Das ist denn doch noch die Frage. In dem größten Aberglauben liegt zuweilen ein Körnchen recht gesunder Vernunft.«

»Zuweilen, das mag vielleicht sein, in diesem Falle liegt aber nicht ein Jota darin. Unsere Fischer haben den Aberglauben aus dem Norden, er ist in Shetland allgemein.«

»Tu was Du willst, ich habe Dich gewarnt,« sagte Judith mit beleidigter Miene. Ich fürchte, Du hast zu viel Buchgelehrsamkeit, um lebensklug sein zu können.«

---

## Fünftes Kapitel.

### *Der Prediger macht eine Reise.*

In Comhaven ging das Leben im ruhigen, ausgefahrenen Geleise weiter. Jeder Tag und jede Woche brachten dieselben Pflichten, dieselben Sorgen und wenig aufregende Zerstreuungen — Zerstreuungen, die an und für sich so geringfügig waren, daß sie dem außerhalb des ländlichen Kreises stehenden Beobachter vollständig unsichtbar geblieben sein würden. Selbst der Wechsel der Jahreszeiten brachte für die Bewohner der Hochstraße nur sehr unwesentliche Abwechslungen. Die Landleute hatten ihre Erntefeste, ihr Aepfelpflücken, ihr Ciderbrauen und alle derartige Leben und Bewegung in die Häuser der Pächter dringenden Vorkommnisse des Jahres, aber in dem Flecken, der aus Höflichkeit Stadt genannt ward, ging es von Januar bis Dezember in ewiger Einförmigkeit wie in einer Tretmühle. Hätte man nicht bei früh hereinbrechender Dunkelheit die gesellige Flamme in der Schmiede leuchten und durch die Fenster der erhellen Zimmer schimmern sehen, man würde kaum den Winter vom Sommer unterschieden haben, denn Frost kannte das bevorzugte Klima so gut wie gar nicht. Man hatte wohl Regen und Nebel in großer Menge, wohl kam der Wind über die See gebraust und erschütterte Comhaven, als ob er es vom Boden losreißen und forttragen wollte, aber der traditionelle Winter des Nordens mit dem Mantel aus Schnee und der Krone und dem Szepter aus Eis war hier unbekannt.

Naomi, die an einem nebeligen Novembertage ihr neunzehntes Jahr vollendete, hatte ihre Seele zum Stillsein geschult und erfüllte ihre täglichen Pflichten mit jener Geräuschlosigkeit, welche Derjenige, der in ihr Herz zu blicken und darin ihre Sehnsucht nach einem thätigeren Leben zu lesen vermocht hätte, als den Inbegriff der höchsten Geduld bezeichnet haben würde. Sie hatte sich indeß nicht ganz ohne Kampf gefügt, sondern ihren Wunsch, Missionairin

zu werden, ihrem Vater vorgetragen. Er hatte ihr jedoch mit den Worten des Apostel Paulus geantwortet: »Die Frauen schweigen in der Gemeinde!« — Worte, die Naomi sehr hart klangen.

»Ich will ja aber nicht predigen, Vater,« bat sie sondern nur die kleinen Kinder unterrichten.«

»Es giebt hier Kinder genug, die Du unterrichten kannst, Naomi. Ich bin mit unserer Sonntagsschule gar nicht zufrieden. Die Knaben sind sehr zurück, und wenn es auch mit den Mädchen ein klein wenig besser geht, so bleibt doch noch sehr viel zu thun.«

Naomi seufzte und fügte sich; auf die Antwort ihres Vaters gab es keine Erwiderung. Konnte sie den kleinen englischen Christen, die doch im Glauben an Gottes Wort geboren und erzogen waren, nicht wahrhaften Nutzen bringen, was durfte sie unter den kleinen Heiden, die eine fremde Sprache redeten, auszurichten hoffen? Mr. Pentreath hatte ihr eine hindostanische Grammatik, die er von seinem Onkel, dem Capitain Tremaine, besaß, gegeben und sie hatte im Geheimen die Sprache zu lernen versucht, indem sie jede Viertelstunde, während welcher sie vor dem Schlafengehen noch Licht zu brennen wagte, dazu benutzte. Mehr als eine Viertelstunde durfte sie sich freilich nicht gestatten, denn Tante Judith hatte ein scharfes Auge auf den Verbrauch von Licht in den Schlafzimmern und würde, hätte sie eine allzustarke Abnahme des ihrigen bemerkt, sofort auf sträfliches Romanlesen oder sündliche Eitelkeit beim Haarflechten gemuthmaßt haben.

Da Naomi somit die Ueberzeugung gewann, daß sie weder gut genug sei, noch Kenntnisse genug erlangen könne, um Missionairin zu werden, so fing sie an, daran zu verzweifeln, daß sie je von dem Kerkerleben im Flecken befreit werden würde. Sie sehnte sich nicht nach Vergnügungen oder schönen Kleidern oder ähnlichen Dingen, die dem Geiste eines in einer Kostschule erzogenen jungen Mädchens vorgeschwebt haben würden, sondern seufzte nur nach Etwas, das Comhaven ihr nicht gewähren konnte, oder besser, sie blickte auf nach einem stärkeren Anker als demjenigen, der sie an die stillen Gewässer ihrer häuslichen Pflichten fesselte.

Ihr Vater liebte sie, daran zweifelte sie nicht, aber seine

Zärtlichkeit gab sich äußerlich so wenig kund, daß sie eine sehr große Verwandtschaft mit Kälte hatte. Er war im Verkehr mit seinen Kindern förmlich, weit mehr geneigt zu tadeln als zu loben, ihnen zu rathen, als mit ihnen zu kosen. Da Naomi ihre Mutter schon als Kind verloren, so hatte sie ihrem Vater eine wahrhaft romantische Liebe zugewandt, war ihm mit der Treue eines Hündchens gefolgt und hatte, wenn sie ihn einmal außergewöhnlich lange nicht gesehen, leidenschaftliche Thränen vergossen und gefürchtet, er sei weit weggegangen oder gestorben wie ihre Mutter und sie werde ihn nie wiedersehen. Der Vater hatte damals diese Zärtlichkeit mit beinahe gleicher Wärme erwidert, das kleine Mädchen während mancher Stunde, die er in frommen Betrachtungen zubrachte, auf seinen Knien gehalten, sie oft auf seinen Wanderungen mitgenommen, sie getragen, wenn sie müde war, in Krankheiten an ihrem Bette gewacht und den Platz der fehlenden Mutter auszufüllen versucht, sehr zum Mißvergnügen von Tante Judith, welche behauptetem eine Frau verstünde mehr von der Pflege eines kranken Kindes als ein Mann, und wäre er auch zwanzigmal der Vater.

Je mehr Naomi vom Kinde zur Jungfrau erwuchs, hatte sich diese Zärtlichkeit von Seiten des Vaters allmählig verloren, wogegen sie bei der Tochter in ihrer vollen Stärke geblieben war, sie war nur zurückhaltender in deren Ausdruck geworden. Sie war zu groß geworden, um noch auf des Vaters Knieen zu sitzen, auch die angenehmen Wanderungen mit ihm mußten eingestellt werden, denn sie mußte lernen und ihre Aufgaben machen. Tante Judith unterrichtete sie in den häuslichen und wirthschaftlichen Arbeiten, Joshua bildete ihren Geist. Der Vater hatte sich in den Lehrer verwandelt und Judith trug Sorge, ihrem Bruder einzuschärfen, er dürfe nicht zu nachsichtig gegen Naomi sein, sonst habe sie nicht Respekt genug vor ihm, um aus seinem Unterrichte den gehörigen Nutzen zu ziehen.

»Als Kinder nannten wir Vater und Mutter Herr und Madam, das weißt Du doch noch Joshua,« sagte sie.

»Ja, Judith, ich wüßte aber nicht, daß wir sie um dessentwillen mehr geliebt hätten. Vater ist ein schönes Wort, es sollte mir leid

thun, hörte ich Naomi es mit einem anderen vertauschen.«

Aus reiner Gewissenhaftigkeit und weil er das Beste seiner Tochter dadurch zu fördern glaubte, hatte Joshua gegen Naomi das liebevolle Betragen, das sie so glücklich gemacht, eingestellt. Die Veränderung war aber so allmählig gewesen, daß sie das Fortschreiten derselben kaum bemerkt hatte, und nur, wenn sie auf die seligen Tage der Kindheit zurückblickte, darüber klar ward, wie viel sie von des Lebens Süßigkeit verloren habe. Trotzdem dachte sie nicht daran, sich zu beklagen, oder hatte ihr Vater etwas von dem Glorienschein in ihren Augen eingebüßt. Er war und blieb für sie der vollkommenste Mensch in ihrer kleinen Welt und auch der beste von allen guten Menschen, von denen sie je gehört oder gelesen.

Mr. Pentreath machte fortdauernd Gebrauch von Joshuas Erlaubniß und kam dann und wann zum Thee oder auch zu einem Abendbesuche in sein Haus. Er nahm im letzteren Falle gewöhnlich am Gebet und Abendessen theil und hörte den Bibelauslegungen des Predigers mit der größten Aufmerksamkeit zu.

Joshua nahm die Besuche des jungen Mannes als etwas ganz Selbstverständliches auf, Judith hingegen gab ihre Unzufriedenheit damit reichlich durch Achselzucken, Emporziehen der Augenbrauen und Zusammenpressen ihrer ohnehin dünnen Lippen zu erkennen.

»Wie lieb der junge Squire uns Alle hat,« sagte sie spöttisch zu ihrem Bruder, »wir müssen uns wirklich sehr geschmeichelt dadurch fühlen; ich möchte wohl wissen, ob er Deinetwegen oder meinetwegen kommt?«

Joshua runzelte bei solchen Gelegenheiten in einer Weise die Stirn, wodurch sie belehrt ward, daß sie besser thue, in ihren Bemerkungen nicht weiter zu gehen.

\* \*  
\*

Wieder war es Sommer geworden — Frühsommer, die süße frische Zeit der Rosen und des neugemähten Heus. Unter jeder Hecke, unter jedem Stein entwickelten die jungen Farrnkräuter ihre

grünen befiederten Blätter, die Blumen entfalteteten ihre Kelche und verwandelten Wald und Wiese in einen bunten Teppich, der würzige Wohlgerüche ausathmete, das tiefe durchsichtige Grün des Meeres schien durch jeden Einschnitt des wellenförmigen Landes, durch jede Oeffnung in den Hecken und über das leuchtende Bild der Erde und des Meeres spannte sich ein blauer, wolkenloser Himmel aus.

An einem solchen lieblichen Sommertage verließ Joshua Haggard Combhaven und begab sich auf eine Reise, deren Dauer auf eine Woche berechnet war. Er trug seinen Sonntagsanzug, hatte feste Schnallenschuhe an den Füßen und führte die nöthige Wäsche und sonstige Utensilien in einer kleinen ledernen Reisetasche bei sich. Den größten Theil der Reise legte er in schläfrigen alten Personenkutschen zurück, die letzten zwanzig Meilen mußte er aber zu Fuß gehen. Das Ziel des Predigers war Cornwallis und zwar die Gegend zwischen Lizard und Penzance, wo eine kleine, bescheidene Kapelle eingeweiht werden sollte, deren Prediger sein Schüler war. Der fünfundzwanzigjährige Mann war seines Handwerks ein Schuhmacher, der Abends zu ihm gekommen war, um unter seiner Leitung zu lesen und zu studieren und dabei eine zärtliche Neigung für Naomi gefaßt hatte, der er aber niemals Ausdruck zu geben gewagt. Die Ueberzeugung von der Hoffnungslosigkeit seiner Liebe war es vielleicht auch gewesen, welche Nicholas Wild vor zwei Jahren veranlaßt hatte, dem ruhigen Combhaven den Rücken zu kehren und als wandernder Prediger den Stab zu ergreifen. Für seine eigene Leibesnothdurft hatte er die Mittel dadurch herbeigeschafft, daß er die Schuhe seiner Zuhörer flickte, für die Nahrung, welche er den Seelen seiner stets wechselnden Heerde reichte, hatte er aber niemals eine klingende Belohnung beansprucht und war zufrieden gewesen, wenn er sich bei seinen unter freiem Himmel gehaltenen Predigten von aufmerksamen Gesichtern umgeben sah, wenn ungeübte Stimmen die Hymnen, die er ihnen Strophe für Strophe vorsang, im Chor wiederholten. Nachdem er zwei Jahre als Wanderprediger gewirkt, hatte Nicholas in einem bestimmten Distrikt eine so große Popularität erworben, daß er es für rathsam hielt, sich dort



niederzulassen und seine Gemeinde hatte es möglich gemacht, ihm an einer Feldecke eine kleine Kapelle zu bauen, die so einsam da lag, als sei sie soeben vom Himmel gefallen und deren ganze Bauart an eine Arche Noah in einem Spielzeugladen erinnerte. Der Tempel Salomon's konnte aber dem Auge seines Erbauers nicht lieblicher erscheinen sein als diese kunstlose Scheune denen des guten Nicholas Wild. Er schrieb an seinen geliebten Pastor und Lehrer, theilte ihm sein Glück mit und bat ihn, jetzt, wo das Wort in diesen fernen westlichen Dörfern durch seine demüthigen Bemühungen Wurzel gefaßt habe, ihm die große Gunst zu erweisen und herbeizukommen, um die erste Predigt in der neuen Kapelle zu halten.

»Ihre Stimme wird den Segen auf mein Werk herabrufen,« schrieb er, »und die Herzen meiner Gläubigen so tief bewegen, wie ich selbst nie hoffen darf, dies zu thun, obschon meine Lehre gesegnet worden ist. Ich möchte die Eröffnung dieses bescheidenen Tempels für sie so lange sie leben zu einem goldenen Blatte in ihrer Erinnerung machen. Ich möchte ihnen die Empfindung beibringen, daß das Tabernakel in den Bergen verherrlicht und geheiligt sei durch die Stimme eines berufenen und auserwählten Boten des Evangeliums, der von allen Dienern Gottes ausgezeichnet und hoch begnadet ist.«

Joshua Haggard hätte es für eine Sünde gehalten, einem solchen Anruf nicht Folge zu leisten. Ueberdies war ihm Nicholas Wild durch sein Wissen und seine Frömmigkeit sehr lieb geworden; er war stolz auf den Erfolg seines Schülers, den er gewissermaßen als sein eigenes Werk betrachten durfte, und sein Herz schlug voll und warm bei dem Gedanken an die kleine Kapelle inmitten der wilden Berge an der felsigen Küste, über welche der dunkelbeschwingte Wasserrabe und die silberweißen Möven hinziehen.

Joshua war diese cornische Küste bekannt und theuer. Auch er war hier lehrend umhergewandert, auch er hatte gepredigt von Camelford bis Penzance und hatte die ausgestreute Saat ausgehen sehen. Sein Name war im Westen ein mächtig wirkendes Wort und er ließ selten einen Sommer vergehen, ohne eine Reise zu machen

wie die, auf welcher er sich gegenwärtig befand, um alte Freunde zu besuchen, zu predigen« die Dorfschulen zu inspizieren und andere Pflichten seines Amtes zu erfüllen.

Es war ein heller, lieblicher Junimorgen als die kleine Kapelle sich der ungeduldig harrenden Gemeinde öffnete. Männer, Weiber und Kinder angethan mit ihren besten Kleidern, waren von zwanzig Meilen in der Runde herbeigekommen, um Joshua Haggard predigen zu hören. Die inbrünstigen extemporirten Gebete erhoben sich aus der Versammlung, in der Jeder nach seiner Weise betete, enthusiastische Hymnen wurden gesungen, und dann bestieg Joshua Haggard die kleine Kanzel, öffnete seine Bibel und predigte zwei Stunden über einen seiner Lieblingstexte: »Und da sie zu mir sagten, lasset uns in das Haus des Herrn gehen, freute ich mich.«

Die zwei Stunden erschienen keinem Zuhörer zu lang, vielleicht mit Ausnahme der Kinder, von welchen einige mitleidswürdig gähnten oder auf ihren Sitzen hin und her rückten und von den Erwachsenen durch Blicke und Puffe zur Ruhe verwiesen wurden, während andere, die in noch zarterem Alter standen, durch die Wärme der Atmosphäre und die sonore Stimme des Predigers in sanften Schlummer gehüllt wurden.

Nicholas Wild war hoch hinausgehoben über alles Irdische und ergoß sich in einen Strom begeisterter Dankbarkeit, als er mit seinem Freunde zu seiner Wohnung im naheliegenden Dorfe wanderte.

»Was Sie heute gethan haben, wird keiner Ihrer Zuhörer jemals vergessen,« sagte er. In mein Herz haben sich Ihre Worte eingegraben. Sie haben mir gezeigt, wie der Prediger einer solchen Gemeinde sein soll, und es soll die Aufgabe meines Lebens sein, dem erhabenen Vorbilde so nahe wie möglich zu kommen. Da ich Sie kenne, müßte mir das eigentlich leicht werden. Ich habe nur dem Beispiel meines Meisters auf Erden zu folgen, um meinem Meister im Himmel ähnlich zu werden.«

»Sachte, Nicholas, sachte, solche Worte verletzen mich. Die Vorsehung ist sehr gut gegen mich gewesen; ich habe meine Wirksamkeit unter angenehmen Verhältnissen gefunden, das Leben

ist mir leicht geworden. Ich bin nicht versucht worden, wie Mancher versucht, noch geprüft, wie Mancher geprüft wird. Leid und Sorge habe ich nicht viel gekannt, Widerwärtigkeiten haben meinen Glauben nicht erschüttert. Ich habe weder Hunger, noch Durst, noch Krankheit, noch Vermögensverluste erlitten. Meine Frau war eine gute Frau« meine Kinder sind liebevoll und pflichtgetreu, mein Geschäft ist einträglich. Ich bin gleich Hiobs, bevor der Satan sich die Erlaubniß erbat, ihn versuchen zu dürfen. Was bin ich denn, daß ich mich rühmen darf oder gestatten könnte, daß Andere mich rühmen?«

Mit feuriger Beredsamkeit erwiderte hierauf Nicholas:

»Alles was ich bin, danke ich Ihnen, wie Saul Alles Samuel dankte. Und Ihre liebliche Tochter, Mr. Haggard, sie gekannt zu haben, eine kleine Weile in ihrer Gesellschaft gelebt zu haben, ist als ob man die Gemeinschaft der Engel gehabt hätte.«

»Nicholas, so dürfen Sie nicht reden. Meine Tochter ist ein gutes Mädchen, aber —«

»Sie besitzt mehr als gewöhnliche Güte. Auch meine Schwestern sind gute Frauen, Naomi gleichen sie aber nicht. Sie ist stark und edel gleich den Frauen der Bibel, eine Frau, die sich für Andere opfern, die im Stillen leiden kann, welche im Stande ist die großen Thaten einer Deborah und Judith zu verrichten.«

»Mir wäre es lieber, sie gliche Ruth oder Esther,« antwortete Haggard, über den Enthusiasmus lächelnd, durch welchen sein junger Freund sein Geheimnis, verrieth.

»Mir wäre es lieber, sie führte ein einfaches Leben, demüthig, gehorsam, treu, häuslich, das sie selbst glücklich machte und eine Quelle des Glückes für Andere würde.«

»Wir haben oft miteinander über geistliche Dinge gesprochen, Mr. Haggard, und Naomi hat mir vielleicht ihr Herz freimüthiger geöffnet, als sie es Ihnen gegenüber wagen würde. Ich weiß, dieses Herz brennt, gute und große Dinge zu verrichten. Sie möchte in ferne Länder gehen, die Kinder der Heiden zu belehren und Licht in dunkle Hütten zu tragen.«

»Unsinn!« rief Joshua verächtlich. »Sie soll zu Hause bleiben und

thun, was ihres Berufes ist. Sie wissen was der Apostel Paulus sagt.«

»Der Apostel Paulus hat auch nicht das Glück gehabt, Naomi Haggard zu kennen,« entgegnete der verzückte Nicholas. »Ich will mir jedoch nicht anmaßen, mit Ihnen streiten zu wollen, mein theurer Lehrer, sondern möchte nur von Ihnen hören, ob Naomi wohl und glücklich ist.«

»Sie befindet sich Gott sei Dank wohl und hat keine Ursache unglücklich zu sein.«

»Das weibliche Herz ist ein sehr zartes Ding, Mr. Haggard, und gewöhnliche Güter reichen nicht immer zu seiner Befriedigung aus. Hat Naomi irgend eine Absicht, sich zu verändern?«

»Sie meinen damit, ob sie sich zu verheirathen gedenkt?« sagte Joshua. »Ich glaube nicht, wir haben von dergleichen nicht gehört.«

»Für Naomi paßt nur ein bedeutender Mann.«

»Das denke ich nicht; ihr einziger Bewerber, der aber bis jetzt durchaus noch kein anerkannter Bewerber ist, steht übrigens, was Rang und Vermögen anbetrifft, so weit über ihr, daß ich mir die Frage vorlege, ob ich recht thue, die Bekanntschaft zu dulden.«

Nicholas Wild erleichte bei diesen Worten. Er hatte lange jede Hoffnung aufgegeben, Naomi für sich zu gewinnen, trotzdem empfand er einen tiefen Schmerz bei der Nachricht, daß sie möglicherweise bald von einem Andern gewonnen werde und zwar von einem an Rang und Vermögen hoch über ihm stehenden Manne. Der letztere Umstand verschärfte seinen Schmerz, denn der gute Nicholas war trotz Allem ein beschränkter Kopf und glaubte ein Mann von Rang und Vermögen müsse nothwendigerweise zu den Kindern Belials gehören.

»Es wird schwer fallen, Jemand zu finden, der Naomis würdig ist,« sagte er, »am wenigsten scheint mir das aber ein Müßiggänger, der zu seiner Empfehlung nichts hat als einen vornehmen Namen und schöne Kleider.«

»Der junge Mann, von dem ich rede, ist vom Schicksal nicht allzu freundlich behandelt worden, trotzdem die Geburt ihn zu einem Gentleman gemacht hat und er eines Tages eine schöne Beszung

erben wird. Sie entsinnen sich doch wohl des jungen Pentreath, des Squires Sohn?»

»Gewiß erinnere mich seiner; ein bleicher Jüngling. Wenn Alles wahr ist, was man sich vom Squire erzählt, so gehört er einem bösen Geschlechte an.«

»Alles, was die Leute von ihren Nachbarn erzählen, ist selten wahr,« erwiderte Joshua. »Es ist nicht zu leugnen, daß der Squire in seiner Jugend ein sehr wildes Leben geführt hat und daß er im Alter ein harter unbarmherziger Geizhals geworden ist, das ist aber kein Grund anzunehmen, sein Sohn müsse ihm im Charakter gleichen, im Aeußeren sind Beide wenigstens so verschieden, daß Jemand, der sie nicht kennt, nie darauf kommen würde, sie wären Vater und Sohn.«

Joshua erzählte seinem Schüler vom Schiffbruch des Delphin und der Freundschaft, die sich seitdem zwischen seiner Familie und Oswald entwickelt habe.

»Ich habe wenig Grund anzunehmen, sein Gefühl für Naomi sei wärmer als die Freundschaft, welche er für uns Alle hegt,« fügte er hinzu, »sie sind aber viel zusammen und es scheint viel Uebereinstimmung in ihren Ansichten zu herrschen.«

»Er kann sie nicht kennen, ohne sie zu lieben,« erwiderte Nicholas warm. »Was sagt denn der alte Squire dazu?«

»Sie meinen ob er die Intimität meines Sohnes mit mir und den Meinen billigt?« fragte Joshua. »So weit ich es beurtheilen kann, billigt er sie so wenig wie er sie mißbilligt. Er läßt seinem Sohn in allen Dingen seinen freien Willen, so lange es sich nicht um seinen Geldbeutel handelt. Sein armes geiziges Herz scheint so ganz erfüllt von der Aufgabe, Geld zusammenzuscharren, daß es keinen Raum für etwas Anderes hat, und wäre es selbst die Existenz seines Sohnes. Der zweite Sohn, der dem Vaterhause entlief und zur See ging, ist ihm nicht ferner als der älteste, der mit ihm unter einem Dache lebt.«

Das Gespräch endete damit, denn sie hatten das Dorf erreicht, in welchem Nicholas in einem steinernen Landhause zwei kleine Zimmer inne hatte. Das Gebäude war zwar von Kartoffelfeldern

umgeben, die Scenerie wurde aber verschönt durch einige Rosenstöcke und Schwertlilien, welche auf beiden Seiten des schmalen Ganges wuchsen, der von der hölzernen Gitterthür bis zum Hause führte.

Die Wirthin des jungen Predigers hatte zu Ehren seines Gastes ein wahres Festmahl bereitet — eine Kartoffelpastete, eine gedämpfte Schweinskeule und Kohl. Alles so reichlich, daß eine Familie daran genug gehabt haben würde.

Joshua blieb die Nacht bei Nicholas Wild. Am andern Morgen um sieben Uhr brach er nach einem tüchtigen Frühstück auf, um sich wieder auf den Heimweg zu machen. Er hätte in einer Entfernung von neun Meilen die nach Helston fahrenden Kutsche treffen und zur Weiterreise benutzen können, er hatte sich aber vorgenommen, wenigstens bis Truro zu gehen und etliche Abstecher zu machen, um Orte und Menschen wieder zu sehen, die er während der Jahre seiner Jugend liebgewonnen, in welchen er von Haus zu Haus gegangen um gleich einem vom Himmel gesandten Boten die Wahrheit zu verkündigen.

»Ich fürchte die Reise wird sehr anstrengend sein,« sagte Nicholas, »die Sonne scheint so heiß und die Wege sind sehr staubig.«

»Ich liebe heißen Sonnenschein und mit dem Staube werde ich auch fertig werden,« antwortete Joshua heiter. »Es wird meinem Herzen gut thun, wenn ich die alten Plätze und die alten Gesichter wiedersehe und mich überzeuge, daß man mich nicht vergessen hat.«

Er schulterte seine Reisetasche, schüttelte Nicholas nochmals die Hand, ertheilte ihm seinen Segen und wanderte die Landstraße hinunter mit dem ihm eigenen elastischen Schritt, der am besten bewies, wie leicht ihm seine Fußreise ward.

Es war ein prachtvoller Sommertag. Den blauen, glänzenden Himmel trübte kein Wölkchen, die warme Erde hauchte Wohlgerüche aus. Die beiden Reihen verstreut liegender Gehöfte an der breiten Landstraße, welche das Dorf bildeten, schienen die Grenze der westlichen Welt zu bezeichnen. Darüber hinweg

breiteten sich grüne Felder aus und diese wurden eingefasst von dem weiten, unendlichen Meer. Man sah hier nichts von den spitzen, zerklüfteten Klippen, so weit das Auge reichte, nur Wiesen und Kornfelder, welche die Abhänge bedeckten, und in der Ferne ein großes stattliches Haus, das dunkel und einsam gleich der Burg eines Riesen emporwuchs.

Joshua Haggard hatte sich kaum jemals in seinem Leben in einer glücklicheren Gemüthsstimmung befunden als an diesem schönen Junimorgen. Er liebte den Sonnenschein und den milden Westwind, der fast noch mehr erwärmte als die Sonne. Vielleicht war es noch ein Erbtheil seiner spanischen Vorfahren, eine angeborene Vorliebe für sonnenglühende Sierras und einen südlichen Himmel, was ihm dies windstille Sommerwetter und die heiße Mittagszeit so angenehm erscheinen ließ. Ohne Aufenthalt wanderte er Meile für Meile und überließ sich in der ihn umgebenden Einsamkeit der Betrachtung über seine Familie und deren Aussichten. Die am vergangenen Nachmittage mit Nicholas Wild geführte Unterhaltung hatte ihn zum weiteren Nachdenken über seine Tochter und Oswald Pentreath veranlaßt.

Er besaß weder für sich, noch für seine Kinder einen brennenden Ehrgeiz, suchte keine weltlichen Vortheile und hing sein Herz nicht an irdische Dinge, der Gedanken gefiel ihm aber doch, seine Tochter durch eine Heirath mit einem Gentleman und einem Manne, der seinen Rang durch den Grundbesitz erhielt, auf eine höhere gesellschaftliche Stufe emporgehoben zu sehen. Die Leute auf dem Lande haben eine angeborene Liebe für den Grund und Boden und betrachten in Folge dessen Grundbesitz als den größten Reichthum. Ein Fabrikant mit einer Million im Vermögen würde in Comhaven im Vergleich zu Squire Pentreath, dessen Familie das Land seit unendlichen Zeiten im Besitz hatte, nur ein geringer Mann gewesen sein.

»Warum sollte er sie nicht zur Frau nehmen?« fragte sich Joshua. »Nach Erziehung und Grundsätzen ist sie eine Dame, die Manieren einer solchen hat sie ebenfalls und ihre Schönheit hält den Vergleich mit jeder aus. Was endlich das Vermögen anbetrifft, so könnte ich ihr

genug geben, um die Heirath zu einer keineswegs unklugen für Oswald Pentreath zu machen. Ich muß es mir angelegen sein lassen, des jungen Mannes Gesinnungen zu erforschen, am Ende könnte Judith doch Recht haben, daß wir die Sache zu leicht nehmen. Auch über die Ansichten des alten Squire muß ich ins Klare kommen, spielen lasse ich mit meiner Tochter nicht.«

Seit diesem Entschlusse verließ Joshua das Thema, denn er war viel zu klar und bestimmt, um sich von seinen Gedanken wie in einer Mühle umtreiben zu lassen. Bei ihm gab es über keinerlei Gegenstand Verwirrung oder Rathlosigkeit, jede Frage, die ihm aufstieg, ward reiflich erwogen und befriedigend beantwortet. Sein Leben war freilich, wie er selbst zu Nicholas Wild gesagt, immer leicht und glatt gewesen, das Schicksal hatte ihm bisher noch keine schwer zu lösenden Räthsel aufgegeben. Jeder Mensch begegnet aber zu seiner Zeit einer Sphinx und muß ihr Räthsel lösen oder sterben; Joshua's Zeit war noch nicht gekommen.

Das weite cornische Land zeigte an diesem Sommermittage eine wilde Schönheit, hatte aber nichts Düsteres oder Trostloses. Die wellenförmigen Felder sahen fruchtbar aus, die Wiesen glänzten golden von Ginster, alle Bäche und Teiche blitzten wie Juwelen unter den Strahlen der Alles verwandelnden Zauberin, der Sonne. Drei Meilen vor Penmoyle, einem Dorfe, das Joshua durch Jugenderinnerungen werth war und wo er deshalb einen kurzen Aufenthalt nehmen wollte, bog er von der Landstraße ab und wandte sich einem hügeligen Weidelande zu, in dessen Tiefen Wasserbäche blinkten, während die Höhen mit Ginster bekleidet waren; hier beschloß er eine halbe Stunde Rast zu halten. Er war bereits sieben bis acht Meilen gegangen und hatte noch drei Meilen bis Penmoyle vor sich, wo er in einem befreundeten Hause ein Mittagessen zu finden hoffte, obgleich bei seiner Ankunft die Stunde dafür längst vorüber sein mußte. Eine Scheibe cornischen Schinken oder ein Stück kalte Pastete oder gebratene Kartoffeln und Speck oder gar frischgebackenen Kuchen gab es sicher, wohin er kam — und alle diese Dinge waren Leckerbissen, an die zu denken dem Prediger eigentlich als sündlich erschien.



Joshua Haggard stieß einen Seufzer aus, welcher die höchste Befriedigung kundgab, als er sich auf dem moosigen Rasen ausstreckte, den süßen Wohlgeruch des Ginsters einathmete und von Schmetterlingen umflattert, von Bienen umsummt ward.

Der Seufzer schien die schlafende Nymphe des Ortes erweckt zu haben, denn es kam eine Antwort darauf im leisen Anstreifen von Frauenkleidern — kein Rauschen — oder frou-frou eines schweren Seidenstoffes, sondern das leise Wehen von bescheideneren Kleidern, wie sie arme Leute tragen.

Haggard wandte den Kopf ein wenig und blickte über den mit Ginster bedeckten Gipfel der Anhöhe, auf welche er sich geworfen hatte, hinweg. Auf der andern Seite der Anhöhe saß neben einem Wasserpfuhl ein Mädchen und badete die bloßen Füße in dem Wasser. Der Kopf war unbedeckt den Strahlen der Sonne preisgegeben, ein kleines Bündel lag neben ihr. Die Füße schienen wie Elfenbein durch das Wasser und Joshuas Herz fing seltsam an zu pochen, halb in Furcht, halb in Staunen: als habe er eine Erscheinung aus der Feenwelt vor sich.

Unwillkürlich fielen ihm die Erzählungen ein, die er in seiner Kindheit geliebt, ehe er zu dem Glauben gelangt, daß die einzigen Erzählungen, welche der Mensch zu seinem Heile lesen und bewundern solle, in der Bibel enthalten wären. Besonders erinnerte er sich eines Märchens von einer Prinzessin, die von einer bösen Zauberin in eine Bettlerin verwandelt, und eines heißen Sommertages wie der gegenwärtige um die Mittagsstunde ihre wunden Füße an einem Bache an der Landstraße wusch.

Er konnte das Gesicht des Mädchens nicht sehen, denn sie saß so, daß sie ihm den Rücken zugewendet hatte, er sah aber die langen blonden Haare der Prinzessin, die so hell und glänzend schimmerten wie die Seide, welche seine Kinder vor etlichen Jahren von den Cocons der von ihnen gezogenen Seidenwürmer abgewickelt hatten.

»Ich habe nicht viel von dem Prinzen, welcher der verwandelten Prinzessin begegnete,« dachte er über diese Reminiscenzen lächelnd, »und ebenso wenig gleiche ich dem glücklichen

Abenteurer, von dem ich in jenen Feenbüchern gelesen habe. Das arme Kind wird aber auch keine Prinzessin sein, sondern die Tochter eines Grubenarbeiters von jenseits der Berge, die ihrem Vater das Mittagessen hingetragen hat. Ob sie jemals in der Bibel gelesen haben mag? Als ich mich vor Jahren in dieser Gegend aufhielt habe ich viel Kinder mit solchem hellen Blondhaar unterrichtet.«

Er beugte sich weiter vor, um das sonnenbeschienene Köpfchen mit dem Flachshaar besser betrachten zu können, dabei rauschte der Ginster, das Mädchen sah sich um und stieß einen Schrei aus; als sie über sich das sie gespannt beobachtende dunkle Gesicht erblickte. Schleunig zog sie die Füße aus dem Wasser, ergriff ihr Bündel und sprang auf, um davonzulaufen, aber Joshua eilte, ihre Absicht bemerkend, schnell die Anhöhe hinunter und stand neben ihr.

»Weshalb willst Du fortlaufen, Kind?« fragte er. »Fürchtest Du Dich vor mir?«

Sie sah ihn mit großen blauen Augen an, — Augen von jener seltenen Bläue, in der sich der Azur des Sonnenhimmels zu spiegeln scheint — und ihr Blick drückte eine namenlose Angst aus.

»Lassen Sie mich gehen!« rief sie, als seine starke Hand ihren Arm sanft, aber fest ergriff.

»Ich will Dich nicht festhalten, mein Kind, Du sollst nur nicht vor mir entfliehen, als ob ich ein schreckliche Ungeheuer wäre. Ich will Dir nichts zu Leide thun, sondern möchte Dir armem wanderndem Lamm, wenn dies in meiner Macht steht, Gutes erweisen. Man ist, fürchte ich, bisher nicht gut mit Dir umgegangen, sonst würde der Anblick eines fremden Gesichtes Dich nicht so erschrecken.«

»Sie werden mich nicht zu ihnen zurückbringen?« fragte das Mädchen mit einem Schauer.

»Ich will Dich nirgends hinbringen, wohin Du nicht selbst zu gehen wünschst. Wer sind die Leute, vor denen Du Dich so fürchtest?«

»Die Leute, zu denen ich gehöre.«

»Dein Vater und Deine Mutter?«

»Nein, ich habe nie einen Vater oder eine Mutter gehabt — das

heißt, ich habe sie nie gekannt.«

»Wer sind also jene Leute?«

»Die herumziehenden Spieler. Ich war mit ihnen gestern auf dem Jahrmarkt in Helston und bin ihnen davongelaufen. Die Nacht habe ich in einem Heuhaufen geschlafen und bin heute Morgen bis hierher gewandert. Bitte, bitte, bitte, guter Herr, bringen Sie mich nicht zu ihnen zurück!« rief sie bittend die Hände faltend.

»Wandernde Spieler — Seiltänzer meinst Du wohl?«

»Ja, sie spielen und tanzen und springen auf Jahrmärkten und Kirchweihen. Sie haben auch Pferde und nennen sich zuweilen einen Circus, und ich mußte auf dem Rücken der Pferde tanzen und durch Reifen springen. Einmal bin ich so hingefallen, daß ich todt liegen geblieben wäre, wenn die Sägespäne nicht gewesen wären.«

»Armes Kind! Bist Du lange bei ihnen gewesen?«

»Mein ganzes Leben,« antwortete das Mädchen, die unschuldigen Augen weit öffnend. »Ich gehöre zu ihnen, habe nie eine andere Heimat oder andere Angehörige gehabt.«

»Mein armes Lamm! Sind sie sehr hart gewesen?«

Das junge Mädchen zog die Unterlippe ein und überlegte.

»Sie haben mich nie hungern lassen und schlugen mich nicht oft.«

»Aber sie haben Dich doch geschlagen!« rief der Prediger unwillig.

»Ja, wenn ich dumm war und nicht lernen konnte, was sie verlangten. Ich liebte die Pferde und sprang gern durch Reifen, wenn es auch gefährlich war, ich sollte aber auch Kartenkunststücke und Wahrsagen lernen. Dazu war ich jedoch zu dumm, die Zahlen verwirrten mich, und dann gerieth der schwarze Capitain — er ist der Herr von uns Allen — in Zorn und tobte und schlug mich und fluchte, ach, so schreckliche Worte!«

Die bloße Erinnerung daran war so entsetzlich für sie, daß sie in Thränen ausbrach und einige Minuten lang leidenschaftlich schluchzte. Joshua war daran gewöhnt, der Vertraute und Tröster armer Leute zu sein. Er klopfte der kleinen Heimatlosen sanft auf die Schulter und suchte sie durch freundliche Worte zu beruhigen.

»Du sollst nicht wieder zu jenen Leuten zurückkehren, Kind, wenn

ich es verhindern kann,« sagte er, »und ich will dafür sorgen, daß Du Deine Bibel lesen lernst. Ich fürchte, Du hast das nie gelernt.«

»Ist das das Buch, das die Leute in den Kirchen lesen?« fragte sie.

»Ja, und in Kapellen und in jedem christlichen Hause.«

»Was ist das?« fragte das Mädchen verwundert. »Ich weiß nicht, was das bedeutet.«

In den einfachsten, faßlichen Worten versuchte Joshua ihr zu erklären, was die Worte Christ und Christenthum bedeuten und was der Stifter der christlichen Religion für die Menschheit gethan habe. Sie hörte still und bescheiden zu und verstand das Gesagte auch wohl zum Theil, das Meiste blieb ihr aber doch unklar. Der Schleier der Unwissenheit, welcher ihren Geist umhüllte, war zu dicht, als daß der Lichtstrahl der Wahrheit ihn sofort zu durchdringen vermocht hätte.

»Sage mir doch, wie es gekommen ist, daß Du zu jenen Spielern gehörst?« fragte Joshua.

»Das weiß ich nicht. Ich habe immer zu ihnen gehört.«

»Du hast keine Erinnerung, wo Du vorher gewesen bist? Du kannst Dich nicht, wenn auch nur dunkel, an etwas erinnern, was hinter jenem wandernden Leben liegt?

— An Gesichter von Eltern, an eine feste Wohnung?«

»Nein. Die erste Erinnerung, die ich habe, ist an ein kleines, enges Zimmer auf Rädern, das sich immerfort bewegte und an dem die Bäume und Hecken draußen vorübergingen. Ich sah der Bewegung aufmerksam zu und dachte, es sei der Weg, der sich bewege, nicht wir; ich sehe die kleine Ecke in dem Wagen, wo ich schlief, noch ganz genau vor mir, ich drückte mich immer fest an die Wand und wurde oft stark gerüttelt. Damals lebte meine erste Mutter noch; sie war immer gut gegen mich und ich liebte sie zärtlich, aber sie war oft betrunken. Sie tanzte auf dem gespannten Seil und war sehr geschickt, es hieß, sie sei in London Seiltänzerin gewesen. Einen Abend, es war in Truro, hatte sie wieder getrunken; sie verlor das Gleichgewicht, fiel vom Seil und schlug mit dem Kopf so schwer auf einen Holzblock daß sie sich gefährlich verletzte und bald darauf

starb.

Dem Mädchen traten bei der Erzählung des traurigen Endes ihrer Beschützerin Thränen in die Augen.

»Wieso weißt Du, daß diese Frau nicht wirklich Deine Mutter gewesen ist?« fragte Joshua.

»Weil sie mir immer Alle sagten, ich hätte nicht Vater und Mutter. Ich weiß nicht, wie sie zu mir gekommen waren, aber ich gehörte ihnen und Keiner von ihnen war mit mir verwandt. Als Susanna Beck gestorben war, bekam ich eine andere Mutter, sie hieß Harriet Lang, die war grausam gegen mich und schlug mich, wenn ich die Tanzschritte und die Lieder, die sie mich lehrte, nicht schnell genug begriff. Sie war auch eine Tänzerin, aber auf dem Boden, nicht aus dem Seil; sie sang und spielte auch und versuchte sich in allem Möglichen. Sie trank nicht wie die arme Susanna, aber sie war sehr geldgierig und wenn der schwarze Capitain es nicht sah, schickte sie mich mit dem Tambourin unter die Zuschauer, damit ich bettelte, und das Geld, das ich bekam, nahm sie dann für sich. Eines Tages kam der Capitain aber dahinter und schlug mich und sie; von der Zeit an faßte sie einen Haß gegen mich und behandelte mich hart. Jetzt, wo ich herangewachsen bin, sagte sie, ich sei zu groß für meine Künste geworden, andere kann und mag ich aber nicht lernen und da nahm ich mir vor, bei der ersten Gelegenheit, die sich mir bieten würde, davonzulaufen. Ich wartete und paßte auf und gestern Abend in Helston, als Harriet schlief und die Andern betrunken waren, kroch ich aus der Scheune, in der wir ein Unterkommen gefunden hatten, in's Feld hinaus. Es war warm und sternhell und ich fühlte mich ganz glücklich. Ich lief weit, weit weg, bis ich das Meer gegen die Felsen schlagen hörte, dann kam ich an ein Gehöft und kroch in einen Heuhaufen auf der Wiese. Es roch so süß und ich vergaß, daß ich hungrig war und schlief ein. Als ich aufwachte, schien die Sonne, eine kleine Feldmaus sah mich mit ihren hellen Augen an und ich war sehr hungrig.«

»Armes Kind! Hast Du seitdem nichts gegessen?«

»Ja; eine Frau in einem Dorfe, durch das ich kam, gab mir ein großes Stück Brod mit Käse.«

»Eine gute Frau! Sage mir jetzt, was Du zu thun gedenkst.«

»Ich will auf den Feldern arbeiten, wenn mich die Leute nur annehmen wollen.«

»Feldarbeiterin! Danach siehst Du mir nicht aus. Zeige Deine Hände her.«

Sie legte eine schmale kleine Hand vertrauensvoll in Joshua's breite braune Handfläche. Es war ein zartes Händchen, auf der Oberfläche zwar von der Sonne verbrannt, aber innen weich und rosig und mit wohlgeformten Fingern und Nägeln. Diese Hand hatte nie grobe Arbeit verrichtet und man konnte sie nach einer sehr verbreiteten Theorie für einen Beweis nehmen, daß die kleine Verlassene eigentlich von guter Abkunft sei.

»Du bist nicht für Feldarbeit geschaffen, mein Kind,« sagte der Prediger mit freundlichem Ernst, »wir müssen eine andere Thätigkeit für Dich suchen. Es würde besser sein, Du gingst als Magd in Dienst, wenn nur Jemand eine Zeitlang Geduld mit Dir haben und Dich unterweisen wollte. Ich bin überzeugt, Du wirst gelehrig sein.«

»Ich habe Alles gelernt, nur nicht die Kartenkunststücke!« rief das Mädchen unschuldig. »Das Kaninchenkunststück, das Gänseblümchenkunststück und das Taschentuchkunststück habe ich sehr schnell gelernt, aber die Zahlen konnte ich nicht begreifen.«

»Bist Du geschickt mit der Nadel?«

»Gelehrt hat mich die Arbeit kein Mensch. Ich habe aber manchmal die Anzüge ausgebessert und Goldtressen und Flittern aufgenäht, sauber sind die Stiche aber nicht geworden, sie waren immer so groß,« sie gab dabei das Maß des Stiches auf ihrem Zeigefinger an.

»Du würdest die Arbeit lernen, Du würdest wahrscheinlich Alles lernen, was man Dich lehrte,« überlegte Joshua und betrachtete dabei aufmerksam das süße Gesicht mit den zarten, reinen Zügen, dem perlweißen Teint und den azurblauen Augen. Es war ein Ideal mädchenhafter Unschuld, welches sich dem Engel so sehr nähert, wie Irdisches mit Himmlischem sich überhaupt zu berühren vermag, eine Knospe, in welcher der Inhalt des Lebens noch verschlossen ruhte. So unschuldig, so ungekünstelt, so unbewußt, so engelhaft

lieblich mag Gretchens Bild im Zauberspiegel der Hexenküche erschienen sein. Das Mädchen hatte den Gretchen-Typus jene blonde Sachsenschönheit, die für die Liebe geschaffen zu sein scheint, deren Stunde gekommen und deren Zweck erfüllt ist, wenn sie den ersten Geliebten gefunden und sich ihm zu eigen gegeben hat. Es war nicht die Schönheit einer Cleopatra, die berufen ist, Alles zu unterjochen und ihre Anbeter schweren Prüfungen zu unterwerfen, sondern die wonnevolle Erscheinung einer Rose im Juni, welche einmal und nicht wieder blüht.

»Wenn Du mir vertrauen und mit mir kommen willst, so will ich versuchen, Dir eine passendere Thätigkeit zu verschaffen als Feldarbeit,« sagte Joshua. »Ich habe im nächsten Dorfe viele Freunde und werde darunter wohl einen finden, der Dir um meinetwillen Unterkommen und Nahrung giebt. Selbstverständlich wirst Du für Dein Brod arbeiten und gehorsam sein müssen.«

»Ich that immer Alles, was Harriet mich hieß,« antwortete das Mädchen. »Ich werde Alles thun, um mein Brod zu verdienen.«

»Alles was rechtschaffen ist,« fügte des Predigers ernste Stimme hinzu. »Ich hoffe, Du kennst den Unterschied zwischen Recht und Unrecht.«

»Ich weiß, daß es unrecht ist, zu lügen und zu stehlen, aber die meisten von unseren Leuten thaten es.«

»Du thatest es hoffentlich nicht?«

»Nein. Einmal versuchte ich eine Lüge zu sagen, aber die Worte wollten nicht kommen. Es schien etwas in meinem Innern sich dagegen aufzulehnen. Es war mir, als müsse ich ersticken, und ich dachte, sie könnten ja doch weiter nichts thun als mich schlagen — da sprach ich die Wahrheit.«

»Das war brav und gut von Dir. Wenn Du erst gelernt hast, Deine Bibel zu lesen, wirst Du die Wahrheit noch mehr lieben und viele Dinge wissen, die Du jetzt noch nicht kennst.«

»Ich fürchte, das wird lange dauern,« sagte das Mädchen niedergeschlagen, »denn ich kenne nur ein paar Buchstaben, die ich von dem klugen Pony gelernt habe. Von ihm lernte ich auch zählen.«

»Was, von einem Pony?«

»Vielleicht lernte ich es von mir selbst, wenn ich das dem Pony zeigte. Jetzt, Mr. Macaroni, zeigen Sie uns Nr. 10, hatte ich zu sagen, und dann setzte Pony seinen Huf auf die Karte mit der Nummer; es konnte auch die Wochentage sagen und Buchstaben u. s. w.«

»Du wirst lernen Deine Bibel lesen, mein Kind, und mit der Nadel arbeiten und fleißig sein, wie es einem ordentlichen Mädchen zukommt; die Kunststücke mit dem Pony mußt Du vergessen.«

»Armer Macaroni!« seufzte das Mädchen, »ich hatte das Pony sehr lieb. Es legte seine gute alte Nase auf meine Schulter und gegen meine Wange; ich bildete mir ein, es bedaure mich. Es war ja doch so klug, da dachte ich mir, es wußte, daß ich unglücklich war.«

»Wie heißt Du, mein liebes Kind,« erkundigte sich Joshua nachdenklich. Eine Art von Vorstellung war selbst in Penmoyle unerlässlich und es erschien deshalb angemessen, sich mit dem Namen seines Schützlings bekannt zu machen, ehe er das Mädchen mit zu seinen Freunden brachte.

»O, ich habe eine ganze Menge Namen gehabt,« antwortete das Mädchen freimüthig. »Manchmal nannten sie mich Mamselle Fantini und manchmal das kleine Wunder.«

»Solche ausländische Namen gehen nicht an!« rief Joshua betroffen. »Bist Du denn nicht getauft?«

»Wenn das irgend etwas mit der Kirche zu thun hat, dann glaube ich es nicht.« antwortete sie. »Sie nannten mich aber meistens Cynthia. Vielleicht ist das mein Name.«

»Cynthia! Es ist auch ein besonderer Name, aber er klingt hübsch und wird genügen.«

Man hatte in Cornwall eine Vorliebe für seltene, wohlklingende Namen, Mr. Haggard hielt es deshalb für kein zu großes Wagniß, eine Magd unter dem phantastischen Namen Cynthia einzuführen.

»Komm,« sagte er, auf seine große silberne Uhr mit Doppelgehäuse blickend, »wenn Du Dich hinlänglich ausgeruht hast, möchten wir an den Aufbruch denken.«

»Sie bringen mich doch aber ganz gewiß nicht zu jenen Leuten



zurück?« fragte das junge Mädchen nochmals mit angstvollem Blick.

»Mein Kind, kannst Du nicht begreifen, daß eines redlichen Mannes ja oder nein ebenso gut ist wie ein Eid? Ich habe versprochen, Dich nicht wieder zu Deinen Leuten zurückzubringen Ich stehe im Begriff, Dich an einen Ort zu führen, wo Du lernen sollst, Dein Brod zu verdienen und eine Christin zu sein.«

»Ist das ebenso schwer wie Wahrsagen?« fragte Cynthia einfach.

»O Kind, Kind, welch traurige Finsterniß in diesem Lande der Aufklärung! Wozu brauchen wir die Heiden in der Ferne aufzusuchen, da wir sie hier in unserer nächsten Nähe haben und sie uns stumm und doch so beredt anklagen, wie schmerzgequälte, vernachlässigte Thiere!«

Cynthia hatte ihre weißen zierlichen Füßchen an dem von der Sonne durchwärmten Grase abgetrocknet Wären solche Füßchen in Londoner Magazinen käuflich gewesen, würden sich wahrscheinlich Peeresses darum gerissen haben. Sie zog ein paar armselige, zerrissene Schuhe an, die gleich schadhaften Sandalen um ihre Füße hingen. Wäre sie Schottin oder Irländerin gewesen, so würde sie barfuß gegangen sein und sich ganz wohl dabei befunden haben, da sie aber eine Engländerin war, so erschienen ihr diese Zerrbilder von Schuhen doch immer noch besser als gar keine.

Sie nahm ihr kleines Bündel auf und war bereit, ihrem neuen Freunde zu folgen. Sie standen neben einander unter dem wolkenlosen Blau des Himmels, die Lerche sang laut und hell, die Bienen summten, liebliche wilde Blumen sproßten zu ihren Füßen, die ferne See schimmerte zwischen den Hügeln hervor und hob sich wie ein Silberstreifen vom Horizont ab. Sie schienen allein auf dieser einsamen Erde, allein unter diesem azurblauen Himmel; kein Laut einer Menschenstimme war zu vernehmen, man hörte nur den fröhlichen Chorus der Natur — Vogel und Insekt, das Rauschen der Bäume und das Plätschern des Wassers.

»Komm,« wiederholte Joshua, und schweigend wanderten sie nebeneinander der weißlich schimmernden Landstraße zu.

---

## Sechstes Kapitel.

### *Cynthia geht in Dienst.*

»Du bist nicht zu ermüdet, um noch drei Meilen zu gehen?« fragte Joshua freundlich nachdem er und Cynthia eine Weile gemeinschaftlich die sonnenbeschienene Landstraße hinuntergeschritten waren.

»O nein, ich habe mich ausgeruht und meine Füße schmerzen mich nicht mehr so sehr, nachdem ich sie gebadet habe.«

»Du warst sehr müde. Es als Du Dich zum Ausruhen niedersetztest?«

»Sehr, sehr müde. Es war mir zu Muthe als müsse ich mich am Wege hinlegen, um nie, nie wieder aufzustehen. Ich dachte, ich müßte vielleicht noch den ganzen Tag gehen und Abends, wenn ich ganz erschöpft wäre, würde ich wohl wieder duftendes Heu finden, wie das von voriger Nacht; dahinein wollte ich mich legen, um wohl nicht wieder aufzumachen. Lieber hätte ich für immer geschlafen, als daß ich aufgewacht wäre, um zu Harriet und dem schwarzen Capitain zurückzugehen.«

»Du sollst nie wieder zu ihnen zurückkehren. Wenn Dein Vater und Deine Mutter nicht unter ihnen sind, haben sie keinen Anspruch an Dich. Dessen bleibe stets eingedenk. Ich werde Dich zu guten, liebevollen Leuten bringen, machen Dich jene Landstreicher daselbst ausfindig und versuchen Dich mit fortzunehmen, so weigerst Du Dich, ihnen zu folgen. Du bist Herrin über Dein Leben, sie haben nicht das Recht, Dich fortzuschleppen.«

»Ach, Sie wissen nicht, wie stark der Capitain ist,« sagte das Mädchen mit tiefer Niedergeschlagenheit.

Joshua sah ein, daß sie noch nicht fähig sei, die Lehre von der Selbstbestimmung, die er ihr gern beigebracht hätte, in sich aufzunehmen Sie war nicht viel mehr als ein Kind an Jahren und

hatte eines Kindes Lebenserfahrung.

»Du brauchst weder den Capitain noch sonst Jemand zu fürchten sobald Du die Bibel lesen lernst und nach den Lehren, die Du dadurch empfängst, Deine Pflicht thust,« ermuthigte sie Joshua. »Der schwarze Capitain ist vermuthlich ein Zigeuner?«

»Er ist sehr dunkel. Seine Haut ist wie Kupfer, die Augen sind schwarz, ach und so furchtbar! In den Ohren trägt er goldene Ringe.«

»Vergiß, daß Du ihn je gesehen hast,« sagte Joshua. »Ich hoffe, er soll Dir in Deinem Leben nicht wieder zu nahe kommen.«

Er malte sich aus, welche Veränderungen das häusliche Leben an der wilden Blume, die er am Wege gefunden hatte, hervorbringen werde. Das jetzt in malerischer Unordnung über Nacken und Schultern des Mädchens fallende Flachshaar ward sauber aufgebunden und unter einer dichten Muslinmütze versteckt. Es war ein Jammer etwas so Schönes zu verbergen, aber es steht geschrieben: »Es ist gut, daß der Weiber Haupt bedeckt sei,« und eine Blume in einem wohlgepflegten Garten kann nicht in der verschwenderischen Schönheit der Natur blühen, gleich der Feldblume, die den Wanderer an Hecken und auf Wiesen entzückt. Ein reinliches Kattunkleid, ein weißes Halstuch und eine weite weiße Schürze traten an die Stelle der Lumpen, welche jetzt lose um die feine, biegsame Figur hingen. Sollte der Zufall ihre früheren Gefährten wirklich nach Penmoyle bringen, so würden sie den Flüchtling in diesem anständigen Anzuge schwerlich wiedererkannt haben, es war aber schwer denkbar, daß sie sich nach jenem abgelegenen langweiligen Ort verirren sollten.

Joshua begann die Wanderung mit seinem gewöhnlichen Schritt, der auf vier Meilen die Stunde berechnet war, bald bemerkte er jedoch, daß seine Begleiterin ihm nicht zu folgen vermochte, und ging deshalb langsamer. Sie brauchten für die drei Meilen anderthalb Stunden, welche der Prediger benutzte, um Cynthia noch genauer nach ihrem vergangenen Leben auszufragen — nach ihrer traurigen ruhelosen Kindheit, ohne sonnige Erinnerungen, nach den ersten Jugendjahren, in denen sie unbeschützt inmitten schmutziger

Scenen und schmutziger Menschen gelebt hatte. Er fand, daß sie ein armes, vernachlässigtes Geschöpf sei, völlig unwissend in allen Dingen, die seiner Ansicht nach die wichtigsten und heiligsten waren, aber er fand nichts Böses an ihr. Sie hatte unter Sündern gelebt, schien aber ohne Sünde geblieben zu sein. Kein unreiner oder niedriger Gedanke formte sich auf diesen lieblichen Lippen zu Worten. Joshua schien es als besitze ihre Jugend und Schönheit eine himmlische Reinheit, welche selbst in der Berührung mit unheiligen Dingen jeder Besudelung entgangen und fleckenlos geblieben war.

Ihr Weg führte sie über eine heiße, staubige Landstraße, die sich bald bergauf, bald bergab wandte. Ungefähr eine halbe Meile vor Penmoyle bogen sie in einen schmalen Feldweg ein, der sich zwischen hohen Hecken voll wilder Rosen und Geisblatt hinzog.

»Ist dies der Weg nach dem Orte, an welchem ich bleiben soll?«

»Ja, wir sind jetzt ganz nahe bei dem Dorfe.«

»Wohnen Sie hier?«

»Nein. Ich wohne in Devonshire, viele Meilen von hier entfernt.«

»Das thut mir sehr leid. Ich möchte lieber bei Ihnen dienen als bei irgend jemand anders, weil Sie so sehr gut zu mir sind.«

Die sanften blauen Augen blickten voll Vertrauen zu ihm empor; er sagte sich, daß süßere Augen noch niemals in die seinigen geblickt hätten.

\* \* \*

Das cornische Dorf Penmoyle war vielleicht der schläfrigste Ort, der sich auf der weiten Erde entdecken ließ. Es gab eigentlich weiter keinen Grund für seine Existenz, als daß die umliegenden Felder bestellt und die Schafe und das Rindvieh gefüttert und gehütet werden mußten und die menschlichen Lastthiere welche diese Arbeit verrichten, doch irgendwo wohnen müssen. So einsam und vergessen das Dorf aber auch sein mochte, besaß es eine Schönheit, welche die Vorsehung nicht jedem cornischen Dorfe

verliehen hat. Es war eine alte Niederlassung und besaß seine alte Klosterkirche, seinen Schutzheiligen und noch Ruinen der Abtei, welche dem Orte zuerst Namen und Ansehen gegeben hatte. Penmoyle war das Centrum einer fruchtbaren Oase inmitten der rauhen Berge und von üppigem fetten Wiesen umgeben. Auf der einen Seite der Dorfstraße lag das Postbureau, auf der andern, ein alter baufälliger Gasthof mit weitläufigen zum größten Theil leerstehenden Stallgebäuden. Dem Wirthshaus gegenüber stand eine Gruppe vornehmer alter Roßkastanienbäume, welche tiefen Schatten gewährten, so daß hier der Landstreicher, wie der Fußreisende einen höchst willkommenen Platz fand, wo er an heißen Tagen rasten konnte, und daß unter den Kastanien das Paradies der Dorfkinder war, wo sie sich allabendlich zum Spielen versammelten. Rechts von den Kastanienbäumen stand die Mädchenschule des Dorfes — keine Freischule, sondern eine Akademie, die sich selbst erhielt und von jeder Schülerin wöchentlich vier Pence Schulgeld erhob — ein weißgetünchtes Landhaus mit grünen Gitterläden vor den Fenstern, einer grünen mit Myrthen bewachsenen Vorlaube und einer grüngestrichenen Hausthür mit messingnem Klopfer; in dem Fenster des einen Zimmers stand ein geflochtenes, in dem des andern ein metallenes Vogelbauer und an beiden Geranium, Reseda, Basilikum und Nelken in zierlichen Töpfen. Das ganze Haus glich einem Puppenhause.

Es war Nachmittags drei Uhr und an einem Sonnabend, als Joshua mit seiner Begleiterin Penmoyle betrat. Die Schule war für diese Woche vorüber und die Stimmen der Kinder klangen hell unter dem dichten Laube der Kastanien hervor. Joshua ging stracks auf die von Myrthen beschattete Vorlaube zu und setzte den glänzenden Klopfer in Bewegung; das Mädchen blieb ein Stückchen hinter ihm stehen und wunderte sich über die Sicherheit, mit der er sich einer so prächtigen Wohnung zu nähern wagte.

Die Thür ward von einer Dame im mittleren Lebensalter geöffnet. Auf den ersten Blick erkannte man in der großen hageren Gestalt mit den kleinen steifen Löckchen, die an jeder Seite der schmalen viereckigen Stirn ein Bündel bildeten, die alte Jungfer. Sie trug ein

geblühtes Challis-Kleid, das Cynthia sehr schön erschien, und um die Taille einen breiten seidenen Gürtel, der zum Kleide passend, ebenfalls mit eingewebten Blumen verziert und mit einer vergoldeten Schnalle befestigt war. Ein breiter spitzenbesetzter Kragen war mit einer Brache, in welcher ein ohne Zweifel kostbarer, nur nicht genau zu klassifizierender Stein glänzte, befestigt; um den Kopf trug sie ein schmales schwarzes Sammetband; ihre langen goldenen Ohrringe berührten die Schultern. Ihre Augen waren schwarz und blank wie Jetperlen, die Nase scharf und von ansehnlicher Länge, ihr Teint rothbraun und gelblich wie ein Winterapfel.

Sobald sie Joshua's ansichtig ward, stieß sie einen Ruf der Verwunderung und des Entzückens aus.

»Ich dachte gar!« rief sie. »Wer hätte das geahnt! Debbie, komm schnell.«

Der Ruf nach einer unsichtbaren Person war in lauterem Tone ausgestoßen worden. Er lockte aus dem kleinen Wohnzimmer eine ebenfalls in Challis gekleidete zweite Gestalt hervor, welche der ersteren sowohl in Person, wie in Kleidung so ähnlich war, daß Cynthia ganz starr vor Staunen die Blicke immer von Einer zur Andern wandern ließ.

Die beiden alten Jungfern waren keine Zwillinge, wohl aber Schwestern, die zusammen lebten und sich stets ganz gleich kleideten. Die beiden Miß Weblings hatten fünfundvierzig Jahre in beständiger Gemeinschaft zugebracht, sie dachten gleich, aßen und tranken dieselben Nahrungsmittel und in gleichem Maße, kleideten sich gleich, gingen mit dem gleichen Schritte, sprachen mit der gleichen Stimme und mit denselben Ausdrücken, mit der Übereinstimmung einer einzigen Maschine.

Deborah hob bei Mr. Haggards Anblick die Hände ganz ebenso empor wie Priscilla, riß die Augen in der gleichen Weise auf und rief ebenfalls: »Ich dachte gar! Wer hätte das geahnt!«

Dann folgte ein Freudenausbruch beider Schwestern, sie nahmen den Prediger zwischen sich und führten ihn in das gute Zimmer. Beide Zimmer, die sie hatten, waren der Inbegriff der Sauberkeit und nach ihrer Weise ausgeschmückt, aber dasjenige, in dessen Fenster

das messingne Vogelbauer hing, war das gute Zimmer par excellence, wo sie sich an Sonntag-Nachmittagen aufhielten und Theegesellschaften gaben.

»Den Schlüsselblumenwein, Priscilla!« rief die ältere Schwester.

»Und den Kümmelkuchen, Deborah,« fügte die jüngere hinzu.

Cynthia stand während der ganzen Zeit in schweigender Verwunderung in der Vorlaube.

»Welche gesegnete Vorsehung hat Sie denn dieses Weges geführt, mein lieber Mr. Haggard?« fragte Deborah, während Priscilla einen Wandschrank, halb so groß wie das ganze Zimmer, aufschloß und daraus eine Flasche mit dunkelbraunem Wein und einen Kümmelkuchen auf einem grünen Dessertteller nahm.

Mr. Haggard erzählte kurz, was ihn nach dem Westen geführt, während Priscilla geschäftig ein Glas Wein eingoß und den Kuchen aufschnitt.

»Und Sie sind den ganzen Weg zu Fuß gekommen, nur um alte Freunde wiederzusehen!« sagte Deborah. »Wie gut das von Ihnen ist. Sie wissen gar nicht, wie sehr Ihre gesegneten Lehren uns gefehlt haben und wie oft wir an Sie gedacht und von Ihnen gesprochen haben, seit Sie das letzte Mal in Penmoyle waren. Finden Sie den Ort zu seinem Vortheil verändert?« fragte sie mit geheimem Stolze.

»Ich finde Penmoyle so hübsch und friedlich wie immer,« erwiderte Joshua.

»Haben Sie sich denn gar nicht umgesehen? Auf der linken Seite, wenn man von Truro kommt, ist ein neues Haus gebaut worden, das trägt doch wesentlich zur Verschönerung des Ortes bei. Mrs. Simmons hat das Schaufenster ihres Ladens auch vergrößert und das Haus abputzen lassen und endlich ist die Wetterfahne auf dem Kirchthurm vergoldet worden. Wir haben hier im Frühjahr ein sehr geschäftiges Leben gehabt.«

»Und Ihre Schule? Ich hoffe, in der geht es auch sehr gut?«

»An Schülerinnen haben wir keinen Mangel, im Gegentheil, mir kommt es aber vor, als würden die Kinder immer träger und dummer;

das Unterrichten wird nachgerade eine schwere Arbeit. Hätten wir nicht den Trost, daß wir ein ansehnliches Sümmtchen für die alten Tage zurückgelegt haben, so wäre es traurig; wenn man aber weiß, daß man keine Noth zu leiden braucht, wenn man auch nicht mehr arbeiten kann, so hilft das über Vieles hinweg. Sie bleiben hoffentlich ein paar Tage hier, Mr. Haggard?«

»Das ist mir zu meinem Bedauern nicht möglich. Ich muß noch heute nach Truro, um von dort aus mit der Nachtkutsche weiter zu fahren und morgen zum Gottesdienst in Comhaven zu sein. Es ist kein Prediger da, der sich in meiner Abwesenheit meiner Gemeinde annehmen könnte.«

Diese Erklärung wurde von beiden Schwestern mit lebhaftem Bedauern aufgenommen. Sie hätten, sagten sie, gehofft, er werde dableiben und in ihrem Tabernacle predigen, welchen stolzen Namen sie einem neben dem Kramladen befindlichen Gebäude beilegte, das seine Laufbahn als Scheune begonnen hatte.

»Ich möchte alle alten Freunde wiedersehen, Sie wissen ja, Penmoyle war während meiner Wanderjahre immer der Ort, den ich mir am liebsten zum Mittelpunkt für meine Kreuz- und Querzüge wählte.« sagte Joshua, »ich kam jedoch zuerst zu Ihnen, Miß Webling, weil ich Sie um eine große Gefälligkeit bitten wollte. Draußen steht ein Mädchen —«

»Ja- ich sah sie,« rief Priscilla eifrig, »eine Vagabondin. Sie steht wirklich noch da. Hat man je eine solche Unverschämtheit gesehen!«

»Ich habe sie mitgebracht,« sagte Joshua.

»Sie! Ich dachte, sie hätte Sie angebettelt. Sie sieht sehr verdächtig aus.«

»Ich glaube nicht, daß etwas Böses an ihr ist,« entgegnete der Prediger, »selbst wenn dies aber wäre, denken Sie an Ihn, der gesagt hat, er sei zu den verlorenen Schafen in Israel gesandt. Es ist die Pflicht der Verkündiger seiner Lehre, die Verlorenen aufzusuchen und zu erretten. Ich habe dies verirrte Lamm am Wege gefunden.«

»Lieber Mr. Haggard, ich fürchte, sie hat ihre Güte gemißbraucht.«

»Das glaube ich nicht. Ich habe sie scharf ins Verhör genommen;



sie scheint mir unschuldig und gut, ist den Jahren nach noch nicht viel mehr als ein Kind und bedarf dringend der Hilfe und des Schutzes. Da bin ich denn aus den Gedanken gekommen, daß Sie die rechten Leute wären, ihr zu helfen.«

»Wir! O, Mr. Haggard, Sie wissen doch, daß wir in unserem Hause nie ein Körnchen Staub dulden. Was sollten wir mit einem Mädchen anfangen, dem die Kleider in Fetzen vom Leibe fallen und das gelbe Haar wild um den Kopf hängt?«

»Nehmen Sie sie auf, lassen Sie sie sich reinigen und anständig anziehen und lehren Sie sie die Bibel lesen und auf ehrliche Art ihr Brod erwerben. Das ist es, um was ich Sie bitten wollte, Miß Webling.«

»Aber Mr. Haggard, bedenken Sie die Kinder. Ein Geschöpf mit solchem Haar! Was giebt das für ein Beispiel!«

»Flechten Sie ihr das Haar in einen Knoten, wie Sie es tragen oder schneiden Sie es ab, es gilt Alles gleich, wenn Sie nur eine Christin aus ihr machen. Sie hatten doch sonst immer ein Interesse an Missionswerken, Miß Priscilla.«

»Ja, lieber Mr. Haggard, ich bin aber nie dafür gewesen, Dinge mit einander zu vermischen, die auseinandergehalten werden müssen. Heiden bekehren ist ein gutes, Gott wohlgefälliges Werk, man soll aber Heiden und farbige Christen nicht durcheinander bringen. Deborah und ich möchten gewiß Alles thun, um Ihnen gefällig zu sein, von der andern Seite aber —«

»Lassen Sie mich dabei ganz aus dem Spiel, Miß Priscilla, und denken Sie nur an höhere Beweggründe. Ich war ein Fremdling und Ihr habt mich aufgenommen! Das arme Kind steht draußen wartend und ich weiß, sie ist müde und erschöpft. Holen Sie sie herein, thun Sie für sie was Sie können, ich werde Ihnen nachher ihre Geschichte erzählen.«

Priscilla sah Deborah an und Deborah sah Priscilla an, dann blickten Beide aus dem Fenster und betrachteten die draußen stehende Cynthia.

»Sie sieht recht müde aus,« bemerkte Deborah, »und sie kommt mir auch nicht sehr schlimm vor. Böartig scheint sie nicht.«

»Es ginge uns gegen das Gewissen, Mr. Haggard etwas abzuschlagen,« sagte Priscilla, »wenn wir sie aber anständig gekleidet und ihr eine gute Mahlzeit gegeben haben, was soll alsdann mit ihr geschehen?«

»Das wollen wir nachher mit einander ausmachen. Ich dachte, Sie sollten versuchen, sie zu einer guten Dienerin zu erziehen. Sie sieht geweckt und gelehrig aus. Wenn mir recht ist, so haben Sie keine Magd?«

»Nein. Wir haben es ein paarmal versucht, die Mädchen machen aber mehr Verdruß als sie nützen und schmutzen mehr ein, als sie rein machen. Was aber erst ein solches Mädchen leisten sollte, darauf wäre ich neugierig.«

»Vielleicht mehr als der gewöhnliche Schlag Mädchen. Sie scheint mehr als Durchschnittsbegabung zu haben.«

»Gut,« sagte Miß Webling entschieden. »Um Ihnen dienstwillig zu sein, wollen wir sie hereinholen, sie sauber machen und ihr zu essen geben. Das erinnert mich, daß ich noch eine Frage an Sie zu richten habe,« fügte sie mit einer gewissen Feierlichkeit hinzu: »Haben Sie schon zu Mittag gegessen?«

»Ich habe mich gut vorgesehen,« antwortete Joshua ausweichend, »will jedoch nicht leugnen, daß ein Stückchen kalte Pastete mir annehmbar erscheinen würde.«

»Sie sollen in weniger als einer halben Stunde warme Pastete haben, es stehen zwei im Ofen. Wir backen immer am Sonnabend, um etwas Kaltes für den Sonntag zu haben. In zwanzig Minuten sind sie fertig. Decke den Tisch im anderen Zimmer, Deborah, ich sehe inzwischen nach dem fremden Mädchen.«

»Hätte ich nicht gewußt, daß Sie eine gute Seele sind, wäre ich nicht heute zu Ihnen gekommen, Miß Webling,« sagte Joshua mit einem dankbaren Blick.

Deborah ging hinaus und öffnete die Haustür. Das Mädchen sah sie beinahe mit einem Ausdruck des Schreckens an. Dieses Bild weiblicher Respektabilität hatte für Cynthia, so sehr sie auch das geblümete Challis-Kleid und die vergoldete Schnalle bewunderte, etwas gorgonenartiges.

»Komm herein und laß Dicht waschen, Mädchen,« sagte Deborah ziemlich streng. Die Anrede war für Cynthia so erschreckend, daß sie zurückfuhr und sich wahrscheinlich geweigert hätte, der Aufforderung Folge zu leisten, hätte nicht Joshua gleichzeitig den Kopf aus dem Fenster gesteckt und mit milder Autorität gesagt:

»Mein Kind, Du wirst Alles thun, was Dir diese gute Dame gebietet.« Daraufhin gehorchte Cynthia wie ein Lamm und folgte Miß Webling nach dem am Ende eines langen Ganges gelegenen Hintergebäude. Sie kamen zuerst in eine äußerst saubere, mit rothen Steinen gepflasterte Küche, mit einem Heerd und Ofenthüren, die wie Gold glänzten, und von dort in eine ebenfalls gepflasterte Küche, in welcher sich in einer Ecke eine Pumpe und ein Abguß, in der andern ein eingemauerter kupferner Kessel und in der dritten Waschgefäße befanden. Deborah hatte es für gerathen gehalten, Cynthia behufs einer gründlichen Reinigung in die Waschküche zu führen.

Sie schürzte ihr Kleid aus, holte eins der Waschgefäße herab und pumpte es voll Wasser.

»Da,« sagte sie, dem Mädchen einen kleinen hölzernen Napf mit Seife zeigend, »da hast Du Seife und Wasser, und wenn Du nun einen Begriff davon hast, was Reinlichkeit ist, so benütze die gebotene Gelegenheit.«

»Ich danke Ihnen, Madame, es freut mich sehr, daß ich mir den Staub abwaschen kann,« sagte das Mädchen unterwürfig.

Miß Webling sah sich um, vergewisserte sich, daß nichts da war, was die Landstreicherin möglicherweise mitgehen heißen könnte, und verließ sie dann, nachdem sie ihr ein grobes Stück Scheuerleinen als Handtuch bezeichnet hatte.

»Wenn Du Dich rein gewaschen hast,« sagte sie im Hinausgehen, »kannst Du in meine Küche kommen, ich werde sehen, was ich Dir für Kleidungsstücke heraussuchen kann.«

»Ich danke Ihnen, Madame. So ein geblümtes Kleid wie Sie anhaben, würde mir sehr gefallen,« erwiderte das Mädchen unschuldig.

»Unsinn, Kind; dies war während der letzten drei Jahre mein

Sonntagskleid, ich habe es erst seit Kurzem für die Werktags-Nachmittage genommen.«

Miß Webling entfernte sich und schloß hinter ihrem zweifelhaften Gaste die Thür des Waschhauses zu. Priscilla befand sich in der Küche und setzte Geschirr auf ein Präsentirbrett, um den Tisch zu decken; Mr. Haggard war, während die Vorbereitungen zu seiner Mahlzeit getroffen wurden, ausgegangen, um andere Freunde zu begrüßen.

»Komm mit hinaus, Prissy, wir wollen zusehen, daß wir etwas für das Mädchen finden,« sagte Deborah, und beide Schwestern gingen die Treppe hinaus nach ihrem lavendelduftenden Schlafzimmer, wo sie nebeneinander vor einer großen Truhe niederknieten, in welcher sie ihre abgelegten Kleider aufbewahrten. Jedes Stück war sauber zusammengefaltet und hauchte einen Duft von Rosenblättern und Reseda aus. Die Schwestern wählten sehr sorgfältig, überlegten bei jedem einzelnen Stück, das sie in die Hände nahmen und legten manches wieder zurück in die Truhe als noch zu gut, um weggegeben zu werden.

»Wußten wir, daß ein guter Gebrauch davon gemacht würde, so wären wir eher geneigt, ein Opfer zu bringen,« sagte Priscilla, »aber ein derartiges Geschöpf verkauft vielleicht die Sachen, sobald es damit aus dem Hause ist.«

Nach langer Ueberlegung war endlich die Wahl getroffen. Altmodische vergilbte Unterkleider mit vielen Frisuren und ein Kleid von Kattun mit einem Muster, welches der moderne Geschmack mit Möbelüberzügen in Verbindung bringt, wenn es überhaupt noch aufzutreiben sein dürfte.

Mit dem Kleiderbündel auf dem Arm ging Miß Webling nach der Küche hinunter, schloß das Waschhaus auf und gebot ihrer Gefangenen herauszukommen.

Der Schönheitssinn der alten Jungfer war durch Kultur nicht sehr entwickelt, aber selbst sie ward durch die sich ihrem Auge darbietende Erscheinung zur Bewunderung hingerissen.

Das Gesicht des Mädchens war durch das Bad mit einer rosigen Gluth übergossen, die Augen schienen hell und klar, die Lippen

glichen zwei sich öffnenden Rosenknospen, das sonnige Haar hing wie Gold über die Schultern, Arme und Beine hoben sich wie Elfenbein von dem dunklen, zerrissenen Rock, den sie übergeworfen, ab. Das zerfetzte blau und weiße Kattunkleid, das ihr als Obergewand gedient, hatte sie nicht wieder angezogen.

»Ei der tausend!« rief Miß Webling, »was ein wenig Wasser und Seife thut, Du siehst schon viel besser aus. Komm, Prissy, wir wollen sie nun so ordentlich machen, wie wir können.«

Priscilla erschien, bewaffnet mit einem Kamme und einer harten Bürste. Deborah legte einen Bogen Zeitungspapier auf den glänzenden rothen Fußboden ließ das Mädchen auf einen niedrigen Schemel niedersitzen und die Füße auf das Papier stellen, damit ihre schmutzigen Schuhe die erst am Morgen gecheuerten Ziegelsteine nicht beschmutzten, und nun bearbeitete Priscilla das lange Flachshaar in einer nicht allzu sanften Weise mit ihrem Kamme.

Da sie sich bald überzeugte, daß das weiche Haar sehr rein sei, so nahm sie die Bürste zur Hand und begann, nachdem sie sich auch damit genug gethan, eine dicke Flechte zu machen, die sie hinten an dem kleinem Kopfe in einen harten Ball zusammensteckte. Diese neue Frisur veränderte den Charakter des Gesichtchens vollständig und gab ihm eine Art puritanisches Ansehen. Miß Priscillas Kamm und Bürste hatten das Verdienst, Alles-was an diesem Kopfe! wild und romantisch gewesen, wie mit einem Strich hinweggewischt zu haben.

»So, jetzt fängst Du doch schon an menschlich auszusehen,« sagte Deborah beifällig.

»Der Ball da hinten an meinem Kopf, fühlt sich so sonderbar an,« meinte Cynthia, den dicken Klumpen hin und her schüttelnd.

»Ich fürchte, Du kommst aus Verhältnissen, wo Alles, was einem Christenmenschen ähnlich sieht, sonderbar erscheint,« seufzte Deborah.

Es ging nun an das Ankleiden. Sämtliche Kleidungsstücke waren zu lang und zu weit für die zarte, feine Gestalt und mußten aufgebunden und übereinander geknüpft werden. Als das häßliche

braun und gelb gestreifte Kleid an die Reihe kam, empfand Cynthia einen leichten Schauer des Entsetzens, aber es war ganz und rein und das ihrige schmutzig und zerrissen, sie mußte für den Tausch sehr dankbar sein. Die großen Hammelkeulen-Aermel verschlangen sie beinahe und ein betollter Kragen von Miß Webling hing wie eine kleine Capote über ihre Schulter herab.

»Du siehst rein und anständig aus und das will für Dich sehr viel heißem« sagte Miß Deborah. Mr. Haggard war inzwischen zurückgekehrt. Der Tisch war im Wohnzimmer gedeckt und die Pasteten wurden aus dem Ofen genommen. Sie bestanden aus Fleisch, Kartoffeln, Zwiebeln und Gewürz, hatten eine braune knusperige Kruste und dufteten sehr appetitlich. Die arme Cynthia schaute mit sehnsüchtigen Augen zu, als Miß Webling das Backwerk anschnitt und das beste Stück für den Prediger aussuchte.

Joshua schien nicht recht geneigt, sich an dem sauber gedeckten Tisch niederzulassen. Er blickte auf seine Uhr, berechnete wann die Kutsche käme, trat ans Fenster, blickte zerstreut auf die Straße hinaus und schien vergessen zu haben, daß die Mahlzeit seiner warte.

»Die Pastete wird kalt, lieber Mr. Haggard,« sagte Deborah, betroffen über seine ihr ganz ungewohnte Zerstreutheit.

»Ich bitte um Verzeihung Die Pastete sieht vorzüglich aus. Apropos, das arme Kind hat seit gestern Abend nichts gegessen als ein Stückchen Brod mit Käse. Sie muß sehr hungrig sein, würden sie ihr auch ein Stückchen von der Pastete geben?«

Miß Webling war innerlich empört Eber diese Zumuthung. Diese Kartoffelpastete, die sie mit eigenen Händen aus dem erlesensten Material gemacht und mit der größten Sorgfalt gebacken hatte, um als Sonntagsspeise zu dienen, einer solchen Landstreicherin zu geben! Entschuldigend besann sie sich, daß Mr. Haggard nie Werth auf Essen und Trinken gelegt habe.

»Ich denke wenn Priscilla ihr einen Teller voll Brod und Käse schnitte —« begann sie.

»Die Pastete scheint aber viel besser,« fiel ihr der Prediger ins Wort. »Bitte lassen Sie sie hereinkommen und mitessen. Ich möchte,

daß Ihnen das arme Kind selbst ihre Geschichte erzählte, denn, ich hoffe sie wird durch ihre Natürlichkeit Ihre Sympathie gewinnen.«

Miß Webling gehorchte mit innerem Widerstreben und rief die Thür öffnend in nicht allzu freundlichem Tone: »Komm herein, Mädchen.«

Sie schnitt ein Stück von der Pastete ab und setzte den Teller mit demselben auf einen unter dem Vogelbauer am Fenster stehenden kleinen Tisch. Eine Landstreicherin mit dem Prediger an demselben Tische essen zu lassen, erschien ihr doch unerhört. Mochte der Herr und Meister des Predigers immerhin mit Zöllnern und Sündern zu Tische gesessen sein, das war vor langer Zeit ehe die Sitten die Verfeinerung erlangt hatten, die sie in Penmoyle besaßen.

Cynthia kam schüchtern ins Zimmer, es war ihr in dem braun und gelb gestreiften Kleide zu Muthe, als ob sie gar nicht mehr sie selbst wäre.

»Gütiger Gott, was haben Sie mit ihr angefangen!« rief Joshua nicht gerade angenehm von der Metamorphose berührt.

»Wir haben unser Bestes gethan, sie anständig zu machen,« sagte Deborah mit Würde, »unsere Sachen passen aber natürlich nicht für ihre Stellung.«

»Das würde nicht viel ausmachen, wenn sie ihr nur paßten,« sagte Joshua, »indeß sie sind ganz und rein und ich hoffe, sie wird sich behaglich darin fühlen. Komm her, Cynthia, setze Dich und iß, dann sollst Du den guten Damen hier Alles wiederholen, was Du mir erzählt hast, als ich Dich auf der Wiese fand.«

Cynthia nahm bescheiden den ihr von Miß Priscilla angewiesenen Platz ein.

Die Pastete war sehr gut zubereitet und der Hunger machte sie noch viel wohlschmeckender für das arme Kind. Die beiden Damen sahen mit Entsetzen, daß Mr. Haggards Schützling mit den Fingern auf den Teller griff.

»Den Gebrauch der Gabel scheint sie nicht zu kennen,« sagte Miß Deborah.

»Sie wird mit der Zeit Alles lernen,« entgegnete Joshua freundlich.

Seine ernste tiefe Stimme hatte noch nie, selbst nicht im Gespräch mit seiner Tochter, einen so sanften Ton angenommen.

Nachdem sie gegessen hatte, erzählte Cynthia den Schwestern ihre Geschichte, nicht ganz so naiv, wie sie sie an Joshua erzählt hatte, aber doch mit einer Offenherzigkeit, der weder Deborah noch Priscilla zu widerstehen vermochte, so sehr sie auch geneigt waren, das junge Mädchen mit mißtrauischen Augen anzusehen. Die Geschichte dieser vater- und mutterlosen Waise, welche ohne Verwandte, ohne Freunde, ohne Glauben und ohne Taufe ausgewachsen, war rührend genug, um mildere Gefühle in dem Herzen der Dorfschullehrerinnen zu erwecken.

»Jetzt will ich Ihnen sagen, was ich wünsche, daß Sie für das Mädchen thun sollen;« begann Joshua. »Nehmen Sie Cynthia gleichzeitig als Magd und als Schülerin an. Sie geben ihr keinen Lohn für ihre Arbeit, die im Anfang sehr wenig Werth haben wird. Ich will das Schulgeld für sie zahlen und für ihre Kleidung sorgen. Lehren Sie sie die Bibel lesen, eine leserliche Hand schreiben und eine Seite Zahlen addieren, mehr verlange ich nicht. Lehren Sie sie ferner mit der Nadel umgehen und ordentliche Hausarbeit verrichten. Sie ist jung und behende genug, um schnell zu lernen und sich nützlich zu machen. In der That, Miß Webling,« fügte der Prediger hinzu indem er in seiner Weise den weiblichen Stolz zu Hilfe rief, »Damen von Ihrer Bildung sollten nicht ohne Magd sein.«

»Wir haben es ja öfter mit Mädchen versucht, Mr. Haggard, und immer nur Plage davon gehabt. Wir halten eine Frau, die wöchentlich zwei Mal zum Putzen und Scheuern kommt, und das Andre thun wir selbst. Eine Dame bleibt darum doch eine Dame, wenn sie ihre Hände zu rühren versteht.«

»Natürlich,« sagte der Prediger, »aber bei vorrückenden Jahren —«

Priscilla räusperte sich und rückte auf ihrem Stuhle hin und her.

»Wir beanspruchen nicht für junge Mädchen angesehen zu werden,« rief sie, »ich denke aber, weder Debbie noch ich brauchen sich schon alt und hinfällig vorzukommen.«

Joshua sah ein, daß er einen Mißgriff gemacht hatte.



»Um Ihnen gefällig zu sein, Mr. Haggard, denke ich, wir wollen einen Versuch mit dem Mädchen machen,« sagte Deborah. »Es ist natürlich ein Risiko für uns, da sie ohne jedes Zeugniß zu uns kommt, sie scheint mir aber willig zu sein. Ich will es gestehen, es wäre mir nicht unlieb, eine Hilfe zu haben, denn die Kinder machen viel Schmutz mit ihren Stiefeln und man muß ihnen beständig nachräumen. Für ihren Unterricht nehme ich keine Bezahlung und Priscilla wird das ebenfalls nicht thun, obschon es ein saures Stück Arbeit werden wird, mit solchem großen Mädchen ganz von vorn anzufangen. Dagegen nehmen wir es an, daß Sie für ihre Kleidung sorgen wollen, Mr. Haggard, Sie fühlen es nicht so, wenn Sie ab und zu etliche Ellen Kattun oder einige Paar wollene Strümpfe und dergleichen schicken, da Sie das Alles im Geschäft haben.«

»Gewiß nicht,« sagte Joshua, »das wird mir leicht genug. Ich danke Ihnen von ganzem Herzen, Miß Webling, daß Sie meinen Wünschen so freundlich entgegengekommen sind. Wenn Cynthia unter Ihrer Leitung sich nicht sehr gut herausmacht, so wird es ihre eigene Schuld sein und ich werde ferner kein Interesse mehr an ihr nehmen.«

»Ich werde mir um lhretwegen die größte Mühe geben, die Damen zufrieden zustellen,« sagte Cynthia und blickte ihn dankbar an. O wie lieblich war dieser Blick, wie süß die Dankbarkeit aus diesen Augen von reinster Himmelsbläue.

»Die Damen werden Dich lehren, eine Christin zu sein, Cynthia,« sagte Joshua, »wenn ich wieder nach Penmoyle komme, hoffe ich, Du werdest mir ein Kapitel aus dem Evangelium vorlesen.«

»Wann kommen Sie wieder?« fragte sie schnell.

»Nächstes Jahr vielleicht. Ich komme stets sehr gern hierher und besuche alte Freunde.«

»Ein Jahr das ist eine lange Zeit.«

»Nicht lang für Leute, die ordentlich beschäftigt sind,« antwortete Joshua. »Du wirst viel zu lernen haben, Cynthia, die Zeit wird Dir daher schnell genug vergehen. Du mußt lernen mit dem Kopf und den Händen arbeiten, Gott lieben und fürchten und Deine Pflicht gegen Deinen Nächsten thun.«

»Ich wünschte, ich könnte mit Ihnen gehen,« sagte Cynthia.

»Das ist ein thörichter Wunsch; ich lasse Dich bei Damen, die sehr gut gegen Dich sein werden.«

»Sie soll das kleine Zimmer im Dache als Schlafstube haben,« sagte Deborah. »Das Dach ist zwar schräg und sie muß sich in Acht nehmen, nicht mit dem Kopf dagegen zu stoßen, es ist aber in der Mitte hoch genug, daß sie aufrecht stehen kann, und das Stübchen ist hübsch und durch das Strohdach sehr warm.«

»Ich frage nicht danach, wo ich schlafe, es ist überall besser als bei den Spielern.« sagte Cynthia. »Wenn Sie wollen, so schlafe ich auf dem Heuboden, Madame.«

»Du mußt mich Miß nennen, ich bin nicht verheirathet,« sagte Deborah. »Und nun Cynthia — was das für ein wunderlicher Namen ist — sieh zu, ob Du den Tisch abräumen und das Geschirr hinaustragen kannst, ohne etwas zu zerbrechen, und dann gehst Du mit dem Tischtuch nach dem Hofe und schüttelst es dort für die Hühner aus. Wir führen einen reichlichen Tisch, Cynthia, lassen aber nie eine Krume umkommen.«

Hoch erfreut, beschäftigt zu werden, that das Mädchen wie ihr geheißen war, und trug die Schüsseln und Teller geschickt und vorsichtig hinaus. Sie war unter der wandernden Truppe das Aschenbrödel gewesen und hatte gelernt, ihre Hände und Füße geschickt und anständig bewegen. Deborah sah ihr beifällig zu.

»Ich möchte beinahe sagen, sie wäre besser als die Mädchen, die wir gehabt haben,« sagte sie als Cynthia hinausgegangen war, um die Brosamen des Mahles den Hühnern hinzuschütten. Der Gedanke stieg ihr auf, daß sie mit diesem Werke der Barmherzigkeit vielleicht dem eigenen Vortheil gedient habe. Das Mädchen schien anständiger als die Töchter der Gruben- und Feldarbeiter der Umgegend, und diese waren überdies noch unverschämt in ihren Ansprüchen, denn sie verlangten für das Vierteljahr ein Pfund oder sogar fünfundzwanzig Schillinge.

Joshua sah wieder auf seine Uhr. Er hatte bis Truro einen Weg von zwölf Meilen zu machen und die Nachtkutsche fuhr von dort um zehn Uhr Abends ab. Jetzt war es fünf Uhr und das Dorf hatte jenes

entzückende Gepräge der Ruhe, welches das gedämpfte Licht des Nachmittags solchen Orten auszudrücken pflegt.

»Ich denke, ich muß mich auf den Weg machen,« sagte er.

»Sie werden doch erst eine Tasse Thee trinken, Mr. Haggard,« rief Priscilla. »Es ist gerade unsere Zeit und der Kessel hängt schon über dem Feuer; in fünf Minuten ist der Thee fertig. Während er zieht, erbauen Sie uns vielleicht durch das Vorlesen eines Kapitels aus der Bibel; das wäre eine Gunst, die uns nicht oft zu Theil wird.«

Sie eilte nach der Küche, wo Cynthia, welche eine natürliche Begabung für häusliche Geschäfte zu haben schien, das Tischtuch soeben sauber zusammenlegte. Priscilla zeigte ihr, wie man das weiß und blaue Theegeschirr und die weiße vergoldete Zuckerschale mit bunt gemalten Landschaften auf das Präsentirtbrett zu setzen habe. Cynthia betrachtete die Sachen mit der größten Bewunderung und wagte sie kaum zu berühren, sie hatte in ihrem Leben so etwas Schönes noch nicht gesehen.

Inzwischen brachte Deborah aus dem Versteck in ihrem Schlafzimmer eine glänzende silberne Theekanne mit schwarzem Henkel hervor — eine Theekanne, die den Großeltern der Weblings gehört hatte und an und für sich schon ein Zeichen der Respektabilität war, denn in dieser Klasse vertritt die silberne Theekanne die Stelle des Stammbaumes. Das Familienkleinod war zu Ehren des Predigers seiner waschledernen Hülle entnommen worden.

Cynthia trug das Theegeschirr ins Zimmer und Priscilla folgte ihr mit der silbernen Kanne, die sie ihr um keinen Preis anvertraut hätte. Wer konnte wissen, ob die Landstreicherin nicht die Gelegenheit ersah und mit dem Schatz das Weite suchte?

»Setze Dich dort auf den Stuhl an der Thür, Cynthia,« sagte Deborah, als der Theetisch arrangiert war, »und gieb Dir Mühe, von Mr. Haggards Lehren Nutzen zu ziehen.«

Cynthia setzte sich auf den ihr angewiesenen Platz und sah den Prediger mit ihren großen blauen Augen gespannt an, als frage sie sich, ob er jetzt Kartenkunststücke machen oder Zahlen rathen werde wie das kluge Pony.

Die Schwestern setzten sich kerzengrade mit gefalteten Händen und erwartungsvollen Mienen an den Theetisch, als wenn sie der ihnen zugedachten Erleuchtung vermöge ihrer hohen Intelligenz schon auf halbem Wege entgegentzukommen gedächten.

Joshua, der sich leicht mit einem Arm auf die Lehne des Stuhles stützte, öffnete seine Taschenbibel und begann zu lesen.

Er wählte die erschütternde Schilderung des jüngsten Gerichtes, die er den Schwestern im Gespräch bereits ins Gedächtniß gerufen hatte. »Und vor ihm werden gesammelt werden alle Völker und er wird sie scheiden wie ein Schäfer scheidet die Schafe von den Löwen.«

Nachdem er das Kapitel zu Ende gelesen, gab er eine kurze, rührende Auslegung des Textes, welche Deborah Thränen entlockte; sie war die weichherzigere der Schwestern, Priscilla hingegen die gelehrtere und geistreichere. Cynthia hörte zu und staunte. Sie war zu unwissend, um durch den Text bewegt zu werden, als aber Joshua in seiner verständlichen, persönlichen Weise die Pflicht des Mitleids und Erbarmens erklärte, drangen seine Worte doch zu ihrem Herzen und durch die Finsterniß ihres Geistes stahl sich ein schwacher Schimmer des Lichtes. Sie faltete die Hände und blickte dankbar von Joshua auf die Schwestern.

»Jetzt kannst Du nach der Küche gehen, Cynthia, und dort sitzen bis wir Dich brauchen, um das Theegeschirr fortzuräumen,« sagte Miß Webling mit herablassender Güte. »Montag werde ich Dir ein Nähzeug zurecht machen, womit Du Dich Nachmittags beschäftigen kannst.« Cynthia machte einen zierlichen Knix, sie hatte es gelernt, sich nach Ausführung ihrer kleinen Tänze mit einem anmuthigen Knixe von dem Publikum zu verabschieden, und verließ das Zimmer.

»Eine Sache beunruhigt mich noch,« sagte Priscilla, nachdem sie hinaus war. »Wie können wir unser Silber sicher bewahren, da wir ein Mädchen im Hause haben, das wie aus den Wolken herabgefallen ist.«

Das Familiensilber bestand aus einem halben Dutzend abgenutzter Theelöffel, einer Zuckerzange, einem Brodkorb und der bereits erwähnten Theekanne.

»Wenn ich mir ein Urtheil über Charaktere zutrauen darf, so haben Sie nicht zu befürchten, daß dieses Mädchen Sie bestiehlt,« sagte der Prediger. »Sie werden aber bald im Stande sein, sich selbst ein Urtheil zu bilden; ist sie in kleinen Dingen ehrlich, so ist sie es auch in großen; spricht sie die Wahrheit, so stiehlt sie auch nicht.«

Zur innigsten Genugthuung der Schwestern lobte Mr. Haggard den Thee und trank drei Tassen davon.

Es giebt wenig Dinge, in welchen Haushälterinnen der Schmeichelei zugänglicher sind als im Betreff der Theebereitung, in jenen Tagen waren Thee und Zucker überdies viel kostbarere Dinge als gegenwärtig und ihr Gebrauch gab den Anschein der Vornehmheit.

»Jetzt muß ich aber wirklich gehen, meine gütigen Freundinnen,« sagte Joshua. »Obgleich ich die heute von Ihnen geübte Gute als eine mir persönlich erwiesene Gunst ansehe, spreche ich meinen Dank dafür doch nicht aus, denn Sie haben ein christliches Werk gethan und werden dafür Ihre Belohnung erhalten. Ich möchte, ehe ich fortgehe noch ein paar Worte mit Cynthia reden.«

»Soll ich sie rufen?«

»Nein, ich werde zu ihr nach der Küche gehen.«

Er ging in den Hausflur und öffnete die am Ende desselben befindliche Thür. Die Küche lag nach Westen und war von der Nachmittagssonne in farbenreiche Gluth getaucht. Das tiefe weite Fenster war von einem Kranz von Rosen und Geisblatt umgeben, auf dem Sims standen Töpfe mit Muskathyazinthen welche die warme Luft durchwürzten. Die rothgepflasterte Küche mit ihrem bunten Topfgeschirr und den blinkenden Messing- und Kupfergeräthen machte den Eindruck eines holländischen Gemäldes und inmitten stand Cynthia träumerisch hinausblickend zu dem Garten, der sanft anstieg bis zu der hohen Hecke, welche ihn von dem übrigen Weidelande, das den Hügel bedeckte, schied. Die Hecken waren mit Holunderblüten überschüttet; in einer Ecke des Gartens stand ein Taubenhaus, in der andern ein Brunnen und auf einem Grasplatze vor dem Küchenfenster führte eine Henne ihre Küchleinschaar spazieren.

»Ich will Dir Lebewohl sagen, Cynthia,« sprach Mr. Haggard freundlich. »Ich hoffe, Du fühlst Dich wohl hier?«

»Ja, es ist so friedlich. Ich fühle, daß mich hier Niemand schimpfen oder schlagen wird, aber ich wünschte, Sie blieben hier.«

»Warum, mein liebes Kind?« fragte Joshua, noch mehr als durch die Worte durch den liebevollen Blick, der sie begleitete, gerührt. »Was könnte ich Dir hier nützen? Ich könnte Dich nicht in weiblichen Handarbeiten und nicht in den Geschäften eines guten Dienstboten unterrichten, wie die gütigen Damen es können.«

»Nein, aber ich habe Sie am liebsten,« antwortete Cynthia naiv.

»Ich werde Dich nächsten Sommer wieder besuchen, liebes Kind, und mich sehr freuen, wenn Du bis dahin Deine Bibel lesen gelernt hast.«

»Ich werde es lernen! sagte Cynthia bestimmt.«

»Und nützlich und fleißig sein. Merke Dir, daß Dir Deinen gütigen Herrinnen in allen Stücken zu gehorchen hast, denn ich weiß, sie werden Dir nie etwas gebieten, was nicht recht ist. Und vergiß nicht jeden Sonntag zwei Mal nach der Kapelle zu gehen und an jedem Abend in der Woche- wenn dort Gottesdienst ist.«

»Ich will Alles thun, was Sie mir sagen.«

»Gottes Segen und der meine sei über Dir, mein Kind,« sagte Joshua feierlich und legte seine Hände auf des Mädchens weiches Haar, »möge er Dich aufnehmen unter seine auserwählten Kinder und Diener! Lebe wohl.«

»Leben Sie wohl, lieber Herr,« sagte Cynthia mit einem tiefen Knix.

So schieden sie, und für manchen der kommenden Tage und Monate nahm der Prediger das Bild der sonnebeschienenen mit dem rosenbekränzten Fenster mit sich, und die Farben dieses Bildes wurden von der Zeit nicht vermischt, sondern behielten ihre volle Frische.

---

## Zweiter Band.

### Erstes Kapitel.

#### *Naomis Festtag.*

**M**itsommer war gekommen und vergangen und es war wieder schwüles Augustwetter wie im vorigen Jahre, als der Delphin unterging. Im Hause des Predigers ging das Leben seinen gewohnten Gang, ein Tag sah seinem ins Meer der Zeit versunkenen Bruder so ähnlich, wie ein Ei dem andern.

In Folge seiner Unterredung mit Nicholas Wild hatte Joshua auf Oswald und Naomi ein etwas wachsameres Auge gehabt, da er aber in ihrem Betragen gegeneinander nichts gefunden, was die Grenzen der Freundschaft überschritt, so hatte er sich nicht bewogen gefühlt, in irgend einer Weise einzuschreiten. Er war bereit zu sprechen und zu handeln, wenn es an der Zeit sein würde, nach seiner Ansicht war dies aber noch nicht der Fall. Er hatte durchaus nicht Lust, seine Tochter einem Manne, sei er was er wolle, anzubieten, jeder Versuch von seiner Seite, Oswald zum Sprechen zu bringen, wäre aber gleichbedeutend damit gewesen. Er empfand ein herzliches Wohlwollen für Oswald Pentreath und hatte Vertrauen zu den Grundsätzen und der Ehrenhaftigkeit des jungen Mannes. Das Leben eines Mannes, der an einem Orte wie Combhaven wohnt, liegt ziemlich offen für Jedermanns Inspektion und bis jetzt hatte noch Keiner auftreten können und Oswald eines Unrechtes zeihen. Sein Stolz und sein angeblicher Geiz waren scharf genug gerade von Denjenigen kritisiert worden, die ihn am wenigsten kannten und das Ideal eines Squires in einem jungen Manne sahen, der das Geld mit vollen Händen austreut und sich in Gesellschaft

Niedrigstehender zu betrinken liebt. Aber selbst Diejenigen, welche ihm nicht gewogen waren, konnten ihm nichts Schlimmeres als jene beiden Eigenschaften nachsagen, wogegen die Wenigen, welche ihn kannten, ihn mit warmen Worten lobten und hoffnungsvoll dem Tage entgegensahen, wo er Herrscher würde an seines Vaters Statt.

Joshua Haggard überlegte alle diese Dinge reiflich und schwieg.

»Ich warte meine Zeit ab, Judith,« sagte er, wenn seine Schwester die Sache zur Sprache brachte und ihn zu drängen suchte. »Bis jetzt habe ich noch keine Liebelei zwischen meiner Tochter und Mr. Pentreath wahrgenommen.«

»Als ob sie Dich dabeistellen würden!« rief Judith. »Es ist Zeit genug für Courschneiderei hinter Deinem Rücken. Abends in der Wildniß, wenn er ihr Pflanzen bringt mit Namen, an denen man sich die Zunge zerbricht — lauter Unkraut, nicht eine gescheidte Blume darunter — und Farrnkräuter (in meiner Jugend machte sich kein Mensch etwas aus Farrnkräutern), meinst Du, daß er sie da nicht anschmachtet? Und sie geht selten Nachmittags spazieren, ohne daß sie mit ihm zusammentrifft.«

»Combhaven ist ein kleiner Ort,« sagte Joshua.

»Freilich ist er das, und darum ist es leicht für junge Leute, ihre Pläne zu machen und sich nicht zu verfehlen.«

»Jim ist stets bei seiner Schwester.«

»Ja, und hat die Augen nach jedem Vogel und klettert an allen Bäumen in die Höhe, ich kann das nach dem Zustande seiner Kleider beurtheilen.«

»Ich kann meiner Tochter Vertrauen schenken,« erwiderte Joshua mit einer Würde, die Judith zum Schweigen brachte. »Naomi hat kein Geheimniß vor ihrem Vater.«

An einem Abende zu Anfang des goldenen Erntemondes nahm der Prediger seine Tochter bei Seite und befragte sie wegen Oswald Pentreath.

»Wir haben im Laufe des letzten Jahres einen neuen Freund gewonnen, Naomi,« begann er, »von dem Du ein gutes Theil mehr siehst, als ich. Wie denkst Du aber ihn?«



Die dunkelbefranzten Wimpern legten sich über die schwarzen Augen, ein tiefes Roth glühte auf der länglich runden Wange.

»Du meinst Mr. Pentreath, Vater.«

»Wen sollte ich sonst meinen, liebe Tochter? Viele neue Bekanntschaften machen wir hier nicht. Sage mir offen, wie er Dir gefällt.«

»Sehr gut, Vater.«

»Das ist jedenfalls eine gerade Antwort. Hat er je mehr als Freundschaft für Dich an den Tag gelegt — ich meine solche Freundschaft, wie ein wohlerzogener junger Mann natürlich für ein gebildetes Mädchen empfindet?«

»Niemals.«

»Und Du hältst ihn für gut und aufrichtig, Naomi?«

»Das thue ich, und es sollte mir sehr leid thun, wenn irgend Jemand anders über ihn dächte.«

»Warum mein Kind? Er steht uns so fern, daß es, mit Ausnahme der allgemeinen Menschenliebe, für uns sehr gleichgültig sein kann, wie die Leute über ihn denken.«

»Es würde mir leid thun, wenn man übel von ihm dächte, weil ich weiß, daß er die beste Meinung verdient. Ich weiß, wie gut er ist, weiß, wie geduldig er mit seinem Vater ist, wie gern er den Pächtern das Leben erleichterte, wie innig er seinen fernen Bruder liebt, wie gut er gegen die Thiere und gegen Jim und — mich ist.«

»Ich denke ebenfalls sehr gut von ihm und freue mich, daß Du so anerkennend von ihm sprichst, Naomi. Sollte er aber je Versuchen, Dir mehr sein zu wollen als Freund, sollte sich der Freund je in den Liebhaber verwandeln, so hoffe ich, Du werdest mir das sagen.«

»Ja, Vater, es würde mir nie einfallen, ein Geheimniß vor Dir zu haben, Du bist in meinen Gedanken stets der Erste.«

»Es wird ohne Zweifel Leute geben, die in Anbetracht unserer verschiedenen Lebensstellung es für unrecht halten, daß ich die Freundschaft zwischen Dir und Mr. Pentreath erlaube. Nach meiner Ansicht ist aber ein junges Mädchen von guten Grundsätzen und sorgfältiger Erziehung darum nicht weniger eine Dame, weil ihr Vater

zufällig einen Laden hält. Kann ich mich auch nicht eines so guten alten Namens rühmen wie die Pentreath, so glaube ich doch, wenn ich meinen guten Ruf gegen den schlechten des Squires in die Wagschale lege, so wird es mindestens aufgehen.«

Nach dieser Verständigung mit seiner Tochter fühlte sich Mr. Haggard hinsichtlich Oswald's vollständig beruhigt. Er wußte, daß Naomi die höhere und edlere Natur von Beiden war, daß eine Verbindung mit ihr eine Erhebung für den jungen Pentreath sein würde, und hielt es für wenig erheblich, wenn das Herkommen durch die Heirath zwischen dem Sohn des Squires und der Tochter eines Spezereihändlers einmal ein wenig verletzt ward. Er genoß fortdauernd so viel Achtung, ja man darf sagen Verehrung von seinen Mitbürgern in Comhaven, daß es nur natürlich war, wenn er sich für einen ebenso großen Mann wie den Squire hielt. Er wußte, daß man ihn weit mehr liebte, daß er ein ungleich größeres Vertrauen genoß und in jedem Konflikte zwischen den beiden Mächten auf die Majorität zählen könne.«

Joshua hatte seiner Schwester und seinen Kindern das auf dem Wege nach Penmoyle erlebte Abenteuer erzählt. Naomi hatte mit Interesse zugehört und ihres Vaters Verhalten gegen die Verlassene warm gebilligt, Judith hingegen betrachtete die ganze Sache mit schneidender Kälte und prophezeite, Joshua werde leben, seine Güte zu bereuen.

»Ich habe auf die Dauer noch nie etwas Gutes daraus entstehen sehen, wenn man in das Leben anderer Leute eingreift,« sagte sie mit Ueberzeugung. »Für eine Weile bringt man sie wohl auf den rechten Weg, man kann aber sicher sein, sobald man nur den Rücken wendet, fallen sie wieder in ihre alten schlechten Gewohnheiten. Es ist ganz gut, sie zu belehren, ja es ist unsere Pflicht, und wenn das auch nicht immer hilft, so schadet es wenigstens nichts. Wenn aber ein Prediger über seine Sphäre hinausgeht und sich um die leiblichen Bedürfnisse müßiger Vagabonden, die ihm in den Weg laufen, kümmert, so kann er darauf rechnen, daß er Unheil anrichtet — das ist wenigstens meine Meinung.«

»Zum Glück für die Armen ist es keine Meinung, die sich auf das Evangelium gründet,« erwiderte Joshua.

»Du findest in der Schrift kein Wort davon, daß der Apostel Paulus durch die Welt gewandert sei, um Unterkommen für junge Mädchen zu finden, und daß er sich mit der Sorge für ihre Bekleidung belastet hätte,« widersprach Judith. »Er predigte, das war seine Mission und dabei blieb es.«

Joshua gab sich weiter keine Mühe, sein Verhalten zu vertheidigen. Er war vollständig Herr seiner Handlungen und konnte bei allen Gelegenheiten thun, was ihm gefiel, ohne daß er nöthig gehabt hätte, seine Beweggründe dafür zu erklären. Als er nun aber ein Packet mit Zeug zu Kleidungsstücken für Cynthia zurechtmachen und abschicken wollte, zeigte sich Miß Haggard, deren Departement die Ellenwaaren waren, einmal wieder von ihrer unangenehmsten Seite. Recht geflissentlich suchte sie das häßlichste bedruckte Zeug, den gröbsten Kattun und eine Sorte Flanell hervor, wie ihn Sally zum Aufwaschen des steinernen Fußbodens bekam.

»Wenn Du Bettler kleiden muß, so kleide sie wenigstens angemessen,« sagte sie, indem sie ein ganz abscheuliches Stück Kattun, schmutzig gelb mit großen bunten Vierecken, auf den Tisch warf.

»Gelb will ich nicht haben,« versetzte Joshua entschieden. Er dachte noch mit Schrecken an das gelb und braun gestreifte Kleid, in das Miß Webling seinen Schützling gesteckt hatte.

»Nichts trägt und wäscht sich besser,« erklärte Judith, - »und das ist, was sie braucht. Dienstmädchen können sich ihre Kleider nicht nach der Schönheit auswählen; ich habe ein Kleid von diesem Stück an das Hausmädchen in der Grange verkauft.«

»Ich will selbst die Auswahl treffen,« sagte Joshua und sah die Fächer durch.

Er wählte zwei einfache Muster auf reiner Lavendelfarbe aus.

»Das sind die theuersten Waaren, die wir auf dem Lager haben,« wandte Judith ein.

»Ich will etwas haben, was sich gut trägt,« erwiderte Joshua. »Messe von jedem Stücke zu einem Kleide ab, ich werde indessen

noch etwas zu einem Sonntagskleide aussuchen.«

»Sie kann dies, so lange es rein ist, noch sehr gut für Sonntag tragen.«

Joshua beachtete den Einwurf nicht, sondern fuhr fort die Fächer durchzusehen und holte endlich ein Stück Stoff hervor, weißer Grund mit kleinen rosa Rosenknospen, der ebenso frisch wie vornehm aussah.

»Joshua, Du wirst doch dieses Stück nicht zerschneiden!« rief seine Schwester voll Entsetzen. Ich habe es für Miß Tremaine zurückgelegt, sie wollte etwas Neues und Hübsches zu Kleidern für ihre Nichten.«

»Für Miß Tremaine's Nichten bleibt noch reichlich, nachdem ich ein Kleid für Cynthia abgeschnitten habe,« entgegnete Joshua, maß, ohne weiter auf seine Schwester zu hören, die erforderliche Ellenzahl ab und vertauschte auch den groben Flanell mit einer feineren Qualität. Hierauf zog er die Schiebfächer auf, suchte noch ein paar hübsche Hutbänder aus und packte sämtliche Gegenstände in starkes braunes Papier, um sie der nach Truro fahrenden Kutsche mitzugeben.

»Ich begreife gar nicht, was in Dich gefahren ist, Joshua, Du hast Dich ja in Deinem Leben noch nicht um solche Lappalien gekümmert,« sagte Judith aufgebracht.

»Ich würde es Dir ja auch gern überlassen haben, Judith, wenn Du Dich nur hättest entschließen können, es mit freundlichem Sinne zu thun,« antwortete Joshua ruhig.

Er machte die Adresse auf das Packet und trug es eigenhändig nach der Kutsche, um es dem Kondukteur noch mit besonderer Anweisung wie er es nach Penmoyle spediren solle, zu übergeben. Nachdem er dies besorgt, hatte er eine Empfindung stiller Glückseligkeit, ungefähr wie eine liebende Mutter, die ihrem in Pension befindlichen Kinde ein Geschenk geschickt hat.

Kurze Zeit, nachdem Joshua Haggard das vertrauliche Zwiegespräch mit Naomi gehabt, machte er mit seinen Kindern einen Ausflug, wie er dies seit ihren frühesten Kindheit jeden Sommer ein bis zwei Mal zu thun pflegte. Es war dies ein sehr

einfaches mit wenig Kosten verbundenes Vergnügen. Die Fahrt ward in dem Einspänner, der für das Geschäft gehalten ward, gemacht und richtete sich gewöhnlich nach irgend einem Ort in der Umgegend, wohin die weltlichen oder geistlichen Geschäfte oder auch beide vereint den Prediger und Krämer riefen. In diesem August sollte die Lustfahrt nach Rockmouth gehen, wo ein paar kleinere Krämer wohnten, die ihre Waaren von Joshua bezogen, und es mehrere Familien gab, welche seine Bibelerklärungen als das Höchste betrachteten, was ihren dürstenden Seelen gereicht werden könne.

Für Jim waren diese Ausflüge ganz besondere Festtage. Während sein Vater seine irdischen Geschäfte besorgte oder lehrend und ermahnend von Haus zu Haus ging, durfte er mit Naomi wandern, wohin es ihnen beliebte, wenn sie sich nur pünktlich zu der für die Abfahrt bestimmten Zeit wieder im Wirthshause einfanden. Ebenso pflegte Tante Judith bei solchen Gelegenheiten ein wenig von ihrer spartanischen Strenge abzugehen und einen Korb voll wohlschmeckender Eßwaaren zum Mitnehmen zu packen, wie z. B. Kartoffelpastete, die der Knabe sehr gern aß, oder gar Petersilien-Pie — zarte junge Hühner in einem Bett von Petersilie und Rahm — die der Landmann im Westen von England der hochberühmten Straßburger Gänseleberpastete vorziehen würde.

Der Ausflug nach Rockmouth war mindestens vierzehn Tage besprochen worden, ehe Joshua einen freien Tag dafür finden konnte, es war daher ganz natürlich, daß die beabsichtigte Fahrt Oswald Pentreath ebenso gut bekannt war, wie zahlreichen andern Bewohnern in Combhaven, unter diesen freilich in erster Linie dem dicken Gastwirth im Ersten und Letzten, der den ganzen Sommer in der Vorlaube lebte und den Leuten nicht nur in die offenen Fenster sah, sondern auch einen Theil ihrer Unterhaltung mit anhörte.

Endlich kam der Tag — ein prachtvolles Wetter, ein wolkenloser Himmel. Joshua geschäftsfrei, so daß er Befehl geben konnte, den grauen Dobbin anzuspannen. Jim eilte in den Stall, bei diesem Geschäfte mit Hand anzulegen, und war nicht wenig stolz, als das gute Thier glatt gestriegelt und gebürstet, die Hufe weiß? Wie frisch

gefallener Schnee, mit Bändern an den Ohren, vorgeführt ward und Joshua seinen Beifall zu erkennen gab.

Da der Entschluß zur Ausführung der Fahrt schnell gefaßt worden war, so hatte Naomi sich mit ihrem Anzuge sputen müssen und kam nun etwas erhitzt die enge Treppe herunter. Sie trug einen großen Strohhut nach der Mode des Tages, mit weißem Bande und rosa Futter, und ein von ihren eigenen geschickten Händen gestärktes und geplättetes lila Mousselinkleid, kurz genug, um die zierlichen Füße in weißen Strümpfen und ausgeschnittenen Schuhen sehen zu lassen. Eine schwarz seidene Schärpe, kreuzweis über die Brust gelegt und im Rücken zugeknöpft, vollendete den Anzug.

Ihr Vater betrachtete sie mit sichtbarem Wohlgefallen.

»Du und Dobbin, Ihr habt heute beide Euren besten Staat angelegt,« sagte er lächelnd.

»Ich setze immer meinen besten Hut auf, wenn ich mit Dir ausgehe, Vater,« antwortete Naomi bescheiden, erröthete aber bei dem Gedanken, daß sie eine unbestimmte Hoffnung gehegt, Oswald noch im letzten Augenblicke erscheinen zu sehen, mit der Bitte, sie auf Hernes Rücken begleiten zu dürfen.

»Er konnte nicht wissen, daß wir heute Morgen fahren würden,« beschwichtigte sie sich.

Naomi stieg auf den Ehrensitz in dem Einspanner, den Platz neben dem Fahrenden, während Jim und sein »Freßkorb« im hinteren Theile des Fuhrwerks untergebracht wurden. Tante Judith kam in ihrem Morgenanzuge mit aufgewickelten Locken an die Thür, um die Abfahrt unter ihren Augen vor sich gehen zu lassen und Jim noch eine Unzahl Verhaltensregeln zu geben, damit er nichts verschütte oder zerbreche oder zerdrücke.

»Sitze grade und zerknittere Deine Scharpe nicht,« wandte sie sich alsdann mit ihren Ermahnungen zu Naomi. »Es ist die beste Seide, die man haben kann; nimm Dich auch mit Deinem Mousselinkleide in Acht, denn Du mußt es noch nächsten Sonntag tragen. Zwei gestärkte Kleider in einer Woche wäre eine Verschwendung, die mein Gewissen nimmer gutheißt, wenn es auch vielleicht das Deinige thäte, und vor Montag bringst Du von mir kein

Loth Stärke heraus, das merke Dir.«

Mit dieser Ermahnung in den Ohren ließ Naomi Combhaven hinter sich. Die Erde war aber an diesem Tage viel zu schön, um sich lange um ein gestärktes Kleid zu härmern, und Naomi so recht in der Stimmung, sich der Welt und ihres Daseins zu freuen, wenn diese Freude auch sehr still war. Schweigend saß sie neben ihrem Vater, ließ träumerisch die Augen über die Landschaft schweifen und dachte an ihren Geliebten. Ihren Geliebten? Ja, denn sie liebte ihn. Ja, denn sie glaubte, daß er sie liebe.

Auch Joshua war an diesem Augustmorgen schweigend und beschäftigte sich mit seinen eigenen Gedanken. Grau Dobbin ließ sich leicht lenken oder bedurfte eigentlich gar keiner Lenkung, sondern lief den ihm bekannten Weg ganz allein. Joshua hielt die Zügel lose in der Hand und überließ sich seinen Träumen. Die Wiesen waren goldgelb von Ginster, in den Feldern glänzten die Sensen der Schnitter, aus den Hecken flog hier und da ein Paar Rebhühner auf; scharlachroth schimmerten die Mohnblumen zwischen dem Weizen, die Obstbäume beugten ihre Aeste unter den reisenden Früchten, Alles was der Spätsommer zur Blüthe und Frucht zu bringen pflegt, war auf dem Gipfel der Vollkommenheit.

Sie hatten die Hälfte ihrer Fahrt schon hinter sich, Dobbin hatte schon einmal in einem kleinen Weiler eine kurze Rast gehabt, aber von Herne war noch keine Spur zu erblicken gewesen.

»Er kommt heute nicht,« dachte Naomi mit einem Seufzer, und die Lustfahrt schien ihr nicht so schön, wie sie wohl hätte sein können, nicht so schön, wie sie im vorigen Jahre gewesen, wo es in ihren Gedanken noch keine Person wie Oswald Pentreath gegeben und die Schönheit und der Glanz der Erde keine doppelte Bedeutung gehabt hatte.

Man kam wieder über eine Wiese, fuhr einige Hügel hinauf und herunter, dann einen schmalen steil abfallenden Waldweg hinab und die Reisenden sahen zu ihren Füßen Rockmouth liegen, das damals nur ein kleines Fischerdorf mit felsiger Küste, nicht wie jetzt ein beliebter Punkt für Touristen war.

Da lag der Ort — eine Gruppe niedriger strohgedeckter Häuser,

kleine Gartenflächen, Brunnen, Taubenhäuser, Bienenstöcke, Ställe und Heuschöber; die Dorfschmiede, die auf einem Hügel erbaute Kirche, welche auf die Häuser der Gemeindeangehörigen herabschaute; das geräumige aus rothen Ziegelsteinen erbaute Wohnhaus des Squires lag in einiger Entfernung auf einem bewaldeten Abhänge mit der Front nach der See, und da wo die Curve der Bai sich erweiterte, erhoben sich die zackigen Wände der hohen Klippe, steil und gefährlich, aber doch nicht so unwegsam, daß die Schafe nicht daran emporzuklimmen vermocht hätten.

»Wie lieblich!« rief Naomi, die felsige Küste mit ihren vielen verschiedenen Formationen überblickend, »sieht es nicht aus, als wären es Schlösser mit Wachtthürmen und Zugbrücken, Vater? Ich kann mir vorstellen, daß Männer in eiserner Rüstung von dort hinunter ihre Pfeile ins Thal senden oder scharf ausspähen, um den sich von der Seeseite nahenden Feind zu entdecken.«

»Es muß an solcher Küste ein herrliches Leben für Schmuggler sein,« bemerkte Jim. »Viel Höhlen, um ihre Waaren zu verbergen, und diese Klippen, auf die sie klettern konnten, um ihr Terrain zu übersehen und auf denen sie Pechfeuer als Signale anzünden konnten. Wo wollen wir zu Mittag essen, Vater?«

»Ich werde nicht viel Zeit für das Mittagsessen haben,« sagte Joshua gleichgültig. »Nehmt Ihr Beide nur den Korb und theilt Euch in dessen Inhalt.«

»O nein, Vater, Du mußt Deinen Antheil an der Pastete haben. Ich sah zu, wie Tante Judith sie machte — sie war gerade bei sehr guter Laune, sonst hätte sie es nicht gelitten — und weiß, daß sie ganz vorzüglich ist. Saftiges Fleisch und prächtige Kartoffeln. Das Wasser läuft mir im Munde zusammen, wenn ich nur daran denke, ach und hungrig bin ich wie ein Wolf.«

»Sei nicht so ordinair, Jim,« verwies Naomi den Bruder mit dem niederdrückenden Bewußtsein, daß ein solcher Bursche kein passender Schwager für den jungen Squire Pentreath sei. Seit der ersten Unterredung mit ihrem Vater hatte sie mehr über gesellschaftliche Unterschiede nachgedacht und sich mit Resignation gesagt, daß, so gut und groß ihr Vater auch immer sein



möge, zwischen der Tochter eines Methodistenpredigers und Oswald Pentreath doch ein unabsehbarer Abstand sei. Die Liebe besitzt indeß eine große Geschicklichkeit in der Ueberbrückung solcher Klüfte und die gute alte Geschichte vom König Cophetua und dem Bettlermädchen wird noch heute mit zeitgemäßen Variationen gespielt.

»Ich will Dir einen prächtigen Platz zeigen, wo wir unsere Mahlzeit halten können, Vater,« fuhr Jim fort, »Siehst Du dort drüben den Felsen, den größten, er hat das Ansehen eines Schlosses? — Gerade darunter ist eine grasbewachsene Grotte mit der Aussicht auf das Meer, sehr gut zu erreichen, denn die Klippe ist nicht halb so steil wie an anderen Stellen, dort wachsen Farrnkräuter, und Purpurmoos und allerlei andere Pflanzen, wie sie Naomi liebt. Bitte, Vater, komm mit uns dorthin — es ist keine Meile entfernt von dem Wirthshause, wo wir Dobbin lassen — iß doch erst mit uns, ehe Du an Deine Geschäfte gehst.«

Mr. Haggard blickte unschlüssig auf seine Uhr. Er war kein großer Freund solcher Picknicks und Schmausereien, wollte aber seinen Kindern auf einer solchen Lustfahrt, die eine Art jährlichen Festtages war und wo man sich manche Abweichungen von der sonst festgesetzten Regelmäßigkeit gestattete, nicht gern ein Vergnügen verderben. Es war noch früh am Tage, Dobbin hatte sehr gut ausgegriffen und es blieb ja auch noch lange hell.

»Gut, Kinder, wir wollen zusammen essen,« sagte er, »dann gehe ich meinen Geschäften nach und Ihr mögt Euch zwischen den Felsen nach Gefallen tummeln.

Dobbin ward in den Stall des hübschen, sauberen Wirthshauses, das einladend genug »Wanderers Ruhe« hieß, sehr gut untergebracht. Jim schulterte den Korb und nahm den Vortrab, Naomi und ihr Vater folgten mit gemäßigeren Schritten.

Sie verfolgten einen schmalen romantischen Fußpfad, der in den Felsen gehauen war. Unter ihnen lagen die zerklüfteten Felsen, welche Moos und wilde Blumen in allen Farben bedeckten, Schafe weideten an einzelnen Stellen oder sprangen gleich Gemsen von Klippe zu Klippe. In der Ferne breitete sich das Meer aus,

spiegelblank und tiefblau wie ein italienischer See.

»Ist es hier nicht lieblich, Vater?« rief Naomi. »Wenn ich nach Rockmouth komme, fühle ich mich stets von Dank erfüllt gegen Gott, der uns eine so schöne Welt geschenkt hat.«

»Wir sollen dankbar gegen Gott sein zu allen Zeiten und unter allen Umständen, Naomi, selbst wenn unser Schicksal uns auf den Grund eines Kohlschachtes geworfen hätte.«

»Ja, das sollen wir wohl,« seufzte das Mädchen, »die Dankbarkeit erwacht aber leichter in den Herzen von Menschen, die liebliche Gegenden bewohnen. Es muß recht schwer werden, für ein Leben dankbar zu sein, das nichts als Trübsal bringt.«

Joshua hatte hierauf keine Antwort; diese Probleme im Menschenleben waren schwer zu lösen.

»Es giebt eine bessere Welt, Naomi, wo das Ungleiche ausgeglichen wird,« sagte er nach einer Pause.

»Ich weiß es, Vater, und können es die unglücklichen Leute, die an traurigen Orten leben, glauben, so muß es sie trösten. Es muß aber Leuten, die nie auf Erden gewußt haben, was es heißt glücklich sein, sehr schwer fallen, an die Seligkeit des Himmels zu glauben.«

Sie kamen nach dem schloßartigen Felsen, wo in der Felswand ein Einschnitt war, als habe ihn die Hand eines Riesen gebrochen. Auf die zerklüftete Küste öffnete sich ein grünes Thal mit verstreut umherliegenden von Moos und Farnkräutern überwachsenen Steinblöcken.«

»Wie wonnig!« rief Naomi.

»Ist es nicht ein Staat?« fragte Jim, der schon einige Minuten vor seinen Begleitern angelangt und beschäftigt war, den Fouragekorb, wie er sich ausdrückte, auszupacken. »Hier ist eine Pastete und Käsekuchen und ein großer Steinkrug mit Cider, hier sind Gläser, Teller, Messer und Gabeln. Setze Dich, Vater, hier ist Dein Platz, und hier ist ein moosiger Stein für Naomi, es ist gerade, als wäre das Plätzchen für uns geschaffen.«

Eine halbe Stunde wahrhaften Familienlebens begann. Joshua und seine Kinder waren hungrig, thaten der Pastete und dem

Käsekuchen volle Ehre an und gedachten mit gebührender Dankbarkeit Tante Judiths, der Spenderin dieser Leckerbissen. Es schien so seltsam, einmal eine Mahlzeit ohne die Gegenwart dieser wichtigen Persönlichkeit zu halten und nicht von ihr wegen eines zu freien Gebrauches der Gottesgabe in Gestalt von Fleischstücken und Pastete zur Ordnung gerufen zu werden. Selbst Mr. Haggard, obgleich er sich das selbst nicht zugestanden haben würde, schmeckte es auf diesem Felsschlosse mit dem grünen Thale und der sich gleich einem Teppich zu seinen Füßen ausbreitenden See besser als bei irgend einer Mahlzeit, die er in seinem respektablen Wohnzimmer verzehrt, wo es keine weitere Aussicht gab als über die Blumentöpfe hinweg nach dem Ersten und Letzten und dem Hintergrunde von bewaldeten Hügeln. Heute schien den Schmausenden die ganze Welt allein zu gehören.

»Mir ist, als wären wir zu Schiffe gegangen und an einer unbekanntem Insel gelandet,« sagte Jim, »ich bin nur neugierig, ob wir etliche Eingeborene zu sehen bekommen und ob sie uns skalpieren werden.«

»Es giebt gar nichts Hübscheres als ein Picknick,« rief Naomi, »außer, daß wir Dich so ganz für uns haben, Vater. Das ist noch viel besser als das Picknick.«

»Ich wünschte, Du bliebest den ganzen Nachmittag bei uns, Vater, und erzähltest uns von fremden Ländern,« sagte Jim.

»Dadurch würden meine Geschäfte in Rockmouth nicht besorgt, James,« antwortete Mr. Haggard, seine große Uhr von Neuem befragend. »Es ist jetzt bald zwei Uhr und um sechs müssen wir wieder fortfahren. Ich muß Euch jetzt verlassen, Kinder, merke Dir, James, ich vertraue Dir Naomi an. Führe sie nicht an gefährliche Stellen; geht lieber nicht weiter die Klippe entlang, sondern spaziert über das Thal und den Hügel hinauf nach jenen Wäldern. Du wirst dort gewiß viele neue Farrnkräuter für Deine Wildniß finden, Naomi.«

»Sei ohne Sorge, Vater, ich werde sie in Acht nehmen,« erwiderte James zuversichtlich.

Joshua entfernte sich, lebhaft beschäftigt mit allen ihm obliegenden priesterlichen und kaufmännischen Pflichten — er

überlegte, zu welchem Preise er Thee und Zucker und Colonialwaaren verkaufen könne und rief sich gleich darauf die alten Männer und Frauen ins Gedächtniß denen er heute geistlichen Rath und Trost bringen wollte.

Es war die goldigste, träumerischeste Stunde des Sommertages. Naomi saß in dem moosigen Grunde unter dem überhängenden Felsen, den Kopf gegen den Stein gelehnt, das Auge auf ein fern am Horizont erscheinendes silberglänzendes Segel gerichtet.

»An einem solchen Tage könnte ich Stunden lang das Meer und den Himmel anblicken,« sagte sie, in ihrer süßen Trägheit das Auge nicht einmal auf den richtend, zu dem sie die Worte sprach.

»Und ich wäre zufrieden, wenn ich neben Ihnen Wache halten oder das Meer durchschwimmen könnte, um zu Ihnen zu kommen,« antwortete eine Stimme — nicht Jim's — dicht neben ihr.

Sie fuhr erschrocken auf, wurde erst bleich und dann purpurroth.

»Habe ich Sie erschreckt?« fragte Oswald sich entschuldigend.

Er war von dem Thale herausgekommen, ohne daß sie seine Fußtritte auf dem weichen Moostepich gehört hatte.

»Sie haben mich allerdings ein wenig erschreckt,« antwortete Naomi nach Athem ringend und immer heißer erröthend. Ein Landmädchen, unerfahren in der Kunst der Koketterie, wie sie war, gelang es ihr nicht, ihre Bewegung zu verbergen.

»Sie mußten doch aber wissen, daß ich kommen würde,« fuhr Oswald fort und blickte zu Jim empor, der eine noch höhere Felsspitze erklettert hatte und von dem unsichersten Stützpunkt, den er nur zu finden vermochte, eine Rundschau über Land und Meer hielt.

»Wie konnte ich wissen? Ich dachte vielleicht, daß Sie —« stammelte Naomi, während sie kleine Büschel korallenfarbiges Moos von der Klippe pflückte.

»Konnten Sie denken, ich würde Comhaven einen ganzen Tag ohne Sie ertragen, wenn es in meiner Macht liegt, Ihnen zu folgen? Ich wußte von Ihrer beabsichtigten Lustfahrt, nur nicht den dafür bestimmten Tag und nahm mir vor, von der Partie zu sein. Hätte

mein Vater es sich nicht gerade heute Morgen in den Kopf gesetzt, daß er mich brauche, so würde ich schon früher gekommen sein, ich mußte aber mehrere Stunden bei ihm in seinem Arbeitszimmer sitzen und Pachtverträge vorlesen. Es war zwölf Uhr, als ich zum Ausreiten kam. Als ich an Ihrem Hause vorüber ritt, erkundigte ich mich nach Ihnen und der Gehilfe sagte mir, Sie wären mit Ihrem Vater nach Rockmouth gefahren, da ließ ich Herne ausgreifen und mich in kürzester Zeit hierherbringen. Ich habe ihn in »Wanderers Ruhe« eingestellt.«

»Dort steht Dobbin auch.«

»Ja, ich sah ihn in einem alten dunklen Stall sein Heu verzehren. Wie lange werden Sie hier bleiben, Naomi?«

»O noch recht lange. Wir haben Urlaub bis sechs Uhr und wollen Farrnkräuter suchen.«

»Ach, heute suchen wir keine Farrnkräuter. Wir wollen nach der Bucht hinunter gehen.«

»Ist das auch sicher? Mein Vater warnte uns, nicht an gefährliche Stellen zu gehen.«

»Ganz sicher. Denken Sie, ich würde Sie in Gefahr bringen? Ich kenne an dieser Küste jedes Fleckchen. Wir wollen statt Farrnkräuten See-Anemonen suchen, sie sind weit interessanter.«

»See-Anemonen?« rief Naomi die Augen weit öffnend.

Sie kannte die Art wohl, wußte aber den Namen nicht.

»Ja, die schönen roth und weißen und grünen und blauen Dinger, welche ihre Blätter entfalten und schließen wie lebendige Blumen — die Rosen und Lilien im Garten des alten Neptun, animalische Blumen nennen sie die Naturforscher. Ich will sie Ihnen zeigen. Lassen Sie uns nach der Bucht hinuntergehen; Naomi, Sie werden sich doch nicht fürchten, sich mir anzuvertrauen?«

Die edlen dunklen Augen begegneten den seinigen mit einem Blick voll Vertrauen und Hingebung. Glaube, Hoffnung und Barmherzigkeit waren die drei Tugenden, welche aus Naomi's Augen blickten — unbegrenzter Glaube an die Güte Anderer, unbegrenztes Mitgefühl mit den Leiden Anderer, unbegrenzte

Hoffnung auf Alles, was rein und schön war auf Erden und im Himmel.

Naomi sah hinunter auf die Bucht. Hier und dort schimmerten Flecke nassen gelben Sandes und Felsblöcke, die mit vielfarbigen Seegewächsen bedeckt waren. Es waren ohne Zweifel schlüpfrige, gefährliche Felsen, sie waren aber in ihrer brillanten Färbung unter dem Sonnenhimmel sehr schön. Naomi, erschien es sehr verlockend, Entdeckungsreisen in dieser Bucht anzustellen; in demselben Augenblicke fiel ihr Auge aber auf den Korb, den Jim in einen Felsspalt gesetzt hatte.

»Sie haben vielleicht kein Luncheon gehabt,« sagte sie. »Wäre Ihnen gefällig, erst ein Stück von Tante Judiths Pastete zu versuchen, ehe wir nach den Seeglöckchen gehen?«

»Tante Judiths Pastete kommt mir höchst gelegen.«

Sie öffnete den Korb, breitete ein Tischtuch über eine Felsplatte, setzte die Ueberbleibsel der Pastete und den Rest des Cider in dem Steinkrüge auf und machte ihm Alles sehr behaglich. Glückselig sah sie zu, wie Oswald es sich schmecken ließ, und goß ihm den Cider in einen altmodischen Becher. Er sprach dem ländlichen Mahle tapfer zu, wollte aber nicht viel Zeit mit dem Essen verlieren.

»Kommen Sie,« sagte er, das Tischtuch zusammenfaltend und wieder in den Korb legend, »lassen Sie uns zu den Anemonen gehen.«

»Kann Jim mit uns kommen?« fragte Naomi.

»Versteht sich.«

Man blickte über Land und Meer, aber weit und breit war kein Jim zu sehen; Naomi rief, erhielt jedoch keine Antwort.

»Ein unerträglicher Bursche! Und dabei hat ihm der Vater noch eingeschärft, nicht an gefährliche Stellen zu gehen.«

»Er kommt nicht zu Schaden, verlassen Sie sich darauf. Jungens passiert so wenig ein Unfall wie Katzen. Sie fallen und zerreißen ihre Kleider, ihnen selbst geschieht aber nichts.«

»Bei Jim trifft das allerdings zu,« erwiderte Naomi. »Er setzt uns beständig in Angst und Schrecken, aber zu Schaden kommt er

nicht.«

»Natürlich nicht. Wir werden ihn schon irgendwo bei der Bucht finden.«

Es war ebenso wahrscheinlich, daß man ihn an der Bucht fand, wie an jedem anderen Orte, Naomi willigte also ein, mit Oswald zu gehen, und sie stiegen Hand in Hand den engen Fußsteig hinunter und sprangen von Klippe zu Klippe. Führte der Weg auch in die Tiefe, so war es ihr doch, als stiege sie in den Himmel. Ihre Seele schien Flügel erhalten zu haben und hob sich höher und höher, während ihr sterblicher Theil die Klippe hinabstieg.

Wie lieblich war es an der Bucht. Dieser glatte, glänzende Sand, diese trügerischen Klippen, schlüpfrig, grausam und verrätherisch wie das Herz des Menschen! Wie lieblich waren Meer und Himmel und die fruchtbare ansteigende Erde! Wie lieblich in einer solchen Welt zu leben und zu fühlen, wie Naomi fühlte, deren Hand, vielleicht ohne daß sie es wußte, noch immer in Oswalds ruhte, während sie langsam über den Sand schritten und unter dem Vorgeben, nach See-Anemonen zu suchen, in alle Höhlungen der Felsen blickten, die mit dunkel glänzendem Wasser, ähnlich schwarzen Diamanten, angefüllt waren.

»Naomi« sagte Oswald mit leiser, tiefer Stimme, »wie süß ist es, so allein mit Ihnen zu sein!«

Naomi erröthete bei dieser Anrede, so gewöhnlich sie im Grunde war.

»Wir waren oft allein in der Wildniß,« sagte sie schüchtern; »da ist eine, weiß und roth gestreift,« rief sie in eine Höhlung deutend.

»Ich liebe die Wildniß,« antwortete Oswald, »aber oft waren wir dort nicht allein, in der Regel hat Jim die Güte, uns dort Gesellschaft zu leisten. Es ist ein lieber, prächtiger Junge, ich würde aber doch vorziehen, Sie öfter so wie heute für mich ganz allein zu haben. Sehen Sie sich um, Naomi, mit Ausnahme des weißen Segels da drüben ist nirgends eine Spur menschlichen Lebens zu erblicken, wir könnten uns einbilden« auf einer unbekanntem Insel in der Südsee zu sein. Naomi, freut es Sie, daß ich Sie heute aufgesucht habe?«

Sie sah ihn mit den treuen, aufrichtigen Augen ernst und

nachdenklich an und antwortete dann mit Bestimmtheit:

»Ja.«

»Ist Ihnen der Tag angenehm, weil wir ihn zusammen verleben?«

»Ja. Sie sind der einzige Freund, den ich in Combhaven habe, der einzige Freund, der Alles zu verstehen scheint, was ich fühle und denke und hoffe. Ich habe selbstverständlich noch andere Freunde, die ich liebe und achte, im Vergleich zu Ihnen stehen sie mir aber fern.«

»Bedeutet das nicht Liebe, Naomi?«

»Ich weiß es nicht,« antwortete sie die Augen niederschlagend.

»Sagen Sie mir, daß es Liebe bedeute« Naomi, und Sie machen mich zum glücklichsten Menschen. Ich habe auf eine stille, einsame Stunde wie diese schon lange gewartet, um Ihnen mein ganzes Herz auszuschütten. Geliebte, es gehört Ihnen schon seit langer Zeit. Sie haben mein Leben glücklich gemacht, mich mit Hoffnungen und Träumen erfüllt, wie ich sie nie zuvor gehabt. Sie machen mir öfter Vorwürfe darüber, daß ich mich willig einem, wie Sie es nennen, zwecklosen Leben in Combhaven hingeebe. O, mein Herz, ich habe nur den einen Lebenszweck, glücklich mit Ihnen zu leben, keinen anderen Ehrgeiz, als Sie zur Gattin zu gewinnen.«

»Das ist ein sehr geringer Ehrgeiz,« antwortete sie — mit ernstem, süßem Lächeln, »und vielleicht ein recht thörichter. Ich will nicht sagen, daß ich überrascht bin, Oswald,« fuhr sie, ihre Augen schüchtern zu seinem ernsten Gesichte erhebend, fort, »ich will nicht sagen, daß ich es nicht gemerkt hätte, daß Sie — sich etwas aus mir machen. Ich habe es geahnt und recht ernstlich darüber nachgedacht, aber zur Klarheit bin ich noch nicht gekommen. Ich weiß nicht, ob es mir und Ihnen zum Heile gereichen würde, wenn ich gestatte, daß Sie zu mir von Liebe reden, weiß nicht, ob ich Ihnen je mehr sein darf, als Ihre treue, aufrichtige Freundin.«

»Meine süße Predigerin!« rief Oswald, sie mit bewundernden Augen betrachtend und seinen Arm verstohlen um ihre Taille legend, »und weshalb diese Zweifel?«

»Wir gehören sehr verschiedenen Lebenssphären an. Was würde man in Combhaven sagen, wenn Sie die Tochter eines Krämers



heiratheten?«

»Ich glaube das Urtheil der Majorität würde lauten, ich habe das hübscheste Mädchen des ganzen Ortes geheirathet,« antwortete er leichthin.

»O, Oswald« bitte sein Sie ernsthaft. Ich weiß, daß die Leute sehr harte, bittere Dinge sagen würden. Sie würden sagen, Sie hätten sich durch solche Heirath erniedrigt und mein Vater hätte Ihnen eine Schlinge gelegt. Und wenn der erste Rausch vorüber ist, würde Ihnen doch auch mancherlei nicht recht sein. Wie würde es Ihnen gefallen, Tante Judith zur Tante zu haben und zu wissen, daß Ihr Schwiegervater hinter dem Ladentische steht.«

»Der Ladentisch und Tante Judith stören mich nicht, wenn ich nur Sie habe.«

»Warum wollen Sie aber ein solches Opfer bringen, da Sie doch eine Dame Ihres Ranges heirathen können?«

»Ich habe noch keine bessere Dame gesehen als Sie, Naomi, und will keine Andere zur Frau haben. Ich achte Ihren Vater ebenso hoch, als wenn er ein Bischof wäre, und werde über die Verwandtschaft mit ihm niemals erröthen. Ich glaube ich bin im Herzen Republikaner, denn ich habe kein Verständniß dafür, daß ein Mann unter mir stehen soll, weil er einen Laden hält. Es giebt keinen Krämer, der länger und genauer handelte als mein Vater, wenn er eine Pachtung neu zu vergeben hat. Ist er weniger Händler, weil seine Waare in Grund und Boden besteht? Eigentlich verdient er doch weniger Ehrerbietung für seinen Besitz, den er von seinen Voreltern geerbt hat, als Derjenige, der, was er sein nennt, durch eigene Arbeit erworben hat.«

»So sprechen recht viele Leute und denken sehr wenige,« antwortete Naomi gedankenvoll.

»Ich gehöre aber zu denen, die denken wie sie sprechen. Kommen Sie, Theuerste, lassen Sie uns nicht über sociale Fragen streiten. Ich wünsche Antwort auf eine Frage, die uns näher berührt. Ich liebe Sie von ganzem Herzen, Naomi, ich will Sie zur Frau haben und erkenne keinen gesellschaftlichen Unterschied zwischen uns an. Ich werde so stolz sein, Sie heimzuführen, als wenn Sie die Tochter

eines Herzogs wären. An unserm Hochzeitstage werde ich so stolz sein, als wären Sie eine Prinzessin des Landes und unsere Heirath würde mit dem Geläute sämmtlicher Kirchenglocken des Inselreiches begrüßt. Antworten Sie mir, Geliebte. Ich biete Ihnen treue, heiße Liebe, haben Sie mir dagegen nichts zu geben?«

»Ich werde nicht leichthin antworten,« sagte Naomi ernst bis zur Traurigkeit. »Denken Sie auf welche wichtige Frage Sie Antwort von mir verlangen. Unser ganzes Leben hängt von dem Entschlusse ab, den ich fassen soll. Weder Sie, noch ich dürfen ohne reifliches Nachdenken eine Entscheidung treffen, und, Oswald, ich fürchte Sie gehen in den meisten Fällen ohne ernstes Nachdenken zu Werke,« fügte sie, zu seinem lächelnden Antlitz emporblickend, hinzu.

»Ich halte Liebe und Nachdenken für keine allzu engen Verbündeten, Naomi. Ich liebe zu innig, um meine Gefühle zu analysieren oder meine Liebe zu einer Streitfrage zu machen, und denke, wenn Sie mich nur ein wenig liebten, würden Sie nicht daran denken, mir Schwierigkeiten zu machen.«

»Fühlen Sie sich sicher, daß Sie mich mein ganzes Leben lang lieben werden, daß die Laune« die Sie jetzt haben, nicht vorübergeht, daß, wenn ich Ihre Frau geworden wäre, nie ein Tag kommen könnte, wo Sie Ihre Wahl bereuen und Sie sich sagen, Sie hätten klüger wählen können?«

»Ein solcher Tag wird niemals kommen, Naomi, mein Herz giebt mir die Antwort darauf. Kennen wir uns nicht genugsam, daß wir unserer eigenen Gefühle sicher sein dürfen? Ich kenne Sie seit einem Jahre, Naomi, es ist keine plötzliche Laune, die ich fälschlich als Liebe bezeichne. Meine Neigung für Sie begann als Freundschaft, ernst, süß und ruhig, und reifte langsam zur Liebe heran. Habe ich nicht das Recht, für eine solche Liebe dreist gut zu sagen? Wir haben einander unsere Herzen offen dargelegt, wir haben keine Geheimnisse vor einander, wir haben Seite an Seite gekniet und gemeinsam gebetet, wir sind so bekannt mit einander, als gehörten wir demselben Haushalte an. Können Sie von einer in dieser Weise gereiften Liebe Veränderung oder Verfall befürchten? Wahrlich, meine Liebste, zu einer solchen Besorgniß liegt keine

Veranlassung vor.«

Naomi hatte sich vorgenommen, sehr ernst, sehr verständig, sehr fest zu sein, wenn die Frage, welche Oswald ihr jetzt vorlegte, an sie herantreten sollte, sie hatte sich vorgenommen, nur der Ueberzeugung nachzugehen und sich sehr schwer überzeugen zu lassen. Aber sie fühlte, daß ihre Gegengründe zu schwinden begannen. Aufrichtigkeit stand auf Oswald's Stirn geschrieben, Wahrhaftigkeit leuchtete aus seinen Augen und sie liebte ihn — liebte ihn mit aller Wahrhaftigkeit, mit der ganzen Hoffnung einer ersten Liebe. Wie sollte sie in einem solchen Falle den Kampf fortführen?

»Antworten Sie mir, Naomi; sagen Sie mir, daß ich mich nicht mit grundlosen Hoffnungen bethört habe, daß Sie mir Liebe für Liebe geben.«

»Ich werde nicht für mich selbst antworten,« sagte sie sich aus seinem Arm losmachend, »mein Vater soll entscheiden, er soll für uns wählen.«

»Das ist eine sehr kalte Antwort auf ein Geständniß heißer Liebe,« entgegnete Oswald beleidigt.

»Es handelt sich für uns um das ganze Leben,« antwortete sie. »Ich will nicht leicht entscheiden, will nicht eigenmächtig wählen.«

»Wenn Sie mich liebten, Naomi, würden Sie keinem Andern die Entscheidung über unser Schicksal anheimgeben.«

»Wenn Sie denken, ich liebe Sie nicht, so verbannen Sie mich aus Ihren Gedanken,« sagte sie nicht ohne Würde. Sie dachte weit mehr an das Glück seiner Zukunft als an das ihre. Für sie wäre es ja schon unsägliches Glück gewesen, ihm anzugehören als seine Dienerin, seine Leibeigene, und wie vielmehr als seine ebenbürtige Gattin und Gehilfin!

»Sie sind kaltherzig und grausam.«

»Nein« Oswald, ich bemühe mich nur, weise zu sein. Ich glaube, mein Vater wird Ihren Wünschen gemäß antworten, aber nicht rasch. Hielte er es für Ihre Wohlfahrt nicht geeignet, daß wir uns heirathen, so würde er Nein sagen, selbst wenn er glaubte, es könne für mich zum Glücke sein.«

»Es ist recht schwer, wenn man mit solchen guten Leuten zu thun hat. Jedes andere Mädchen würde anders geantwortet haben.«

»Wie würde sie geantwortet haben?« fragte Naomi.

»Vielleicht durch Schweigen. Sie würde in mein Gesicht geblickt haben, unsere Lippen hätten sich gefunden und den Bund besiegelt. Unser erster Kuß würde bedeutet haben für immer und ewig. Sie würde mir keine Vorlesung über gesellschaftliche Unterschiede und meine künftige Wohlfahrt gehalten haben,« sagte Oswald tief verletzt durch die sorgfältig abgewogenen Antworten seiner Erkorenen.

Er hatte sich eingebildet, er brauche nur das entscheidende Wort zu sprechen, so werde sie ihre Hand in die seine legen und von ihm ihr Geschick so unterwürfig annehmen, wie Esther die Krone von Ahasverus empfing und Ruth sich Boas zu eigen gab. Er war willig und bereit, alle gesellschaftlichen Bedenken zu opfern und zu Joshua Haggard's Familie hinabzusteigen, aber er hatte doch erwartet, daß dieses Opfer gebührend anerkannt werde.

Eine Zeitlang gingen sie langsam und schweigend nebeneinander her. Naomi betrachtete die schimmernden Wassertümpel zwischen den Felsen, sah aber weder See-Anemonen, noch überhaupt etwas, Oswald hielt die Augen unverwandt auf das Meer gerichtet.

Endlich ward er seines Zornes Herr und schämte sich desselben.

»Vergeben Sie mir mein ungroßmüthiges Betragen,« bat er. »Naomi, ich weiß, daß Sie ein edles, hohes Wesen sind, jedem Manne wohnt aber eine Selbstsucht inne, die ihn ungeduldig selbst gegen die höchsten Prinzipien macht, sobald der Fluth seiner Leidenschaft dadurch ein Damm entgegengesetzt wird. Sie sind gut, selbstlos, wahrhaftig und fest wie ein Felsen. Sie sind nicht gleich Byron's Frauen: Naomi. Diese sind die incarnirte Liebe, die bereit ist, sich selbst und den geliebten Gegenstand auf dem Altar der Liebe zu opfern. Sie schauen weder rückwärts, noch vorwärts, für sie ist die Gegenwart unendlich, ewig, und diese Gegenwart ist die Liebe. Eine kurze Zeit sind sie namenlos, überschwänglich glücklich, dann kommt, Verzweiflung, Untergang und sie sterben vor der Zeit am gebrochenen Herzen. Sie sind nicht geschaffen:

»Durch Jahre schwer die innere Last zu tragen.

Die kälteren Herzen dulden, bis das Alter erst sie legt Bedächtig in das Grab.«

»Möchten Sie mich so haben?« fragte Naomi. »Es scheint mir doch ein hartes Geschick.«

»Nein Naomi, ich wünschte aber, Sie besäßen weniger Ueberlegung und mehr Gefühl.«

»Sie haben die Tiefe meines Herzens noch nicht ermessen,« antwortete sie mit einem Lächeln.

»Nein, denn Sie hüten dessen Schätze gar zu eifersüchtig. Geliebte, sagen Sie mir nur das Eine, daß Sie mich lieben, und ich will zufrieden sein.«

»Wollen Sie sich dann auch dem Ausspruche meines Vaters fügen?«

»Ja, denn ich kann nicht glauben, daß er so grausam sein werde, uns zu trennen.«

»So will ich Ihnen die Wahrheit sagen. Ich liebe Sie aus vollstem Herzen. Sie haben das ganze Leben, für mich umgestaltet. Ich hegte große Gedanken und Pläne, wollte in ferne Länder gehen, um das Licht des Evangeliums unter die Kinder der Heiden zu tragen. Alle diese Wünsche sind verstummt. Außer der Liebe für meinen Vater und meiner Pflicht gegen ihn, habe ich keinen Gedanken mehr, der nicht Ihnen gehörte.«

»Gott segne Sie, Naomi, für dieses süße Bekenntniß. Jetzt fürchte ich nichts mehr. Hätte Ihr Vater die Absicht, uns zu trennen, so würde er das schon lange gethan haben. Geduldig will ich mich seinem Ausspruche fügen, ich schmachtete nur danach, das Geständniß Ihrer Liebe von Ihren eigenen holden Lippen zu hören.«

Die erhaltene Versicherung stimmte Oswald für den Rest des Sommernachmittages sehr heiter und der ruhige Glanz in Naomi's Augen erzählte von einem ebenso großen und vielleicht noch tieferen Glücksgefühl. Sie wanderten die Küste entlang und gaben sich den Anschein, in das Studium der Naturgeschichte vertieft zu sein, ihre Gedanken flogen aber weit weg von Seesternen, Muscheln und Seegräsern und beschäftigten sich mit der eigenen Zukunft. Oswald sprach davon, was er für Comhaven zu thun gedenke,

wenn der Squire einst in der Gruft bei seinen Vätern ruhen werde, und daß sein Bruder Arnold zurückkommen und bei ihnen leben solle. Er malte aus, wie Naomi eine neue Kapelle für ihren Vater und eine Schule für ihre kleine Schülersinnenschaar erbauen solle, wie das Geschäft an Jim und Tante Judith übergehen müsse, damit ihr Vater sich einzig seinen Pflichten als Prediger und Lehrer widmen könne.«

»Und Sie werden sich Ihrer methodistischen Frau und Ihres Methodisten-Schwiegervaters nie schämen, Oswald?« fragte Naomi ängstlich.

»Niemals, Geliebteste. Soll ich das Licht verachten, weil es aus einer Leuchte strahlt, welche eine andere Form als die vom Staate vorgeschrieben hat? Wer weiß, ob ich nicht eines Tages selbst Methodist werde? Ich habe im Zimmer Ihres Vaters mehr vom Evangelium gelernt als während meines ganzen früheren Lebens und bin durch seine Predigten tiefer gerührt worden als durch die langweiligen doctrinären Abhandlungen, mit denen der Vikar uns zu erbauen versucht.«

Die im Westen sinkende Sonne erinnerte sie daran, daß es Zeit sei, sich nach James umzusehen und an die Rückkehr nach »Wanderers Ruhe« zu denken, wo Joshua nach vollbrachten Geschäften mit ihnen zusammentreffen wollte. Oswald sah auf seine altmodische Uhr, ein Erbtheil von seiner Mutter und kein sehr zuverlässiger Zeitmesser. Sie zeigte drei Viertel auf fünf Uhr. Sie gingen also langsam zurück bis zu dem Punkte, an welchem sie herabgestiegen waren, und klotzten den Weg nach dem Felsschloß in die Höhe, wo sie die Freude hatte, den verloren gegangenen James wohlbehalten anzutreffen. Er saß auf einem Felsblock, hatte den Fouragekorb zwischen den Knieen und verzehrte, was von Eßbarem darin noch enthalten war.

»Jim, wo hast Du den ganzen Nachmittag gesteckt?« fragte Naomi.

»Ihr habt Euch gewiß sehr viele Mühe gegeben, mich zu suchen. Wo habt *Ihr* denn den ganzen Nachmittag gesteckt? Unten an der Bucht, und habt ein sehr nettes Schauspiel gegeben. Ihr habt wohl

nicht gedacht, daß Euch Jemand zuschauen könnte? Ihr wußtet nicht, daß ich während der ganzen Zeit auf der Spitze der Klippe saß und die Aussicht genoß. Aber gräme Dich nicht darum, Naomi, ich vergebe Dir.«

»Wir haben einen sehr glücklichen Nachmittag gehabt, Jim, und Naomi hat versprochen, meine Frau zu werden — die Einwilligung ihres Vaters vorausgesetzt.«

Jim klatschte in die Hände und führte auf dem kleinen sonnenverbrannten Rasenplatz am Strande der Klippe eine Art von Kriegstanz auf.

»Wie freue ich mich!« rief er. »Natürlich sah ich, was kommen würde, d. h. ich sah, daß Sie und Naomi einander immer lieber gewannen, und ich dachte, Sie wären von der rechten Art und würden sich nicht schämen, die Tochter eines Krämers zu heirathen, wenn Sie sie liebten, wie Caroline in dem Liede, die den kühnen Seemann heirathete.«

Und Jim begann die Anfangsstrophen, eines beliebten Volksliedes zu singen:

»Caroline, des Edelmanns Töchterlein.«

Oswald war zu sehr verliebt, als daß ihm der Gedanke gekommen wäre, Jim dürfte doch ein etwas lästiger Schwager sein; übrigens war er vielleicht nicht einmal roher, als Knaben seines Alters im Allgemeinen zu sein pflegen.

Sie gingen statt auf dem engen Pfad an der Klippe durch das Thal nach Rockmouth und nahmen sich viel Zeit, denn der Spaziergang war höchst angenehm, richteten es aber noch ein, daß sie Punkt sechs Uhr im Wirthshause waren. Dobbin war bereits angespannt und harrte geduldig vor der Thür; Joshua saß in der Vorlaube und sprach zu einer kleinen Gruppe um ihn versammelter Männer.

Er zeigte wenig Erstaunen, als er Oswald in der Gesellschaft seiner Kinder erblickte, begrüßte ihn aber mit — herzlicher Freundschaft. Jim brachte den leeren Korb im Wagen unter und Naomi nahm ohne Zeitverlust ihren Platz ein. Herne ward ebenfalls vorgeführt und die kleine Gesellschaft brach auf; der Vater und die

Kinder auf dem Wagen, Oswald im eifrigen Gespräch mit Joshua und Naomi nebenherreitend.

Es war ein entzückender Heimweg über Berg und Thal, über Felder und Wiesen und kleine Weilen die so träumerisch aussahen, als sei die Hälfte ihrer eng begrenzten Welt schon in Schlummer versunken. Allmählig erhob sich die glänzende Vollmondscheibe über der fernen See und tauchte Alles in ein zauberhaftes Licht.

Oswald fühlte sich in diesem wunderbare Mondenschein tief bewegt, wie die höchsten Schönheiten der Natur ja besonders auf liebende Herzen den lebhaftesten Eindruck zu machen pflegen; er lehnte sich zu Naomi hinüber und drückte ihre Hand, und Beiden war es, als würden durch diesen Händedruck ihre Geschicke unauflöslich verbunden.

\*                      \*  
\*

Am nächsten Tage hatte Oswald eine Unterredung mit Joshua Haggard. Mit Wärme und voll edlen Gefühles brachte er seine Werbung an und Naomi's Vater antwortete ihm mit vollster Offenheit.

»Ich bin nicht zu stolz, zu bekennen, daß Ihr Antrag mich stolz macht,« sagte er. »Ich weiß, es ist gegen alles Herkommen, daß der Sohn eines Grundbesitzers — ein Mann van alter Familie — die Tochter eines Geschäftsmannes heirathet. Wäre ich ein großer Kaufmann in der Londoner City und hätte Millionen erworben, so wäre das etwas Anderes. Ich weiß, man wird diese Heirath sehr hart beurtheilen und es wird Leute geben, die Ihre Frau über die Achsel ansehen, wenn Sie nicht klug genug sind, sie ihr nicht in den Weg kommen zu lassen. Ich weiß das Alles, Mr. Pentreath, ich weiß aber auch, daß sich zwei junge unverdorbene Herzen so eng aneinandergeschlossen haben wie zwei Nußkerne in derselben Schale, und kann mich nicht dazu bringen, die Meinung der Welt so hoch anzuschlagen, daß ich das Gefühl dieser jungen Herzen unberücksichtigt ließe und Ihnen die Einwilligung zu Ihrer Heirath mit meiner Tochter verfolgte.«

»Ich wußte, Sie würden das nicht thun,« rief Oswald lebhaft.



»Alles, was ich verlange und woran ich unerschütterlich festhalten werde, ist, daß diese Ehe nicht übereilt geschlossen werde. Sie müssen hinreichend Zeit haben, sich selbst zu prüfen, alle Konsequenzen Ihres Schrittes zu erwägen und jede mögliche Sicherheit zu gewinnen, daß Ihnen nicht eines Tages die Reue komme. Sie sind beide noch jung, Naomi hat die Schwelle der Kindheit noch nicht allzulange überschritten. Geben Sie mir das Versprechen, daß Sie während der nächsten zwei Jahre nicht an Heirathen denken wollen, daß Ihr Verkehr mit meiner Tochter sich in den Grenzen einer ruhigen Freundschaft halten wird und das zwischen Ihnen keine thörichten Liebeleien stattfinden. Wenn nach Ablauf dieser zwei Jahre Ihr Herz sich ihr immer noch zuneigt, wenn Sie Beide alsdann noch die Ueberzeugung haben, daß eine Heirath das beiderseitige Glück begründet, so will ich mit Freuden meine Einwilligung und meinen Segen zu der Verbindung geben, denn ich habe alsdann die Sicherheit, daß dadurch gegen Niemand ein Unrecht geübt wird.«

»Das sind ziemlich harte Bedingungen, Mr. Haggard,« sagte Oswald, dessen anfängliches Entzücken sich in Niedergeschlagenheit verwandelte. »Sie werden mir aber doch wenigstens gestatten, daß ich während dieser Probezeit als Naomis verlobter Bräutigam gelte.«

»Nicht also, Mr. Pentreath. Sie werden uns als Freund des Hauses jederzeit willkommen sein, ich werde aber vor Ablauf der von mir bestimmten Zeit eine förmliche Verlobung zwischen Ihnen und meiner Tochter nicht gestatten. Ich verlange von Ihnen das Versprechen, daß Sie Naomis Freund und nicht ihr Liebhaber sein wollten, und hoffe, ich kann Ihnen vertrauen; daß ich meiner Tochter vertrauen darf, weiß ich.«

»Ich würde mich den härtesten Bedingungen unterwerfen, um nur nicht von Naomi getrennt zu werden,« erwiderte Oswald nach einer Pause, »und weiß, sie wird Ihnen gehorchen, so hart Ihr Ausspruch auch sein mag. Es wird dann also wohl dabei bleiben müssen, Mr. Haggard. Ich werde zu Naomi kein Wort sprechen, das nicht auch jeder andere Freund des Hauses sagen dürfte, will jedes Gespräch

über die Zukunft meiden, will sie hochhalten und verehren und alle süßeren Hoffnungen und Wünsche in meiner Brust verschlossen halten.«

»Hier ist meine Hand, Oswald,« sagte Joshua, den Sohn des Squires zum ersten Male bei seinem Vornamen, anredend. »Von heute an sollen Sie wie ein Sohn meines Hauses angesehen werden. Nun möchte ich aber noch eine Frage an Sie richten: Hat Ihr Vater eine Ahnung von Ihrer Neigung zu Naomi?«

»Er weiß, daß ich viele Abende in Ihrem Hause zugebracht habe, ich habe daraus nie ein Geheimniß vor ihm gemacht, und manche Winke und Anspielungen, die er fallen gelassen, bringen mich zu der Vermuthung, daß ihm der Magnet, der mich so oft zu Ihnen zieht, nicht unbekannt sei. Ich glaube ferner nicht, daß er etwas Besonderes gegen meine Heirath mit Naomi einzuwenden haben wird, wäre dies aber selbst der Fall, so würde ich mich doch in dieser Angelegenheit seiner Autorität nicht fügen. Er ist kein so zärtlicher Vater gegen mich gewesen, daß ich mein Glück seinen Launen opfern sollte.«

»Er ist Ihr Vater und Sie haben die Pflicht ihm zu gehorchen,« sagte Joshua.

»Ja, in allen rechten Dingen. Ich glaube indeß nicht, daß er mir ein Hinderniß in den Weg legen wird, sofern es nur ein Mädchen ist, das eine gute Erziehung erhalten hat und von der er nicht zu befürchten braucht, sie werde das von ihm zusammengescharte Geld verschwenden.«

---

## Zweites Kapitel.

### *Der Squire macht einen Handel.*

Wiederum war ein Jahr in vollster Stille vorübergegangen — ein Jahr, das durch keinen Schatten von Unruhe, Schmerz oder Uneinigkeit für Joshua Haggard und die Seinen getrübt worden war. Oswald war seinem Versprechen treu geblieben und hatte sich genau in den — Schranken der ihm angewiesenen Stellung eines Freundes der Familie gehalten. Das einfache, ereignislose Leben war in seinem regelmäßigen Verlauf dahingeglitten: das nachmittägliche Theetrinken. Tante Judiths Vorlesungen über Sparsamkeit und Pflichterfüllung, träumerische Abende in der Wildniß, bei welchen lediglich die grauen wollenen Strümpfe, die Naomi strickte, vom Flecke kamen, da jedoch sobald ein Paar fertig war, ein neues von derselben Farbe und Größe an die Reihe kam, so schienen sie Oswald als ein Bild der Ewigkeit. Und in gleichem unverändertem Einerlei folgte Abend für Abend die Bibelstunde, das einfache Abendessen und der freundliche Abschied, den er an der hölzernen Gartenthür von Naomi und ihrem Vater nahm. Es waren stille, monotone Freuden, die für Oswald Pentreath aber noch nichts von ihrem Reiz eingebüßt hatten. Hätte es in Joshuas Leben schwache Stellen gegeben, wären in diesem Hause unehrenhafte Dinge zu entdecken gewesen, so würde Familiarität einen solchen ruhigen Familienkreis bald ins Ordinaire gezogen haben, hier war aber Alles gut und echt. Selbst Tante Judith, wenn man sie auch nicht angenehm und liebenswürdig nennen konnte, war in ihrem Charakter rein und durchsichtig wie das Tageslicht. Es gab in diesem Hause kein Gespenst, über das der Fremde unversehens stolpert, keine dunklen Punkte, die sich dem Entdecker zu seinem eigenen Unbehagen enthüllen.

Sehr ruhig, friedlich und leidenschaftslos war der Liebeshandel, der kein Liebeshandel war und den beiden Hauptpersonen in der

kleinen Komödie doch ebenso viel bedeutete, als wären sie Liebesleute von der allerromantischsten Sorte gewesen und hätten den Mund nur geöffnet, um ihm eine Fluth von Sentimentalität entströmen zu lassen. Keine Nonne im Kloster war in ihrem Gelübde treuer als Naomi dem ihrem Vater gegebenen Versprechen, es solle während ihrer Probezeit zwischen ihr und Oswald nicht von Liebe die Rede sein, und auch Oswald unterwarf sich im Allgemeinen mit gutem Anstande den ihm auferlegten Bedingungen, wenn er auch gelegentlich einen kleinen Ausbruch der Empörung darüber nicht unterdrückte.

»Ich bin wie ein Ladenbursche im Geschäft Ihres Vaters,« sagte er. »Benehme ich mich während meiner Lehrzeit gut, halte ich die Finger vom Zucker und von den Feigen und unterschlage ich nicht etwa gar einen Sixpence, wenn sich die Gelegenheit dazu giebt, so werde ich nach Ablauf meiner Zeit als Theilnehmer angenommen. Ich bin auf Probe, ist es nicht so, Naomi?«

»Ihre künftige Glückseligkeit ist auf Probe, Oswald. Können Sie beständig in der Freundschaft sein, so sind Sie auch beständig in —«

»Still!« rief der junge Mann, ihr die Hand auf den Mund legend, »du war das verbotene Wort beinahe heraus.«

Naomi erröthete und bewegte ihre Stricknadel in schnellerem Tempo; Oswald lachte herzlich über seinen — kleinen Scherz. Sie waren in diesen schönen Sommertagen unschuldig glücklich, gleich Kindern unbekannt mit der außerhalb ihres engen Kreises liegende Welt. Keinen Gedanken, keinen Wunsch gab es, den Einer vor dem Andern verborgen gehalten hätte, sie fanden es natürlich, zusammen zu sein, zusammen zu denken, zusammen zu hassen und zu träumen, als wären sie ein neuer Ferdinand und eine neue Miranda und dieser stille Winkel, der sich Comhaven nannte, eine verzauberte Insel gewesen.

In Jim's Begleitung durchwanderten sie den Wald — und Park des Squires und Herne hatte träge Tage, denn nur selten bestieg ihn Oswald zu einem weiten Ritt. Er unterwies Naomi im Blumen- und Landschaftszeichnen und ihre natürliche Begabung, wie ihre tiefe

Liebe zur Natur machten sie zu einer sehr gelehrigen und geschickten Schülerin.

Wer Tante Judith und den in Joshua Haggards Hause herrschenden Geist kennen gelernt hat, wird übrigens nicht annehmen, daß es Naomi gestattet war, ihre Tage im süßen Müßiggange mit Waldspaziergängen, Zeichenversuchen und Pflanzungen in der Wildniß zuzubringen. Sie stand im Sommer jeden Morgen um fünf Uhr auf und half Sally bis zur Frühstückszeit beim Reinigen des Hauses. Sie war es, welche die Zimmer aufräumte, die alten Möbel so glänzend polierte, die Schlösser so blank putzte und die alten Porzellansachen frei vom Staube erhielt. Das fleißige Bürsten und Reiben erweiterte ihre Brust und gab ihren Gliedern Geschmeidigkeit, ihrer klaren, bleichen Hautfarbe kam das frühe Aufstehen und das thätige Leben sehr zu Statten. Die Blumentöpfe standen ebenfalls unter ihrer besonderen Obhut und ein welches Blatt an den Geranien oder Fuchsien — die letztere Blume war damals neu und wurde von den Blumenzüchtern hochgeschätzt — wäre für sie eine Schande gewesen. Sie stärkte und plättete sämtliche Mousselingardinen und Tante Judiths Begriffe von Vornehmheit erforderten einen nicht geringen Aufwand von Draperien aus gestärktem Mousselin.

Die Wäsche des Hauses wurde ebenfalls von Naomi in Ordnung gehalten und manche moderne Hausfrau, welche dreißig oder vierzig Guineen für ein Gesellschaftskleid ausgiebt, möchte vielleicht erröthen, hätte sie ihren Wäscheschrank vergleichen können mit jener geräumigen, mit vielen Fächern versehenen Kammer, in welcher Naomi ihr glänzendes Tischzeug und die Bettwäsche von irischem Leinen, Alles von ihrer eigenen Hand sauber genäht und gezeichnet, sorgfältig übereinander geschichtet und mit Lavendel durchduftet, — aufbewahrte. Die Garderobe ihres Vaters und Bruders ward von ihr ebenfalls in Verschuß und gutem Stand erhalten und sie gab sich mit dem Ausbessern ebenso viel Mühe und setzte einen eben so großen Stolz darin wie unsere heutigen jungen Damen in die künstliche Ausführung von point Turque oder point de Venise. Naomi arbeitete ihre Kleider selbst, von denen sie

allerdings keinen allzu großen Ueberfluß besaß, und fertigte für Tante Judith diejenigen Putzartikel an, welche diese Dame für ihre Stellung und ihre Würde als unerlässlich erachtete.

Wenn Joshua Haggards Tochter süße, arkadische Muße genoß, so hatte sie dieselbe durch vorhergegangene Arbeit reichlich verdient. Kein ungesäumtes Staubtuch legte Zeugniß gegen sie ab, kein knopfloses Hemd in Schiefbruch oder Kommode erzählte in stummer und doch sehr beredter Sprache von ihrer Nachlässigkeit. Das Leben schenkte ihr sein süßestes Lächeln und kein anklagender Stich des Gewissens mahnte sie an eine versäumte Pflicht.

Es wäre schwer zu entscheiden gewesen, ob der Squire um die Neigung seines Sohnes zu der Tochter des Methodistenpredigers schon von der Zeit an gewußt hatte, wo Oswalds Besuche in Haggards Hause häufiger geworden waren, oder ob er erst in diesem Sommer durch das Geschwätz in Comhaven davon unterrichtet worden war. Der Squire konnte, wenn es ihm in seinen Kram paßte, so blind wie ein Maulwurf und wiederum, wenn dies just seinen Zwecken entsprach, so scharfsichtig wie ein Luchs sein. Bisher hatte es ihm gefallen, den Maulwurf zu spielen und sich den Anschein zu geben, als wisse er von nichts, plötzlich, an einem Julitage, warf er aber die Maske ab und ging während des Mittagessens mit seinem Sohne ohne jede weitere Einleitung auf die Sache los.

»So, junger Herr, so hast Du mich also hinter's Licht geführt!« rief er. »Du hast die Freiheit, die ich Dir gebe, benutzt, um niedrige Bekanntschaften zu machen.«

»Was verstehst Du unter niedrigen Bekanntschaften, Vater?« fragte Oswald erbleichend. »Ich verkehre mit Niemand, der eine solche Bezeichnung verdient.«

»Was? Bist Du nicht ein Ei und ein Kuchen mit dem Krämer Haggard?«

»Ich glaubte, Du bekennest Dich zu republikanischen Gesinnungen und verachtest die kleinlichen Unterschiede der gesellschaftlichen Rangordnung.«

»Das thue ich, wenn ein Herzog mich heruntersetzt und sein Land so wohlfeil verpachtet, daß mir das meinige kaum drei Prozent abwirft, darum will ich aber doch nicht, daß mein Sohn und Erbe mit Handelsleuten dicke Freundschaft hält. Ich bin übrigens Republikaner genug, um zuzugeben, daß der Handel ein ehrenwerther Beruf ist, Dein Freund da ist aber ein Hans Dampf in allen Gassen und handelt sogar noch Sonntags mit Feuer und Schwefel. Daß er ein Krämer ist, könnte ich ihm verzeihen, aber ich verzeihe ihm nicht, daß er ein schurkischer, scheinheiliger Psalmenplärker ist.«

»Warum nennst Du ihn so? Du kennst ihn nicht und kannst gegen ihn als Dissenter doch kein Vorurtheil haben, da Du ja überhaupt keine Religion besitzt.«

»Ich nenne ihn Psalmenplärker und Heuchler, weil er aus seiner Frömmigkeit ein Geschäft macht und durch seine Predigten für seinen Thee und Zucker stärkeren Absatz und bessere Preise erzielt als jeder andere Geschäftsmann.«

Oswald zwang sich gewaltsam zur Mäßigung. Eine Schmähung gegen Joshua Haggard war mehr als ein Mann, der Naomi liebte, ertragen durfte.

»Ich kenne Mr. Haggard sehr genau,« sagte er, »und weiß, daß er ebenso ehrenhaft als Geschäftsmann wie ernst als Prediger ist, daß er seine Frömmigkeit nicht als Aushängeschild gebraucht, um gute Geschäfte zu machen, und daß er in früheren Tagen, wo der Lohn des Glaubens in Verfolgung bestand, für seine religiöse Ueberzeugung auf dem Holzstoß Zeugniß abgelegt haben würde. Ja, Vater, dieser einfache Dorfkrämer ist aus dem Holze, aus dem man Märtyrer schnitzt.«

»Ich wünschte, es läge die Möglichkeit vor, dieses Märtyrerthum auf die Probe zu stellen,« antwortete der Squire. »Diese Dissenters heulen beständig von Schwefel und Feuer, das in einer fernen, dunklen Zukunft brenne, ich wünschte, man ließe sie einmal in der Gegenwart Bekanntschaft mit brennenden Reisigbündeln machen. Davon wollte ich aber mit Dir nicht reden, junger Herr, Dich möchte ich nur fragen, was Deine Liebelei mit der Tochter des Methodisten

bedeuten soll?«

»Was dergleichen meistens bedeutet, Vater, es ist das Präludium zur Heirath.«

»Was, Du, Oswald Pentreath, hast ernstlich die Absicht, eine Krämerstochter zu heirathen?«

»Gewiß, lieber Vater, wenn sie mich haben will. Ich dünkte, Du müßtest Dich geschmeichelt fühlen, daß Dein Sohn sich als ein so gelehriger Schüler Deines Evangeliums der Freiheit erweist.«

Der Squire, welcher den Wirbelwind der französischen Revolution mit erlebt hatte, war ein Verehrer von Danton und Marat und hatte sie oft seinem Sohne gepriesen, hatte aber doch vielleicht nicht erwartet, seine Theorien praktisch ausgeführt und gegen sich gerichtet zu sehen.

»Du beabsichtigst also des Mädchen zu heirathen?«

»ja, Vater. Es sollte mir leid thun, wenn meine Heirath Dir mißfiele, da es aber eine Angelegenheit ist, von welcher das Glück meines ganzen Lebens abhängt, so darfst Du nicht zürnen, wenn ich für mich selbst wähle.«

»Eine hübsche Wahl für den Sohn eines Gentleman!« rief der Squire.

»Angenommen, es wäre eine schlechte Wahl, was ich aber entschieden in Abrede stelle, welche Gelegenheit hätte ich denn gehabt, eine bessere zu treffen? Du hast Dir Dein Leben nach Deinem Gefallen eingerichtet, Dich hier abgeschlossen und von allem Verkehr mit Deinesgleichen zurückgezogen. Mich hast Du so vollständig als Bettler gehalten, daß ich nicht wagen darf, mich mit Leuten aus meiner Lebensstellung zu befreunden, da ich vermöge meiner leeren Taschen dadurch nur in die peinlichsten Verlegenheiten gerathen würde. Ich habe dieses Leben geduldig genug ertragen. Um mich vor Demüthigungen zu schützen, habe ich mich hinter einen Stolz versteckt, den ich nie gefühlt habe. Ich habe mich mit einer kalten Zurückhaltung wie mit einer Dornenhecke umgeben, nur um der Entwürdigung zu entgehen, daß mich Menschen patronisiren, denen ich in Allem überlegen bin, nur nicht im Besitz von Geld.«



»Wie viel kann der Pastor seiner Tochter mitgeben?« fragte der Squire plötzlich den Ton ändernd.

»Das ist eine Frage, an die ich noch nie gedacht habe.«

»An Dir ist ein Prinz aus dem Feenlande verdorben,« knurrte der erzürnte Vater. »Du hast genau ebenso viel Verstand wie der Königssohn, der den Glaspantoffel fand und erklärte, er werde die erste Frau, der er passe, heirathen. Höre jetzt, was ich Dir sage. Wenn Joshua Haggard seiner Tochter an ihrem Hochzeitstage baare fünftausend Pfund auf den Tisch legen kann, so magst Du sie heirathen, ich habe nichts dagegen und es ist mir ganz recht, wenn — es sogleich geschieht. Für das erste Jahr wird eine solche junge Frau wohl nicht viel Unterschied in den Haushaltungskosten machen.«

»Ich, danke Dir für Deine Güte, Vater,« antwortete Oswald. »Ob Mr. Haggard fünftausend Pfund geben kann, weiß ich nicht; ich glaube allerdings, daß er Geld zurückgelegt hat, ich möchte aber nicht gern, daß er glaubte, ich verbände mit meiner Werbung um seine Tochter gewinnsüchtige Absichten.«

Er unterrichtete nun seinen Vater von dem Versprechen, das er Joshua gegeben und unter welchen Bedingungen ihm dieser die Besuche in seinem Hause erlaubt habe.

»Ich habe noch ein Jahr Probezeit vor mir,« sagte er, »und werde Dich rechtzeitig unterrichten, wenn es mit der Heirath ernst wird.«

»Das ist wie ein guter Sohn gehandelt, aber sieh Dich vor, daß Du nicht ohne Mitgift heirathest. Wenn die Pachtverträge ablaufen und man kann ein paar tausend Pfund für Verbesserung der Güter anwenden, lassen sich die Renten um fünfundzwanzig Prozent erhöhen. Meinetwegen kannst Du ebenso gut des Krämers Tochter heirathen, wie die vornehmste Dame, nein, erstere ist mir lieber. Ich mag keine vornehme Dame hier haben, die das Geld verthut, der die alten Möbel nicht gut genug sind, die mit den alten Dienstboten schilt und ein Vermögen für neumodische Blumen mit lateinischen Namen verbraucht.«

Oswald hatte soviel Güte nicht erwartet und war sehr dankbar dafür. Vater und Sohn verbrachten den Abend in freundlichster

Weise zusammen, der alte Squire sprach von seinen Ländereien, den Renten, die er erzielte und künftig zu erzielen hoffte, den Pachtverträgen, die bald abgelaufen waren, und denen, die noch viele Jahre dauerten, aber nicht mit einem Worte erwähnte er, ob er Geld gespart und angelegt hätte.

»Ich frage mich manchmal, was aus Deinen Renten wird, Vater,« bemerkte Oswald. »Wir geben so wenig Geld aus und haben nie etwas.«

»Ach!« seufzte der Squire, »ich war in meinen jungen Jahren ein Thor und hatte meine Thorheit theuer zu bezahlen. Auch mußt Du nicht denken, ein Haus wie dieses lasse sich mir nichts erhalten, die Dienstboten müssen bezahlt werden, zwei Pferde im Stalle, und wir wollen Alle essen und trinken.«

»Ich sollte denken, mit vierhundert Pfund das Jahr wäre das Alles bezahlt.«

»Denkst Du?« rief der Squire ironisch. »Du weißt von Geld und Geldeswerth so viel wie ein kleines Kind. Warte, bis ich unter der Erde bin, und dann wirst Du sehen, wie weit man in einer Baracke wie dieses Haus mit vierhundert Pfund kommt.

»Die leeren Zimmer essen und trinken doch aber nicht, Vater.«

»Mit einem Narren, wie Du bist, kann ich nicht streiten,« entgegnete der Squire mürrisch.

Oswald war sehr froh, über die Enthüllung seiner Verlobung mit Naomi so leicht hinweggekommen zu sein. Die Bedingung wegen der Mitgift war freilich noch ein Stein des Anstoßes, er wußte jedoch, daß Joshua ihm seine Tochter nicht ohne Heirathsgut geben würde, und es war noch Zeit genug, alles Geschäftliche zu besprechen. Er fühlte sich nach dem Gespräche mit seinem Vater glücklicher und ruhiger in seinem Verhältniß zu Naomi und zufriedener mit sich selbst.

Der Squire war ein praktischer Mann und hatte er sich erst über eine Angelegenheit eine Ansicht gebildet, so säumte er auch nicht, seinen Gedanken zur That werden zu lassen. Drei Tage nach der Unterredung mit seinem Sohne machte er sich eines schönen Nachmittags auf und ging geradewegs nach Joshua Haggards

Hause. Sally, das Mädchen für Alles, fuhr zurück, als habe sie einen Geist gesehen, als sie die Thür öffnete und den gefürchteten Squire vor sich stehen sah. Sie hatte jedoch noch so viel Verstand, um Mr. Pentreath ins beste Zimmer zu führen, und noch so viel Kraft, nach dem Wohnzimmer zu wanken, wo Naomi bei ihrem Nähzeuge saß. Draußen fiel aus dem bleigrauen Himmel ein dichter Regen nieder, es war also keine Möglichkeit für einen arkadischen Spaziergang. Das junge Mädchen befand sich allein, denn auch Jim war im Laden, wo er jetzt in die Geheimnisse des Colonialwaaren-Geschäftes eingeweiht ward.

»Der Squire ist da,« hauchte Sally, »er will mit Ihrem Vater sprechen.«

Naomi erbleichte bei dieser Ankündigung. Oswald hatte ihr nichts von dem Gespräche mit seinem Vater gesagt, da ihm dessen Bedingung einer Mitgift peinlich war und sie sich wenn er einmal davon sprach, doch nicht gut verschweigen ließ, Naomi dachte daher, der Squire komme, um sein Veto gegen die Verbindung einzulegen. So war denn das eine glückliche Jahr, das sie genossen, Anfang und Ende ihrer Seligkeit, so sollte, ehe es noch ganz zu Ende, bereits der Schlag fallen, der Liebe und Glück vernichtete. Alle Welt sprach schlecht vom Squire, sie vermochte sich ihn nur als Feind und Tyrannen denken.

Sie öffnete die nach dem Laden führende Thür.

»Vater, Mr. Pentreath ist da und möchte Dich sprechen,« sagte sie mit schwacher Stimme.

»Sage ihm, ich komme zum Thee hinein.«

»Es ist nicht Oswald, es ist der alte Mr. Pentreath, Vater.«

»Was, der Squire! Dann muß ich sogleich kommen. Thue nichts weiter, bis ich zurückkomme, Jim, Du richtest nur Verwirrung an.«

Jim ließ sich das nicht zwei Mal sagen. Mit einem lauten Schlage machte er das dicke Handlungsbuch zu, sprang von seinem hohen Stuhle herab und ging pfeifend aus dem kleinen vergitterten Verschlage, der als Comptoir diente, bis an die Ladenthür.

»Ich will mir nur die Hände waschen, dann stehe ich dem Squire sofort zu Diensten, Naomi,« sagte Joshua, blieb aber, als er das

bleiche Gesicht des Mädchens erblickte, noch einen Augenblick bei ihr stehen, legte ihr mild die Hand auf die Schulter und sprach tröstend: »Fürchte nichts mein Kind« der Squire kann uns nichts zu Leide thun. Wir haben durchaus redlich und ehrenhaft gehandelt.«

»Mir ist« als wäre es mit meinem Traum zu Ende, Vater.«

»Das Leben ist mehr als ein Traum, Naomi, und das Glück eines guten Mädchens läßt sich nicht durch einen Athemzug eines bösen Mannes hinwegblasen.«

Er ging zuerst nach der Küche, um sich die Hände zu waschen und trat dann ruhig und in keiner Weise durch den seiner wartenden wichtigen Besuch außer Fassung gebracht, in das gute Zimmer, wo der Squire das weiße Blatt in der Familienbibel, auf welchem alle wichtigen Ereignisse der Familie verzeichnet standen, studierte. Mr. Pentreath, der Namen und Lebensgeschichte aller Bewohner vierzig Meilen in der Runde kannte, hatte aus dieser Chronik mit Vergnügen ersehen, daß Joshuas Frau und Naomi's Mutter eine Penrose gewesen war; da die Penroses die reichsten Landleute auf der andern Seite von Rockmouth waren, so enthielt dieser Namen für ihn die Verheißung einer Mitgift.

Er begrüßte den Prediger mit ungewohnter Freundlichkeit.

»Ich hoffe, ich habe Sie nicht in Ihrem Geschäft gestört, Mr. Haggards«, begann er höflich. »Ich habe mir schon lange vorgenommen, zu Ihnen zu kommen, bin aber selbst ein beschäftigter Mann und, wie Sie wohl wissen werden, mein eigener Hausmeister und Amtmann. Ich bezahle alle meine Rechnungen mit eigenen Händen und sehe nach allen Einzelheiten — es ist dies der einzige Weg, auf einer Besetzung von müßigem Umfange zurechtzukommen. Bitte, setzen wir uns, lieber Herr, ich möchte eine freundschaftliche Unterredung mit Ihnen haben,« fügte er hinzu, indem er sich in einen mit Zitz überzogenen tiefen Lehnstuhl sinken ließ.

Joshua zog einen der schweren Mahagonistühle von der Wand herbei und setzte sich seinem Gaste gegenüber.

Mr. Haggard, obgleich wir Beide bisher nie in freundschaftlicher Weise mit einander verkehrt haben, glaube ich doch annehmen zu

dürfen, daß Einer vom Andern so viel weiß, als hätten wir zehn Jahre unter demselben Dache gewohnt. An einem Ort wie Comhaven kann man keine Geheimnisse haben. Sie wissen, daß ich in meiner Jugend, was man wild nennt, gewesen bin, daß ich sehr viel Geld ausgegeben und mein Gut mit Hypotheken belastet habe, um mit einer Bande von Schurken, die ich damals für feine Gentleman hielt und die ich jetzt unsäglich verachte, zu trinken und zu spielen. Das Einzige, was mir aus jener Zeit geblieben ist, sind gewisse freisinnige Ansichten, welche mich über die Landlummels stellen, unter denen Sie und ich des Unglück haben, leben zu müssen.«

»Ich erachte es nicht für ein Unglück, hier zu leben,« Mr. Pentreath. Ich habe für die meisten meiner Mitbürger eine achtungsvolle Freundschaft und für einige sogar eine warme Zuneigung.«

»Sie sind von Beruf ein Christ,« spottete der Squire. »Ich halte das Vieh in Comhaven für ebenso gut wie das Rindvieh in einem anderen Dorfe, hat man aber unter Menschen gelebt, die selbstständig denken und Ideen austauschen — gleichviel, wie tief oder wie flach sie sein mögen — so findet man doch, daß diese Söhne des Landes eine recht elende Gesellschaft sind. Indeß« wie ich bereits gesagt habe, meine Freunde von Anna 95 brachten mich um mein Geld und gaben mir dafür meine freisinnigen Ansichten. Die Schule in der ich graduierte, lehrt, ein Ladenbesitzer sei ganz ebenso gut wie ein Grundeigenthümer.«

Die Schule, der ich angehöre, lehrt, daß alle Menschen vor ihrem Schöpfer gleich sind,« erwiderte Joshua ruhig, »wir sind aber deshalb doch willig und bereit, den Unterschied der Klassen auf Erden anzuerkennen und Höherstehenden die ihnen gebührende Ehre zu geben.«

»Und doch gaben Sie zu, daß mein Sohn sich um Ihre Tochter bewirbt.«

»Unter Beschränkungen, die ihn und mich in den Stand setzten, darüber klar zu werden, ob es ihm wirklich ernst sei.«

»Auf mein Wort« Mr. Haggard, Sie behandeln die Dinge sehr von

oben herunter. Ist es Ihnen denn nie in den Sinn gekommen, daß doch auch meine Gesinnungen in Betreff dieser Heirath in Betracht gezogen werden müßten?«

»Ich hielt Ihren Sohn für alt genug, um selbstständig seine Wahl treffen zu können.«

»Sie wußten vielleicht nicht, daß ich ihn enterben kann, wenn er sich gegen mich vergeht.«

»Ja, Mr. Pentreath, ich weiß, daß Ihre Besitzung kein Mannlehen ist und daß Sie unbeschränkte Verfügung darüber haben, da ich aber Ihren Sohn nach dem schätze, was er ist, und nicht nach dem, was er möglicherweise erbt, so hat diese Erwägung keinen Einfluß auf mich.«

»Wollen Sie damit sagen, daß Sie Ihre Tochter einem blutarmen Manne geben würden?«

»Ich will damit sagen, daß ich sie an einen ehrlichen Mann, der sie aufrichtig und treu liebt, verheirathen und im Vertrauen auf die Vorsehung für ihn eine Beschäftigung und einen Broderwerb finden würde.«

»Sie würden einen Prediger aus ihm machen?«

»Nur wenn er für ein solches Amt die Begabung und den Beruf hätte, sonst bände ich ihm lieber die weiße Schürze vor und lehrte ihn Thee und Zucker verkaufen.«

»Ein Pentreaths Dorfkrämer!« schrie der Squire, »das hieße die freisinnigen Ansichten denn doch auf die Spitze treiben. Gut, Mr. Haggard, ich bewundere Ihre Unabhängigkeit und beabsichtige nicht, gegen die Werbung meines Sohnes um Ihre Tochter einzuschreiten. Er soll sie heirathen, wenn er will und Sie wollen, und er soll Pentreath Grange und Alles, was dazu gehört, seiner Zeit bekommen. Es wird unter meinen Nachbarn nicht wenige geben, die mich einen Narren schelten, daß ich dem Einfalle eines jungen Mannes solche Nachgiebigkeit beweise, da ich aber mit meinen Nachbarn nie besonders gut gestanden habe, so fechten mich die harten Dinge, die sie hinter meinem Rücken sagen, wenig an. Oswald mag Ihre schöne Tochter heirathen und sie, sobald er will, nach der Grange heimbringen. Damit hätten wir dann die

Hauptsache ins Reine gebracht, Mr. Haggard; und könnten zu den Details übergehen. Sie ist Ihre einzige Tochter und ich weiß, daß Sie sehr warm sitzen, wie viel gedenken Sie ihr mitzugeben?«

»Das ist eine Frage, die ich mir noch nicht vorgelegt habe.«

»Vielleicht nicht, es ist aber eine Frage, von der Sie erwarten konnten, daß sie Ihnen früher oder später von Jemand anders vorgelegt werden würde. Mein Sohn hat von den Realitäten des Lebens so wenig einen Begriff wie ein Schulmädchen. Er würde nie eine solche Frage stellen; als Mann, der die Welt kennt, ist es deshalb meine Pflicht, für ihn zu denken und zu handeln. Sie müssen eine hübsche Summe Geld zurückgelegt haben, Mr. Haggard. Ihr Vater hatte das Geschäft vor Ihnen und verkaufte das Pfund Thee zu zwölf Schillingen, während Sie im Lande umherzogen und den Grubenarbeitern und ähnlichem Volk predigten. Er hinterließ Ihnen etwas Erkleckliches, das weiß ich, und Ihre Frau brachte Ihnen doch auch einen anständigen Haufen Geld zu, ist's nicht so?«

»Meine Frau kam nicht mit leeren Händen zu mir.«

»Natürlich nicht, ein verständiger Mann wie Sie, wird nicht ein hübsches Gesicht mit leerem Beutel heirathen. Ich will ganz offen gegen Sie sein; es liegt mir daran, meinen Sahn in die Lage zu bringen, die Güter verbessern zu können. Mit ein paar tausend Pfund ist viel auszurichten, man kann Scheunen bauen, Wiesen trocken legen und dergleichen mehr. Das Geld soll nicht verzettelt werden, lieber Freund, dafür lassen Sie mich sorgen. Jedes Opfer, das Sie bringen, wird Ihren Enkeln zu gute kommen.«

»Gut,« sagte Joshua nachdenklich »auf diese Bedingungen hin könnte ich wohl Naomi ein Heirathsgut von dreitausend Pfund geben.«

»Nicht halb genug für die nöthigen Verbesserungen. Könnte ich sechstausend sagen, so —«

»Unmöglich. Ich habe noch einen Sohn zu versorgen.«

»Ihr Sohn wird das Geschäft übernehmen.«

»Wozu er ausreichendes Kapital braucht. Wir sind in kleinerem Maßstabe Grossisten und versorgen eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Dorfkrämern mit ihren Waaren, das dürfen Sie nicht

vergessen, Mr. Pentreath.«

»Keineswegs. Was Sie für ein einträgliches Geschäft haben müssen. Sie können Ihrer Tochter sechstausend geben, ohne es zu fühlen.«

»Ich kann ihr das nicht geben, ohne ungerecht gegen meinen Sohn zu sein, und dazu lasse ich mich durch nichts verleiten.«

»Pah. Ihr Geschäft wird sich verdoppelt haben, ehe es Ihr Sohn erbt. Wollen Sie ihn zum Millionär machen?«

»Ich will nur redlich gegen ihn und seine Schwester handeln.

Das Höchste, was Naomi entweder bei ihrer Verheirathung oder nach meinem Tode erhalten könnte, sind vier bis fünftausend Pfund.

»Sagen Sie fünftausend und die Sache ist abgemacht!« rief der Squire eifrig.

»Und ich darf erwarten, daß Sie meiner Tochter Land in gleichem Werthe vorschreiben, wovon die Rente ihr, so lange sie lebt, für ihren besonderen Gebrauch ausgezahlt wird, und das nach ihrem Tode aus ihre Kinder übergeht, mit Rückfall an ihren Mann, wenn sie kinderlos sterben sollte?«

Der Squire bekam ein langes Gesicht und seine kleinen Augen flackerten zornig.

»Das heißt ja mein Land mit einer Hypothek belasten!« rief er.

»Nein, Mr. Pentreath, das heißt nur« für meine Tochter sorgen. Sie ist nicht im Stande, ein solches Einkommen für sich allein zu verbrauchen, die Zahlung des Geldes an sie ist mithin eine bloße Form, ich will aber sicher sein, daß ich meine fünftausend Pfund wirklich an sie gegeben habe und nicht ihrem Manne oder ihrem Schwiegervater. Sollte sie früh Wittve werden, so kann sie von dem Einkommen ihres Gutes leben, sollte es Ihnen noch beifallen, Ihren Sohn zu enterben, so schützt ihn das Leibgedinge seiner Frau vor dem Arbeitshause.«

»Sie sind ein gewiegter Geschäftsmann, Mr. Haggard,« sagte der Squire, zwischen Bewunderung und Aerger schwankend.

»Wäre ich es nicht, würde es schlimm um mein Geschäft stehen. Ich habe gehört, Mallowfield Farm sei fünftausend Pfund werth.



Verschreiben Sie meiner Tochter Mallowfield und Oswald soll an seinem Hochzeitstage fünftausend Pfund haben, was so viel heißt, wie Sie sollen sie haben, um Scheunen zu bauen und Wiesen trocken zu legen.«

»Mallowfield!« keuchte der Squire, »die beste Farm der ganzen Besetzung.

»Ich kann meine fünftausend Pfund und meine Tochter behalten,« Mr. Pentreath.«

»In der ganzen Gegend giebt es kein besseres Land als diese tiefliegenden Wiesen. Aber ich will mir die Sache überlegen, Freund Haggard, wenn Sie sechstausend sagen —«

»Ich sage nie mehr, als ich meine.«

»Gut ich kam mit der Absicht her, freigebig zu sein.«

Ihre Tochter soll Mallowfield haben. Wie schlaue von Ihnen, sich die beste Farm, die ich habe, auszusuchen. Nächste Woche wollen wir die Sache richtig machen und zum Erntefest tanzen wir auf unsrer Kinder Hochzeit.«

»Nein, Mr. Pentreath, ich habe Ihrem Sohn gesagt, er müsse zwei Jahre auf meine Tochter warten, davon ist erst eins verstrichen.«

»Unsinn! Sie sind ja ebenso schlimm wie der alte Herr in der Bibel, der seinem Schwiegersohn solchen niederträchtigen Streich spielte. Warum sollen sich die jungen Leute nicht auf der Stelle heirathen?«

»Weil ich kein Vertrauen zu übereilten Heirathen habe. Ich war mit meiner Frau drei Jahre versprochen ehe wir uns heiratheten.«

»Es liegt doch hier aber gar kein Bedenken vor.«

»Allerdings ist ein solches vorhanden, der Unterschied des Ranges. Ich muß ganz sicher sein, daß es Ihrem Sohne voller Ernst, daß jede Möglichkeit einer späteren Reue ausgeschlossen ist. Ein Jahr lang hat er sich sehr gut gehalten und ich glaube er liebt meine Tochter; lassen Sie ihn sich nach ein zweites Jahr beständig in seiner Neigung für sie zeigen und ich will ihm ihre Zukunft gern anvertrauen. Sie ist mir sehr theuer, so leichten Kaufes kann ich sie nicht hingeben.«

»Ich meine, es sind die fünftausend Pfund, die er nicht so leicht

hingeben kann.« dachte der Squire.

So gierig er aber auch gewesen, Haggards Geld in seine Klauen zu bekommen, fand er sich doch mit guter Manier auch nach in die letzte Bedingung. Vielleicht war es gar nicht so übel, Zeit zu gewinnen, um sich die Sache ruhig zu überlegen. Man konnte zusehen, ob sich nicht nach eine bessere Partie für Oswald finde, ob auf dem Heirathsmarkt nicht noch mehr Geld zu machen sei. Er stand in schlechtem Rufe bei der Nachbarschaft und hatte es nicht der Mühe werth erachtet, wie er dies wohl gekannt hätte, durch ein freundliches, artiges Benehmen die Vergangenheit in Vergessenheit zu bringen. Seine Unbeliebtheit hatte sich auch auf Oswald übertragen; der junge Mann war ohne Gespielen und Freund ausgewachsen und stand völlig außerhalb jenes gefeierten Kreises, innerhalb dessen sich reiche junge Erbinnen bewegen. Trotz alledem war es vielleicht noch nicht zu spät.

»Es gibt Orte genug, wo junge Männer Erbinnen fischen können,« überlegte der Squire. »Tunbridge Wells oder Bath oder Cheltenham oder Brighton — Orte, wo ein hübscher junger Mann mit einem guten alten Namen und einem schönen Vatererbe in Aussicht ein Vermögen erheirathen kann, wenn er sich nur die Mühe giebt, anzuhalten. Aber mein Sahn hat ja keinen Grips. Jeder Abenteurer ohne einen Sixpence schlägt ihn aus dem Felde.«

Nach dieser Ueberlegung verzog der Squire sein Gesicht zu einem satyrartigen Grinsen, das ein Lächeln bedeuten sollte, und bat mit seiner künftigen Schwiegertochter bekannt gemacht zu werden. Joshua öffnete die Thür und rief Naomi, die bleich und zitternd aus dem gegenüberliegenden Zimmer kam, als gelte es einen Menschenfresser kennen zu lernen.

Der runzlige alte Squire mit seinem großen Kopf und eingesunkenen Körper war dem Bilde, das sich der Volksglaube von dem Oger macht, nicht gar zu unähnlich. Das graue Haar stand wie Borsten um die niedrige Stirn, im Nacken trug er einen Zopf, der beständig in Bewegung war, und seine Spuren auf dem hohen Kragen von ehemals flaschengrünem Sammet zurückgelassen hatte, der vom langen Gebrauch ganz blank geworden war.

Auf dem Leibe trug der Squire ein großes Bund Schlüssel und Petschafte, womit er beim Sprechen zu klirren pflegte, und eine dicke Uhrkette. Seine große goldene Uhr war die richtiggehendste in ganz Combhaven.

Der Squire sah einem Oger sehr ähnlich, als er Naomis Kopf in die Nähe seiner verschrumpften Lippen zog und das junge Mädchen mit dem widerwärtigsten Kuß beehrte, der ihr ihr Lebelang zu Theil geworden war.

»Gott segne Dein schönes Gesicht, mein Kind,« sagte der alte Mann mit einer gewissen Rührung. »Von heute an mußt Du mich als Deinen Vater betrachten.«

»Ich kann nur einen Vater haben, Mr. Pentreath,« antwortete Naomi ernst, »aber ich werde Sie um Ihres Sohnes willen stets ehren und lieben.«

»Und ich hoffe, Du wirst recht bald nach der Grange kommen, liebe Tochter, um dort zu wohnen und meine faulen Dienstboten in Ordnung zu halten,« — und dabei wurde in keinem Hause in Combhaven so hart gearbeitet wie in der Grange — »und nach der Milchammer zu sehen. Ich bekomme nie ein Stückchen eßbare Butter. Dein obstinater Vater spricht davon, Oswald solle noch ein Jahr warten, ich sehe aber keinen Grund, weshalb Ihr nicht in einem Monat heirathen sollt.«

»Mein Vater weiß es immer am besten,« sagte Naomi.

»Was das für ein gehorsames Mäuschen ist. Wenn Dein Vater heirathen wollte, würde er es wohl eiliger haben, Kind. Ich bin ein alter Mann, der vielleicht den nächsten Sommer nicht mehr erlebt, und hätte doch gern noch auf meines Sohnes Hochzeit getanzt, das heißt, ich hätte ihn gern gut verheirathet gesehen,« verbesserte sich der Squire. »denn von Hochzeitstänzen und solchen Albernheiten habe ich nie etwas gehalten. Das Leben ist viel zu ernsthaft, als daß man dessen wichtigsten Ereignisse durch Fiedeln und Springen feiern sollte.«

Squire Pentreath hatte ein Geschäft zu seiner Zufriedenheit abgeschlossen und sich wie er glaubte, außerordentlich angenehm gemacht, er empfahl sich also. Joshua begleitete ihn bis an die

grüne Gartenthür und der Wirth vom Ersten und Letzten starrte ihn von der andern Seite der Straße an.

»Es ist Alles abgemacht,« sagte Joshua, indem er sich niederbeugte und seine Tochter küßte. »Mein süßes Mädchen wird eine Dame — Herrin von Pentreath Grange, und wird viele Gelegenheiten haben, Gutes zu thun. Ich hoffe, sie wird nie vergessen, daß vor Allem und über Allem sie eine Christin ist und daß irdische Güter in Gottes Augen nur anvertraute Pfunde sind, von denen wir Rechenschaft zu geben haben.«

»Ich wäre nicht werth, Deine Tochter zu heißen, wenn ich das vergäße, mein lieber Vater,« antwortete Naomi zärtlich.

Nie hatte sie ihren Vater so innig geliebt, wie in diesem Augenblicke, wo der Strom des Glückes sich mit überwältigender Kraft in ihre Seele ergoß.

»Dein Geliebter hat sich unter Beschränkungen, die Vielen zu hart erscheinen möchten, treu und beständig gegen Dich erwiesen; wenn er sich noch ein Jahr so gut hält, so kann ich Dich ihm ohne einen Schatten des Zweifel geben.«

»Er wird beständig sein, Vater,« antwortete das Mädchen fest. Die Antwort kam aus der Tiefe ihres eigenen treuen Herzens, das unfähig war, zu schwanken oder sich zu verändern.

---

## Drittes Kapitel.

### *Der Pfeil der Liebe.*

Es war noch Sommerszeit, die Hecken dufteten von Geisblatt, die Felder waren purpurroth von Mohnblumen, als Joshua Haggard nach Verlauf eines Jahres das kleine Dorf Penmoyle wieder betrat; wie das vorige Mal war er zu Fuß, kam aber diesmal ohne Begleitung. Er war bis zum äußersten Punkte der Halbinsel gewesen, um Nicholas Wild zu besuchen und sich vom Wachsthum der Gemeinde und der Befestigung des Ansehens seines Schülers zu überzeugen, und hatte nun, auf dem Heimweg begriffen, — die nach Truro führende grade Straße verlassen, weil er in Penmoyle einen Aufenthalt nehmen wollte.

Diesmal hatte er Alles besser eingerichtet als im vorigen Jahre, so daß es ihm möglich war, den Sonntag über in Penmoyle zu bleiben und in der kleinen Kapelle zu predigen. Wie bei seinem vorigen Besuche war es wieder Sonnabend Nachmittag und beinahe um dieselbe Stunde, als er das Dorf betrat. Wie friedlich, wie unverändert sah Alles aus, der ganze Ort athmete die tiefe Stille und Gleichförmigkeit eines von hohen schweigenden Bergriesen eingeschlossenen und geschützten spiegelglatten See's. Man konnte es sich kaum vorstellen, daß Penmoyle auch vom Tode heimgesucht ward, daß Rheumatismus und Fieber die Einwohner des Dorfes plagen konnte, daß dort auch ungerathene Söhne nachlässigen Vätern zur Strafe erwachsen, daß alle Leiden und alle Uebel, welchen die Gesellschaft im Großem unterworfen ist, sich in dieser engen Welt im Kleinen wiederholten. Wie er so da lag, lächelnd unter einem wolkenlosen Himmel, sah der kleine Ort aus wie ein Stück dieses Himmels selbst, das auf die Erde herniedergefallen war. Ringsum lagen die wilden Berge mit den dunklen Kohlschachten, aber diese grüne Oase war wie ein Stück von dem der Menschheit verloren gegangenen Paradiese.

»Wie schön das Dorf ist!« sagte er unwillkürlich vor sich hin. »Es ist mir noch nie so schön vorgekommen.«

Da stand wieder die Gruppe alter Kastanienbäume, da war der Rasenplatz und das alte Wirthshaus, und dort, an der Ecke des Rasenplatzes stand das nette Häuschen der Miß Webling's mit dem goldglänzenden Klopfer, den ebenso blanken messingnen Vogelbauer und den blühenden Topfgewächsen. Die weißen Gardinen waren hinter den geschlossenen Fenstern in schöne Falten geordnet; geschlossen waren und blieben diese Fenster, denn die beiden Damen entbehrten lieber der frischen Luft, als daß sie durch Oeffnen der Fenster dem Staube und den Fliegen den Eingang gestattet hätten.

Da war aber etwas, wodurch Joshuas Auge schnell von den Vorhängen, dem Vogelbauer und den Blumentöpfen abgezogen ward, nämlich eine zierliche Gestalt, die am Gitter des Vorgartens lehnte, ein liebliches Gesicht, das die leere Dorfstraße hinunterschaute.

Es war Cynthia, welche sich einige Minuten müßiger Betrachtung der äußeren Welt erlaubte, nachdem sie ihre Tagesarbeit vollbracht und diejenige Nachmittagstoilette gemacht hatte, welche Penmoyle mit dem Ausdrücke »sich rein anziehen« bezeichnete. Es war auf der Straße nicht viel zu sehen, trotz alledem schaute Cynthia mit gespannter Erwartung aus, und siehe da, sie hatte es nicht vergebens gethan. Um die Ecke bog Joshua Haggards hohe Gestalt im schwarzem Rocke mit Kniehosen, gutschitzenden grauen Strümpfen und Schnallenschuhen, und kam langsamen Schrittes näher.

Cynthia fuhr bei seinem Anblick empor, riß die Gartenthür auf und eilte ihm hochroth und mit strahlenden Augen entgegen.

»Ich wußte, daß Sie kommen würden!« rief sie.

»War sie während des verflossenen Jahres schöner geworden oder war sie so schön gewesen?« Joshua legte sich die Frage vor, ohne sie beantworten zu können. Ihm schien es, als habe er nie in seinem Leben etwas so schönes gesehen, als dieses unschuldige Gesicht, das mit liebevoller Verehrung zu ihm aufschaute, als diese

offenen Kinderaugen, diesen lächelnden Rosenmund, als diesen Teint, welcher an die »Mädchenerröthen« benannte Rose mit dem elfenbeinernrosig angehauchten Blättern erinnerte.

»Ich wußte, Sie würden kommen,« wiederholte Cynthia. »Miß Priscilla sagte, Sie würden zuvor schreiben und Ihre Ankunft anmelden, ich aber dachte, Sie würden kommen, ohne daß Jemand Sie erwartete, und eines Sonnabends Nachmittags ruhig die Straße entlang schreiten. Ich wußte, es werde ein Sonnabend Nachmittag sein, und habe jeden Sonnabend Nachmittag seitdem die Rosen zu blühen angefangen haben »auf Sie gewartet. Sie sagten, Sie würden im Sommer kommen. Gehen Sie schon heute wieder nach Truro, um mit der Nachtkutsche zu fahren?«

»Nein, Cynthia, ich will bis Montag hier bleiben, wenn meine Freunde mich haben wollen.«

»Wie freue ich mich!« rief sie die Hände zusammenschlagend, »und Sie werden uns wieder im guten Zimmer ein Kapitel lesen?«

»Ja, Cynthia. Ich hoffe, Du bist gut gewesen.«

»Ich habe die Bibel lesen gelernt.«

»Das sind gute Neuigkeiten. Bist Du auch arbeitsam und gehorsam gewesen?«

»Ich weiß es nicht, aber ich denke, die Damen sind zufrieden mit mir. Miß Priscilla hat mir ihr geblühtes Kleid geschenkt und Miß Deborah eine Schnalle, auch haben sie mich Abends, wenn keine Gesellschaft da war, oft bei sich im Zimmer sitzen lassen.«

»Dann mußt Du wohl gut gewesen sein. Würdige Damen, wie Miß Weblings sind, behandeln die Leute, wie sie es verdienen.«

»Sie waren sehr gut und ich bin sehr glücklich.«

»Und Du hast Dich nie zu den Gauklern zurückgewünscht?«

»Niemals, niemals! Ich hatte das Pony lieb, sonst aber keinen von ihnen. Wüßte ich nur gewiß, daß Niemand das Pony schlecht behandelte, ich dächte mit keinem Gedanken an mein früheres Leben zurück, so muß ich aber öfter an das arme Thier denken.«

»Du hast von jenen Leuten nichts wieder gehört oder gesehen?«

»Ich habe sie nicht gesehen. Vergangenen September sahen sie einige Schulkinder auf der Straße nach Truro — an dem Pony weiß ich, daß sie es waren — hierher sind sie aber nicht gekommen. Ich habe oft von ihnen geträumt und bin weinend aufgewacht, denn ich dachte, ich wäre wieder bei ihnen.«

»Du wirst nie wieder bei ihnen sein, Cynthia. Wenn sie selbst hier vorüberkämen, würden sie Dich nicht wiedererkennen, so groß bist Du geworden und so ganz anders siehst Du aus.«

Die Bemerkung war treffend, denn Cynthia erschien sauber gekleidet. Sie trug eins der hübschen lavendelfarbenen Kleider, die er für sie ausgesucht, ein weißes Tuch um die Schultern gesteckt, ein weißes Mützchen auf dem weichen Haar. Die runden Arme waren entblößt, die Hände waren von der Arbeit ein wenig geröthet, doch weder rauh noch plump geworden.

»Ich werde jetzt hören, was Deine Herrinnen über Dich zu sagen haben,« versetzte Joshua, indem er auf die Thür des Puppenhauses zuschritt, »und geben sie Dir ein gutes Zeugniß, so wird mich das unaussprechlich freuen.«

Er fürchtete die Berichterstattung wenig. Ein Gesicht, das eine so unschuldige Heiterkeit ausstrahlte, wie Cynthias, war der beste Beweis für ein gutes Verhalten. Das Mädchen führte ihn ins gute Zimmer und ging alsdann die Treppe hinauf, um die Damen zu wecken, welche auf ihrem behaglichen Zeltbette eine Siesta hielten.

Die Schwestern lagen nebeneinander auf der Decke, ein Zeitungsblatt unter den Füßen, um den blendendweißen Bezug nicht zu beschmutzen, das Haar in Papillotten, damit die Korkzieherlöckchen nichts von ihrer Steifheit einbüßten. Bei der Meldung, Mr. Haggard sei gekommen, fuhren beide Schwestern auf und eilten gleichzeitig zu dem kleinen Spiegel, um die Papierwickel aus dem Haar zu nehmen, und mit Cynthias Hilfe die großen Kragen und die Stirnbänder umzubinden. Dann wuschen sie mit schwesterlicher Familiarität ihre Hände in demselben Waschbecken, vergaßen aber nicht, leicht in das Wasser zu speien, um jedem Unfrieden durch diese Sympathie vorzubeugen, und



gingen hinunter, den Gast zu empfangen.

Die Begrüßung des vergangenen Sommers wiederholte sich wörtlich. Der Kümmelkuchen und der Schlüsselblumenwein ward aus dem Wandschrank hervorgeholt und Mr. Haggard feierlich gefragt, ob er zu Mittag gegessen habe. Diesmal konnte er wahrheitsgetreu versichern, daß er eine tüchtige Mahlzeit, aus Schweinefleisch und Gemüse bestehend, in einem Wirthshaus an der Landstraße verzehrt habe und durchaus nicht hungrig sei.

»Ich möchte den Sonntag über in Penmoyle bleiben,« fuhr Joshua fort, »es war mir im vorigen Jahre nicht möglich, alle meine Freunde zu sehen, da will ich denn morgen einen Festtag machen.«

»Das ist sehr schön!« rief Deborah. »Selbstverständlich wohnen Sie bei uns. Unser Fremdenzimmer ist immer in Ordnung, obgleich wir, wenn nicht der alte Onkel Weston aus Penzance kommt, fast niemals einen Gast haben.«

So klein das Häuschen war, hatte es doch ein Fremdenzimmer, das über dem guten Zimmer lag und mit einer Unmasse feiner weiblicher Handarbeiten, welche Miß Weblings beste Schülerinnen angefertigt und den Lehrerinnen zum Andenken geschenkt hatten, überladen war.

»Ich bleibe sehr gern hier, wenn ich Ihnen nicht zu viel Unruhe mache,« erwiderte Joshua.

»Unruhe!« rief Priscilla abwehrend. »Lieber Mr. Haggard, Sie wissen doch, daß wir Ihre Freundschaft zu unsern kostbarsten Besitzthümern zählen.«

»Und wenn Sie glauben,« es fehle uns an Leinen,« fügte die mehr praktische Deborah hinzu, »wir haben das ganze Leinenzeug das unsere gute Mutter für uns angeschafft hat — sie hat jeden Faden Garn dazu selbst gesponnen — noch unbenutzt liegen.«

»Jetzt sagen Sie mir, wie Sie mit Cynthia zurecht gekommen sind,« sagte Joshua und versuchte sich dabei einzureden, daß die Frage ihn ja nicht so nahe angehe, bemühte sich, sie mit demselben Gleichmuth zu stellen, wie er das Ergehen jedes andern Mitgliedes seiner kleinen Gemeinde besprochen hätte.

»Ist sie gelehrig und fleißig gewesen? Glauben Sie, daß Sie sie zu

einem guten Dienstboten erziehen?«

»Mr. Haggard!« begann Deborah so feierlich, daß Joshua fürchtete, es komme etwas Böses und seinen Athem stocken fühlte, »Mr. Haggard, das Mädchen ist ein Schatz!«

»Gott sei Dank dafür!« rief Joshua mit unendlicher Erleichterung.

»Nicht viele Leute würden eine solche Perle auflesen, es ist aber ganz natürlich, daß sich zu einem solchen guten Mann, wie Sie sind, unversehens Engel gesellen.«

»Sprechen wir nicht von mir,« unterbrach sie Joshua schnell, »erzählen Sie mir von Cynthia.«

»Ich glaube, es giebt im ganzen Westen von England kein besseres Mädchen als sie und keines, das schneller und geschickter mit den Händen wäre. Natürlich haben wir Mühe mit ihr gehabt, das will ich nicht leugnen, und ebenso wenig, daß wir uns Ihretwegen ganz besondere Mühe mit ihr gaben. Sie hat aber Alles so schnell gelernt, namentlich was mit den Händen gemacht wird. Ich will nicht behaupten, daß sie einen ausgezeichneten Kopf hat, wie z. B. Schwester Priscilla — Priscilla senkte den Kopf und bemühte sich bescheiden auszusehen, »sie kann nicht lange Kapitel mit den Geschlechtsregistern der zwölf Stämme Israels oder mit den Kriegen der Philister auswendig lernen.«

Priscilla schüttelte den Kopf, um anzudeuten, daß solche Begabung auch nur wenigen Bevorzugten zu Theil geworden. — »Was aber Anständigkeit und Willigkeit und Sauberkeit und Herzensgüte anbetrifft, so hat sie nicht, ihres Gleichen. Vorigen Winter hat sie mich drei Wochen aufs beste gepflegt, als ich einen sehr bösen Bräuneanfall hatte und wenn Sie gesehen hätten, wie sie Weihnachten dies Zimmer mit Mistel und Grünem ausgeschmückt hat, Sie würden sich gewundert haben.«

»Ich bin darüber glücklicher, als ich aussprechen kann,« erwiderte Joshua und die ungewohnte Röthe auf seiner dunklen Wange drückte noch mehr aus als Worte.

»Man kann es sich denken, daß Sie sehr ängstlich waren, denn es war kein kleines Wagniß. Ich kann Ihnen versichern, daß ich in der ersten Zeit, wo sie bei uns war, manchmal mitten in der Nacht

aufwachte und für die silberne Theekanne zitterte. Sie hätte, wenn sie schlecht gewesen wäre, uns Beiden die Kehlen abschneiden und mit dem Silber davon gehen können.«

Beide Schwestern schauderten bei dieser entsetzlichen Möglichkeit.

»Und sie sagt mir, sie habe auch lesen gelernt,« fuhr Joshua in seinen Erkundigungen fort.

»Wunderschön!« rief Priscilla aus. »Wir hatten noch nie eine Schülerin, jung oder alt, die so schnell gelernt hätte. Sie sagte, sie wolle lernen, um ihren gütigen Freund, der sie aus der Sklaverei erlöst hat, zu erfreuen, damit meinte sie Sie, Mr. Haggard. Als sie anfang, hat das arme Kind viele Abende über ihrem Buche gesessen, sie kannte ja keinen Buchstaben, und wollte nicht aufhören, wenn ich ihr sagte, es sei nun genug.«

»Ich bin stolz darauf, mich nicht geirrt zu haben, als ich auf ihrem Gesichte Unschuld und Beharrlichkeit las,« sagte Joshua.

»Und sie hat etwas so Feines,« fügte Priscilla hinzu. »Niemand mißbraucht sie unsere Güte oder vergißt ihre Stellung. Manchem Mädchen würde es zu Kopfe gestiegen sein, daß wir sie des Abends bei uns sitzen lassen, sie hat sich aber immer bescheiden auf ihrer Stellung gehalten und die unsrige respektiert.«

»Es thut meinem Herzen gut, diesen Bericht über sie zu hören,« sagte Joshua. »Jetzt möchte ich aber ins Dorf gehen und alte Freunde besuchen. Mr. Martin wohnt doch wohl noch neben der Kapelle?«

»Ja wohl, der gute alte Herr. Er wird schwach und ist nicht mehr der Prediger, der er gewesen ist, die Leute kommen aber doch noch von sechs Meilen her, um ihn zu hören, und die Kapelle ist immer so voll, daß an warmen Sonntagen die Schwester und ich schon Pfeffermünzplätzchen nehmen mußten, um nicht ohnmächtig zu werden. Wie wird es morgen alle Herzen bewegen, wenn Sie predigen, Mr. Haggard!«

»Vergessen Sie nicht, daß wir um fünf Uhr Thee trinken,« sagte Deborah.

»Nein, ich werde pünktlich um fünf Uhr wieder da sein.«

Er hatte gar nicht viel Lust, Miß Weblings gutes Zimmer zu verlassen, wenn er gleich nach Penmoyle gekommen war, um alte Freunde zu besuchen. Gewiß, er gab nicht zwei Tage seines vielbeschäftigten Lebens daran, um sich persönlich nach Betragen und Fortschritten der von ihm am Wege aufgelesenen kleinen Landstreicherin zu erkundigen, dieselben Dienste würde ja auch ein Brief gethan haben. Nein er war nach Penmoyle gekommen, seine Brüder in Christo zu sehen, denen er seit Jahren gepredigt hatte, daß man nur gerecht werden könne durch den Glauben, er war gekommen, mit denen sich wieder zu unterreden, in deren Herzen er zuerst den religiösen Eifer angefacht hatte.

Mit einer gewissen Kraftanstrengung riß er sich aus Miß Weblings Zimmer los; eine eigenthümliche Gleichgültigkeit gegen seine alten Freunde hatte sich seit der Ankunft in Penmoyle seiner bemächtigt. Ihm wäre es am liebsten gewesen, er hätte in dem niedlichen Stübchen sitzen bleiben und zuhören können, wie Cynthia vorlas oder ihre Herrinnen sie lobten. Das Pflichtgefühl gewann aber die Oberhand und so nahm er seinen Hut und ging.

Mr. Martin war ein alter Mann mit weißem Haar, der an John Wesley erinnerte, und auch aus dieser Quelle seinen Enthusiasmus und seine Glaubensfreudigkeit geschöpft hatte. Er war ein guter Mann und von seinen Beichtkindern sehr geliebt. Obgleich er mit einer schwachen, quäkenden Stimme sprach, den Text zu seinen Predigten meist den dunkelsten Stellen der kleinen Propheten entnahm, und sie zu einer oft unnatürlichen Breite ausspann, hörte man ihm doch mit demüthiger Aufmerksamkeit zu und hielt Alles, was er sagte, für Orakelsprüche. Er war groß bei Theegesellschaften und Liebesmahlen, wiederholte stets dieselben Scherze und erzählte Jahr um Jahr dieselben Anekdoten von Wesley. Er glaubte literarische Begabung zu besitzen und hatte einen Bericht über die Todesstunden und die letzten Gespräche eines interessanten Mitgliedes seiner Gemeinde geschrieben, eines jungen Mädchens, dessen Frömmigkeit das Entzücken eines bewundernden Kreises gewesen war und die die Auszehrung vorzeitig hinweggerafft hatte. Besagte kleine Schrift von fünfzig Seiten genoß in Penmoyle einer

größeren Beliebtheit als die gesamte Literatur, welche die Ungläubigen aus den Händen der Erzähler Byron, Moore, Godwin, Monk Lewis und Shelley empfangen — Namen, welche den erschrockenen Ohren der Leute von Penmoyle wie ein böser Wind aus dem Fegefeuer klangen. Hätte ein Ungefähr einen Angehörigen des Dorfes in einen der literarischen Kreise der Hauptstadt verschlagen, er würde sehr erstaunt und entrüstet gewesen sein bei der Wahrnehmung, daß man daselbst Mr. Martins Lebensbeschreibung von Elisabeth Lucas nicht als klassisch betrachte und sie nicht so allgemein kenne wie Rasselas oder den »Vicar of Wakefield.«

Auf die Gemüther der weiblichen Bevölkerung von Penmoyle hatte das Buch einen ganz ebenso starken Einfluß geübt wie Rousseau's Bekenntnisses oder Werthers Leiden auf die ganze gebildete Welt. Jedes Mädchen aus Mr. Martins Heerde betrachtete es als das höchste Glück, früh zu sterben gleich Elisabeth Lucas und so weise auf dem Todtenbett zu reden, vorausgesetzt, daß man einst des noch höheren Glückes theilhaftig werden konnte, einen reichen Landmann zu heirathen und in seinem eigenen Wagen zu fahren.

Mr. Martin trug seine literarischen Lorbeeren mit Bescheidenheit, war jedoch in seinem innersten Herzen stolzer darauf, das kleine Buch geschrieben zu haben als auf sein langes tadelloses Leben und auf den guten Einfluß, den er auf seine Mitmenschen geübt hatte. Er unterhielt sich in seinen Mußestunden durch sanftes Liebäugeln mit den Musen und machte fromme Verse von möglichst primitivem Bau. Er ging damit um, diese dichterischen Erzeugnisse auf Subscription herauszugeben, sobald er, was ihm bisher noch nicht gelingen gewollt, dahin gekommen war, die Strophen zu einer übereinstimmenden Länge zu bringen und er sich über die Zulässigkeit gewisser Reime schlüssig gemacht, welche ihm die Nothwendigkeit aufgezwungen hatte, ohne daß sein Ohr sich damit zu befreunden vermochte.

Der einfache und einfältige — im besten Sinne des Wortes — Seelsorger wohnte in einem kleinen Landhause, das nett eingerichtet und durch viele kleine Geschenke der Methodisten des

Distrikts verschönt war. Eine ältliche Wittwe, deren Anhang und Familie sich in die Dunkelheit der Vorzeit von Penmoyle verlor, besorgte des guten Mannes kleinen Haushalt mit der größten Aufmerksamkeit und hielt die Wohnung goldrein. Sauber mit einem schwarzen Kleide, der Wittwenhaube und einer weißen Schürze angethan, öffnete diese getreue Haushälterin auf Joshuas Klopfen die Thür. Schon seit vierzig Jahren trug sie die Wittwenhaube und würde wahrscheinlich an ihrer eigenen Identität gezweifelt haben, hätte sie ihren Kopf ohne dieselbe im Spiegel erblickt.

»Herr meines Lebens!« rief sie mit einem tiefen Knixe aus, »das ist ja Mr. Haggard!«

Da das Wohnzimmer dicht an der Hausthür lag, so hörte der emsig schreibend am Tische sitzende Mr. Martin den Ausruf und sprang schnell auf, um seinen Gast mit förmlicher Herzlichkeit und altmodischer Würde zu begrüßen, wie Jemand, der es sein ganzes Leben lang gewohnt gewesen ist, respektiert zu werden und Jeden durch seine Freundlichkeit zu ehren.

»Was bringt denn meinen guten Freund zu uns?« fragte er. »Es freut mich, ihn einmal wieder an meinem Herde zu sehen. Holen Sie Hammelrippchen oder Beefsteak und bereiten Sie ein gutes Mahl für Mr. Haggard, Martha. Ich habe ein Fäßchen Cider von demselben Obstgarten, von dem Sie ihn vor zwanzig Jahren getrunken.«

»Bemühen Sie Mrs Hope nicht, ich habe zu Mittag gegessen, lieber Mr. Martin, es soll mir aber angenehm sein, ehe ich Sie verlasse, Ihre Gesundheit in einem Glase Ihres vortrefflichen Ciders getrunken zu haben. Ich bin Gott dankbar, daß ich Sie frisch und wohlauf findet.«

»Ach,« erwiderte der alte Mann mit Salbung, »die Vorsehung ist sehr gut gegen mich gewesen. Wäre nicht im Winter eine kleine Steifheit in den Beinen und eine leichte Unsicherheit beim Hören, die ich aber durchaus nicht Taubheit nennen kann, so wüßte ich kaum, daß ich alt werde. Ich kann mich noch der mannigfachen Schönheiten von Gottes Erde und meiner Bücher erfreuen«; er blickte bei diesen Worten mit Stolz auf die in einem altmodischen Glasschrank sorgfältig geordneten Bücherreihen; »ich kann meine

Mußestunden noch mit poetischen Betrachtungen ausfüllen, die vielleicht nicht ganz nach den Vorschriften der Gelehrten, wie ich aber zu hoffen wage, annehmbar vor Gott sind. Ja, mein lieber Freund, es ist eine seltene und furchtbare Gnade für das Alter, verschont zu bleiben wenn der Schnitter die Jugend mäht.«

In des Predigers Augen glänzte eine Thräne des Schmerzes um seine geliebte Schülerin Elisabeth Lucas und Joshua beeilte sich, ein anderes Thema aufs Tapet zu bringen. Er hatte die Geschichte von Elisabeths Krankheit und frommen Gesprächen von den Lippen des guten alten Mannes so oft gehört, daß er eine Wiederholung fürchtete. Die frommen Gemeinplätze waren Milch für Säuglinge, nicht Nahrung für starke Männer, und so fest Joshua von allen christlichen Tugenden der Verstorbenen überzeugt war, hatte er doch seine Zweifel über ihren Antheil an den heiligen Gesprächen; gerade wie Diejenigen, welche Phaedon lesen, nicht ganz klar sind, was Plato und was Sokrates angehört.

Nachdem Mr. Haggard durch eine geschickte Wendung der Sandbank entgangen war, auf welche das Gespräch mit seinem älteren Freunde zu gerathen drohte, unterhielt er sich mit diesem über ihre beiderseitigen Gemeinden und die Ausbreitung ihrer Sekte. Mr. Martin erzählte von seiner überfüllten Kapelle, seiner Abendschule für Feldarbeiter, seiner Nachmittagsklasse für Dienstmädchen, an welcher junge Mädchen aus höheren Ständen theilzunehmen eingeladen waren, wenn sie ihren Stolz so weit bekämpfen konnten, um neben der dienenden Klasse zu sitzen.

»Das da drüben ist ein herrliches kleines Geschöpf,« sagte Mr. Martin mit dem Kopfe nach der Richtung nickend, in welcher Miß Webling's Haus lag. »Ich habe noch nie einen helleren Kopf gesehen. Ich will nicht sagen, daß sie so tief sei und von so erhabenen Anschauungen wie meine selige Elisabeth —«

»Es freut mich im hohen Grade, daß Sie so lebend von ihr sprechen!« unterbrach ihn Joshua. »Sie haben ohne Zweifel gehört —«

»Wie Sie sie von den Kindern Belials errettet haben. Ja, mein guter Freund, sie hat mir mit Thränen von Ihrer Güte erzählt. Sie hat

ein dankbares und zärtliches Herz, sie hat auch eine liebliche Stimme und singt die Hymnen süß. Erst vorigen Sabbath war ich tief gerührt, als ich sie das »Land Kanaan« singen hörte. Es waren Töne darin, die mich an jenes himmlische Mädchen erinnerten, dessen letzte Stunden —«

»Und mein armer kleiner Findling hat auch Fortschritte in der Religion gemacht?«

»Ohne Zweifel. Ich glaube nicht, daß Sie Ihnen eine Antwort schuldig bleibt, wenn Sie sie über die Israeliten in der Wüste oder über Salomon's Tempelbau examinieren. Jetzt, mein guter Freund« sagen Sie mir aber, wie lange Sie hier zu bleiben gedenken und ob Sie uns morgen eine Ihrer mächtigen Predigten halten wollen. Wir sammeln jetzt Beiträge zu einer neuen Kapelle; eine Predigt von Ihnen würde eine gute Kollekte ergeben.«

Joshua erklärte sich bereit, einer so guten Sache seine Unterstützung zu leihen und empfahl sich nach einer halben Stunde freundlichen Gespräches mit dem alten Manne, um andere Bekannte aufzusuchen.

Um fünf Uhr war er wieder an der kleinen grünen Thür und Cynthia stand ebenso wie bei seiner Ankunft und erwartete ihn.

»Der Thee ist fertig und die Damen sagten, ich sollte sehen, ob Sie kommen,« rief sie mit freudestrahlendem Gesichte und eilte,« ohne seine Antwort abzuwarten nach der Küche zurück, wo verschiedene Kuchen, die in Penmoyle als Delikatessen galten, zu Ehren des Gastes gebacken wurden. Mr. Haggard blickte ihr nach, bis sie hinter der Küchenthür verschwunden war, und stellte Vergleiche an zwischen dieser leichten, elfengleichen Gestalt und der vierschrötigem robusten Sally, die in seinem Hause waltete. »Sie sind beide aus demselben Staube gemacht und vor dem Angesicht ihres Schöpfers eine so werthvoll wie die andere.« erinnerte er sich dabei.

Die Schwestern Weblings hatten Toilette gemacht, d. h. sie trugen nicht etwa ihre Sonntagskleider, die sollte Mr. Haggard erst am nächsten Tage zu sehen bekommen, aber sie hatten ein Uebriges in Ohrringen, Brochen und Schnallen gethan, und empfingen den Gast



im guten Zimmer. Die wohlbekannte silberne Theekanne mit dem kleinen silbernen Theesieb in Form eines Körbchens und die guten Porzellantassen waren in Gebrauch genommen. Frisches selbstgebackenes Brod, Schinken mit Petersilie garniert, drei frische Eier in gläsernen Eierbechern und ein Teller mit Stachelbeeren bildeten ein kleines einladendes Mahl.

»Ich hoffe, Sie haben (uns) guten Appetit mitgebracht, lieber Mr. Haggard,« sagte Priscilla.

»Ich bin wirklich nicht an solchen Luxus gewöhnt, Miß Priscilla. Unser Thee zu Hause ist sehr einfach. Ich bin zu einer sehr mäßigen Lebensweise erzogen und habe es mit meinen Kindern ebenso gehalten. Ich werde aber Ihrem leckeren Mahle alle Ehre anthun.«

Cynthia brachte die heißen Kuchen herein und entfernte sich, sobald sie dieselben auf den Tisch gesetzt hatte, mit ihrem tiefsten Knixe.

Trotz des starken Thees, der frischen Eier und des saftigen Schinkens, den ihm die gastfreien Schwestern aufnöthigten, trotz der überschwenglichen Verehrung für ihn, welche sie in jedem Worte, das sie an ihn richteten, kundgaben, ward Joshua die Stunde, die er am Theetisch zuzubringen hatte, unsäglich lang. Unwillkürlich wanderten seine Gedanken zu der kleinen rothgepflasterten Küche, in der er umflossen vom Golde der Abendsonne die liebliche Mädchengestalt am Fenster stehen gesehen hatte. Er versank in Betrachtungen darüber, welche Gnade es doch sei, daß er diese wilde Blume am Wege gefunden habe und in einen Boden versetzen konnte, wo sie blühe und gedeihe, und vergaß darüber Miß Deborah zuzuhören, welche eine höchst interessante Geschichte erzählte von einer ihrer Schülerinnen, die nach Amerika gegangen und dort auf dem besten Wege war, ein großes Vermögen zu erwerben, und die in einem Briefe an ihre Mutter — in einem auf der andern Seite des Oceans geschriebenen Briefe — freimüthig eingestanden hatte, sie wäre im Leben niemals auf einen grünen Zweig gekommen, hätte sie nicht bei Miß Webling das Rechnen gelernt. Es geht indeß im Leben Alles vorüber, also auch die Theestunde und Miß Weblings hatten die Zerstretheit ihres Gastes gar nicht einmal bemerkt, sie

waren zu sehr erfüllt von ihren überseeischen Erfolgen gewesen.

Nach dem Thee kam die gewöhnliche Bitte um Vorlesung und Auslegung eines Kapitels aus der Bibel.

Cynthia räumte das Geschirr ab und setzte sich alsdann auf den der Thür zunächst stehenden Stuhl, während die Schwestern ihre Plätze einnehmen, sich gerade rückten, ihre mit halben Handschuhen bedeckten Hände falteten und ihre Gesichter genau in dieselben Falten legten.

Joshua wählte das Gleichniß von dem Reisenden, der gen Jerusalem ging und unter die Räuber fiel. Die Wahl war vielleicht durch eine schwache Aehnlichkeit zwischen der Rettung des Beraubten und Gemißhandelten durch den barmherzigen Samariter und seinem Auffinden des ihm gegenüberstehenden Mädchens beeinflußt worden. Seine einfache, aber beredte Auslegung rührte Cynthia auf das Tiefste. Sie kannte jetzt jedes Wort des Evangeliums, denn sie hatte das Neue Testament mit brennendem Interesse gelesen. Die ihrem jungen Gemüthe ganz neuen Erzählungen waren für sie eine wirkliche Offenbarung gewesen, und sie hatte die neue Lehre mit unbegrenztem Glauben und Entzücken angenommen. Ihrer lebhaften Einbildungskraft erschien Alles wirklich. Sie malte sich Scene für Scene aus, sah das Gesicht des Erlösers glorienstrahlend vor sich, sah die Kinder sich um ihn sammeln, sah die Blinden und Lahmen, die Kranken und die Besessenen herbeiströmen und geheilt und getröstet werden von ihm, der gesagt hat: »Kommet her zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken!« Sie sah alle diese Dinge in ihren heiligen wachen Träumen ebenso wirklich vor sich, wie irgend eine hysterische Nonne in ihren Verzückungen.

Ohne Joshua hätte sie diese heiligen Erzählungen nie kennen gelernt, nie zu den gesegneten, auserwählten Seelen gehört, die nach Beendigung der Pilgerfahrt auf Erden des Herrn Seligkeit im Himmel theilen. Ohne ihn hätte sie ein elendes Leben unter den Verlorenen geführt, wäre sie nach ihrem Tode in die Verdammniß gesunken, wäre sie für immer verbannt gewesen von dem gebenedeiten Lichte, das den Glücklichen strahlt, die zur Erlösung

ausgewählt sind. Der Gedanke, daß sie auch ohne Joshua's Vermittlung in die Gemeinschaft der Christenheit hätte gelangen, daß eine andere freundliche Hand ihr hätte die Gnadenthür öffnen können, kam ihr nicht von ferne. Sie betrachtete ihn als ihren Erlöser und Wohlthäter, der ihr die Anwartschaft auf ein Erbtheil im Himmel verliehen, und ebenso grenzenlos wie der Werth dieser Segnung für sie war, war ihre Dankbarkeit gegen ihn, durch den sie ihr zu Theil geworden.

Mit Thränen in den Augen verfolgte sie die Erzählung von dem Samariter. »Sie thaten mehr für mich,« sagte sie, als Joshua seinen Vortrag beendet hatte. »Sie retteten nicht bloß meinen Körper, sondern auch meine Seele. Als ich mich an jenem Tage zum Ausruhen auf die Wiese setzte, wußte ich gar nicht, daß ich eine Seele habe, oder daß der Himmel etwas anders sei als das blaue Gewölbe, unter dem die Vögel singen.«

»Es ist ganz wunderbar, wenn man das bedenkt!« rief Priscilla mit Stolz auf ihre Schülerin aus. »Und jetzt kann sie alle Bücher der Bibel an den Fingern hersagen, ohne auch nur ein einziges auszulassen. Laß den Prediger hören, was Du kannst, Cynthia.«

Cynthia leierte die Bücher des Alten und Neuen Testaments, ohne abzusetzen her, wie sie es von Priscilla gelernt hatte.

»Jetzt sage die Grafschaften von England und Wales auf, mein Kind.«

Cynthia wiederholte eine alte gereimte Liste der Grafschaften, die sich beinahe wie ein Kirchenlied anhörte. Die Köpfe auf die Seite geneigt, stolz auf ihr Werk, hörten ihre Lehrerinnen mit beifälligem Lächeln zu.

»Ich möchte Dich gern ein Kapitel aus dem Evangelium lesen hören, Cynthia,« sagte Mr. Haggard.

Das junge Mädchen schlug ihre Bibel auf und suchte das Kapitel von der Erweckung des Lazarus. Sie las schön, jeder Ton zeugte von Gefühl und Verständniß. Freudenthränen traten Joshua in die Augen. Dies war der reichste Lohn« der ihm je im Leben für seine guten Werke geworden war.

Nachdem sie ihr Kapitel gelesen hatte, zog sich Cynthia

bescheiden in die ihr zukommende Sphäre nach der Küche zurück und setzte sich zu ihrem Nähzeuge, um noch die letzten Strahlen des Sommertages zur Arbeit zu benutzen. Die Miß Weblings, ließen sich angelegen sein, ihren Gast in angemessener Weise zu unterhalten.

Um halb zehn, eine ungewöhnlich späte Stunde für den kleinen Haushalt, ward Joshua aufgefordert, ein Abendgebet zu sprechen, und Cynthia durch den Ton einer Handklingel zur Theilnahme an der Andacht herbeigerufen. Nach dem langen und inbrünstigen Gebete, in welchem Joshua Gott dankte, daß er ihn gewürdigt, das Werkzeug zu werden, um dieses Mädchen aus Finsterniß und Irrthum zu erretten, sang Cynthia eine Hymne.

Mit gefalteten Händen und niedergeschlagenen Augen stand sie da und sang mit einem klaren silberhellen Sopran, der Aehnlichkeit mit dem Schmettern der Lerche hatte, eine der Hymnen dieser Sekte — einfache, nicht unmelodische Verse, die von dem glücklichen Lande aus dem andern Ufer des furchtbaren Flusses Tod erzählten — Verse, zu welchen eine etwas weltliche Melodie gemacht war, die wohl schwerlich so zur Andacht hinzureißen vermochte, wie eine geistliche Musik von Bach, Händel oder Mozart.

Nach der Andacht wurde Joshua dringend genöthigt, sich nochmals mit Schlüsselblumenwein und Kümmelkuchen zu erfrischen, und da er standhaft diesen Genuß ablehnte, ward er mit einer frisch angebrannten Kerze unter vielen Ceremonien die schmale Treppe hinauf nach dem duftenden Fremdenzimmer geleitet, dessen Bett- und Fenstervorhänge so steif gestärkt waren, daß sie allein standen.

Als er sein Lager aufsuchte schien durch die runden in Blei gefaßten Scheiben der Vollmond, der hell und glänzend am Sommerhimmel stand. Es war natürlich, daß er sich nach einer Fußtour von zwanzig Meilen und den Aufregungen, die der Tag gebracht, etwas ermüdet fühlte, was bedeutete aber das seltsame Gefühl, das seine Brust schwellte und das für Schmerz zu süß, für Glück zu schmerzlich war? Was bedeutete das unbekannte Entzücken, das seine Augen mit Thränen füllte?

»Gott sei Dank!« rief er unwillkürlich und wußte doch nicht recht, welche neue Gnade ihn zu solcher Dankbarkeit bewog. Er wagte nicht, sich von seinen eigenen Gedanken Rechenschaft zu geben. Es war ihm zu Muthe wie Jemand, der nach langem Zauberschlafe in einem Lande erwacht, wo alle Dinge ihm fremd sind. Herz und Kopf von einer unbestimmten Glückseligkeit erfüllt schlief er ein und träumte, er sei hinübergegangen in jenes glückliche Land jenseits des dunklen Flusses und die Erste, die ihn dort begrüßte, war Cynthia mit dem Gesichte eines Engels.

---

## Viertes Kapitel.

### *Johannistriebe.*

Der folgende Sabbath war in seiner stillen Weise friedlich und glücklich. Joshua Haggards Leben hatte so F selten eine Abwechslung, daß ihm die Freude, welche ihm die kurze Abwesenheit vom Hause bereitere, wahrlich nicht übel genommen werden darf. Es that wohl, ein Mal nicht genau dieselben Grüße, die ihm jeden Sonntag dargebracht wurden, zu empfangen, nicht dieselben Redensarten, in denselben Tönen, begleitet von denselben Mienen und Geberden zu hören, es that wohl nicht dieselben Hüte und Umschlagetücher, die Little Bethel jeden Sonntag schmückten, zu sehen. Die Unterschiede zwischen Combhaven und Penmoyle bestanden nur in Kleinigkeiten, es war ihm aber, als sei er bei diesen Leuten, die noch einfacher waren als seine Gemeindemitglieder und ihn nicht weniger liebten als diese, in ein ganz fremdes Land versetzt.

Seine Predigt machte einen unbeschreiblichen Eindruck. Sixpences und Schillinge rasselten in die metallenen Büchsen, welche die glattrasirten Kirchenvorsteher, die in ihren Sonntagskleidern an den Thüren der Kapelle standen, in Händen hielten. Es konnte in dem kleinen Tempel buchstäblich kein Apfel zur Erde fallen, man fächelte sich mit den Taschentüchern Kühlung zu oder wischte sich den Schweiß von den erhitzten Gesichtern und tauschte Riechsalz und Pfefferminzplätzchen gegen einander aus.

In einer Ecke von Miß Weblings engem Stuhl saß Cynthia mit einem runden Strohhut auf dem Kopfe, den sie ein wenig zurückgeworfen hatte, um den Prediger besser betrachten zu können. Er sah die überirdischen blauen Augen zu sich emporgerichtet und empfand wieder jene ihm bis dahin unbekannt Mischung von leidenschaftlicher Freude und tiefem Schmerz, die ihn Abends zuvor durchzuckt hatte. Er suchte die Gegenwart dieses

süßen Gesichtes zu vergessen, suchte jeden irdischen Einfluß von sich abzuschütteln und seine Gedanken nur auf seinen Schöpfer, den Herrn des Himmels und der Erde, zu richten, dessen Macht und Größe er verkündete, dem das ganze Herz hinzugeben, sich selbst zum Opfer zu bringen, er die ihm mit offenem Munde zuhörende ländliche Gemeinde mahnte.

»Wenn wir einen Freund hätten, der uns fort und fort mit Gaben überschüttete,« sprach er in seiner einfachen, verständlichen Weise, »würden wir uns bedenken, ihm dann und wann kleine Gegengeschenke zu machen? Würden wir Alles nehmen und nichts geben? Wären wir nicht geizig und erbärmlich, wenn wir es thäten? Würden wir nicht im Geheimen unsere eigene Niedrigkeit verachten, selbst wenn es uns gelänge, sie den Augen der Menschen zu verbergen?« Und wir haben einen Wohlthäter, der beständig giebt. Schlafen und Wachen, Aufstehen und Niedersitzen, Gesundheit und Kraft, Familienfreude, Haus und Hof und Feld und Garten, Alles sind Geschenke Gottes. Sollen wir ihm für alle diese Gaben gar nichts bieten? Nicht einmal ein Haus, in dem wir den Geber alles Guten anbeten? Meine Brüder, die Heiden, deren Götter eitel Thorheit waren, bauten ihnen doch so schöne Tempel, daß durch sie das Gedächtniß der Götzen bewahrt worden ist. Ja zweitausend Jahre lang haben diese kindischen Fabeln sich in der Erinnerung der Menschen erhalten, weil diejenigen, welche an sie geglaubt haben, weder Silber, noch Gold sparten, um für ihren Glauben Zeugniß abzulegen. Die Götter der Griechen lebten für die Griechen ebenso gewiß wie unser Gott für uns und die Pracht ihrer Tempel ist der Nachwelt geblieben als ein Zeugniß für die Lebendigkeit ihres Glaubens. Und das waren thörichte Heiden, Kinder der Finsterniß. Sollen wir, die Kinder des Lichtes, nichts hinter uns auf Erden zurücklassen, um unsern Nachkommen zu zeigen, daß auch wir es mit unserm Glauben ernsthaft genommen haben — daß der Gott der Wahrheit so treue Bekenner gehabt hat, wie die Götter der Lügen?«

Vers auf Vers las er ihnen die Beschreibung des Tempels Salomon's vor und begleitete sie mit Erklärungen, denn seiner erregten Phantasie stellte sich der Wunderbau leibhaftig in seiner

ganzen Herrlichkeit dar. Er forderte auf zu Beiträgen zum Bau einer Kapelle, der mit drei bis vierhundert Pfund herzustellen war, und verflocht damit immerfort in blühender Sprache die Beschreibung jenes jüdischen Tempels — »Und er überzog das Haus inwendig mit lauterem Golde und zog goldene Riegel vor dem Chor her, das er mit Gold überzogen hatte. Er machte auch im Chor zweien Cherubim zehn Ellen hoch von Oelbaumholz und überzog sie mit Gold. Und an allen Wänden des Hauses um und um ließ er Schnitzwerk machen von ausgehöhlten Cherubim, Palmen und Blumenwerk. Auch überzog er den Boden des Hauses inwendig und auswendig mit goldenen Blechen.« — So las er weiter Vers für Vers und seine Zuhörer sagten sich, es komme Penmoyle zu, auch etwas zu thun, um nicht hinter den Juden zurückzubleiben, jenen Leuten mit großen krummen Nasen, die mit alten Kleidern handelten und auf welche man mit Verachtung herabzusehen gewohnt war. Hatte Salomon, der doch immerhin auch nur ein Jude war, es möglich gemacht, seinen erhabenen Tempel zu bauen und sogar, wenn man der Tradition Glauben schenken durfte, bis nach Penzance gesandt, um Zinn und Kupfer dazu holen zu lassen, so mußten Christen auch ein Uebrigtes thun. Das Beispiel des jüdischen Königs wirkte viel stärker als das der Griechen, jener lag ihrem Verständniß nahe, diese vermochten sie sich nur höchst unvollkommen vorzustellen.

Für Cynthia war diese Predigt voll Farbe und Luft. Sie hatte nie gute Musik gehört, nie ein Schauspiel gesehen, denn die erbärmlichen Vorstellungen der Leute, mit denen sie umhergezogen, waren nicht mit diesem Namen zu bezeichnen. Beredtsamkeit, Wortmalerei, war ihr etwas vollständig Neues und sie lauschte athemlos. Sie hätte schwerlich eine Erklärung zu geben vermocht, was sie unter Größe verstand, in ihrer Vorstellung war aber Joshua ein großer Mann und sie hielt es durchaus für keine Blasphemie, ihn dem Apostel Paulus an die Seite zu setzen. Ihre Jugend und Lebhaftigkeit vermochte sich kein anderes Ideal zu bilden als das dieses guten und vollkommenen Mannes. Sie war ihren Dienstherrinnen dankbar für die Güte und Nachsicht, welche sie gegen sie übten, aber sie empfand unbestimmt das Lächerliche der



kleinen Schwächen und Eigenheiten der alten Jungfern und die Blumen ihrer Phantasie vermochten sich nicht an den Bildern der Miß Deborah und Priscilla emporzuranken. Der Garten ihrer jugendlichen Einbildungskraft war aber trotzdem ein fruchtbarer Boden, auf dem etwas blühen und sprossen mußte, und so schlangen sich denn die zarten Ranken ihrer Verehrung und Anbetung um die starke Eiche Joshua Haggard.

Der Nachmittag ward durch einen zweiten Gottesdienst ausgefüllt, während dessen die milden Ermahnungen mit denen Mr. Martin die Gemeinde erbaute, nach dem reichlich genossenen Mittagsessen eine bedenkliche Neigung zum Schlafen hervorriefen. Mit einem Gefühl der Erleichterung vernahm die Gemeinde endlich das Amen ihres verehrten Predigers und ergoß sich aus der ofenartigen Atmosphäre der kleinen Kapelle ins Freie.

Bei Miß Weblings war nach dem Gottesdienste Gesellschaft. Es kamen alte Freunde herbei, die ein Wiedersehen mit Mr. Haggard feiern, und neue Verehrer, die ihn persönlich kennen lernen wollten. Da war Mrs. Gibbs, die Frau des Schlächters, eine der vornehmsten Damen des Dorfes in einem grünen gewässerten Seidenkleide und einer goldenen Uhr, eine Kostbarkeit, die in Penmoyle nicht viele ihres Gleichen hatte. Da war ferner Miß Toothy aus dem Materialladen, welche in ihrer äußeren Erscheinung etwas excentrisch war, aber für reich galt, Mr. und Mrs. Pamble, wohlhabende Pächter, die ein steinernes Haus in geringer Entfernung von Penmoyle bewohnten, Leute, die etwas aus sich machten und sehr fest auftraten in dem Bewußtsein, niemals auch nur um einen Tag mit ihrem Pachtzins in Rückstand zu bleiben und so viel zurückgelegt zu haben, daß sie es auch in schlechten Zeiten mit ansehen konnten.

Das kleine Zimmer der Damen Webling war zum Erdrücken voll, und wäre Cynthia nicht so sehr gewandt gewesen, würde das Eingießen und Präsentieren des Thees nicht so glatt von Statten gegangen sein und Mrs. Pamble, die sich ohnehin schon herabgelassen, daß sie bei den Schullehrerinnen Thee trank, wahrscheinlich Gelegenheit erhalten haben, die Achseln über

Bettelwirthschaft zu zucken. Cynthia hielt aber in der gewöhnlichen Theekanne stets einen frischen Aufguß bereit, um daraus, sobald dies erforderlich, die silberne Theekanne wieder füllen zu können, sie strich Butterbrödchen von staunenerregender Feinheit und brachte die Rostkuchen heiß und in eine weiße Serviette geschlagen.

»Sie haben da ein flinkes Mädchen, Miß Webling,« sagte Mrs. Pamble beifällig, nachdem die Kapelle, die Predigten und alle Chancen für den Baufond durchgesprochen waren.

»Und ein außerordentlich hübsches dazu,« fügte der Pächter mit seiner groben Stimme hinzu. »Sie werden sie wohl nicht lange behalten, Miß, unsere jungen Burschen sind ganz toll nach ihr. Solche hübsche Fischchen gehen bald auf den Haken.«

Die Schwestern nahmen diese Aeußerung beinahe wie eine ihnen persönlich zugefügte Beleidigung auf. Sie galten, wie sie Mr. Pamble versichern konnten, in ihrer Jugend auch als ansehnliche Mädchen und waren doch nicht auf den Haken gegangen.

»Wenn sie so vernünftig ist, wie ich ihr zutraue, wird sie es mit dem Heirathen nicht so eilig haben,« versetzte Miß Deborah. »Das ledige Leben hat auch seine Vorzüge.«

Miß Webling wußte, daß Mrs. Pamble eine jener unangenehmen Frauen war, die so stolz darauf sind, einen Mann bekommen und ihr reichliches Theil zur Bevölkerung beigetragen zu haben, als ob derartige Errungenschaften seltene und merkwürdige Ausnahmefälle in der Geschichte der Frauenwelt wären.

»Sie sind doch Alle froh, wenn sie einen Mann bekommen, die Verständige wie die Unverständige,« lachte der Pächter. »Jedes Mädchen ist bereit zu dem ersten der Schnap sagt, Schnip zu sagen.«

Mrs. Pamble und Mrs. Gibbs belachten diesen ordinären Spaß so laut und anhaltend, daß ihre seidenen Kleider oder die darunter befindlichen Corsets unheilverkündend zu krachen begannen, Miß Toothys Augen versandten dagegen Blicke wie Dolche. Sie hatte nie Schnip zu irgend Jemandes Schnap gesagt und fand daß die Unterhaltung abscheulich persönlich geworden war.

»Natürlich meine ich damit nicht Damen wie Sie,« lenkte der Pastor ein, der bemerken mochte, daß er sich auf gefährlichen Grund gewagt, und adressierte seine Anrede durch einen Schlag aus die Schulter an Miß Priscilla. »Sie und Miß Deborah und Miß Toothy haben Ihre Anträge gehabt und sie ausgeschlagen, aber Dienstmädchen und solche Art sind nicht so heikel. Ein Mann ist für sie ein Mann, wenn er nur einen Hut auf dem Kopfe hat und nicht blind und taub ist. Stumm dürfte er schon eher sein, denn dann hätten sie alles Reden für sich.«

Es war dies ein alter Scherz, der von der ganzen Gesellschaft, mit Ausnahme von Joshua, herzlich belacht ward.

»Ihr Mädchen hat ganz merkwürdiges« Haar, Miß Webling,« sagte Mrs. Pamble. »An einem jungen Mädchen kann ich's nicht hübsch finden, aber bei Kindern habe ich's sehr gern. Mein Jimmy hat genau dasselbe Haar und wenn er unartig ist, wird's mir viel schwerer ihn zu schlagen als meinen schwarzköpfigen Jungen, er sieht immer so unschuldig aus. Einem jungen Mädchen giebt aber das — Flachshaar ein komisches, albernes Aussehen.«

»Was kommt auf das Aussehen an, wenn sie nur nicht albern ist,« nahm Joshua beinahe strafend das Wort. »Sie dürfen sich glücklich schätzen, Mrs. Pamble, wenn es Ihnen gelingt, ihre Töchter zu so frommen, verständigen Mädchen zu erziehen wie diese Dienstmagd, und hat ihnen Gott Schönheit verliehen, so bitten Sie ihn, daß er ihnen dazu so reine Herzen und so unschuldige Gedanken gebe, wie sie besitzt.«

Jedem Andern würde die Frau Pachterin eine solche freimüthige Sprache sehr übel genommen haben, Joshua war aber ein großer Prediger und von Propheten und Schriftgelehrten mußte man sich schon etwas gefallen lassen. Sie machte deshalb nur eine zweifelhafte Miene und sah auf ihre Uhr, die, da sie nur von Silber war, nicht eben vortheilhaft für ihre Besitzerin gegen die goldene der Mrs. Gibbs abstach.

»Es thut mir leid, aber wir müssen fort,« sagte sie, als entschlöße sie sich nur zögernd, einen Ausspruch zu thun, der nothwendigerweise die ganze Gesellschaft in die tiefste Betrübniß

versetzen mußte. »In der Milchammer ist keine Ordnung wenn ich nicht beständig hinter den Mägden her bin.«

»Ach,« grunzte Mr. Pamble, »Ihr Weiber könnt nichts ohne viel Geschnatter thun. Frau und Magd ist Alles über einen Kamm geschoren, das giebt immerfort ein Zanken und ein Geschrei, ich wundere mich nur, daß nicht davon allein die Milch sauer wird. So eine Weiberzunge ist unverwüstlich.«

Frauen sitzen nicht drei geschlagene Stunden hinter einander im Wirthshause und streiten sich über nichts herum,« erwiderte Mrs. Pamble, nahm ihren weißen Shawl um die robusten Schultern und steckte ihn auf der Brust mit einer Mosaikbroche zu, auf der die Peterskirche in Rom dargestellt war, dann empfahl sich das Ehepaar mit vielen Freundschaftsversicherungen von beiden Seiten. Bald daraus fanden auch Mrs. Gibbs und Miß Toothy, daß sie nach Hause gehen mußten, da sie ihren Mädchen einen freien Abend versprochen hatten und das kleine Zimmer der Miß Weblings leerte sich wieder. Die guten Damen fühlten sich von der ungewohnten Geselligkeit ebenso erschöpft wie eine Modedame, die einen Empfang von Vierhundert der oberen Zehntausend hinter sich hat, nach Beendigung der gesellschaftlichen Komödie. Sie falteten die Hände und lehnten sich in ihre Stühle zurück.

»Priscilla, ich hoffe, ich bin gegen Alle höflich gewesen,« sagte Deborah etwas ängstlich, »ich wurde aber wirklich ein bisschen confus als sie so mit einem Male kamen. Ich fürchte, Miß Toothy hat sich vernachlässigt gefühlt. Es, ist schwer, ein Wort aus ihr herauszubekommen, und die Pambles sind sehr lebhaft.«

»Miß Toothy ist nicht viel unter Leute gekommen, man kann von ihr nicht erwarten, daß sie gesprächig ist,« erwiderte Priscilla entschuldigend. »Dafür liest sie sehr viel und weiß mehr von Politik und der königlichen Familie als irgend ein Mensch in Penmoyle. Sie hat Verwandte in London, die ihr jede Woche eine Zeitung schicken, auch bekommt sie sehr hübsche Bücher, Mr. Haggard. Vorigen Winter lieh sie mir »Die Erzählungen des Waldes« und ich las das Buch Abends Debbie vor. Ich sehe kein Unrecht darin, eine gute Erzählung zu lesen, wenn man damit nichts versäumt und nicht

halbe Tage lang mit dem Buche am Kamin sitzt und es im Hause drunter und drüber gehen läßt.«

»Ich habe meiner Tochter verboten, Romane zu lesen,« antwortete Joshua, da die Rede direkt an ihn gerichtet war, »weil ich fürchte, die darin geschilderten erdichteten Thatsachen könnten sie verleiten, sich ein falsches Bild vom Leben zu machen und thörichte Hoffnungen und Wünsche bei ihr erwecken. Wenn sie jedoch erst verheirathet und Familienmutter sein wird, mag sie immerhin des Abends bei einer unschuldigen Dichtung Unterhaltung suchen, das wird ihr nichts schaden. Ebenso kann bei Ihrem gesetzten Alter von einer Überreizung der Einbildungskraft durch, das Lesen von Romanen keine Rede mehr sein, Miß Priscilla.«

»Mein Vater war darin ein eigener Mann,« sagte Deborah. »Er litt außer der Bibel an Sonntagen und Dr. Watts's Hymnen kein Buch im Hause. Er behauptete, Bücher wären nur eine Verleitung zur Trägheit, und so lange eine Frau ihre Hand rühren könne, brauche sie ihre Zeit nicht mit Lesen zu verbringen. Und doch würden Priscilla und ich nicht so unabhängig dastehen, wie dies heute der Fall ist, hätte uns Gott nicht Lust und Liebe zum Lernen gegeben.«

Mr. Haggard neigte zustimmend den Kopf. Auch er fühlte sich von der Theegesellschaft und den grobkörnigen Komplimenten, die ihm Mrs. Gibbs und Mrs. Pamble gespendet hatten, etwas ermüdet, dazu war die Luft im Zimmer drückend heiß und mit den Düften von Toast und Butterbrod geschwängert; er sehnte sich nach einem Athemzuge frischer Luft.

»Wenn Sie erlauben. möchte ich einen Gang durch Ihren netten kleinen Garten machen,« sagte er zu den Schwestern, die schläfrig aussahen und krampfhaft Anstrengungen machten, die Augen aufzureißen.

»Das thun Sie, lieber Mr. Haggard, holen Sie sich Appetit zum Abendessen, zu Mittag aßen Sie so gut wie gar nichts.«

Miß Webling hielten es den Pflichten der Gastfreundschaft angemessen, fortdauernd zu behaupten, ihr Gast habe nichts gegessen, und ihn bei den Mahlzeiten dergestalt zum Zulangen zu nöthigen, daß er in Gefahr geriet, sich krank zu essen.

Der einzige Weg nach dem Garten führte durch die Küche, Joshua mußte ihn also einschlagen. Die Thür am Ende des kleinen Hausflurs stand offen und das nach Westen gehende Fenster schien am Ende der Aussicht wie ein Edelstein. Die Küche war sauber gefegt und aufgeräumt, das Theegeschirr und die Überbleibsel des Mahles waren über Seite gebracht, jeder Topf und jede Pfanne mit jener Anmuth arrangiert, welche vollkommene Ordnung verleiht, die blankgeputzten Kupfer- und Messinggeräthe erglänzten im Scheine eines auf dem Herde brennenden Feuers, auf dem Fensterbrett stand ein brauner Krug mit Rosen und Syringen, aber die Gestalt, welche Joshua am Fenster stehend zu finden erwartet hatte, war nicht zu erblicken. »Cynthia ist auch ausgegangen,« dachte er, »sie wird die Gesellschaft anderer Dienstmädchen aufgesucht haben, die an Sabbathabenden spazieren gehen dürfen; vielleicht trifft sie sich auch mit einem ländlichen Verehrer.« Der letztere Gedanke war ihm entsetzlich, es schien ihm, als liege darin eine Entweihung.

Er ging durch das Waschhaus in den Garten, den er schon im vorigen Jahre, als er Cynthia Lebewohl sagte, vom Fenster aus überblickt hatte. Langsam ging er über den Grasplatz und stieg den kleinen Pfad hinauf, den man da, wo der Abhang am steilsten war, in Stufen abgetheilt hatte. Hier auf dem höher gelegenen Theile des Gartens dicht an der Hecke fand er Cynthia, die neben dem Schweinestall stand und dem Bewohner desselben, der den Kopf herausgesteckt hatte, die Ohren kraulte, was sich das Schwein mit sehr vergnüglichem Grunzen gefallen ließ.

»Ich dachte, Du wärest spazieren gegangen, Cynthia,« redete er sie an.

»Nein, Mr. Haggard. Zuweilen gehe ich wohl durch — das Feld bis nach dem Wald hinüber und hole mir einen Strauß Blumen, wenn es die Damen erlauben, aber heute bin ich zu Hause geblieben.«

»Du gehst vermuthlich mit Freundinnen, jungen Mädchen, die gleich Dir hier am Orte dienen?«

»Nein, Mr. Haggard. Ich habe keine Freundinnen als meine Herrinnen.«

»Und keinen Geliebten?«

»Nein,« antwortete sie mit einem eigenthümlichen Lächeln.

Wie athmete er auf bei der Entdeckung, daß ihre jugendliche Einbildungskraft bis jetzt noch keinen Dorflümmel idealisiert hatte.

»Die Zeit wird schon kommen, wo Du an einen Geliebten denken wirst, es ist mir aber lieb, daß sie noch nicht da ist. Ich will einen Gang durch die Felder machen, vielleicht bis zu dem Walde. Willst Du mit mir kommen und mir zeigen, wo die Blumen wachsen?«

»Sehr gern.«

»Bist Du ganz glücklich hier, Cynthia?« fragte Joshua, nachdem sie ein Stück mit einander gegangen waren und dem freundlichen Ton gelauscht hatten, den die Halsglocken der auf der Wiese weidenden Schafe durch die stille Abendluft erklingen ließen.

»Ja, Mr. Haggard, sehr glücklich, am glücklichsten aber, wenn Sie herkommen.«

»Das geschieht nicht oft, Cynthia,« antwortete er und seine dunklen Augen richteten sich mit einem Ausdruck leidenschaftlicher Zärtlichkeit auf sie. Weshalb sagte sie in ihrer ahnungslosen Unschuld solche Dinge und warum ließen Worte, die nichts weiter waren als der kindliche Ausdruck der Dankbarkeit, sein Herz so heftig schlagen?

»Nein,« sagte Cynthia, »Sie kommen nicht oft her, man kann sich aber lange daran erinnern und lange darauf freuen.«

»Ich kann Dir nicht beschreiben, wie sehr ich mich über die gemachten Fortschritte gefreut habe,« nahm Joshua wieder das Wort. Er sprach ernst, aber seiner unbewußt nahm seine Stimme den Ton der Zärtlichkeit an. »Ich habe während des verflossenen Jahres viel an Dich gedacht und Dich jeden Tag mit in mein Gebet eingeschlossen, daß ich aber eine so reiche Ernte halten würde, habe ich nicht gehofft. Ich dachte nicht, daß Gott mich so überreich belohnen und mich Deinen Verstand so entwickelt, Dein Herz so fromm und Dein Betragen so exemplarisch finden lassen würde. Es es ist süß für mich, süßer als Worte auszudrücken vermögen.«

Es legte sich wie ein feuchter Nebel vor seine Augen, die er auf den dunklen Wald richtete, da er auf seine Protegée nicht zu blicken wagte.

»Konnte ich weniger thun, als mich bestreben, das zu lernen, was Sie wünschten, daß ich lernen sollte?« fragte Cynthia. »Könnte ich je vergessen, was Sie für mich gethan haben? Ich war eine Heidin, so schlimm wie jene armen Geschöpfe, von denen uns vorigen Winter der Missionar erzählt hat. Ich war draußen in der Finsterniß. Ohne Sie hätte ich nach den Wohnungen der Verlorenen gehen müssen. Tag und Nacht bete ich für Sie, meine Gebete sind aber so gering, sie können Ihnen niemals vergelten. Ich wünschte, ich könnte Ihre Dienerin sein und für Sie von früh bis in die Nacht arbeiten, um Ihnen meine Dankbarkeit zu beweisen. Ich bete für Sie, ich denke an Sie, ich träume öfter von Ihnen und in diesen Träumen sehe ich Ihr Antlitz ganz glänzend, umflossen von der Glorie wie Stephans, als die gottlosen Juden ihn steinigten.«

»Das sind thörichte Träume, liebes Kind. Ich bin weder ein Heiliger noch ein Held, sondern ein gewöhnlicher Mensch mit gewöhnlichen Menschen, der Sünde zugänglich, wenn er versucht wird, und hauptsächlich darin begnadigt, daß ich ein Leben führen durfte, dem die Versuchung zum Bösen nicht nahe kam. Die Vorsehung ist sehr gut gegen mich gewesen, Cynthia, ich habe in gesicherten Verhältnissen gelebt, nie Mangel oder schlechte Behandlung erduldet wie Du, armes Kind; nie ist ein dunkler Schatten auf meinen Pfad gefallen.«

»Es wäre aber auch sehr hart, wenn Sie, der Sie so gut sind, Beide zu tragen hätten,« sagte Cynthia. »Miß Priscilla hat mir erzählt, wie Sie den rauhen Grubenarbeitern — Männern wie die Wilden — gepredigt und ihre Herzen weich gemacht haben; wie Sie viele Meilen gewandert sind und die größten Beschwerden erduldet haben, um Gutes zu thun und Gottes Wort zu lehren, obgleich Sie ein behagliches Heim hatten, wo Sie, wenn Sie sonst gewollt, ruhig hätten bleiben können. Sie erzählte mir, Ihr Vater sei mit Ihren Feldpredigten unzufrieden gewesen, und es hätte sehr leicht sein können, daß er ihnen alles Geld, das er Ihnen zu hinterlassen hatte, entzogen hätte, das habe Sie aber nicht irre gemacht. Heißt das nicht ein Held sein?«

»Nein, mein Kind« es heißt nur fest sein. Der Mensch, der keine



Festigkeit besitzt, wird weder sich noch Anderen Gutes thun können. Ich sah, daß Land brach lag, welches für die Ernte bestellt werden mußte, und legte meine Hand an den Pflug. Gott gab mir Gesundheit und Kraft und Liebe zum Werke. Es würde mir viel schwerer angekommen sein, hinter meines Vaters Ladentisch zu Hause zu bleiben, als die größten Beschwerden, die meine Wanderungen mit sich brachte, zu erdulden.«

»Ja, ich kann das verstehen,« sagte Cynthia, voll Enthusiasmus zu ihm emporschauend, »weil Sie groß und gut sind, ziehen Sie es vor, Andern zu helfen, als selbst glücklich zu sein. Jede Seele, die Sie dem Tode und der Finsterniß abgewonnen, war ein reicher Gewinn für Sie. Manche von denen, die Sie gerettet haben, sind jetzt bereits im Himmel. Welch herrlicher Gedanke muß es für Sie sein, daß diese Seligen am Throne Gottes für Sie beten.«

»Mein liebes Kind, Deine Liebe für mich führt Dich zu weit. Ich habe nur einen bescheidenen Antheil an einem großen Werke und trete nur in die Fußtapfen größerer Männer, die vor mir gegangen sind. Ich bin nur Einer von Vielen.«

»Die Bibel sagt das nicht,« entgegnete Cynthia. »Es heißt die Ernte ist groß, aber der Schnitter sind wenige.«

»Das war im Anfange, als Gottes Licht erst durch die Finsterniß der Erde zu dämmern begann. Das Gebet ist erhört worden und der Arbeiter im Weinberge des Herrn sind jetzt viele. Wir wollen beten, daß sie ihre Arbeit im rechten Sinne thun. Du hast einen lebhaften Geist und ein warmes Herz, liebe Tochter, gebe Gott, daß Du damit nie auf Abwege gerathest, denn für eine so tief innerliche Natur, die so geneigt ist, zu glauben und zu bewundern, liegt die Welt voll Schlingen und Fallen. So lange Du jedoch zufrieden bist, in Penmoyle bei unsern braven Freundinnen zu bleiben, bin ich ruhig, denn da weiß ich Dich glücklich und sicher. Ich muß es zugeben das Leben ist hier etwas einförmig, ich hoffe indes, Du wirst desselben nicht überdrüssig werden.«

»Ich werde immer Ihrem Kommen entgegensehen,« sagte Cynthia.

»Wenn Du Dich fleißig so fortbildest wie bisher, lassen Miß

Webling's Dich vielleicht später mit in der Schule unterrichten, und wenn sie älter werden, ist es wohl gar möglich, daß sie Dir die Schule übergeben. Dann hast Du eine heilige und nützliche Aufgabe und nimmst einen wichtigen Platz in Deiner kleinen Welt ein. Siehst Du, Cynthia, da hättest Du eine bessere Aussicht als stets Dienerin zu bleiben, es kommt nur darauf an, daß Du Dich dazu tüchtig machst.«

»Ich werde mich immer bemühen, zu thun was Ihnen gefällt,« erwiderte Cynthia. »Ich vergesse nie ein Wort von dem, was Sie mir sagen. Ich glaube ich könnte Ihnen noch jedes Wort, das Sie seit unserem ersten Zusammentreffen auf der Wiese zu mir gesprochen haben, wiederholen.«

Joshua schwieg. Es giebt Empfindungen, deren unnennbare Süßigkeit dem Schmerze verwandt ist, es giebt Augenblicke, in denen die Seele in einem Entzücken glüht, das die Brust zu ersticken droht. Wie sollte er diese unschuldigen Aeußerungen der Hochachtung, diese Ausbrüche der Dankbarkeit deuten? Konnten sie einem wärmeren tieferen Gefühle entspringen als Hochachtung und Dankbarkeit?

Sie waren unter diesem Gespräche über einige Wiesen gegangen und bis an den Rand des sogenannten Waldes gekommen, denn in Wahrheit war es nur ein schmaler Streifen Waldbäume, meistens Fichten, der eine Farm von der andern trennte — ein kleines Stückchen Wildniß am Rande des Anbaus und der Fruchtbarkeit. Für Joshua war dieser Waldstreifen an diesem Sabbathabende aber das dunkle Thal, in das Dante hinabstieg, ein Wald voll Geheimniß und Erhabenheit. Es war unter den Bäumen so dunkel, daß er das Gesicht seiner Begleiterin nur noch undeutlich sah. Es war schattenhaft wie das Gesicht eines gespenstischen Wesens.

»Es ist zu spät, man findet keine Blumen mehr,« sagte Cynthia, »aber im Frühling war es hier lieblich. Da gab es Veilchen, Crocus, Winden und blaue Glockenblumen. Es sind auch Kaninchen hier; passen Sie auf — sehen Sie sie dort drüben über den rothbraunen Stamm springen?«

Joshua war viel zu sehr mit andern Dingen beschäftigt, um auf die

Kaninchen zu achten. Den Kopf gebeugt, den starken Eisenstock: mit beiden Händen umklammernd, die Lippen fest zusammengepreßt, ging er vorwärts, als sei er bemüht, ein Räthsel zu lösen. Wer ihn so gesehen, hätte auf den Gedanken kommen können, er habe das junge Mädchen an seiner Seite ganz vergessen.

Es waren seltsame Fragen, die er sich vorlegte, wie z. B. »Wenn ich so thöricht wäre — wenn ich, der ich mich für so stark gehalten, schwach genug sein könnte, diesem Mädchen mein Leben zu Füßen zu legen, alle meine Hoffnungen auf sie zu setzen, ihr den Rest meiner Tage zu eigen zu geben, hieße es zurückgehen? Ist es sündlich, sie wegen ihrer Jugend und Schönheit, ihrer süßen Stimme, ihrer lieblichen Blicke und ihres anmuthigen Wesens zu lieben? Ist die Neigung, die mich wider meinen Willen zu ihr zieht, fleischlich oder teuflisch, eine Falle, die Satan meinem Stolze gelegt hat, oder ist dieser Zauber so unschuldig, wie er mir heute Abend erscheint? Erleuchte mich, mein Gott, und gieb mir die Gnade, weise zu sein, denn sei es nun für gut oder böse, ich liebe sie.«

Silberne Pfeile des bleichen Sommer-Mondlichtes schossen durch die Nadeln der Bäume, mit klingendem Ton halb Flüstern, halb Seufzen, strich der Abendwind durch das Gebüsch. Es war Zeit, daß Joshua und seine Gefährtin zu dem jenseits der Wiesen im Grunde liegenden weißen Häuschen zurückkehrten.

»Es ist spät, die Damen werden mich brauchen,« sagte Cynthia.

»Ja, Cynthia, aber ehe wir zurückkehren, habe ich noch eine Frage an Dich zu richten. Morgen bald nach Tagesanbruch trete ich meinen Heimweg an, denn ich beabsichtige den größten Theil der Reise zu Fuß zu machen, und dann, wenn Du es nicht anders wünschest, werde ich Dich in einem Jahre nicht wieder sehen, vielleicht niemals, denn wer weiß, wie sich Dein Sinn innerhalb eines Jahres ändern kann.«

»Er kann sich nie so ändern, um Ihre Güte zu vergessen, Mr. Haggard.«

»Kind« Du machst zu viel aus meiner Güte. Was ich für Dich gethan habe, hätte ich auch für den Niedrigsten, Häßlichsten gethan,

für einen Aussätzigen, der vor der Thür gestanden und gerufen hätte: Unrein, unrein! Ich würde ein Reis am Wege eben so aufgehoben und so treu dafür gesorgt haben wie für die Blume. Gott fügte es aber, daß ich die schönste Blume, die je in seinem Erdengarten wuchs, finden und hegen und pflegen durfte, um sein himmlisches Paradies damit zu schmücken. Und unversehens ist mir diese süße Blume tief, tief ins Herz gewachsen. Cynthia, Du hast in Deiner kindlichen Dankbarkeit manches Wort gesprochen, dessen Bedeutung Du vielleicht nicht erwogen hast. Du hast gesprochen aus der Unschuld Deines Herzens, Deine Worte sind aber tief in das meinige gedrungen.,Du hast gesagt, Du möchtest meine Magd sein, möchtest für mich alle Tage Deines Lebens arbeiten. Meine liebe, süße Cynthia, sieh mich an mit Deinen lieben Augen, mit dem klaren Blick, der von Seele zu Seele geht, und sage mir, Geliebte, ob Du mich genug lieben könntest, um meine Frau zu werden, genug lieben, um mit mir zu leben, ein Theil meines Lebens zu sein, der schönste, gesegnetste, herrlichste Theil meines Lebens, Alles was es an menschlicher Glückseligkeit für mich auf dieser Erde giebt. Ich habe meine Tochter ihrem Geliebten gegeben, fortan nehme ich den zweiten Platz in ihrem Herzen ein. O Herr, gieb mir Etwas, das ganz mein Eigen ist! Ich habe wenig von irdischer Glückseligkeit gekostet, ich habe meine Hoffnungen und Wünsche Anderen gegeben. Ehe das Alter heranschleicht, ehe mein Tag sinkt, laß mich etwas besitzen, auf das ich ausströmen kann, was mein Herz an Schätzen irdischer Liebe besitzt, laß mich gesegnet sein gleich Abraham und Deine Auserwählten in den geheiligten Freuden des häuslichen Herdes. Kind, Kind, es ist der Schrei aus dem Herzen eines starken Mannes, der sich zu Dir erhebt. Antworte, und antworte ehrlich. Liebst Du mich genug, um mein Weib zu werden?«

Er hielt sie in seinen Armen, hielt sie an seinem Herzen und blickte in ihre Augen. Sie hatten sich Beide an das Dämmerlicht des Waldes gewöhnt und sahen ihre Gesichter ganz deutlich; das ihrige sah bleich, ernst, voll von Lieblichkeit, strahlend von einer seligen Verzückung, als ob sie in den offenen Himmel schaut, zu ihm empor, das seine war kreideweiß, der Mund fest zusammengepreßt, die

Augen ernst und düster.

»Antworte, Geliebte, antworte, und so wahr uns Gott in diesem Walde, unter diesem Abendhimmel hört und sieht, antworte auch Du wahrhaftig.«

»Ich liebe Sie genug, um alle Tage meines Lebens Ihre Dienerin zu sein,« sagte sie mit leiser Stimme, »um glücklich zu sein, wenn mir nur dann und wann ein gütiger Blick aus Ihren Augen sagt, daß Sie meiner gedenken. Ich kann Ihnen ja nie Ihres Gleichen sein, kann nie an Ihrer Seite sitzen, nie mit Ihrem Namen genannt werden, aber ich liebe Sie von ganzem Herzen, von ganzer Seele, und von ganzem Gemüthe, wie man mich gelehrt hat, Gott zu lieben.«

Sie glitt von seiner Brust zu seinen Füßen und sie blickte mit gefalteten Händen zu ihm empor — ein liebliches Bild der Demuth.

»Nicht zu meinen Füßen, sondern zunächst meinem Herzen,« rief er sie emporhebend. »Du hast mich weit über die Grenzen irdischen Glückes hinaus beseligt. Hätte ich wenn mein Pfad am rauhesten schien, gewußt daß hinter dem Schleier vieler Jahre Gott diese Freude für mich noch aufbewahrt hätte, so würde das wie ein Stern vor mir hergeschienen sein und meine dunkelste Nacht erleuchtet haben. Wie leicht würden im Vergleich zu diesem Lohn alle Mühen und alle Verdrießlichkeiten erschienen sein!«

Der Mond schien voll auf das an seiner Brust liegende, Gesicht. Reinheit, Unschuld, kindliche Liebe standen darauf geschrieben, eine Liebe so voll von Verehrung, daß sie etwas Ehrfurcht hatte. Warum mußte das junge Herz sich jemals abwenden von einer Liebe, so rein in ihren Anfängen, so heilig in ihrem Wachsthum? Aus welchem andern Grunde als dem, welchen der Prophet angibt, wenn er von der Veränderlichkeit und Gottlosigkeit des Menschenherzens spricht?

Es war ein unvergeßlicher Augenblick — ein feierlicher Wendepunkt in der Geschichte dieser beiden Leben, dessen in allen kommenden Jahren mit heiligem Schauer gedacht werden sollte, ein Augenblick, in dem die Erde zu versinken, alles Irdische abzufallen und Geist nur zu Geist zu sprechen schien.

Durch die bethauten Felder gingen sie zurück! Joshua hielt

Cynthias Hand — die Hand, welche von jetzt an sein eigen war — in der seinigen, ein Symbol ihrer lebenslänglichen Vereinigung. Die Schafe liefen über die Wiesen und die Glöckchen klangen. Mit sonorem Ton schlug die Kirchuhr die neunte Stunde gleich der Glocke der Zeit, welche die Jahre der Menschen mißt. Eine kleine Weile, eine kleine Weile und das Ende ist da. Während Dein Herz so leidenschaftlich schlägt, während Deine Hoffnung so kühn arbeitet, während Deine Phantasie Schlösser erbaut und irdische Paradiese erschafft, um darin zu wohnen, verfliegt die Zeit und das Ende ist da. Das Leben ist nur eine Pilgerreise und das Haus, in dem Du am glücklichsten bist, ist doch nichts als eine Herberge, die Du morgen wieder verlassen muß.

\* \*  
\*

»Herr meines Lebens!« rief Miß Deborah, aus einem süßen Schlummer erwachend und sich im Dunkeln findend. »Was ist aus Cynthia geworden, daß sie nicht Licht angesteckt und den Tisch zum Abendessen gedeckt hat? Wir müssen lange geschlafen haben.«

»Die Hitze übermannte mich,« sagte Priscilla, »und Mr. Pamble ist so laut. Seine rohen Scherze und sein lautes, gemeines Lachen verursachen mir Kopfweg. Ich fürchte, Mr. Haggard war sehr unangenehm berührt davon.«

»Ich sah das an seinem Gesicht,« bestätigte Deborah.

Cynthia trat ins Zimmer mit zwei Talglichtern in glänzend blanken Messingleuchtern und einer Lichtscheere mit Untersatz von gleichem Metall, Joshua folgte, sein Gesicht sah sehr ernst und bleicher als gewöhnlich aus.

»Wie angegriffen Sie aussehen« lieber Mr. Haggards, rief Priscilla. »Ich fürchte, die Predigt heute Morgen und die lärmenden Pamble's Nachmittag haben Sie erschöpft. Sie müssen sogleich ein Glas Schlüsselblumenwein trinken, er ist sehr belebend.«

Joshua ließ es sich, zerstreut wie er war, gefallen, daß ihm das Belebungsmittel eingegossen ward; er schlürfte den selbst bereiteten Nektar der Schwestern, während diese ihn mit

Verwunderung betrachteten. Er sah wie ein Mensch aus, dessen Geist für den Augenblick seine Gemeinschaft mit dem Fleische gelöst hat, der Körper war anwesend, aber die Augen sahen nicht, die Lippen sprachen nicht; er war mehr ein Automat als ein Mensch.

»Ich fürchte, er ist krank,« flüsterte Priscilla Deborah zu« »und kein Tropfen Branntwein im Hause.«

Joshua blickte auf und sah zwei Paar Augen in Angst und Sorge auf sich gerichtet.

»Ich bin bereit, mit Ihnen, liebe Freundinnen, am Schlusse dieses friedlichen Tages zu lesen und zu beten,« sagte er.

»Es war ein Tag, dessen man sich in Penmoyle noch nach vielen Jahren erinnern wird!« rief die lebhaftige Priscilla.

In der ruhigen Einförmigkeit ihres Lebens war der Besuch eines Mannes wie Joshua Haggard in der That ein Ereigniß von hervorragender Wichtigkeit, dessen seltene Wiederholungen Marksteine in ihrer Erinnerung bildeten. Seit fünfzehn Jahren, d. h. seit der Zeit, wo er Wittwer geworden und es kein Unrecht war, ihn mit einem mehr individuellen Interesse zu betrachten«, als dasjenige, welches die Herde für ihren geliebten Hirten hegt, hatte sie seinem Bilde einen Altar in ihrem Herzen errichtet.

Joshua schlug feine Taschenbibel auf und las das zweite Kapitel des Buches Ruth; Cynthia saß demüthig auf ihrem gewohnten Platz an der Thür. In seiner Auslegung des Textes sprach er von jenem Instinkt des Herzens, den man Liebe auf den ersten Blick genannt hat, der aber mehr eine Inspiration, eine göttliche Fügung ist, welche dem Manne seine geeignetste Gehilfin zuweist. Er berührte in zarter Weise die Gunst, welche die schöne Moabiterin in den Augen des Fremden gefunden, wie ihr sein Herz beim ersten Blicke entgegenflog, noch ehe seine Knechte ihm ihre rührende Geschichte erzählt hatten. Er verweilte bei dem Segen einer solchen Verbindung und wie Gott diese Ehe mit der höchsten Ehre gekrönt habe, denn aus diesem Stamm sei David, sein erwählter Diener, hervorgegangen.

Priscilla, deren empfindsame Seele durch Joshuas Betrachtung tief bewegt war, weinte heiße Thränen, und nachdem er das Gebet

gesprachen, konnte sie sich nicht enthalten, ihrem Entzücken freien Lauf zu lassen.

»Lieber Mr. Haggard!« rief sie, sich ihm mit aufgehobenen Händen nähernd, »ich habe schon oft das Glück gehabt Sie zu hören, aber so eindringlich wie heute, waren Ihre Worte noch nie. Das härteste Herz hätte Thränen vergießen müssen,« fügte sie hinzu, in ihrer Aufregung es mit der anatomischen Richtigkeit ihres Bildes nicht allzu genau nehmend.

Joshua erröthete und sah die Miß Webling beinahe schüchtern an.

»Ich hoffe, die einfache Geschichte würde Ihre Theilnahme gewinnen, und freue mich daß dem so ist,« sagte er, »denn ich bedarf Ihrer verstärkten Gunst für meine Ruth.«

Er schlang seinen Arm um Cynthia und zog sie an seine Seite. Das hellblonde Kind schmiegte sich an ihn und sah halb schüchtern und halb mit Stolz zu ihren Herrinnen hinüber.

»Was?« rief Priscilla mit einem durchdringenden Schrei. »Sie meinen doch nicht —«

»Ich bin gleich Boas,« sagte er« »und brauche nicht länger in Zweifel über mein eigenes Herz zu sein. Dieses Mädchen hat Gnade vor meinen Augen gefunden, wenn sie auch ein Fremdling ist. Gott schenkte sie mir an jenem Sommertage auf der Wiese von Springfield. Der Himmel hat mir, seit ich sie kenne, neue Gedanken und neue Hoffnungen gegeben. Ich bin mehr beglückt, sie gefunden zu haben, als wären alle Reichthümer, der Minen von Cornwall mir in den Schooß geschüttet worden. Möge Gott mir die Gnade geben, daß ich sie liebe und ehre und das Leben, das sie mir anvertraut hat, glücklich mache.«

»Sie wollen dieses Kind heirathen!« schrie Priscilla, in wilder Aufregung des Augenblickes heftig an ihrem Sammetstirnband zerrend. »Sie, ein gesetzter, verständiger Mann hoch in den Vierzigen dieses Hühnchen, das jünger ist als Ihre Tochter?«

»Bin ich nicht zu alt, einen Platz in ihrem Herzen zu finden, so frage ich nicht danach, wie jung sie ist. Um so süßer wird für mich die Pflicht sein, sie zu lieben und zu beschützen.«

Priscilla riß ihr Stirnband ab und warf es weg, unbekümmert um



die kleine Trauerbroche mit dem Silberhaar ihres verstorbenen Vaters hinter einem kleinen Kristall, durch welche es auf ihrem geistvollen Kopfe befestigt war. Sie blickte wild um sich, ließ einen unterdrückten Schrei hören, es gurgelte in ihrer Kehle und sie sank convulsivisch schluchzend in das Sopha und wühlte die Hände in dessen Polster.

Zehn Minuten lag sie gurgelnd, schluchzend und dazwischen grell auflachend, während ihr kaltes Wasser ins Gesicht gespritzt ward, sehr zum Schaden ihrer Sonntagstoilette und des mit Zitz überzogenen Sophas.

»Sie hätten es ihr nicht so plötzlich sagen sollen,« sagte Deborah, etwas beschämt über den Ausbruch ihrer Schwester. »Sie hat sehr viel Gefühl. Der Schlag war zu stark für sie. Einen solchen Nervenzufall hat sie nicht gehabt, seit Vater starb.«

Priscilla erholte sich so weit, daß sie die Treppe hinauf geführt werden konnte; ehe sie das Zimmer verließ, warf sie einen mitleidvollen Blick auf den Prediger.

»Ich wäre die Letzte, die einen Schatten auf Ihr Glück werfen würde,« sagte sie, »ich dachte aber, Sie würden, niemals wieder heirathen. Ich dachte, Ihr Geist wäre hoch darüber erhalten, und wenn Sie es thäten, würde es nur eine Frau in einem für Sie passenden Alter und gleicher Bildung sein. Aber des Menschen Herz ist ein Räthsel.«

Mit unterdrücktem Schluchzen ließ Priscilla ihr zerwühltes Haupt auf die Schulter der Schwester sinken und sich von ihr die Treppe hinaufführen, was bei der großen Enge derselben nicht ohne etliche Püffe und Stöße abging.

Dies war der Anfang des Unheils, das aus Joshua Haggards zweiter Heirath erwachsen sollte. Eine zweite Heirath ist der Schritt im Leben eines Mannes, an welcher seine Freunde und Angehörigen gewöhnlich den meisten Anstoß zu nehmen pflegen, und doch trifft ihn ganz allein die Verantwortlichkeit dafür, und ob er sich Freud oder Leid damit eingegossen, er muß allein den Becher leeren. Ob er sich an eine Furie kettet, welche ihm jeden Tag seines Lebens zur Hölle macht, ob er einen Engel gewinnt, der auf seinen

Pfad den Sonnenschein häuslichen Glückes ausgießt und seine Pilgerfahrt zum Grabe so angenehm macht wie einen Gang durch einen blühenden Rosengarten, er und nur er allein trägt die Strafe für eine thörichte Wahl und erntet die Früchte für eine weise.

---

## Fünftes Kapitel.

### *Wir sind heute im Liebeslande.*

Eine schlaflose Nacht ließ das Licht der Vernunft durch die Wolken der Leidenschaft dringen, welche Miß Priscilla Weblings Sinn verdunkelt hatten. »Wenn Alles zu Allem kommt,« sprach die Vernunft, »so weißt Du recht gut, daß Du keine Hoffnung gehabt hast, Joshua Haggard zum Gatten zu bekommen, so passend eine solche Verbindung gewesen wäre, so glücklich Du ihn durch Deine Liebe und Deine Theilnahme an seinem Berufe gemacht haben würdest. Du weißt, daß Du geschaffen bist, die Frau eines Methodistenpredigers zu sein, aber seine Augen waren blind dafür, er konnte nicht durch den bescheidenen Schleier, in welchen das Magdthum Dich gehüllt hatte, blicken und dahinter das Bild des vollkommenen Weibes erkennen. Sein Blick, viel zu sehr beschäftigt mit höheren Dingen, um in irdischen das Richtige treffen zu können, ist durch die äußere Schönheit eines Kindes bestochen worden. Es ist an Dir, ihn zu bemitleiden und nicht ihm zu zürnen, daß er einen Irrthum begangen, den er ohne Zweifel theuer zu bezahlen haben wird, wenn er sich in feuchte Bettbezüge legt oder Thee trinkt, der nicht mit springkochendem Wasser gemacht ist, oder Kartoffeln so hart wie ein Stein ißt und noch in hundert anderen Dingen die Mißgriffe einer unerfahrenen Hausfrau wahrnimmt, noch gar nicht zu gedenken, daß eine so junge Frau sehr leicht putzsüchtig und eitel sein kann und Nachmittags an der Thür steht, um zum großen Nachtheil ihres Haushaltes mit den Vorübergehenden zu schwatzen und sich bewundern zu lassen.«

Nach diesem ersten Selbstgespräch erschien Miß Priscilla Morgens beim Frühstück in ruhiger, würdevoller Haltung und lächelte Joshua sogar mit einer angenommenen Heiterkeit, die Elemente des Heroischen hatte, entgegen.

»Ich hoffe, Sie halten meine Wahl nicht für thöricht oder

tadelnswerth,« sagte Joshua kleinlaut zu Miß Deborah, die ihn mit Speck und Kartoffeln versorgte.

»Lieber Mr. Haggard, eine Heirath ist eine Sache, die so ernst überlegt sein will, und eine zweite Heirath, wo erwachsene Kinder sind, ganz besonders, daß ich nicht wage, mich darüber zu äußern. Cynthia ist in ihrer Art ein sehr gutes Mädchen, es wäre unrecht von mir, wollte ich das nach der Art, wie sie mich vorigen Winter in meiner Krankheit gepflegt hat, nicht anerkennen. Zwischen einem Dienstmädchen und der Frau eines Predigers, von der so viel verlangt wird, ist doch aber ein großer Unterschied.«

»Ich fürchte das nicht, wenn ich sie nur glücklich machen kann,« sagte Joshua. »In der Unschuld ihres Herzens hat sie mir ihre Liebe geschenkt; gebe mir Gott die Gnade, diese Liebe in den Tagen, die kommen, zu erhalten und zu stärken.«

»Sie hat viel Ursache, Ihnen dankbar zu sein,« begann Priscilla.

»Ich spreche nicht von Dankbarkeit,« unterbrach sie Joshua beinahe unwillig. »Sie hat mir ihre Liebe geschenkt; ich weiß nicht, weshalb ich so begnadigt bin, aber ich weiß, sie liebt mich. Es ist der reichste Lohn für alle meine Sorge und Mühe. Meine Arbeit ist mir nie lästig geworden, ich habe auch keinen thörichten Stolz auf mein Werk, aber die Summe desselben ist dem Himmel doch vielleicht wohlgefällig erschienen und hat mir dafür als Lohn Liebe und erneute Jugend bescheert, ein Leben, das wiederum beim zwanzigsten Jahre zu beginnen scheint. Ich fühle mich so jung wie an dem Tage, an welchem ich zum ersten Male in Penmoyle predigte — noch ehe eine Kapelle hier war — dort auf dem freien Platze vor der Wiese, über welcher man zu Mr. Pambles Form geht.«

»Das sind vierundzwanzig Jahre her,« sagte Deborah. »Es war das Jahr, in welchem Vater starb, und die Schwester und ich gingen in neuen Traueranzügen durch die staubigen Wege, um Sie zu hören.«

Dieses Zugeständniß, war nach Deborahs Ansicht eine ebenso große Selbstaufopferung, als wenn sie über rothglühende Eisen gegangen wäre.

»Es war, ehe wir die Schule eröffneten,« fügte Priscilla hinzu, »zu der Zeit als uns die Leute die klugen Rathschläge gaben, wir sollten Stellen als Haushälterinnen annehmen, statt aus unseren Kenntnissen Vortheil zu ziehen.«

»Ich fühle mich so jung wie an jenem Tage — vor vierundzwanzig Jahren,« rief Joshua triumphierend.

Das war denn doch ein Liebesrausch, welcher den Miß Weblings gefährlich erschien, sie hielten es deshalb für ihre Pflicht, etwas kaltes Wasser darauf zu gießen.

»Ach,« seufzte Miß Priscilla, »wenn die arme Mrs. Haggard in ihrer langen Krankheit das hätte vorhersehen können, sie würde es doch recht hart gefunden haben. Es ist eine Gnade Gottes, daß wir nicht in die Zukunft zu blicken vermögen.«

»Ich werde nicht überstürzt handeln,« sagte Joshua den strafenden Einwurf unbeachtet lassend. »Ich hielt es für meine Pflicht, Sie unverzüglich mit meiner Absicht bekannt zu machen, es soll aber vorläufig Niemand weiter davon erfahren, nicht einmal mein Sohn und meine Tochter. Ich werde Cynthia noch eine Weile bei Ihnen lassen. Sie soll während vieler friedlicher Tage Zeit haben, über das mir gegebene Versprechen nachzudenken. Wenn irgend eine Veränderung in ihrer Gesinnung eintreten, wenn sie entdecken sollte, daß sie sich in ihren Gefühlen für mich geirrt hat, so bin ich bereit, sie frei zu geben. Ich werde ihr, ehe ich fortgehe, sagen, daß es nur eines Wortes von ihr bedarf, um das Band zwischen uns zu lösen. Bleibt sie fest bei dem Versprechen, das sie mir gestern Abend gegeben hat, so komme ich noch, ehe dieses Jahr zu Ende ist, um sie heimzuholen. Inzwischen weiß ich, daß Sie sie gütig behandeln werden und daß sie sich glücklich bei Ihnen fühlt.«

»Wir haben uns stets bemüht, unsere Pflicht gegen sie zu erfüllen,« erwiderte Miß Deborah ziemlich steif.

Sie konnte es Mr. Haggard doch nicht so leicht vergeben, daß er eine so absurde Wahl treffen gekonnt, während zwanzig Jahre der hochgebildete Geist und das reiche Herz ihrer Schwester vor ihm gelegen wie ein offenes Buch, ohne daß er Verstand genug gehabt, darin zu lesen.

»Ich fürchte, die Veränderung in ihren Aussichten wird ihr zu Kopfe steigen und sie wird nicht mehr so gehorsam und pflichttreu sein, wie sie gewesen ist,« sagte Priscilla. »Wir können das unter den obwaltenden Verhältnissen kaum von ihr erwarten.«

»Ich glaube nicht, daß Sie einen Unterschied finden werden,« entgegnete Joshua, »sie ist Ihnen für Ihre Güte gegen sie aufrichtig dankbar.«

»Nur hat sich die Dankbarkeit gegen uns nicht in Liebe verwandelt,« bemerkte Priscilla scharf.

Cynthia brachte den Theekessel herein, um den Thee aufzugießen und trug ihn wieder hinaus, damit er am Herdfeuer heiß bleibe, mit einer Demuth, welche alle Befürchtungen ihrer Herrinnen Lügen zu strafen schien. Als Joshua nach beendigtem Frühstück in die Küche ging, um seiner Verlobten den Morgengruß zu bieten, fand er sie beschäftigt, den Anrichtetisch zu scheuern, und die eifrige Arbeit hatte das schöne junge Gesicht mit einer lebhaftesten Röthe geschmückt.

Sie legte die Scheuerbürste nieder und er nahm sie in die Arme und küßte sie. Der Kuß war väterlich in seiner sanften Innigkeit und doch der des Liebenden durch seine unterdrückte Leidenschaftlichkeit.

»Geliebtes Herz,« sagte er, sie in seiner Umarmung haltend und mit zärtlichem Ernst in ihr Gesicht blickend, »ich verlasse Dich jetzt auf ein paar Monate. Ich gebe Dir Zeit, in Dein Herz zu blicken und Gewißheit darüber zu erlangen, ob die Liebe, von der Du gestern Abend sprachest, wirklich vorhanden und nicht eine kindische Phantasie sei, welche entschwindet, wie beim Erwachen die Erinnerung an einen Traum. Im Schläfe wandeln wir in einem schönen Garten und halten die Hand eines Freundes, der vielleicht längst todt ist, und wenn wir Morgens erwachen, ist von unserm Traum nichts, kaum die Erinnerung geblieben. Vielleicht ist es auch so mit Deiner Liebe für mich, Cynthia.«

»Nein, nein,« antwortete sie Ihm in die Augen schauend, »mit Lebhaftigkeit, »nein, diese ist ebenso wirklich wie Ihre Güte und Weisheit.«

»Cynthia, ich bin alt genug, Dein Vater zu sein, ich habe eine Tochter, die älter ist als Du.«

»Was hat das damit zu thun? Ich dachte nicht an Ihr Alter, als ich Sie zu lieben begann.«

»Wann begannst Du das, mein süßes Kind?«

»Als Sie von hier fortgegangen waren, fühlte ich, daß etwas aus meinem Leben entschwunden sei, und ich wußte, daß ich Sie sehr gern hatte, ich hätte aber vielleicht nie entdeckt, daß ich Sie liebe, wenn —«

Sie stockte, erröthete tief und spielte mit dem Zipfel ihrer Schürze.

»Wenn was, Theuerste?«

»Ich möchte es nicht gern erzählen, es ist so thöricht.«

»O bitte, sage es doch.«

»Der junge Mr. Price aus der »Aufgehenden Sonne« wollte mein Liebster sein. Er pflegte mich abzupassen, wenn ich Abends aus der Kapelle kam, folgte mir durch die Straße und blieb bei mir an der Gartenthür stehen, um mit mir zu reden. Als er mir dann sagte, er liebe mich und wolle mich heirathen, haßte ich ihn furchtbar, und da wußte ich, daß ich Sie liebe.«

»Und ich hoffe, Du gabst Mr. Price zu verstehen, daß Du Dir nichts aus ihm machtest?«

»O ja, ich sagte es ihm ziemlich unumwunden, was er sehr übel nahm, und Miß Priscilla meinte, es sei thöricht von mir, einen so guten Antrag auszuschlagen. Aber Sie haben keine Vorstellung, wie ich ihn haßte, als er mir von Liebe vorschwatzte.«

»Gott segne Dich, mein Liebling. Lebewohl, bis ich komme, mein junges Weib zu holen, oder bis Du mir eine Zeile schreibst, Du habest Dich anders besonnen.«

»Das werde ich nie schreiben,« erwiderte Cynthia mit Ueberzeugung.

Mit diesen Worten küßten sie sich abermals und trennten sich.

Mit dem leichten Herzen der Jugend trat Joshua den Heimweg an, im Gehen sich die glückliche Zukunft ausmalend, die seiner und seinem bald durch Cynthia's süße Gegenwart verschönten Hause

warte. Es schien ihm, als habe er noch nie gewußt, was weibliche Schönheit und Anmuth sei, ehe er die kleine Verlassene auf der Wiese gefunden, ehe er auf diese Locken von blassem Golde geschaut, ehe er die weißen Füße durch das klare Wasser scheinen gesehen, die zarte Gestalt betrachtet hatte, die in halb sitzender, halb liegender Stellung an dem begrasten Abhang lehnte.

Er überlegte, wie er das alte Haus ein wenig freundlicher für die neue Herrin machen könne. Der abgeschabte Teppich im Wohnzimmer mußte mit einem neuen vertauscht werden. Er wollte ein Harpsichord oder eins von den neuen Pianos, von denen die Leute sprachen, kaufen und Cynthia konnte lernen, die Melodien der Hymnen spielen. Er wollte einen hübschen Wagen mit zwei Pferden statt des alten Einspanners anschaffen, und wenn Jim erst gesetzter war und heirathete, was doch innerhalb der nächsten sechs Jahre zu erwarten stand, so gedachte er sich vom Geschäft zurückzuziehen und ausschließlich der Kapelle zu widmen.

Auf dem Abhange des Hügels am oberen Ende von Combhaven lag ein Landhaus mit einem Garten, einem Springbrunnen und einer tief überhängenden Esche, das ihm so recht geeignet zum Wohnsitz für sich und sein junges Weib, ein viel passenderer Hintergrund für Cynthias reizendes Bild erschien, als das dem Ersten und Letzten gegenüberliegende gewöhnliche alte Haus. Und doch, wenn er sich die Sache ernsthaft ansah, war es ihm nicht möglich, dieses alte Haus zu verlassen. Mit ihm waren seine ersten Vorstellungen von der Heimat verwebt. In ihm war er geboren, in ihm hatten seine Eltern gelebt, in ihm waren sie gestorben. Nein, wenn Cynthia nur zufrieden damit war, so blieb er in dem alten Hause.

Und Judith? Welcher Aufnahme hatte sich die junge Frau von der steifen alten Jungfer mit den streng geschlossenen Lippen zu versehen? Judith mußte lernen, ihrer scharfen Zunge einen Zügel anzulegen und ihrem heftigen Temperament einen Dämpfer aufzusetzen. Seiner zarten Blume sollte kein rauher Wind zu nahe kommen.

»Ich werde Judith ein für alle Male zu verstehen geben, daß sie sich gegen meine Frau gütig und freundlich zu benehmen hat,«



dachte Joshua, »und ich muß ihr die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie stets mich respektiert und mir gehorcht hat.«

Er hatte es indeß gar nicht eilig, seiner Schwester oder selbst seiner treuen Naomi Mittheilung zu machen von der wunderbaren Veränderung, die in sein Leben getreten war und ihn zu einem neuen Manne gemacht hatte. Er glaubte, dazu sei Zeit genug, wenn er sein junges Weib nach Hause bringe, hatte doch Niemand ein Recht, seine Wahl zu bemäkeln oder seine Weisheit anzuzweifeln.

Trotz aller dieser Argumente fühlte er sich doch etwas verlegen, als Naomi sich mit lebhaftem Interesse erkundigte, wie sich das von ihm auf der Springfielder Wiese gefundene Mädchen entwickelt habe.

»Hat sie sich gut geführt, Vater? Hat sie schon lesen gelernt?«

»Ja, liebe Tochter, sie hat bewundernswürdige Fortschritte gemacht.«

»Und ist sie noch ebenso hübsch wie damals als Du sie zuerst sahest mit den Füßen im Wasser sitzend und das Haar ihr aufgelöst über die Schulter hängend?«

Naomi's Phantasie hatte sich die Scene ausgemalt, wie ihres Vaters dunkles Gesicht auf das im warmen Sonnenschein unter wilden Blumen sitzende blonde Kind hinabschaute.

»Mir scheint sie noch hübscher geworden zu sein.«

»Sie muß ein wunderliebliches Wesen sein, ich möchte sie wohl sehen. Wenn Sally sich verheirathete, könnten wir Cynthia als Magd nehmen, was meinst Du, Vater?«

»Dazu ist wenig Aussicht vorhanden, Naomi.«

»Daß Sally sich verheirathet? Das weiß ich doch, nicht, ich glaube, sie denkt daran,« erwiderte Naomi.

»Du wirst Cynthia kennen lernen, Naomi, und, wie ich hoffe auch lieben, aber sie kommt nicht als Magd zu uns. Die Natur hat sie zu etwas Besserem als zur Dienstbarkeit geschaffen, womit ich jedoch nicht sagen will, daß Dienen etwas nicht Ehrenwerthes sei oder daß nicht alle Männer und Frauen in den Augen ihres Schöpfers gleich wären. Ich glaube nur nicht, daß Cynthia geschaffen ist, um wie

Sally zu arbeiten oder an Dingen Gefallen zu finden, die Sally erfreuen.«

»Du kannst ihr vielleicht eine bessere Stelle verschaffen, Vater, z. B. als Kammerjungfer.«

»Daß sie der Spielball der Launen einer vornehmen Dame würde! Das wäre eher schlimmer als besser. Sorge Dich nicht um sie, Kind, bis Du sie erst näher kennen gelernt hast; ich habe meine Entschlüsse für die Gestaltung ihrer Zukunft bereits gefaßt.«

»Wie gut Du bist, Dich in dieser Weise eines armen verlassenen Waisenkindes anzunehmen, lieber Vater.«

»Es ist dabei mehr Selbstsucht als Güte im Spiel, Naomi, es hat mir Vergnügen gemacht, das Alles für sie zu thun.«

Weiter sprach er nicht mit seiner Tochter über Cynthia, es gewährte ihm aber Freude, daß Naomi ein herzliches Interesse an der Geliebten kundgegeben hatte, und er hoffte, Cynthia's Schönheit und Lieblichkeit werde sofort ihr Herz gewinnen, so daß beide sich einander eng anschließen und in ein schwesterliches Verhältniß treten würden. Es fiel ihm dabei gar nicht ein, daß Cynthia, die Empfängerin seiner Wohlthaten, in Naomi's Augen eine ganz andere Person wäre als dieselbe Cynthia, wenn er sie ihr als seine zweite Frau zuführte, und daß, je größer die Liebe seiner Tochter für ihn sei, um so stärker die Abneigung sein dürfte, seine Liebe mit einer Neuhinzukommenden zu theilen. Er war so glücklich, so sehr geneigt, alle Dinge von der heiteren Seite zu betrachten, daß er sich häusliche Mißhelligkeiten höchstens in einigen unliebsamen Aeußerungen seiner Schwester Judith, denen er bald ein Ziel zu setzen gedachte, vorstellen konnte.

Er war sehr glücklich. Es schien als sei seine Fähigkeit, volles, vollkommenes Glück zu genießen, nie zuvor geweckt gewesen. Wohl hatte er in seinem Leben Erfolge gehabt, wohl war ihm Alles glatt und leicht von Statten gegangen, aber der Regenbogen der Freude hatte noch nicht über kleinem Dasein geleuchtet. Hier und da hatte ein lebhafterer Farbenschein die nicht düstere, aber graue Einförmigkeit unterbrochen, jetzt war aber Alles Farbe und Licht. Er sah alle Dinge unter einem anderen Gesichtspunkte« von der

Schönheit eines Traumes verklärt. Die Natur, welche er bis jetzt mit sanfter Freude betrachtet, riß ihn jetzt zu liebender Anbetung hin. Er dankte Gott, daß er ihn in eine so schöne Welt gesetzt, daß er ihm solch ein gesegnetes Erbe gegeben habe. Auf seinen täglichen Gängen wiederholte er beständig die Psalmen, welche Freude und Dankbarkeit athmen, die Lobgesänge, welche dem Triumphe und dem Entzücken des auserwählten Volkes Gottes Ausdruck geben. Sogar seine Gemeinde fühlte sich mit fortgerissen von dem Freudenstrom, welcher der Brust ihres Predigers entquoll.

Es war ganz natürlich, daß er in diesem Gemüthszustande auch für Oswald Pentreath und seine Liebesqual ein menschliches Rühren empfand. Mit Beschämung und Schuldbewußtsein erinnerte er sich der Aeüßerung des Squires, wenn er Joshua heirathen wollte, würde er wohl nicht so lange warten, und sagte Oswald eines Abends in der Wildniß, die Hochzeit könne, wenn er das wünsche, schon zu Anfang des nächsten Jahres sein, vielleicht im März, wenn die Tage schöner würden und die Frühlingsblumen kämen.

»Jetzt, wo Ihr Vater seine Einwilligung gegeben hat, ist für mich weniger Grund vorhanden, Sie bis auf den Buchstaben bei Ihrem gegebenen Worte zu nehmen,« sagte er. »Sind Sie Ihrer Liebe für Naomi ganz gewiß — ganz gewiß, daß sie die Frau ist, die Sie allein aus der ganzen Welt für sich gewählt haben würden — so macht es wenig Unterschied, ob Sie sie im März heirathen oder im Juli.«

»Eine Veränderung meiner Gefühle ist nicht zu befürchten,« antwortete Oswald, »ich liebe sie von Tag zu Tag mehr und achte sie immer höher, je näher ich sie kennen lerne. Sie ist das edelste und beste Mädchen, das es giebt. Ich fühle mich im Vergleich zu ihr klein und schwach.«

Oswald hatte nichts Eiligeres zu thun, als Naomi mitzutheilen, seine Lehrzeit, wie er sich ausdrückte, sei abgekürzt.

»Wir sollen Anfang März Hochzeit machen, Naomi, wenn die Frühlingsblumen die Erde schmücken, sollst auch Du in unser altes, düsteres Haus einziehen, um es zu verschönen. Mitsommer bin ich schon ein ehrwürdiger Ehemann. Ich muß meinen Vater zu bewegen suchen, daß er ein Gig kauft, an das wir Herne spannen und in dem

ich Dich ausfahre.«

Naomi erröthete bei der Vorstellung, neben Oswald in einem hochrädigen Gig zu sitzen, das von dem unzuverlässigen Thiere gezogen ward und manche bedenkliche Stöße und Schwankungen erlitt. Der Gedanke, mit ihrem Gatten, wie ein altes Ehepaar, in einem Gig zu fahren, brachte die bevorstehende Heirath ihrem Gesichtskreise näher, als alle poetischen Ergüsse ihres Geliebten im Stande gewesen waren.

»Wir müssen auch darauf bedacht sein, die alten Zimmer ein wenig freundlicher zu machen, ehe Du zu uns kommst,« fuhr Oswald fort, »Ein paar Mulden weißen Kalk für die Decken wird der Squire ja wohl daran wenden, und dann muß ich zusehen, was unser altes Hausmädchen, Phoebe, mit etlichen Ellen Kattun und Mousselin ausrichten kann. Sie ist eine vortreffliche Arbeiterin und hat ihre Arme noch einmal so lang ausgedehnt durch alles Reiben und Poliren, das sie der Täfelung und den Möbeln angedeihen läßt. Ich sehe sie zuweilen um sechs Uhr Morgens, wenn ich einen frühen Ritt machen will, am Werke und wundre mich, warum sie sich so mit Zimmern abquält, die doch kein Mensch sieht. Ich glaube, das Putzen und Reiben ist eine religiöse Uebung bei ihr, wie es eine Sekte der »Schüttler« und »Springer« giebt, existiert vielleicht eine Sekte der »Reiber« und Phoebe gehört dazu.«

Naomi blickte ihn mißbilligend an. Selbst einer Sekte angehörend, verletzte es sie, daß über Angehörige einer anderen Sekte, mochten dies auch »Schüttler« und »Springer« sein, gescherzt wurde, auch diese handelten gewiß aus tiefster innerster Ueberzeugung, wenn deren äußere Kundgebung auch etwas Lächerliches hatte.

»Wenn Du nach der Grange kommst, wird die alte Täfelung einen Zweck haben,« sagte Oswald heiter, »sie wird als Spiegel dienen, um Deine fürstliche Schönheit zurückzustrahlen. Ich stelle mir immer vor, Du siehst den guten Agrippinas und Julias ähnlich, Naomi. Du weißt, es hat eine oder zwei tugendhafte Julius gegeben, obgleich die Mehrzahl den entgegengesetzten Weg zu wandeln vorzog, und hat es vielleicht auch eine keusche Agrippina gegeben, obgleich ich darüber nicht ganz sicher bin. Ich stelle Dich mir aber immer als eine

römische Dame vor mit goldener Stickerei an Deinen Gewändern und einem goldenen Diadem auf Deinem schwarzem Haar.«

Naomi hatte weder Tacitus, noch Gibbon gelesen und wußte von Rom nicht viel mehr, als daß der Apostel Paulus römischer Bürger gewesen sei und daß die Römer die Christen der ersten Jahrhunderte verfolgt hatten, sie verstand aber recht gut, daß Oswald ihre Schönheit preisen wollte, wenn er sie mit jenen römischen Damen von zweifelhaftem Charakter verglich.

Auch dieses Paar war sehr glücklich, wenn auch in einer ruhigeren Weise als Joshua. Die Zeit hatte doch bereits den ersten Schmelz der Neuheit von ihrer Liebe abgestreift. Sie hatten sich daran gewöhnt, sich als zu einander gehörig zu betrachten, auf einen gemeinschaftlich zurückzulegenden Lebensweg zu blicken. Oswald sah mit ruhiger Zufriedenheit in die Zukunft. Mit jedem Tage gewann er Naomi lieber, immer fester lehnte er sich an sie; er erkannte die Ueberlegenheit ihrer Natur über die seinige an und blickte voll Vertrauen auf die Rolle, die sie in seinem Leben spielen würde. Naomis Gefühle lagen tiefer und fanden selten einen Ausdruck in Worten. Sie konnte nicht scherzhaft von einer Liebe sprechen, welche das feierlichste Element ihres Lebens war. Sie dachte an ihr Glück, an das hohe Geschenk, das der Himmel ihr in Oswalds Liebe gegeben, mit einer gewissen ehrfurchtsvollen Scheu. Wenn er sie nun nie geliebt hätte; wenn er ihr nun doch noch entrissen würde? Sie wagte sich nicht auszumalen, welche entsetzliche Wüste im ersteren Falle das Leben für sie gewesen sein würde, wie grausam zerstört es ihr im letzteren Falle sein müßte. Zuweilen rief sie sich den furchtbaren Tag zurück, an welchem der Sturm über Comhaven dahingebraust war und ihres Vaters starke Arme Oswald den beutegierigen Wellen entrissen hatten. Wenn er nun nicht gerettet worden wäre und sie ihn niemals kennen gelernt hätte! Sie war nicht Philosophin genug, um sich das Leben unter diesen anscheinend unmöglichen Bedingungen construiren zu können.

Tante Judith verhielt sich dem Brautpaare gegenüber in einer nichts weniger als liebevollen, zustimmenden Gemüthsverfassung. Nach ihrer Ansicht opferte ihr Bruder dem Baal, indem er seiner

Tochter fünftausend Pfund gab, lediglich damit das irregeleitete junge Mädchen aus der ihr zukommenden Lebensstellung zu einem Stande erhoben werde, für welchen die Vorsehung sie nicht bestimmt hatte. Fünftausend Pfund, das machte, wie Tante Judith berechnete, zu fünf Prozent jährlich zweihundert und fünfzig Pfund oder wöchentlich fünf Pfund, eine Division, durch welche die Größe der Summe in den Augen der guten Haushälterin nur um so ungeheuerlicher erschien. Die gesamten Kosten von Mr. Haggards Haushalt beliefen sich ja die ganze Woche selten über fünf Pfund, und Joshua gab all das Geld hin, um aus seiner Tochter eine vornehme Dame zu machen!

Der Gedanke an dieses Geldopfer lastete schwer auf Tante Judiths Seele. Als eine Art von Gegengewicht gegen die verschwenderische Mitgift ihrer Nichte fing sie an, in noch weit kleinerer Weise als bisher zu sparen. Nur drei Mal in der Woche kamen Puddings auf den Tisch, und wenn sie erschienen, so waren sie von der einfachsten, wohlfeilsten Art, Puddings, deren Rezepte das Entzücken sparsamer Hausfrauen sind, denn sie schreiben keine Eier und sehr wenig Butter vor und ergeben doch ein Gericht, das äußerst sättigend wirkt. Der Theetisch wurde womöglich noch spärlicher als früher besetzt und die gute Wirthin setzte dabei, um Butter zu sparen, ihrer Nichte und ihrem Neffen Syrup vor, den sie als Kinder wohl sehr gern gegessen, der aber jetzt ihrem Geschmack widerstand. Sie zählte den wöchentlichen Bedarf an Seife mit der größten Genauigkeit zu und war, was Soda anbetraf, eine wahre Despotin.

»Ich weiß nicht, was Ihrer Tante in den Sinn gefahren ist, Miß Naomi,« beklagte sich die tiefgekränkte Sally, »ich kann mir nicht ein Paar weiße Strümpfe für den Sonntag Nachmittag auswaschen, ohne daß sie mir Eitelkeit und Verschwendung vorwirft und mir Jesabel ins Gesicht schleudert, als ob ich das gottloseste Mädchen in ganz Comhaven wäre.«

Konnten diese kleinlichen Ersparnisse, so sehr das Behagen der Familie darunter litt, selbstverständlich den Verlust von fünftausend Pfund nicht einbringen, so empfand Tante Judith dadurch doch eine

große Erleichterung für ihr schwer bedrücktes Gemüth. Sie hatte wenigstens das Bewußtsein, daß sie Alles that, um den Ruin aufzuhalten; sie kratzte die Butter von ihrem Brote und fühlte sich erhaben als häusliche Märtyrerin.

»Das wird ein schöner Staat werden,« grollte sie, »wenn sie erst verheirathet und ihre eigene Herrin ist und jährlich zweihundertfünfzig Pfund für ihren eigenen Gebrauch hat. Seidene Kleider mit Spitzen besetzt wird sie an Wochentagen tragen, und oft zu sehen werden wir sie hier wohl auch nicht mehr bekommen. Sie wird wohl auch nach der Kirche gehen, denn sie kann ja dort in dem großen Stuhl bei den vornehmen Leuten sitzen. Wenn ich Joshua wäre, ich sähe meine Tochter lieber todt und begraben, als daß ich sie an einen feinen Herrn verheirathete der mit Geringschätzung auf uns herabsieht.«

Judith vermochte sich nicht von dem Gedanken loszumachen, daß Oswald im Grunde seines Herzens die Familie Haggard und Alles, was sie umgab, tief verachtete. Ihr beschränkter Geist konnte sich nicht in die Möglichkeit hineindenken, daß der Sohn eines Squires Handelsleute für seines Gleichen anzusehen im Stande sei, daß der Geruch von Seife und Talglichtern nicht ganz abscheulich sei für die Nase eines Herrn, der seine Briefe mit einem beinahe königlichen Wappen siegelte und einen Namen trug, der auf dem allerältesten Schilde in der Kirche eingegraben war. Sie war unfähig Oswalds leichten Sinn zu begreifen, für welchen Rang und Reichthum sehr wenig Werth hatten im Vergleich zu persönlichen Vorzügen, und der Befriedigung der eigenen Neigung Sie war überzeugt, Mr. Pentreath lache im Stillen über sie, wenn sein Benehmen äußerlich auch noch so höflich und respektvoll sei, er sei durchaus kein Bewunderer ihres Sonntagskleides, halte ihre Aussprache für ordinär, und sei Derjenige, welcher den unverschämten Eulenspiegel, Jim, ermuthige, wenn sie Thee eingieße oder das kalte Fleisch zum Abendessen austheile, Fratzen hinter ihrem Rücken zu schneiden. Diese Ueberzeugung und ein allgemeines Gefühl des ihr durch die Mitgift von fünftausend Pfund zugefügten Unrechtes machten Tante Judith in dieser Zeit weder für sich selbst, noch für Andere zu einer

angenehmen Gesellschaft.

Das junge Paar ließ sich aber durch die gallige Stimmung der alten Jungfer wenig anfechten und war glücklich nach seiner eigenen stillen Art. Die Nachmittagsspaziergänge wurden regelmäßig fortgesetzt. Naomi machte Fortschritte im Landschafts- und Blumenzeichnen und saß manche Stunde mit ihrem Stift beschäftigt, während Oswald zu ihren Füßen im Grase lag und ihr Marmion oder Ivanhoe vorlas.

In dieser Weise hatten die Liebenden sich auch an einem Augustnachmittage unterhalten. Oswald hatte soeben die erschütternde und dramatische Scene aus Walter Scotts romantischer Dichtung vorgelesen, wo Constance de Riverley sich gegen ihre mitleidslosen Richter erhebt. Seit etwa einer halben Stunde war eine unheilverkündende Stille in der Luft bemerkbar für Diejenigen, welche Sinn hatten darauf zu achten, aber Naomi war viel zu sehr von der Erzählung gefesselt worden, um die Anzeichen des herannahenden Gewitters zu bemerken, und Oswald, der sich von der schwülen Atmosphäre eigenthümlich bedrückt fühlte, und etwas schläfrig las, hatte ebenfalls nichts davon wahrgenommen. Ein paar schwere Regentropfen, die gleichzeitig auf Naomi's Zeichnung und auf Oswalds Nase fielen, ließen sie auffahren.

»Es regnet!« rief der junge Mann, »und wie schwarz der Himmel aussieht. Wir bekommen ein Gewitter. Und Du in Deinem leichten Kleide, Naomi! Laß uns so schnell wir können, nach dem Hause laufen!«

»Nach der Grange?« fragte Naomi und sah dabei so erschrocken aus als hätte er ihr einen ganz furchtbaren Vorschlag gemacht.

»Warum denn nicht, mein Lieb? Nächsten Frühling wird sie ja Deine Heimat, ist es da zu viel, wenn sie Dir heute Obdach gegen das Unwetter gewährt?«

»Der Squire sieht es vielleicht nicht gern,« stammelte Naomi.

»Er wird sich im Gegentheile sehr freuen. Er hat, Deinen Vater und Dich nicht ausdrücklich eingeladen, ihn zu besuchen, denn wenn Ihr in Folge solcher Aufforderung kämet, wäret Ihr Gäste, er müßte Euch bewirthen und das geht durchaus gegen seine Grundsätze,



kommst Du aber ganz unversehens, so ist ihm das höchst angenehm. Eile, liebes Herz, der Regen wird stärker, und horch, da war auch schon der erste Donnerschlag.«

Es donnerte in der That und zwar so nahe bei ihnen, als wolle der Himmel selbst Naomi's Unentschlossenheit ein Ende machen.

»Welch einen drohenden Ton hat doch solcher Donner, Oswald,« sagte Naomi, als sie der kleinen Pforte zuliefen, die von dem Walde nach dem Wege zum Herrenhause führte.

»Ja, man kann sich vorstellen, der erste Mörder habe solchen Ton gehört, als er die Flucht ergriff. Es klingt wie die Stimme des Rachegottes. Schnell, schnell, Naomi, sieh den furchtbaren Blitz!«

Sie hatten die Pforte erreicht und es lag nur noch ein breiter Rasenstreif zwischen ihnen und dem Hause. Da die Ochsen des Squire dafür sorgten, daß der Rasen immer hübsch kurz blieb, so hatten Oswald und Naomi keine Schwierigkeiten schnell darüber zu gelangen und das Kleid der letzteren war nur leicht vom Regen besprengt, als sie das Haus erreichten.

Die Thür stand offen; Oswald führte seine Verlobte hinein und legte die Hand aus die Klinke an seines Vaters Zimmerthür, sie gab nicht nach; der Squire mußte ausgegangen sein und hatte wie gewöhnlich die Thür zu seinem Allerheiligsten verschlossen. Naomi ließ ihre Blicke verwundert durch die alte düstere Halle schweifen. Es war das erste Mal, daß sie dieses Haus betrat, in dem sie leben und sterben sollte. Es war ihr, als sei dies ein sehr feierlicher Moment in ihrem Leben, dessen sie sich immerdar als den Beginn eines Lebensabschnittes erinnern würde. Fortan war dieses Haus für sie mehr als ein Punkt in einer ihr bekannten Landschaft, es war für sie die Verkörperung des Heimatgefühls.

Und wie wirkte der Anblick dieses Hauses auf sie? Die schöne gewölbte Halle mit der Täfelung von braunem Eichenholz, auf welchem eine Reihe Familienportraits hingen, die noch dunkler als das alte Eichenholz aussahen, die breite Treppe mit ihrer soliden Balustrade, das Pflaster von weißem und schwarzem Marmor, besaßen ohne Zweifel eine eigenartige Würde und Schönheit. Man fühlte man war unter einem Dache, das schon viele Generationen

beherbergt hatte, gleichzeitig ward man aber durchfröstelt von einer namenlosen Oede und Leere. Ein Haus, in allen seinen Verhältnissen für die Bedürfnisse einer großen Familie und zahlreichen Dienerschaft berechnet, mußte einen trostlosen Eindruck machen, als Schauplatz des beschränkten Haushalts eines allein lebenden Geizhalses.

»Ich will Dir die Zimmer zeigen, die Du bewohnen wirst,« sagte Oswald und öffnete die Thür eines großen Gesellschaftszimmers das lange kein menschlicher Fuß betreten zu haben schien und einen geisterhaften Anblick gewährte, als bewahre es alte Familiengeheimnisse und werde durch die Schatten der Vergangenheit düster gemacht. Es war lang und schmal, weiß und hellgelb gemalt, und diese zarten Farben, welche unter günstigen Umständen dem Gemache ein heiteres Ansehen gegeben haben würden, trugen in dem grauen Lichte des Gewitterhimmels nur dazu bei, es noch unheimlicher zu machen.

Sämmtliches Möbel war mindestens ein Jahrhundert alt. Naomi hatte noch niemals in ihrem Leben Tische mit solchen Spindelbeinen, solche schmale hochlehnige Stühle, überhaupt solche Geradlinigkeit und Dürftigkeit an Möbeln gesehen. Selbst ihrem unerfahrenem nur an die einfachste Einrichtung gewöhnten Auge fiel der Mangel an jeder Farbe, an jedem Schmuck auf, wenn man nicht die kleinen ovalen Spiegel und kristallinen Kandelaber als solchen bezeichnen wollte. Die ehemals seegrünen brokatnen Vorhänge waren zu einer neutralen Farbe verblichen, die Sitze und Lehnen der Stühle und Sophas stanken in leinenen Ueberzügen; ein Buch oder Gemälde war nirgends zu erblicken.

Oswald beobachtete seine Braut und erwartete irgend ein Zeichen der Bewunderung, denn er bildete sich ein, sie müsse doch von Zimmern entzückt sein, welche so viel größer und aristokratischer erschienen als die, in welchen sie ihr ganzes Leben lang gewohnt hatte.

»Es ist ein schönes Zimmer, nicht wahre Vierzig Fuß lang und achtzehn breit.«

»Es ist sehr lang,« war Alles, was Naomi zu sagen vermochte.

Oswald fühlte sich etwas unangenehm enttäuscht.

»Möchtest Du das Speisezimmer sehen?« fragte er.

»Sehr gern.«

Was sie auch zu sehen bekam, es mußte nach diesem gespenstischen Solon mit den kalten Wänden und der schauerlichen Oede wie eine Erlösung erscheinen.

Sie gingen quer durch die Halle nach dem Speisezimmer hinüber, wo Braun und Düsterteit an Stelle der gespenstischen Helle des Salons trat. Die Möbel waren hier ebenfalls schmucklos, es sah aber doch wohnlicher in den Zimmern aus, man empfand mehr das Dasein von Menschen, denn es ward täglich von dem Squire und seinem Sohn benutzt. Auf einem Tische an dem großen Fenster befanden sich Zeitungen, Bücher und Schreibmaterialien, in den Ecken standen Peitschen und Spazierstöcke, auf dem großen alten Schenktisch befanden sich solide alte silberne Theegeschirre und darüber hing ein Portrait, das den gegenwärtigen Squire in der Blüthe seiner Jugend darstellte, als die Westen lang getragen wurden und »Wilkes und Freiheit« ein Parteiruf war. Ein Blitz zuckte über Naomis Gesicht als sie an das Fenster trat und hinausblickte auf den vor dem Hause liegenden sehr gut in Ordnung gehaltenen Garten, welcher von der dahinter liegenden Wildniß durch eine kurz geschorene Hecke getrennt war. In früheren Zeiten war auch der Rasenplatz durch die Scheere und Walze des Gärtners sammtartig gehalten worden, der Squire konnte aber nicht einsehen, was Gras für einen anderen Zweck haben sollte, als zur Weide zu dienen, und hatte es deshalb seinen Ochsen zum Verzehren an Ort und Stelle zur Verfügung gestellt.

Es war noch dunkler geworden; die Donnerschläge schienen den alten Kamin zu erschüttern, Regen und Wind fuhren wie böse Geister, welche auf dem Dache des Hauses ihr Wesen trieben, in Stößen durch den Schlot.

Naomi blickte mit großen, erschrockenen Augen nach dem Kamin, als habe sie dort das Hausgespenst gesehen.

»Welch unheimliches Geräusch,« flüsterte sie.

»Es ist nur der Wind, Liebste. Jetzt will ich Dir aber die

Familienportraits zeigen und das Wohnzimmer meiner Mutter, das bald das Deinige sein wird. Ich halte es für das freundlichste Zimmer im ganzen Hause.«

Naomi athmete auf, daß sie nun endlich etwas Freundliches zu sehen bekommen sollte. Die Dürsterheit des Speisezimmers hatte sie noch mehr bedrückt als die gespenstische Weiße des Salons.

Sie gingen die Treppe hinauf nach einer Galerie, welche die ganze Länge des Hauses einnahm; die langen, schmalen Fenster gingen sämtlich nach Westen, unter jedem befand sich ein tiefer Sitz von Eichenholz. Hier hingen die Familienportraits von dem gewöhnlichen Schlage und dazwischen See- und Fruchtstücke, Schlachtenbilder und auch etliche holländische Stilleben. Ferner standen hier einige alte große Porzellanvasen mit getrockneten Rosenblättern gefüllt, welche einen Duft ausströmten, der daran gemahnte, daß die Hände, welche einst diese Rosen gepflückt, jetzt Staub und Asche wären.

Von hier aus führte Oswald seine Braut durch eine Reihe unbewohnter Zimmer, welche aber der Fleiß der unermüdlichen Phöbe im besten Stande erhielt. Das Zimmer seiner Mutter war wirklich das hübscheste von allen, die Naomi bis jetzt gesehen hatte. Die weißen Wände waren durch Guirlanden von Früchten und Blumen in erhabener Arbeit geschmückt, das alte Möbel weiß lackiert, mit Goldstreifen eingefast und mit geblühtem Stoffe überzogen; an jeder Seite des Kamins stand ein schmaler altmodischer Bücherschrank, zwischen den Fenstern befanden sich Glaskästen mit heimischen Seegräsern und Muscheln, welche die junge Frau des Squires in den langen Tagen ihres müßigem unausgefüllten Lebens gesammelt hatte.

Naomi ging schnell zu den Bücherschränken, um die darin enthaltenen Schätze zu mustern; vieles davon kannte sie nicht einmal dem Namen nach. Da waren Spenser, Cowley, Waller, Dryden, Prior, Pope in weißen vergilbten Bänden mit Goldschrift auf den Rücken. Die Essayisten in einer netten Duodez-Ausgabe, Richardsons umfangreiche Romane in dünnen braungebundenen Octavos. Naomi las mit dem lebhaftesten Interesse die Titel, es war

ihr, als sei ihr mit dem Anblick dieser Bücher der Eintritt in eine Wunderwelt gestattet, von der bisher nur ein schwacher Schein zu ihr gedrungen in der Gestalt des »Taschen- Magazin« und einem Foliobande von Milton mit furchtbaren Bildern von Sünde, Tod, Satan und seinen bösen Geistern, welche sie in ihrer Kindheit schaudernd zu betrachten pflegte, und jenen Büchern theologischen und erbaulichen Inhaltes, welche die kleine Bibliothek ihres Vaters ausmachten.

»Was sind das für hübsche Bücher!« rief Naomi hochofren.

»Sie gehörten sämtlich meinem Großvater und kamen nach dessen Tode an meine Mutter; sie las sehr gern und liebte besonders die Dichter.«

»Ich wußte gar nicht, daß wir so viele Dichter haben. Pope und Spenser kannte ich wohl, von den andern habe ich aber nie etwas gehört, warum hast Du nie davon gesprochen?«

»Weil sie tot sind und dem Schattenreiche angehören; Byron hat sie der Vergessenheit anheimfallen lassen. In alten Bibliotheken führen sie noch eine Art von Fossilien-Leben wie die Fliege im Bernstein. Ihre Musik war süß bis zum Uebelwerden, ihr Lieben und Leiden so unwahr wie ihre Perrücken, sie sind die Poeten der Periode der Schönplästerchen und des Puders.«

Er zog einen Band von Waller hervor und las die »Verse an Amoret«, jene elegante Entschuldigung für ein gleichzeitiges Verliebtsein in zwei Frauen.

»Amoret — ein gut' Gericht,  
Köstlicheres giebt es nicht,  
Kaum gekostet, schon verleiht  
Leben es und Freudigkeit.

Sacharissa's Schönheit — Wein,  
Süßen Wahnsinn flößt er ein;  
Dem Trank widerstehen kann  
Hier auf Erden nie ein Mann.«

»Keine ganz üble Definition der Liebe, die befriedigt, und der, welche berauscht, findest Du nicht, Naomi?« fragte Oswald, als er das Buch zumachte. »Jene Poeten der Zopfzeit machten die Liebe

zu einer Wissenschaft. Du bist meine Amoret und hast mir Leben und Freudigkeit verliehen.«

»Ich hoffe, Du werdest nie Deiner Sacharissa begegnen,« erwiderte Naomi ernst, »da es wirklich scheint, als könnten Dichter zwei Frauen mit einem Male lieben.«

»Liebe Naomi, diese Verse sind in Zeiten geschrieben, als die Poeten Stutzer und Hofleute waren und es für sie zum guten Ton gehörte, ebenso oft eine neue Geliebte zu haben wie ein neues Kleid. Es war eine komödienhafte, durch und durch unwahre Zeit und doch gab es auch unter der Regierung Karls des Zweiten wahre Liebe und gebrochene Herzen; in den Dichtern aus Karl Stuarts Tagen findest Du aber keine Spur davon.«

»Ich fürchte, ich bin nicht gebildet genug, um diesen Dichtern Geschmack abzugewinnen.«

»Aber meiner Mutter Zimmer gefällt Dir doch?«

»Es ist lieblich.«

»Wie mich das zu hören freut. Von nächstem März an wird es das Deinige sein.«

»Oswald, ich habe mir Mühe gegeben, mir dieses Haus als meine künftige Heimat vorzustellen, aber ich weiß nicht, welch seltsames Gefühl mich überkommt, ich kann mir nicht denken, daß ich je hier wohnen werde, ich vermag mir kein Bild meines neuen Lebens zu machen. Es scheint mir Alles so fern, so schattenhaft, just wie meine Vorstellungen vom zukünftigen Leben, das mir weder mein eigener Glaube, noch meines Vaters Lehren als etwas Wirkliches, Sichtbares vor mein geistiges Auge zu stellen vermocht haben. Ich muß eine sehr schwache Einbildungskraft besitzen.«

»Vielleicht hast Du zu viel Verstand dazu, Naomi, Du kannst Deiner Phantasie nicht leicht den Zügel schießen lassen. Wenn Du an Dich denkst, so bist Du Naomi Haggard, die in ihres Vaters Haus in Comhaven lebt, und Du vermagst Dir nicht vorzustellen, daß Du im nächsten Jahre Naomi Pentreath heißen und alleinige Gebieterin dieser alten, öden Zimmer sein wirst. Mit Deinem Einzuge in dieses Haus, Geliebte, wird sich Alles ändern, selbst mein Vater sieht Deinem Kommen mit freudiger Erwartung entgegen.«

»Es ist sehr gut. Wäre es nicht thöricht und sogar gottlos, solchen Gedanken Raum zu geben, so glaubte ich, mein Gefühl sei eine Ahnung, daß Gott mir das glückliche Leben, das Du mir ausmalst, nicht beschieden habe. Das Gefühl drängt sich mir heute so unabweislich auf, es drängt sich zwischen mich und mein Glück, wie sich die Wolken heute zwischen uns und den Tag gedrängt haben.«

»Naomi!«

»O« es ist ja nur, weil ich Dich so innig liebe, Oswald! Ich kann mir nicht denken, daß der Himmel wirklich beschlossen habe, mich mein Leben lang so glücklich werden zu lassen, daß mir keine Leiden, keine Prüfungen zu Theil werden sollten. Man hat mich gelehrt, unsere Reise durchs Leben führe über dornige Pfade — es ist zu viel, daß Du mir Deine Liebe in ihrer ganzen Fülle geschenkt haben sollst, ich kann das von der Vorsehung nicht erwarten.«

»Du bist in einem düstern Glauben erzogen, liebste Naomi. Glaubst Du wirklich, die Vorsehung sei wahrer Liebe nie gnädig gewesen, habe vor unserer Zeit noch niemals einer glücklichen Verbindung gelächelt? Es giebt alte Männer und Frauen, die sich vor fünfzig Jahren ebenso treu geliebt haben, wie wir uns heute lieben, und Hand in Hand des Lebens Höhe erstiegen haben und wieder ins Thal hinunter gewandert sind. Ich glaube, die Vorsehung hat den Willen, uns glücklich zu machen, die Menschen selbst sind es nur, welche sich die Leiden und Schmerzen schaffen.«

Die harte Stimme des Squires scholl in diesem Augenblick aus der Halle herauf und machte dem Gespräche ein Ende. Oswald führte seine Verlobte hinunter, um ihren künftigen Schwiegervater zu begrüßen, der im Regen von einer abgelegenen Farm herangeritten war und mit Hilfe des alten Dieners seinen Rock und seine Stiefel auszog.

Er unterbrach sich in dieser Thätigkeit, um Naomi mit einem Kusse zu begrüßen.

»Wir wurden während wir im Walde zeichneten, vom Gewitter überrascht, Vater, und ich habe Naomi schnell hierher geflüchtet,« erklärte Oswald. »Ich habe ihr das Wohnzimmer meiner Mutter gezeigt.«

»Seht recht, es wird das ihrige sein, wenn sie verheirathet ist. Sie wird dort ihre Haushaltungsbücher führen und nähen. Nicht wahr, liebe Tochter? Meine Hemden und Kravatten sind in einem erbärmlichen Zustande, es wird ein wahrer Segen sein, wenn eine geschickte junge Frau sie in Ordnung bringt. Welch ein schauerhaftes Gewitter! Es wird dem Getreide, das noch nicht eingebracht ist, sehr viel Schaden thun und dann haben meine Pächter zu Weihnachten wieder eine Entschuldigung, mit der Rente im Rückstande zu bleiben.«

»Ich glaube, der Regen hat aufgehört,« sagte Naomi durch die offene Thür blickend, schüchtern, »und ich muß nach Hause zum Thee.«

»Darum brauchen Sie nicht fort. Oswald kann Ihnen eine Tasse Thee bringen lassen,« erwiderte der Squire in einem Anfall von Gastfreiheit.

Naomi erklärte jedoch, ihr Vater würde sich über ihr Ausbleiben beunruhigen, und da das Gewitter wirklich ausgetobt hatte, brachte sie Oswald nach Combhaven zurück.

---



## Sechstes Kapitel.

### *Sie ist meine Frau.*

Der September ging zu Ende. Die Erntefeste waren vorüber und man hatte in Comhaven die Empfindung, der Winter stehe vor der Thür und Wollenstoffe würden bald die einzige angemessene Tracht abgeben. Die Küchenfeuer nahmen in der Dämmerung einen traulicheren Schein an, zur Theezeit zeigte sich an den Wänden und Decken der Zimmer ein röthlicher Schimmer, der von einem leichten Feuer im Kamin herrührte und viel dazu beitrug, das Behagen jener Dämmerstunde zu erhöhen, in welcher auch die emsigste Hausfrau ihre Arbeit bei Seite legt und für eine kurze Spanne Zeit die Hände in dem Schoß faltet in dem tugendhaften Gefühl, sie habe die Ruhe wohl verdient und dürfe sich derselben hingeben und dabei gleichzeitig den Ruf und die Aussichten ihrer Nachbarn einer Kritik unterziehen oder über die in den Lokalblättern berichtete schauderhafte Mordthat oder die darin ebenfalls enthaltenen Hofnachrichten ihre Verwunderung äußern.

Joshua hatte während dieser stillen Herbsttage wiederum eine Reise unternommen, ohne seiner Familie über Ziel und Zweck derselben viel mitzutheilen; er hatte sich mit der Angabe begnügt, eine Geschäftsangelegenheit rufe ihn von Hause fort und er werde etwa eine Woche fern bleiben.

Judith war durch diese Verschlossenheit nicht wenig verletzt.

»Ich weiß gar nicht, was über Deinen Vater gekommen ist,« sagte sie zu Naomi. »Seit er zu der Einweihung von Wilds Kapelle gereist ist, kommt er mir wie ausgewechselt vor, es ist gar nicht mehr derselbe Mann. Und dabei weiß ich nicht, was ihm daran so zu Kopfe steigen konnte, die Aufforderung war gar keine so große Ehre für ihn — der Ort liegt am Ende der Welt und die Leute sind dort so unwissend wie die Negersklaven.«

»Ich kann keine Veränderung an Vater bemerken,« erwiderte Naomi, »er ist ganz ebenso gut und besorgt für Andere wie immer. Wenn eine Veränderung mit ihm vorgegangen ist, so scheint er mir nur noch liebevoller geworden zu sein.«

»Ach,« rief Judith verdrießlich, »mit verliebten Mädchen nützt es ja gar nicht, zu reden. Man verschwendet nur seine Worte. Du hast für keinen Menschen Augen und Ohren, als für Deinen Geliebten. Wenn Du im Geschäft wärest, würde Dir die Veränderung an Deinem Vater auffallend genug sein; die Hälfte der Zeit gehen seine Gedanken spazieren.«

»Er denkt vielleicht an seine Predigten, Tante.«

»Das that er doch sonst niemals, wenn er hinter dem Ladentische stand.«

Naomi konnte keine andere Erklärung geben. Es war ihr in letzterer Zeit vorgekommen, als sei ihr Vater gütiger und liebevoller gegen sie als seit Jahren, und sie hatte sich zurückversetzt gefühlt in die Tage der Kindheit, wo sie auf vielen seiner Gänge seine Begleiterin gewesen war und harmlos mit ihm geplaudert hatte. Er hatte sich mit Theilnahme in ihre Gefühle für Oswald versenkt, hatte mit ihr über ihre Zukunft gesprochen und war gegen Oswald selbst voll Wohlwollen und Nachsicht gewesen. Ihr Vaterhaus war ihr nie angenehmer ihr Leben nie glücklicher erschienen als während der letzten drei Monate. Es lag vielleicht mit an diesem Umstande, daß sie es sich so schwer vorstellen konnte, daß der Schauplatz ihres Lebens aus diesem freundlichen Heim in die düstere Vornehmheit der Grange verlegt werden sollte.

Joshua war jetzt zehn Tage abwesend und Tante Judith erging sich in bitteren Betrachtungen über diesen Mangel an Zuverlässigkeit.

»Einen Fremden läßt er predigen und unser letztes Faß Butter ist auch beinahe leer. Wenn das keine Veränderung an Deinem Vater ist, so weiß ich nicht, was das Wort bedeutet. Manche Menschen können aber die Worte nach allen Seiten drehen, man brauchte ein besonderes Wörterbuch, um sie zu verstehen!« rief die besorgte Geschäftsgenossin aus, als sie und Naomi im Scheine eines

Kaminfeuers am Spätnachmittage beim Thee saßen.

Sie waren Beide allein, denn Jim war nach Barnstaple gegangen, um Waaren einzukaufen. Er streifte die Puppe des Flegelthums jetzt allmählig ab und legte eine Befähigung und ein Interesse für das Geschäft an den Tag, was der Tante als Krone der Männlichkeit galt. Er war scharf, energisch, sehr praktisch und mehr auf den Gewinn bedacht, als seinem Vater lieb war, dabei aber doch ein guter, weichherziger Bursche.

»Vater kommt vielleicht heute Abend,« sagte Naomi beschwichtigend.

»Ganz dasselbe hast Du gestern und vorgestern auch gesagt. Kommt er nicht heute oder morgen, so kann Sonntag kein Gottesdienst sein, denn Mr. Scrupel hat ihm nur versprochen, ihn für einen Sabbath zu vertreten. Das wird ein schönes Aergerniß geben. Dein Vater kann ja in Combhaven das Haupt nicht wieder erheben.«

»Ich bin überzeugt, mein Vater wird keine Pflicht verabsäumen.«

»Meinst Du? Und was wird aus unserem frischen Faß Butter? Wo das herkommen soll, möchte ich wohl wissen. Ich kann es mir nicht unternehmen, danach nach Irland zu schreiben.«

»Du hättest immerhin schon ein Faß bestellen können.«

»Nein, so etwas unterstehe ich mir denn doch nicht, ich würde schön ankommen, wenn die Butter zufällig ranzig ausfiele. Vernachlässigt Dein Vater sein Geschäft, Naomi, so muß er die Folgen davon tragen und kann Sabbath kein Gottesdienst sein —«

»Es wird Gottesdienst sein!« unterbrach sie Naomi vom Stuhl aufspringend, denn draußen hörte man einen Wagen vorfahren. »Da kommt Vater.«

»Es fährt ja um diese Zeit gar keine Kutsche hier durch, Kind, mit der er ankommen könnte. Herr mein Gott schätze und bewahre uns, was bedeutet denn das? Es ist ja eine Postchaise mit einem Koffer oben darauf!« rief Tante Judith. »Dein Vater nahm nichts mit als einen Reisesack und müßte ja nicht richtig im Kopfe geworden sein, wenn er mit Extrapost käme.«

»Vielleicht ist er krank geworden!« schrie Naomi erschreckt. Die

Erscheinung einer Extrapost war ein Ereigniß, das eine ganz besondere und aller Wahrscheinlichkeit nach unheilvolle Bedeutung haben mußte.

»Es muß ein Irrthum sein,« sagte Tante Judith, ihrer Nichte in den Hausflur folgend. »Aber nein, da steigt ja Joshua aus, und es fehlt ihm nicht das Geringste«, fügte sie mit so ärgerlichem Ton hinzu, als wäre es ihr lieber gewesen, ihren Bruder mit gebrochenen Füßen aus dem Wagen tragen zu sehen.

Joshua kam den Seinen in dem halb dunklen Hausflur mit einem eigenthümlichen Ausdruck entgegen, eine Art scheuer Triumph, eine gewisse Beschämung über ein allzu großes Glück spiegelten sich aus seinem dunklen Gesichte. Er zog Naomi an sich und küßte sie mit einer Wärme und Innigkeit, wie er es nach einer so kurzen Abwesenheit noch nie gethan.

»Wie geht es meiner lieben Tochter?« fragte er.

»Sehr gut, Vater, und sehr erfreut, Dich wieder zu haben.«

»Unsere irische Butter ist beinahe alle,« tönte Tante Judiths Stimme vorwurfsvoll aus dem dunklen Hintergrunde.

»Ach, Judith, bist Du da? Laß Dir um die Butter keine grauen Haare wachsen, die wollen wir schon herbeischaffen,« erwiderte Joshua, indem er wieder nach der Chaise ging.

»Vor Ende nächster Woche kannst Du mit all Deiner Geschicklichkeit kein frisches Faß bekommen. Ich dachte mindestens, Du hättest einen Fuß gebrochen, weil Du in einer Extrapost nach Hause kommst,« fügte Judith hinzu.

»Ich kam in der Extrapost, weil ich noch Jemand mitgebracht habe,« antwortete Joshua ruhig.

Er hob eine zarte« mädchenhafte Gestalt mit einem großen runden Hut, der mit einem breiten weißen Bande festgebunden war, aus dem Wagen. Naomi sah im Zwielflicht süße blaue Augen bittend auf sich gerichtet und einen kleinen Rosenmund leicht beben. Sie glaubte in ihrem Leben noch keine so blumengleiche Schönheit, nicht etwas so Liebliches und Zartes in Gestalt und Farbe gesehen zu haben.

Joshua legte die Hand der Fremden in seinen Arm — und führte sie durch den Hausflur in das vom Scheine des Kaminfeuers beleuchtete Wohnzimmer. Judith drückte sich, als sie an ihr vorbeiging, gegen die Wand des Hausflurs, als gälte es einem Gespenste auszuweichen; Naomi folgte ihrem Vater in der größten Spannung.

»Ich habe Dir eine Freundin und Gefährtin mitgebracht, Naomi,« begann Joshua, als sie sämmtlich in dem Wohnzimmer waren, denn auch Judith war ihnen automatengleich, wie Hamlet dem Geist, gefolgt. »Ich habe Dir ein Wesen mitgebracht, das Du um meinetwillen lieben mußt.«

»Hast Du dieses junge Frauenzimmer mitgebracht, damit es im Geschäft mit thätig sei, so kannst Du ihr die Ellenwaaren-Abtheilung sogleich gänzlich übergeben, ich will dann lieber gar nichts mehr damit zu thun haben!« rief Tante Judith furchtbar in ihrem Zorne.

»Ich habe sie mitgebracht, damit sie den ersten Platz in meinem Hause einnehme, wie sie ihn in meinem Herzen bereits inne hat,« antwortete Joshua. »Dies ist Cynthia Haggard, meine Frau.«

Bleich vor Schrecken, mit weit aufgerissenen Augen starrten Tochter und Schwester den Prediger an. Seine ruhige Ankündigung ging so weit über die Grenzen dessen hinaus, was sie für möglich gehalten hatten, der Gedanke, Joshua könne zu einer zweiten Heirath schreiten, war ihnen selbst in ihren wildesten Träumen nicht gekommen, so daß Tante und Nichte sprachlos waren. Beide fürchteten, Joshua habe den Verstand verloren, es schien ihnen weit wahrscheinlicher, er spreche und handele unter dem Einflusse eines feindlichen Dämons, als daß, was sie sahen und hörten, Wirklichkeit und diese zarte Mädchenblume des ernstesten Predigers zweite Frau sein könne.

Erstaunt über die durch seine Worte hervorgebrachte Bestürzung blickte Joshua von Einer zur Andern. Da er sich nun einmal in den Gedanken hineingelebt hatte. Cynthia sei die geeignetste, passendste Gehilfin, welche Gott für ihn, wie Eva für Adam geschaffen habe, war es ihm gar nicht in den Sinn gekommen, andere Leute könnten Anlaß nehmen, sich über seine Wahl zu

verwundern. Ihre Jugend und Schönheit waren Segnungen des Himmels, die mit dem freien Geschenk ihrer Liebe ihm verliehen worden waren. Sie liebte ihn, sie hatte ihn erwählt, freudig, willig hatte sie sich in seine Arme geschmiegt und ihm eine Liebe geweiht, die beinahe Anbetung war. Sie hatte die zwischen ihnen gähnende Kluft der Jahre überbrückt, war an seine Brust geflogen wie der Vogel in's Nest. Durch ihre freie Wahl hatte sie die Kühnheit der seinigen gerechtfertigt. Hatte nun ein Anderer das Recht, die Jahre zu zählen und das Unpassende in dieser Verbindung zwischen der Jugend und dem reifen Alter hervorzuheben, da sie es doch nicht gethan?

Er war unwillig, daß seine Tochter ihn mit einem solchen stummen Ausdruck maßlosen Erstaunens anstarrte. Von Judith hatte er nichts Anderes als Auflehnung erwartet, ihr Benehmen machte deshalb weiter keinen Eindruck auf ihn.

»Du hast kein sehr warmes Willkommen für meine Frau, Naomi,« sagte er mit unterdrücktem Zorn. »Ich hätte, wenn nicht von Deiner Liebe, so doch von Deinem Pflichtgefühl mehr erwartet.«

»Vergieb mir, Vater,« antwortete Naomi mit einem Blicke unsäglichen Schmerzes. Die bestimmte Anrede ihres Vaters hatte ihr jetzt die Ueberzeugung verschafft, daß Alles, was sie höre und sehe, kein Trugbild ihrer Phantasie, sondern Wahrheit sei. »Ich war so erstaunt, daß ich nicht sprechen konnte.« Dann ging sie hin zu Cynthia, reichte ihr die Hand und sagte sanft: »Ich freue mich, Sie zu sehen.«

Cynthia nahm die ihr dargereichte Hand, die kalt wie Eis war, beugte sich darauf nieder und küßte sie.

»Es thut mir sehr, sehr leid, daß Sie so überrascht worden sind,« sagte sie unter Thränen. »Ich bat Mr. Haggard, Sie vor unserer Heirath davon in Kenntniß zu setzen, er hielt es aber für besser, dies nicht zu thun.«

»Ich glaubte, meine Heirath würde eine angenehme Ueberraschung für meine Tochter sein, sie werde sich freuen, zu wissen, daß, wenn sie mich verläßt, ich Jemand habe, der für mich sorgt —«

Hier erleichterte sich Tante Judiths übervolle Brust durch einen Seufzer.

»Daß ich ein junges, heiteres, angenehmes Wesen zur Gefährtin habe.«

Tante Judith stieß einen zweiten, noch lauterem Seufzer aus.

»Im Uebrigen hatte ich von Niemand die Erlaubniß oder Einwilligung zu meiner Heirath einzuholen. Und jetzt, Judith, hast Du vielleicht die Güte und besorgst Thee für uns, während ich hinausgehe und den Postillon abfertige. Wir hatten eine lange Fahrt von Barnstaple. Naomi führe Cynthia hinauf und hilf ihr Hut und Mantel ablegen. Mein Zimmer ist wohl in Ordnung?«

»Es ist in Ordnung für *Dich*,« erwiderte Judith, »ob es freilich für Mrs. Haggard gut genug sein wird, weiß ich nicht.« Sie legte eine so tiefe Gehässigkeit in den Ton, mit dem sie diesen Namen aussprach, daß ihr eine große Fertigkeit in der Kunst der Tonmalerei kaum abzusprechen gewesen wäre. »Sie ist es vielleicht besser gewöhnt; ich hätte mir eigentlich denken können, was im Werke war, als Du neuen Sitz zu Fenster- und Bett- — Bettvorhängen anschafftest.«

»Was gut genug für mich ist, ist es auch für meine Frau,« entgegnete Joshua, der lieblichen Gestalt, die soeben mit Naomi das Zimmer verließ, zärtlich nachschauend. »Bitte, Judith, sei gut, spute Dich, laß uns einen ordentlichen Thee haben mit Schinken und Eiern oder sonst etwas Derbem. Cynthia hat nicht recht zu Mittag gegessen.«

»Cynthia!« wiederholte Judith, als erwache sie plötzlich aus einem Zustande halber Geistesabwesenheit. »Ist das nicht der Name des jungen Mädchens, das Du auf der Wiese gefunden hast?«

»Ganz recht!«

»Und Du hast dieses Frauenzimmer — eine Landstreicherin, eine Dienstmagd, geheirathet?«

»Ich habe ein liebliches, unschuldiges Mädchen geheirathet, welches die Vorsehung bestimmt hat, der Schmuck und Segen meiner späteren Jahre zu sein. An jenem Tage auf der Wiese hat Gott sie mir bescheert, denn sie liebte mich von jenem Zusammentreffen an und ich weiß nicht, ob nicht auch meine Liebe

zu ihr schon damals erwachte. Meine Gedanken haben sich seitdem unausgesetzt mit ihr beschäftigt, obgleich ich erst seit diesem Sommer weiß, wie lieb sie mir geworden ist. Judith, Du siehst mich an, als redete ich in einer fremden Sprache.«

»Du könntest ebenso gut hebräisch reden, so, wenig verstehe ich Dich,« antwortete Judith. »Indeß Du hast Dein Bett gemacht und mußt zusehen, wie Du darin schläfst. Du sagst, Du brauchest meine Erlaubniß oder Einwilligung nicht, die braucht nie ein Mann, wenn er sich zum Narren machen will, das ist bei den meisten Leuten ein Akt des freien Willens.«

»Judith, wenn Du glaubst, ich lasse mir in einer mich so nahe berührenden Angelegenheit Unarten und Beleidigungen gefallen, so bist Du im großen Irrthum,« rief der Prediger streng und finster. »Die schlimmsten Feinde, die ein Mensch haben kann, sind die, welche er im eignen Hause beherbergt. Ich will keinen Feind haben, der mein tägliches Brod und mein tägliches Gebet teilt. Sollen wir Beide noch ferner mit einander hausen, so mußt Du meine Frau lieben, wie Du mich liebst. Sie ist ein Theil von mir, der freundliche, bessere Theil. Eine Beleidigung gegen sie ist eine doppelte Beleidigung gegen mich und ich werde sie doppelt schwer strafen. Und nun, Judith, gieb mir die Hand und nimm meine Worte zu Herzen, oder suche Dir noch heute Abend ein anderes Obdach. In meinem Hause soll Niemand leben, der meiner Frau feindlich gesinnt ist.«

»Das ist eine kurze Kündigungsfrist,« sagte Judith verbissen. »Da ist meine Hand. Du bist mir ein guter Bruder gewesen und ich war Dir auch keine schlechte Schwester, ein — ein hübsches Gesicht soll uns nicht entzweien. Mögest Du glücklich sein.« Sie schüttelten sich die Hände, von Joshuas Seite mit voller Herzlichkeit, von Judiths Seite nicht ohne inneren Vorbehalt. Der Prediger fühlte sich als Sieger, nur lassen solche Siege im häuslichen Leben gar häufig die Keime zu künftigen Kämpfen zurück.

Judith ging hinaus, um eine Mahlzeit für die Reisenden zu bereiten und bald verbreiteten sich appetitliche Dünste aus der Küche durch das Haus. Mit finsterner Stirn stand Judith am Herde und schlug Eier in die zischende Pfanne, während Sally ihr in Furcht und Wunder zur



Hand ging.

»Bringe das beste Theegeschirr ins Zimmer und hole ein Paar Wachskerzen für die silbernen Leuchter aus dem Laden.« gebot Judith; Sally vernahm es sprachlos, mit offenem Munde, solche Vorbereitungen wurden sonst nur für große Theegesellschaften getroffen.

»Der Herr hat sich verheirathet, Sally. Wir müssen ihm zeigen, wie sehr wir uns darüber freuen.«

»Geheirathet!« schrie Sally. »Ist's Mrs. Trimly?«

Mrs. Trimly war eine korpulente Wittwe eines Gerbers mit einem recht ansehnlichen Vermögen. Sie bewohnte ein ihr gehöriges großes Haus am oberen Ende von Comhaven, trug jeden Nachmittag ein seidenes Kleid, eine goldene Brille und die schönsten Hauben im ganzen Orte und war ein sehr frommes Mitglied von Joshuas Gemeinde. Jeden Sonntag Morgen hielt sie im Gotteshause ihr Schläfchen und jeden Sonntag Nachmittag suchte sie sich ebendasselbst ihr Ruheplätzchen, mit dem einzigen Unterschiede, daß Morgens ihr Schlaf etwas leiser und Nachmittags etwas lauter war.

Es erschien Sally also die natürlichste Sache von der Welt, daß ihr Herr die reiche Gerberwittwe heirathe, wenn sie auch fünfzehn Jahr älter war als er und an asthmatischen Zufällen litt. Sie hatte lange zu bemerken geglaubt, daß Mrs. Trimly den Prediger mit sehr günstigen Augen ansehe und daß er nur anzuhalten brauche, um sie sammt ihrem Hause, Garten, Aeckern und Baarvermögen sein eigen zu nennen.

»Nein,« sagte Judith, »Mrs. Trimly ist's nicht, das könnte man immer noch eine verständige Heirath nennen. Wenn aber Männer in meines Bruders Alter heirathen, so fragen sie dabei gewöhnlich nicht den Verstand, sondern nehmen, was ihrem Auge wohlgefällt. Deine neue Herrin, Sally, hat Flachshaar und blaue Augen, das ist für meinen Bruder genug. Ich hoffe, sie wird Dir gefallen und Du werdest Dir beim Poliren der Möbel fernerhin ebenso viel Mühe geben, wie Du zu meinen Zeiten gethan.«

»Sie gehen doch nicht fort, Miß Haggard?« keuchte Sally, der sich

plötzlich eine Aussicht auf ein so paradiesisches Leben zu eröffnen schien, daß ihr Auge schier geblendet davon ward.

»Nein, Sally, ich gehe nicht fort, aber ich sinke zu einer Null herab,« erwiderte Judith finster.

Sallys Hoffnungen sanken ebenfalls. Sie verstand die Bedeutung des Wortes, zu dem Miß Haggard hinabsank nicht, wußte aber, als was jene immer im Hause blieb, so lange sie da war, sei an keine Erleichterung ihrer Arbeitslast zu denken.

Während dessen befanden sich Joshuas Frau und Tochter in seinem Schlafzimmer und betrachteten einander scheu und verstohlen beim ungewissen Schein einer Kerze, die Naomi hielt, während Cynthia vor dem Spiegel stand und ihren Hut abnahm.

Mit Thränen in den Augen und einem schmerzlichen Zuge um den Mund strich die junge Frau sich mit Joshuas harter schwarzer Bürste das Haar glatt. So unerfahren sie auch im Leben war, hatte der Instinkt sie doch sofort darüber belehrt, daß ihres Mannes Heirath seinen nächsten Angehörigen entsetzlich sei und daß sie in diesem Hause nicht freudig willkommen geheißen werde.

Sie betrachtete Naomi mit unaussprechlichem Bangen.

War dies die liebevolles Tochter, die zärtliche Gefährtin und Freundin, welche ihr Joshua verheißen hatte? Diese hohe, schlanke Gestalt mit dem edel geschnittenen Gesicht, das von dicken rabenschwarzen Flechten, die um einen Kamm gewunden waren, wie von einer Krone überragt ward, flößte Bewunderung ein, hielt aber die Liebe in weiter Ferne. Cynthia fühlte, daß sie mit dieser schönen Stieftochter nie vertraut werden könne, und doch hatte sie Joshua's Gesicht und mußte ihr schon aus diesem Grunde theuer sein.

»Ich bin so betrübt darüber, daß Ihr Vater es Ihnen nicht früher gesagt hat,« begann sie zaghaft. »Ich fürchte, es macht Sie unglücklich« daß er mich geheirathet —«

»Es hat mich im hohen Grade überrascht,« unterbrach sie Naomi. »Ich habe nie gedacht, daß mein Vater wieder heirathen könne, der Einfall ist mir nicht von ferne gekommen. Hätte mich Jemand auf die Möglichkeit hingewiesen, ich wäre zornig geworden. Und Sie sind

sehr jung, könnten so viel eher seine Tochter, als seine Frau sein.«

»Keine Frau könnte ihn mehr lieben und ehren, als ich es thue,« sagte Cynthia, der jetzt die Thränen an den Wangen hinabliefen.

»Niemand könnte ihn kennen und nicht ehren,« antwortete die Tochter stolz. »Weinen Sie nicht, Ich tadele Sie nicht. Ich habe kein Recht ihn zu tadeln. Ich beabsichtige nicht, Ihnen etwas Unfreundliches zu sagen, und noch weniger, unehrerbietig von meinem Vater zu sprechen, aber diese Heirath setzt mich in maßloses Erstaunen.«

Hier versagte auch Naomi die Stimme und Beide führten ein Duett im Schluchzen aus. Naomi faßte sich zuerst wieder.

»Es ist sehr, sehr böse von mir,« sagte sie reuevoll. »Als ob mein lieber Vater nicht das Recht hätte, auf seine Weise glücklich zu sein. Ich bin eifersüchtig, unvernünftig, abscheulich. Weinen Sie nicht, armes kleines Wesen,« fügte sie, Cynthia mit beschützender Güte an sich ziehend, hinzu. »Ich bin nicht so grausam und undankbar, ich Ihnen erschienen sein muß. Ich liebe aber meinen Vater so innig und dachte, er sei ganz mein eigen, da war mir die Vorstellung, er könne Jemand anders mehr lieben als mich, im ersten Augenblicke gar zu bitter und machte mich hart, selbstsüchtig und pflichtvergessen. Trocknen Sie Ihre Thränen, Liebe, wir müssen uns um meines Vaters willen mit einander befreunden.«

Cynthia hörte auf zu schluchzen. Sie schmiegte sich liebevoll an Naomi, wie der Epheu an die Eiche.

»O wenn Sie mich nur ein klein wenig lieben wollen, so werde ich sehr glücklich sein,« bat das kindliche Weib. »Er hätte es Ihnen sagen sollen. Ich weiß, ich muß Ihnen wie ein Eindringling vorkommen. Wenn Sie aber wüßten, wie ich ihn liebe, wie ich ihn Vom ersten Augenblicke an angebetet habe, wo er mich, ein armes verlassenes Geschöpf, ohne Freund, nur an harte Behandlung und harte Worte gewöhnt, unter seinen Schutz nahm. Er war so wahrhaftig, so stark, ein Felsen im Sturme. Als er mich unter seinen Schutz genommen hatte, fühlte ich mich geborgen und fürchtete nichts mehr.«

»Ja, er hat mir erzählt, wie er Sie fand,« sagte Naomi

gedankenvoll. »Armes Kind!«

Das war also der Findling, von dem der Vater gesprochen, das Mädchen, an dessen Schicksal sie so warmen Antheil genommen, ohne sich träumen zu lassen, daß diese namenlose Fremde ihr das Herz ihres Vaters stehlen würde.

»Hat er Ihnen erzählt, daß ich damals eine Heidin war?« fragte Cynthia feierlich, »daß ich nichts wußte, nichts glaubte, keine Hoffnung besaß, die über mein tägliches Leben hinausreichte, ach und das war ebenfalls hoffnungslos? Ich hatte keinen Vater auf Erden gekannt, ich kannte auch keinen Vater im Himmel. Ich glaubte der Tod sei das Ende aller Dinge, und sehnte mich oft nach dem Sterben.«

»Armes Kind,« wiederholte Naomi mit ernstem Mitleiden.

»Ja« damals war ich arm, die Aermste der Armen,« sagte Cynthia, »seit jenem gesegneten Tage bin ich aber reich über alle Maßen! Hinfort ist mir die Krone des Lebens gegeben!«

Es lag in diesem Ausspruche nichts Salbungsvolles oder Werkheiliges,« sondern es war der Ausdruck eines kindlichen unverbrüchlichen Glaubens.

»Ja, wenn Sie getreu sind bis an den Tod,« antwortete Naomi mit tiefstem Ernste. Ihre tief angelegte Natur vermochte sich nicht so leicht zufrieden zu geben, sie hatte mit ernstern Zweifeln und Sorgen auch in religiöser Hinsicht zu kämpfen.

»Und Sie wollen versuchen, mich ein wenig zu lieben,« sagte Cynthia bittend.

»Ich werde Sie um meines Vaters willen sehr lieben, wenn Sie ihn glücklich machen.«

»Ich werde ihn ehren, ihm gehorchen und ihm gleich einer Magd dienen, wenn er es gestattet,« antwortete Cynthia. »Und darf ich Sie Naomi nennen?«

»Ja, Cynthia.«

Von diesem Augenblicke an nannten sie sich Naomi und Cynthia und Du. Das Wort »Mutter« konnte nicht in Frage kommen, es trat vielmehr das umgekehrte Verhältniß ein, Naomis Benehmen gegen

ihre Stiefmutter hatte etwas Mütterliches, Beschützendes, während sich die schwächere Natur der jungen Frau instinktmäßig an den mehr männlichen Charakter der Tochter anlehnte.

»Ich dachte« Ihr kämet gar nicht wieder,« sagte Joshua, als sie in das von den beiden Wachskerzen glänzend erleuchtete Wohnzimmer traten, dem der gedeckte Theetisch den Anstrich gesteigerter Behaglichkeit verlieh.

Kerzengrade, die Hände in den Schooß gefaltet, saß Judith da und sah zu, wie die Wachslichter herabbrannten, wie eine größere Seele vielleicht den ein fürstliches Vermögen verzehrenden Flammen zugeschaut haben würde. In diesem Opfer der Wachskerzen lag eine unbeschreibliche Tiefe der Trostlosigkeit für sie und zugleich die bitterste Ironie, die sie ersinnen konnte; sie zündete theure Wachskerzen an zu Ehren einer wandernden Bettlerin, die Joshua als Frau in sein Haus geführt.

»Was habt Ihr Beide denn so lange mit einander zu plaudern gehabt?« fragte Joshua mit einem Versuch zu scherzen; »habt Ihr Freundschaft geschlossen?«

»Ja, Vater,« antwortete Naomi mit einem Blick voll Liebe und Verehrung, »wir haben Freundschaft geschlossen. Cynthia und ich werden Schwestern sein. Es würde närrisch klingen, wenn ich sie Mutter nennen wollte, denn sie ist zwei Jahre jünger als ich und sieht noch jünger aus, als sie ist.«

»Sehr gut, mein Kind, so seid denn Schwestern. Welchen Namen Ihr Eurem Bunde gebt, ist mir gleich, wenn Ihr Euch nur liebt. Und jetzt, Judith, den Thee.«

Miß Haggard hatte sich an eine Ecke des Tisches, fern von ihrem gewohnten Platze vor dem Theebrett gesetzt und hielt sich dort ernst, undurchdringlich. Kein Zug ihres Gesichtes verrieth ihre Unzufriedenheit, sie hatte sich in Miene und Haltung zu einem Ausdruck duldender Selbstverleugnung und Resignation gezwungen, als ob alle Theilnahme an dem sie umgebenden Leben für sie unwiederbringlich verloren sei. Sie sah aus, als sei sie bereits geworden, als was sie sich in dem Gespräche mit Sally bezeichnet hatte — eine Null.

»O nicht doch!« entgegnete sie auf die Aufforderung ihres Bruders. »Daran darf ich nicht mehr denken, mit der Theekanne habe ich nichts mehr zu thun. Mrs. Haggard wird natürlich den Thee eingießen, es ist ihr Amt.«

»O bitte, lassen Sie meinerwegen keine Aenderung eintreten,« rief Cynthia, indem sie mit einem schüchternen, flehenden Blick in das steinerne Antlitz sah. »Ich bin nie gewohnt gewesen, Thee einzugießen und würde mich dabei recht ungeschickt anstellen. Wenn es also Joshua nicht etwa wünscht,« fügte sie hinzu und wandte sich an ihren Gatten mit einer Miene, die mehr als Worte sagte, sein leisester Wunsch sei ihr Befehl.

»Ich wünsche nichts, was Unwillen und Störung im Hause verursachen könnte.« antwortete Joshua, »sondern daß wir in Frieden und Einigkeit glücklich beisammen leben. Gieße den Thee ein, Judith, und mache kein thörichtes Aufheben wegen Kleinigkeiten.«

»Ich mache nie Ausheben wegen Kleinigkeiten,« entgegnete Judith mit Würde, »es empfiehlt sich aber, die Dinge sofort auf den richtigen Standpunkt zu stellen, das erspart für die Zukunft Mißverständnisse.«

Mit diesem Protest nahm sie ihren gewohnten Platz ein und machte später niemals wieder Miene, ihn abzutreten.

Cynthia setzte sich auf einen dicht neben dem ihres Gatten stehenden Stuhl, schmiegte sich an ihn und schaute mit leuchtenden Blicken der Bewunderung und Verehrung zu ihm auf, während er mit seiner Tochter häusliche Angelegenheiten besprach.

Etwas später kam auch Jim heim und wurde der Frau seines Vaters vorgestellt. Auch für ihn war die Ueberraschung eine unbeschreiblich große, er nahm die Sache, sobald nur das erste Staunen vorüber, aber doch viel kühler auf, als seine Tante und Schwester. Er betrachtete die Veränderung im Familienleben, wie dies einem eingehenden Geschäftsmann zukam, weit mehr von der praktischen, als von der gemüthlichen Seite, sah nicht gleich Naomi darin eine Beeinträchtigung seiner Liebe für seinen Vater und beunruhigte sich auch nicht darüber, daß diese zweite Heirath für

einen Seelenhirten als unwürdig und thöricht bezeichnet werden könnte. Dagegen überlegte er ernsthaft, welchen Einfluß sie auf seine Aussichten üben könne.

»So lange Vater nicht daran denkt, mir das Geschäft nicht geben zu wollen, bin ich zufrieden,« raisonnirte er. »Meine Stiefmutter sieht übrigens gar nicht aus, als ob sie Einem das Leben sauer machen wollte und könnte. Wenn sie nur Tante Judith das Regiment aus den Händen nehmen und uns jeden Tag Pudding geben wollte!«

Oswald ließ selten einen Abend vergehen, ohne heranzukommen und wenn es nur auf eine halbe Stunde geschah, gerade an diesem Abend, wo ihn Naomi mit doppelter Sehnsucht erwartete, mußte es aber der Zufall fügen, daß er ausblieb. Der Squire war von einer besonderen Gesprächigkeit gewesen und hatte seinen Sohn am Kamin im Speisezimmer festgehalten, um mit ihm über Politik zu reden, während der durch den alten Schornstein seufzende und heulende Wind dazu accompagnirte.

»Was nur Oswald zu Vaters Heirath sagen wird?« war die Frage, welche Naomi während des Abends zumeist beschäftigte und die sie sich wiederholte, als sie schlaflos in ihrem Bette lag.

---

## Siebentes Kapitel.

### *Ich habe unbegrenztes Vertrauen.*

Am Morgen nach Joshuas und seiner jungen Frau Ankunft erwachte Naomi mit einem eigenthümlichen Schmerzgefühl. Es war ihr zu Muthe wie Jemand, über den plötzlich ein schweres Unglück hereingebrochen ist und für den seine ganze alte Umgebung leer und öde und bedeutungslos geworden.

»Ich habe meinen Vater verloren!« rang es sich wie ein Schrei der Verzweiflung aus ihrem gequälten Herzen, und dann kam die Vernunft, diese ruhige, milde Lehrerin, setzte sich an ihr Bett, betrachtete die Sache in logischer Weise und bewies ihr, daß ihr Vater ihr kein Unrecht zugefügt habe. Sie erröthete bei dem Gedanken an ihre Selbstsucht — sie, die ebenfalls ihr Herz einem Anderen geschenkt hatte — sie, die im Begriffe stand, das Vaterhaus zu verlassen — sie konnte ihrem Vater sein neues Glück mißgönnen!

»Aber mein Vater ist stets der Erste in meinem Herzen gewesen und wird stets der Erste darin bleiben,« fügte sie entschuldigend hinzu.

»Wenn sie meinen Vater nur glücklich macht, so will ich zufrieden sein,« dachte sie nach einem Weilchen, während I sie vor dem kleinen Spiegel ihre schweren Flechten um den Schildpattkamm legte. »Ich wünschte nur, sie wäre etwas älter, es will mir nicht in den Kopf, daß sie eine passende Gefährtin für meinen Vater sei.«

Mit dem Entschlusse, sehr freundlich gegen die arme kleine Frau zu sein und sie gegen Tante Judiths Bitterkeiten zu schirmen, ging Naomi die Treppe hinunter. Tante Judith war aber an diesem Morgen von einer wahrhaft ausgesuchten Höflichkeit Sie hatte sich vorgenommen, das neue Mitglied der Familie mit äußerster Zuvorkommenheit, aber auch mit ebenso großer Zurückhaltung zu



behandeln. Jim begrüßte seine Stiefmutter mit offener Vertraulichkeit und machte ihr den Vorschlag, nach dem Mittagsessen mit ihm in die Nüsse zu gehen.

»Du issest doch gewiß gern Nüsse?« sagte er.

»Ich gehe gerne in den Wald,« antwortete Cynthia, deren Herz von freundlichen Gefühlen für die Stiefkinder überfloß, und die dankbar war für den kleinsten Beweis des Entgegenkommens, der ihr von jener Seite zu Theil ward.

»Ich möchte wohl wissen, was aus dem Geschäft werden soll, wenn Du jeden Nachmittag in die Nüsse gehst?« — fragte Tante Judith, sich schon gegen ihren Neffen wendend, an den wenigstens brauchte sie nicht ihre Höflichkeit zu verschwenden.

»Aber Tante, ich bin während des letzten halben Jahres wahrlich nicht oft aus dem Geschäft gekommen und spiele selten genug den Tagedieb. Außerdem giebt es zwischen Mittagsessen und Thee in meiner Branche nicht viel zu thun.«

»Natürlich, wenn Mrs. Haggard spazieren zu gehen wünscht —«

»Nennen Sie mich Cynthia, bitte,« unterbrach sie die junge Frau und fügte schüchtern hinzu, »wenn Sie nicht vorziehen sollten, mich Schwester zu nennen.«

»Sie sind sehr gütig, ich würde aber meine Zunge wohl nicht daran gewöhnen können. Ich habe nie eine Schwester gehabt und kann mir nicht vorreden, ich hätte eine bekommen. Bei Ihrem Vornamen kann ich Sie auch nicht nennen, ich würde fürchten, damit gegen den Respekt zu verstoßen, den ich der Frau meines Bruders schuldig bin, und dergleichen soll mir Niemand nachsagen.«

»Ich nenne Dich aber Cynthia,« sagte Jim. »Ein solcher großer Schlagtod, wie ich bin, kann zu einem so hübschen kleinen Wesen, wie Du bist, nicht Mutter sagen, die Leute würden sich darüber vor Lachen ausschütten. Und heute Nachmittag kommst Du mit Nüsse pflücken, nicht wahr? In Matcherly-Wood giebts Hasel- und Walnüsse in überreicher Menge. Es ist drei Meilen von hier, kannst Du auch so weit gehen?«

»Ich bin eine ziemlich gute Fußgängerin,« antwortete Cynthia, glücklich, in so gutem Einvernehmen mit ihrem Stiefsohne zu

stehen.

»Soll ich das Theegeschirr auswaschen?« fragte sie, als das Frühstück verzehrt und Joshua ausgegangen war.

»Ich habe es seit vierundzwanzig Jahren ausgewaschen und möchte nicht gern, daß etwas davon zu Schaden käme.« antwortete Judith höflich. »Sie brauchen sich mit dergleichen nicht zu bemühen, Mrs. Haggard, amüsieren Sie sich nur, Sie sind hier die Herrin und es kommt Ihnen zu, sich aufwarten zu lassen.«

»Daran bin ich aber wirklich gar nicht gewöhnt, Miß Haggard,« betheuerte Cynthia.

»Woran Sie gewöhnt sind oder nicht, kommt dabei gar nicht in Betracht,« erwiderte Judith. »Sie sind die Frau meines Bruders und sollen demgemäß behandelt werden. Ist es Ihnen Vielleicht gefällig, sich ins gute Zimmer zu setzen? Wir haben es an Wochentagen nicht benutzt, das ist aber natürlich für Sie kein Grund, es ebenso zu halten.«

»Ich möchte lieber in dem Zimmer sitzen, das Sie benutzen,« sagte Cynthia, die sich von so viel Höflichkeit ganz erdrückt fühlte, »Es sollte mir sehr leid thun, wenn durch mich irgend welche Störungen in den Gewohnheiten des Hauses verursacht würden.«

Naomi ward an diesem Morgen von einer eigenthümlichen Unruhe hin und her getrieben. Da Oswald am vorher-gegangenen Abend nicht dagewesen war, so konnte es leicht sein, daß er schon Vormittags einsprach, und sie wollte gern die Erste sein, welche ihm die Nachricht von der seltsamen Veränderung, die in ihrem Vaterhause vor sich gegangen, mittheilte, um seinem harten Urtheil, falls er ein solches darüber fällen sollte, die Spitze abzuberechen. Sie konnte sich das Faktum, daß Niemand ein Recht habe, in die Gestaltung von Joshuas Leben hineinzureden, doch nicht so recht zu eigen machen.

Die gewöhnlichen Geschäfte des Morgens wurden verrichtet, als da war, einen Korb voll gestärkter Gardinen auf dem Tisch am Küchenfenster zu plätten, das gute Zimmer abzustäuben und aufzubohnen, Blumen zu begießen und zu beschneiden. Bei allen diesen Arbeiten horchte Naomi beständig, ob Oswald nicht komme,

aber es ward Mittag und kein Oswald ließ sich sehen.

Joshua ging sogleich nach dem Mittagsessen wieder aus, Judith verschanzte sich hinter ihrer Festung, dem Ladentisch, Cynthia und Jim machten sich nach Matherly Wood auf und Naomi stand in ihrem Nachmittagsanzuge am Fenster und betrachtete den Himmel in der stillen Stunde, wo er fern über den Wäldern einen goldenen Schein annimmt. Sie hatte eine Zeitlang gewartet, da sah sie ihren Verlobten um die Ecke biegen. Er ging langsam, sobald er aber ihrer ansichtig ward, beschleunigte er seine Schritte und lächelte ihr schon von weitem entgegen. Sie ging nach der Gartenthür, um ihn dort zu empfangen. Beide begrüßten sich mit der ruhigen Zärtlichkeit von Liebendem deren künftiges Glück sicher und deren gegenwärtige Seligkeit weder von äußeren Störungen, noch von inneren Zweifeln beeinträchtigt werden kann. Hand in Hand schritten sie dem sonnenbeschiedenen Garten zu, dem sie vor dem düsteren Hause den Vorzug gaben.

»Warum bist Du gestern Abend nicht gekommen Oswald?«

»Weil mein Vater es sich in den Kopf gesetzt hatte, ganz ungewöhnlich gesprächig zu sein, und ich ihn nicht gern ohne Zuhörer lassen wollte. Ich hoffte, ich könnte mich für die gestrige Selbstverleugnung schadlos halten und heute Morgen kommen, um Dich zu einem Waldspaziergang zu verlocken, aber heute früh fühlte sich der Squire nicht wohl genug, um zu einer verabredeten Unterredung mit einem Pächter nach Chale zu reiten. Er sandte mich also, in seiner Vertretung, und ich mußte nach einem Ritt von zehn Meilen den ganzen Morgen kreuz und quer durch das Gut laufen, Klagen und Entschuldigungen anhören und Verbesserungen in Augenschein nehmen, von deren Natur oder Vortheil ich nicht die leiseste Vorstellung hatte, und über welche ich doch, wie ich wußte, nach meiner Rückkehr ein scharfes Verhör zu bestehen haben würde.«

»Armer Oswald.«

»Ich fürchte, ich bin nicht dazu gemacht, aus meinem Grund und Boden Geld zu schlagen, Naomi. Und habe ich Dir wirklich gefehlt, mein Herz? Das wäre ja ein wundervolles Zugeständniß von Dir. Oft

bereitest Du meiner Selbstschätzung nicht die Genugthuung, daß Du mich denken läßt, ich sei zu Deinem Glücke nothwendig.«

»Oswald,« rief sie mit einem zärtlich vorwurfsvollen Blicke ihres ernstesten Auges, der mehr sagte als Worte.

»Du willst mich zu dem Glauben bekehren, die beste Sprache der Liebe sei Schweigen,« sagte er tändelnd, »ich wünschte aber doch, Du wärest zuweilen ein wenig mehr geneigt, süße Worte zu sprechen.«

»Es giebt Gefühle, die viel zu heilig sind, als daß sich leichthin davon sprechen ließe. Sollte es dem Himmel gefallen, meine Liebe auf die Probe zu stellen, würdest Du finden, daß ich nicht fehle.«

»Das weiß ich, Geliebte. Ich habe unbegrenztes Vertrauen zu Deiner Treue und Beständigkeit, bin aber anspruchsvoll genug, nach etwas mehr Wärme zu seufzen. Es giebt Augenblicke, in welchen ich mich frage, ob dies Liebe oder nur ein hoher Grad von Freundschaft sei? Wir haben uns zu einer so vollständigen Ruhe geschult, haben jede Bewegung und Aufregung, welche die Dichter als nothwendige Begleiter der Liebe, ja als die eigentliche Lebenslust derselben bezeichnen, dergestalt erstickt, daß ich mich zuweilen frage: ist das wirklich Liebe? Oder ist es ein ruhigeres, sanfteres, heiligeres Gefühl, wie es in alten Zeiten die Heiligen für einander empfanden, ein Gefühl, das man sich auch durch das Sprachgitter eines Klosters zuflüstern dürfte, ein Gefühl, wie es der Märtyrer für die Märtyrerin auf ihrem Wege zum Holzstoße in einem Seufzer ausströmen ließ?«

»Ich weiß nicht, Oswald, ob meine Liebe der gleicht, welche Deine Dichter besingen — jener Hofpoet z. B. der gleichzeitig in Amoret und Sacharissa verliebt war — ich weiß aber, daß, wenn mein Leben in die eine und meine Liebe in die andere Wagschale gelegt würde, die Liebe den Sieg davon trüge.«

»Meine Heißgeliebte!« rief Oswald zärtlich und zog sie an sich, »ich will nie wieder so thörichte Dinge sprechen. Deine Liebe ist die wahre, echte Liebe, Du bist tief, treu, beständig, und ich bin ein oberflächlicher Wicht, der ein Gefühl, das sich nicht in einem Wortschwall Luft macht, nicht verstehen und würdigen kann. Ich will Dir vertrauen und unverbrüchlich an die Liebe glauben, die nicht laut

ist.«

Sie waren an das Ende des Gartens und zu dem Tische und der Bank auf dem Grasplatz gelangt. Die Blätter der Bäume, welche dem Platze im Sommer Schatten gaben, waren abgefallen oder hingen noch gelb und lose an den Zweigen, es war aber einer jener stillen Herbstnachmittage, an welchen die Erde, wie ermüdet von der langen Anstrengung des Sommers, in träumerischem Schweigen zu ruhen scheint. Das Getreide ist in die Scheuern gebracht, die Früchte sind von den Bäumen genommen, die treue Mutter Erde hat ihr Werk gethan und faltet in der milden Septemberluft die Hände, um sich zum langen Winterschlaf zu sammeln.

»Meine Naomi, wie ernst Du bist!« rief Oswald, als sie schweigend bis zur Wildniß geschleudert waren.

»Ich habe Dir etwas zu sagen, Oswald,« antwortete sie, ihm angsthaft in die Augen blickend.

»Hoffentlich nichts Böses. Kein Aufschub unserer Heirath?«

»Nein. Es betrifft meinen Vater, und wird Dich in Erstaunen, vielleicht in Bestürzung versetzen.«

Oswald war betroffen. Man hatte ihn gelehrt, Joshua Haggard als einen Mann zu betrachten, der viel Geld erwarb, wenig ausgab und dadurch reich geworden war, aber Naomis Worte und Winke deuteten auf Verlegenheiten hin, die nach seinem Dafürhalten nur finanzieller Natur sein konnten.

»Du willst mir sagen, daß Deines Vaters Geschäft nicht so einträglich ist, wie wir geglaubt haben, und daß er mit Schwierigkeiten zu kämpfen hat?« fragte er.

»Es ist nichts Geschäftliches. Oswald, mein Vater hat wieder geheirathet. Er brachte uns gestern Abend seine Frau heim.«

Oswald stieß einen Ruf des Staunens aus.

»Das ist allerdings eine Ueberraschung. Für mich macht es aber keinen Unterschied, sofern Du Dich nicht unglücklich darüber fühlst, mein Herz, und das kann doch kaum der Fall sein, da Du der Gewalt der Stiefmutter so bald entrückt wirst. Ist die Dame sehr streng und ehrfurchtgebietend?«

»Sie ist sehr hübsch und jünger als ich.«

»Das kann Dein Ernst nicht sein!«

»Ich hoffe, Du wirst meinen Vater nicht verachten, Oswald,« sagte sie beinahe flehend.

»Ihn verachten, weil er eine junge hübsche Frau und keine alte häßliche geheirathet hat? Nein, mein Lieb, so inhuman bin ich nicht. Die Sache kommt so plötzlich, daß man wohl darüber in Staunen gerathen kann, aber unnatürlich ist sie nicht. Eine hübsche junge Frau wird auch wohl kaum als Stiefmutter eine Gorgone sein. Nicht wahr, Naomi, Du fürchtest sie nicht allzusehr?«

»Das arme Kind; sie macht eher Miene, als fürchte sie mich. Es ist mir ein großer Trost, daß ich es Dir gesagt habe, Oswald. Nicht wahr, Geliebten Du denkst um dessentwillen nicht schlechter von meinem Vater?«

»Schlechter von ihm denken, weil er menschlich genug ist, sich zu verlieben? Nein, Naomi, ich bin doch selbst viel zu sehr in diesen Netzen verstrickt, um nicht mit einem Leidensgenossen zu fühlen. Und für einen Mann in Deines Vaters Alter ist die Liebe eine gar ernste Sache. Cupido verwundet die reife Männlichkeit, wenn er sie trifft, weit gefährlicher als die leere, leichtsinnige Jugend. Erzähle mir alle näheren Umstände, Liebste. Wer ist die Dame? Jung und hübsch hast Du sie bereits genannt. Kenne ich sie? Habe ich sie je gesehen? Gehört sie zu Euren Betheliten?«

»Nein, Oswald, sie ist ganz fremd hier und kam gestern Abend zum ersten Male in ihrem Leben nach Combhaven.«

»Und Du weißt auch nichts weiter über sie?«

Naomi schwieg, sie fand sich zwischen ihren Pflichten im Zwiespalt. Als ihr künftiger Gatte hatte Oswald ein Recht auf ihr Vertrauen, die Rücksicht auf ihren Vater gebot ihr dagegen, die niedrige Herkunft seiner Frau geheim zu halten. Dazu kam noch, daß der Gedanke sie persönlich mit einem Gefühl der Beschämung erfüllte, ihres Vaters Gattin sei vor einem Jahre noch eine obdachlose Landstreicherin gewesen, die er ohne Namen, ohne Angehörige am Wege gefunden, die keine andere Geschichte hatte als Mangel und Elend.

»Ist sie in irgend einer Weise gemein oder unangenehm?« fragte Oswald, dem Naomis Schweigen als ein Zeichen der Verlegenheit galt. Er stellte sich in Gedanken die rothbäckige Tochter eines Müllers oder gar die vierschrotige Gestalt der Hausmagd aus irgend einem Wirthshause an der Landstraße vor.

»Nein, sie ist zart und fein. Ich glaube nicht, daß sie Dir mißfallen wird, sondern fürchtete nur, Du würdest meinen Vater für thöricht halten, daß er eine solche junge Frau geheirathet hat.«

Die Kirchuhr schlug fünf, die unvermeidliche Theestunde, und Naomi wandte der Wildniß den Rücken, um an der Seite ihres Verlobten langsam dem Hause zuzuschreiten. Oswald empfand eine verzeihliche Neugierde, des Predigers Neuvermählte kennen zu lernen. Eigentlich machte ihm die Entdeckung Vergnügen, daß der gehaltene, würdige Joshua, ein Mann, der im Leben eine so hohe Stufe einzunehmen geschienen, daß menschliche Schwachheit gar nicht an ihn heranreichen konnte, nun doch der Anwandlung einer solchen nicht zu widerstehen vermocht hatte. Er folgte Naomi ins Haus, stand dicht hinter ihr, als sie die Thür des Wohnzimmers öffnete, und sah, ihr über die Schulter blickend, Joshuas Frau vor sich.

Cynthia kniete mit ihrem Strohhut am Arme, so wie sie vom Walde nach Hause gekommen war, vor dem soeben angezündeten Kaminfeuer; ihre gelösten Haare fielen ihr ein wenig über das Gesicht, die Wangen hatten Luft und Bewegung mit einer zarten Röthe angehaucht, die Augen blickten träumerisch in die hell aufspringenden Flammen; es war ein liebliches Bild, auf dem sich alles Licht in dem dunklen Zimmer konzentrierte. Der Theetisch war hergerichtet, die Familie aber noch nicht versammelt. Cynthia war allein.

Sie fuhr auf, als Naomi mit ihrem Verlobten eintrat, und kam ihnen schüchtern entgegen, die Gegenwart eines Fremden setzte sie so in Verlegenheit, daß sie nicht zu sprechen wagte.

»Ich hoffe, Du hast Dich auf Deinem Spaziergange gut unterhalten,« sagte Naomi freundlich.

»Es war wunderschön im Walde; Dein Bruder ist sehr gütig, daß er

mich dahin geführt hat.«

»Ich finde, es war gütig von Dir, daß Du mit ihm gingst. Dies ist Mr. Pentreath, ich — ich habe ihn von meines Vaters Heirath unterrichtet.«

Cynthia knixte. Oswald bot ihr die Hand und sie legte die ihrige zögernd und schüchtern hinein, denn sie hatte noch nie einem jungen Manne in seiner Lebensstellung die Hand gegeben und er war so sehr verschieden von den jungen Leuten in Penmoyle, die immer zu Rohheiten aufgelegt waren. Oswalds Erscheinung machte nicht den ehrfurchtgebietenden Eindruck auf sie wie Joshuas dunkles, ernstes Gesicht, aber sie fand ihn sehr fein und vornehm. Der junge Mann dagegen war überrascht von dieser zarten, blumenartigen Schönheit. Er hatte ein hübsches, dralles, gesundes Weibchen mit rothen Backen, pomadeduftenden Locken, Korallen-Ohringen und vielleicht einem jener Halbsammtstirnbänden die er so von Herzen verachtete, zu finden erwartet, mit einem Worte eine junge Frau, von dem Schlage, wie er sie in einem Tabakladen in Exeter gesehen.

Schweigend, in Staunen verloren, schaute er auf Cynthia. Wo konnte Joshua Haggard dieses anmuthige Geschöpf entdeckt haben? Es war gerade als sei er unversehens in dieses prosaische Wohnzimmer getreten und hätte daselbst Milton's Sabina oder Ovid's Daphne am Herde stehend gefunden.

Mr. Haggard kam herein und seine Schwester folgte — ihm. Er begrüßte seine junge Frau mit einem Blicke voll Zärtlichkeit und hieß dann seinen künftigen Schwiegersohn mit herzlichem Handschlage willkommen.

»Sehen Sie, Oswald, ich habe Ihnen den Vorsprung abgewonnen,« sagte er. »In meinem Alter redet man nicht gern viel davon, wenn man sich zu verheirathen beabsichtigt, und ich wußte, daß Sie und Naomi meine Frau herzlich willkommen heißen würden. Mir das vorher auszubedingen, dazu fand ich keine Veranlassung.«

Cynthia hatte sich leise entfernt, um ihren Hut fortzutragen. Sie war bei Miß Weblings so gut erzogen worden, daß sie wußte, einen Hut auf den ersten besten Stuhl im Familienzimmer werfen, heiße



Tante Judith eine schwere Beleidigung zufügen. Athemlos vom schnellen Laufen kam sie zurück; sie hatte noch eilig das Haar sauber unter einem Netze verborgen und nahm nun ihren Platz neben ihrem Manne ein. Es war die höchste Zeit, denn i schon ließ sich Judiths Stimme in strafendem Tone vernehmen:

»Ich möchte wohl wissen, wann wir uns eigentlich zu unserm Thee setzen? Es ist schon ein Viertel über unsere Zeit. Was soll denn noch aus unserm Hause werden?

---

## Achtes Kapitel.

### *Die öffentliche Meinung.*

Die gewöhnliche Maschinerie des Lebens, die täglichen Vorkommnisse in der kleinen Welt des Hauses erlitten durch Joshua Haggards zweite Heirath und die Einführung seiner schönen jungen Frau in seinen Familienkreis wenig Veränderung. Nicht im Aeußern wohl aber in den Herzen der Familienmitglieder hatte sich mancher Umschwung vollzogen.

Tante Judith hatte von ihrem unumschränkten Hausregimente auch nicht das kleinste Titelchen abgetreten. Wie sie an dem Abende als Cynthia angekommen, ihren gewohnten Platz am Theetisch wieder eingenommen hatte, so behauptete sich auch unbehindert ihre volle Autorität in allen wirthschaftlichen Angelegenheiten. Sie machte der jungen Frau nicht einmal das Anerbieten, ihr die Schlüssel zu jenen geheimnißvollen Gewölben auszuantworten, in denen sie das Eingemachte, die Gelées und Pickles, die selbst fabrizierten Weine und alle jene guten Dinge aufbewahrte, welche nach Jims Ansicht dem Leben die eigentliche Würze geben. Sie behauptete die unangefochtene Herrschaft in der Küche und die Ankunft der jungen Frau verschaffte dem Stiefsohn nicht einen einzigen Extra-Pudding an Wochentagen oder einen Safran-Kuchen, dessen goldige Farbe seine Seele labte, an Sonntagen.

Cynthia befand sich noch keine Woche in ihrer neuen Heimat, so hatte sie bereits eingesehen, daß alle ihre hausfraulichen Pflichten und Rechte von einer andern usurpiert waren und daß sie mit der Theekanne gleichzeitig ihren Platz, im Hause ihres Gatten abgetreten hatte. Es war dies eine bittere Täuschung für sie. In ihren glücklichen Träumen von dem Leben mit Joshua hatte sie sich ausgemalt, wie sie ihn pflegen, für ihn sorgen, mit ihren geschickten Händen für ihn arbeiten werde, wie sie für sein einfaches Leben

neue Freuden und Annehmlichkeiten ersinnen wolle, beständen sie auch nur in kleinen Dingen, wie z. B. einem Strauß frischer Blumen auf dem Frühstückstisch oder einer Schüssel leichter Kuchen zum Thee. Sie hatte von Natur Geschick für häusliche Beschäftigungen und Vorliebe dafür, ihre Gewandtheit und Anstelligkeit in allen solchen Dingen hatte ihr das Wohlwollen ihrer Herrinnen in Penmoyle verschafft und es schmerzte sie tief, sich im eigenen Hause so gänzlich davon ausgeschlossen zu sehen.

Hätte sie sich nur mit einem einzigen Worte beklagt, so würde Joshua ihr unverzüglich das Scepter des Hauses überantwortet haben, sie war aber von Natur nachgiebig und die Erfahrungen ihres kurzen Lebens hatten es ihr außerdem zur Gewohnheit gemacht, sich Andern unterzuordnen.

So beugte sie denn ihren Nacken unter Judiths Joch und überließ ihr ohne Murren die ihr zukommenden häuslichen Vorrechte. Joshua mußte es doch so für richtig halten oder er würde es nicht stillschweigend gutgeheißen haben. Sie wußte nicht, daß Joshua, von seinen geschäftlichen und seelsorgerischen Pflichten bis zum Uebermaß in Anspruch genommen, der ganzen Angelegenheit noch keinen Gedanken gewidmet hatte. Sie erinnerte sich, daß er am ersten Abend gesagt hatte, man möge kein thörichtes Aufheben wegen Kleinigkeiten machen und es solle Frieden im Hause herrschen, und dieser Ausspruch war für sie ein Befehl. Jeder Widerstand gegen Tante Judith wäre ihr wie eine Empörung gegen ihren Gatten erschienen.

Cynthias Stellung innerhalb der Familie glich in Folge dessen mehr der einer Tochter als einer Frau. Sie saß bei den Mahlzeiten neben ihrem Gatten, sie verbrachte die Vormittagsstunden mit Nadelarbeit und den Nachmittag mit dem Lesen ernster Bücher, oder ging zuweilen mit Jim nach dem Strande oder nach dem Walde. Es würde ihr viel besser gefallen haben, hätte sie ihren Gatten auf seinen pastoralen Gängen nach entfernt gelegenen Gehöften und Hütten begleiten dürfen. Joshua erklärte ihr aber freundlich, daß ihre Gegenwart bei solchen Gelegenheiten nicht zulässig sei. Sie lehrte in Mrs. Haggards Sonntagsschule, welche in dem Bodenraum über

der Kapelle gehalten wurde, sie ging auch häufig zu den Kranken und Alten in der Gemeinde ihres Mannes, um ihnen vorzulesen, und war hocheifrig, sich in dieser Weise nützlich machen zu können, es blieb aber doch noch eine große Lücke in ihrem Leben, die nicht ausgefüllt war; und es kamen Nachmittage, wo sie mit der offenen Bibel oder dem Erbauungsbuche da saß und ihre Gedanken weit, weit fortgewandert waren.

Und es waren mancherlei trübe Gedanken, welche sich unvermerkt eingeschlichen und das Glück verdüstert hatten, das sie über eine Verbindung empfunden, die ihr so erhaben und königlich wie Esthers Erhebung auf Ahasverus' Thron erschienen war. Sie hatte die Bestürzung, welche ihr Erscheinen am ersten Abend verursacht, nur zu gut bemerkt und erkannte sehr genau, daß hinter Judiths kalter Höflichkeit und übertriebener Artigkeit eine Feindseligkeit lauerte, die sich nicht so leicht versöhnen ließ. Mochte sie es sich noch so sehr angelegen sein lassen, ihres Mannes Schwester zu Gefallen zu leben, Judith würde sie doch niemals lieben, und noch mehr, Judith hatte es fertiggebracht, anscheinend ohne die geringste unfreundliche Absicht, sie wissen zu lassen, daß Joshuas Heirath ihn in der Achtung seiner Gemeinde herabgesetzt habe.

»Wir können nicht Alle Apostel oder Märtyrer sein,« sagte sie, »die Leute haben aber sehr viel von meinem Bruder erwartet! Wer ledig ist, der sorgt, was dem Herrn angehöre, wie er dem Herrn gefalle; wer aber freit, der sorgt, was der Welt angehöre, wie er dem Weibe gefalle, das sagt der Apostel Paulus ganz ausdrücklich, man kann seine Worte nicht anders auslegen. Das führen die Leute nun natürlich gegen meinen Bruder an, der zum zweiten Male und ein Mädchen, jünger als seine Tochter geheirathet hat. Ich mache Ihnen keinen Vorwurf daraus, meine Liebe, hätten Sie über alle diese Dinge nachgedacht, so würden Sie wahrscheinlich Nein gesagt haben, besonders da es doch wohl besser mit Ihren eigenen Neigungen zusammengestimmt hätte, einen jüngeren Mann zu nehmen.«

»Ich hätte keinen Mann auf der Welt so lieben und, ehren können,

wie ich meinen Gatten ehre und liebe,« betheuerte Cynthia, über diese Zumuthung aufgebracht.

»Ach,« seufzte Judith und in ihren Worten lag eine Welt von Anzüglichkeit, »es war freilich für Sie eine große Sache, in ein Haus wie dieses zu kommen und einen so wohlstehenden Mann, wie meinen Bruder's zu heirathen. Es geschieht nicht vielen jungen Frauzimmern, die im Dienst stehen, daß sie solche Partie machen.«

»Ich hoffe, Sie denken nicht —« rief Cynthia eifrig.

»Ich hoffe eine zu gute Christin zu sein, um Böses von meinem Nächsten zu denken,« unterbrach sie Judith mit Würde. »Ich denke nur, was *andere* Leute sagen werden. Sie können den Leuten nicht die Mäuler stopfen. Wenn sie sagen, mein Bruder Joshua habe sich von seinen eigenen Grundsätzen und dem ersten Corintherbrief durch ein hübsches Gesicht abwendig machen lassen und Sie hätten ihn der Versorgung halber geheirathet, so giebt es kein Gesetz im Lande, das ihnen das verbieten könnte.«

Cynthia hörte auf diese Weise zum ersten Male in ihrem Leben von jenem unsichtbaren und unverantwortlichen Tribunal, das vor unsern Thüren sitzt, und ward darüber belehrt, daß sie nicht blos ihrem Schöpfer und ihrem Gewissen Rechenschaft von ihren Handlungen schuldig sei, sondern sie sich auch nach den Ansichten anderer Leute einzurichten habe, daß andere Leute ihr Betragen nach ihrem Maßstabe messen, die Tiefe ihres Herzens mit ihrem Senkblei erforschen und daß sie ungehört, ohne jede Vertheidigung, ohne daß sie von der Anklage und dem Urtheilsspruche etwas wisse, überführt und gerichtet würde.

Für ein Wesen wie Cynthia, das den verwickelten und verschrobenen Beziehungen der Welt bisher so unberührt und unschuldig gegenübergestanden hatte, wie Miranda oder Perdita, hatten derartige Enthüllungen etwas tief Verletzendes. Cynthia hatte aber in der Schule, welche sie durchzumachen gehabt, die große Kunst gelernt, unverdiente Kränkungen geduldig über sich ergehen zu lassen, und so ertrug sie Tante Judiths Nadel- und Dolchstiche ebenso ergehen, wie sie in ihrer Kindheit die schlechte Behandlung

ihrer Tyrannen hingenommen hatte. Sie empfand die ihr zugefügte Unbill darum aber nicht weniger hart und war noch keinen Monat Joshuas Frau, als sie sich schon die Frage vorlegte, ob ihr Gatte wirklich weise gehandelt habe, sie zu heirathen, und ob es für sie nicht besser gewesen wäre, wenn sie ihn ihr Leben lang aus der Ferne angebetet hätte und übrigens in Penmoyle geblieben wäre, wo sie fleißig gearbeitet hatte, wegen treuer Dienste gelobt worden war und keinem Menschen durch ihr Dasein — ein Aergerniß gegeben hatte. Es war freilich ein sehr einförmiges Leben gewesen, das wenig Punkte bot, an welchen die Erinnerung haften, und noch weniger, auf welche die Hoffnung ihre Luftschlösser bauen konnte, und die Jugend segelt gern in einem schnell und lebhaft dahinrauschenden Strom und nicht in einem träge fließenden Kanal, aber es war doch ein friedliches Leben gewesen, und gerade der Friede fehlte ihren neuen Verhältnissen.

Tante Judiths aufrichtige und christliche Bemerkungen über die öffentliche Meinung in Comhaven beruhten unglücklicher Weise auf Wahrheit. Die Gemeinde betrachtete die zweite Heirath ihres Seelsorgers nicht mit allzu großen Beifall. Man kam seiner jungen blonden Frau nicht gerade mit besonderer Herzlichkeit entgegen. Zwar ließ man es nicht an Einladungen zum Thee fehlen, wobei die besten Geschirre hervorgeholt und wofür die wohlschmeckendsten Kuchen gebacken wurden, aber man benahm sich ihr gegenüber kalt und steif und hielt sich streng in den Grenzen der Höflichkeit. Ihr Empfang glich dem, welchen die Nation einer fremden Prinzessin bereitet, die als Gemahlin des Fürsten in ein Land kommt, dessen Volk die Wahl seines Herrschers für eine nicht angemessene hält. Es ließ sich denn auch in der That vielerlei gegen Joshua Haggards Heirath vorbringen. Zuvörderst, wozu brauchte er überhaupt wieder zu heirathen? Ferner, wenn es denn nun einmal geheirathet sein mußte, warum wählte er nicht eine Frau aus seiner Gemeinde — eine gut situierte Wittve z. B., deren es mehrere unter den Betheiligten gab — deren Vorleben und Verhältnisse ganz Comhaven ebenso bekannt waren, wie das Muster ihres Teppichs und die Möbel in ihrem guten Zimmer? Eine solche Heirath würde

sich wenigstens den praktischen Mitgliedern der Gemeinde als verständig und passend dargestellt haben, wäre sie auch immerhin geeignet gewesen, den Pastor des idealen, poetischen Nimbus, der ihn bisher umgeben, zu entkleiden und ihn mehr in die Reihe der gewöhnlichen Sterblichen zu stellen.

Hätte eine solche Heirath auch diejenigen Gemächer, welche ihren Prediger den Aposteln und Heiligen zuzählen, aus ihrem Himmel gestürzt, so wäre sie doch nicht geeignet gewesen, Skandal zu erregen. Das war aber geschehen durch die ohne jede vorherige Ankündigung vollzogene, unaufgeklärte Verbindung des Predigers mit einem unbekanntem blutjungen Mädchen aus dem Westen von Cornwall, einem Mädchen, das vielleicht in unheiligem Anzuge, Schulter an Schulter mit rohen Barbaren in den Gruben gearbeitet hatte; es war wahrlich kein Wunder, daß man der Fremden mit Vorurtheil entgegen kam und auch an Joshua irre ward.

Und hatte sie wirklich nicht in den Gruben gearbeitet, wer war sie? Von wannen kam sie? Wem gehörte sie an? — Auf alle diese Fragen vermochte Niemand eine bestimmte Antwort zu geben, so geschäftig man auch in allerlei Vermuthungen und Erfindungen war. Woher kam das in Aller Munde befindliche Gerücht, dessen eigentliche Quelle Niemand anzugeben wußte, Joshua habe seine junge Frau an der Landstraße gefunden, barfuß, zerlumpt, eine heimatlose Bettlerin, welche weder den Namen ihrer Eltern, noch den Ort, an dem sie geboren, anzugeben vermochte?! Auf eine unvorsichtige Aeußerung von Tante Judith ließen derartige Reden sich doch schwerlich zurückführen, denn sie hatte allen freundschaftlichen und theilnehmenden Erkundigungen nach der Heirath ihres Bruders ein unverbrüchliches Schweigen entgegengesetzt und ihrer Meinung lediglich durch Achselzucken, Kopfschütteln, Zusammenpressen der Lippen und Herausziehen der Augenbrauen einen stummem aber freilich auch nicht mißzuverstehenden Ausdruck gegeben.

Allgemein und in immer größerem Umfange brach sich die Ansicht Bahn, Joshua habe thöricht, wenn nicht sogar sträflich gehandelt, daß er dieses fremde junge Mädchen geheirathet. »Wie sind die

Mächtigen gefallen!« riefen die Betheliten und führten in ihren Klagen über die Erniedrigung ihres Pastors eine ganze Reihe von Bibelstellen gegen ihn an. Der Werth der Bibel wird vielleicht nie höher veranschlagt, als wenn man sie gegen seinen irrenden Nächsten anwenden kann. Man verglich Joshuas Stellung in Combhaven mit derjenigen, welche David nach jener beklagenswerthen Episode zu Jerusalem eingenommen, in welcher durch seine fleischliche Schwäche seine Größe so kläglich zu Falle gekommen war. Schon am ersten Sabbath nach seiner Heirath las der Prediger Mißbilligung in den Gesichtern seiner Gemeindemitglieder, besuchten sie als Kunden seinen Laden, so gab sich in Ton und Benehmen eine auffallende Veränderung kund. Im Gegensatze dazu beglückwünschten ihn seine der Hochkirche angehörenden Kunden mit großer Herzlichkeit zu seiner Heirath und priesen das schöne Gesicht seiner jungen Frau in den freundschaftlichsten Ausdrücken. Sie hatten ja den Prediger niemals kanonisiert, sie sahen in ihm lediglich den reellen und wohlhabenden Geschäftsmann in den besten Jahren, was war da natürlicher und menschlicher als daß dieser sein Leben noch durch die Reize und die Anmuth einer jungen Frau verschönen lassen wollte?

Joshua sah die Veränderung im Wesen der Mitglieder seiner Gemeinde, und sein Herz empörte sich gegen ihre Härte. Sein Stolz — ein männlichen ehrenhaften edler Stolz — erhob sich und sagte ihm, er sei besser als der Beste unter Allen, die sich anmaßen, über ihm zu Gericht zu sitzen. Wer von allen denen, die sich Methodisten nannten, war so wie er in die Fußtapfen des großen Gründers des Methodismus getreten und hatte so getreu das Beispiel des Ascetismus und der Selbstverleugnung, das der fromme Mann gegeben, befolgt? Stand es diesen Leuten, denen er so treu gedient, für deren geistige Wohlfahrt er so hart gearbeitet hatte, zu, das Licht, das er für sie entzündet, gegen ihn zu richten, die Lehre, die er ihnen verkündet hatte, zu benutzen, um daraus ein Verdammungsurtheil gegen den Lehrer herzuleiten? Die kalten Blicke und steifen Begrüßungen verletzten ihn als eine ihm zugefügte schwere Ungerechtigkeit und er wappnete sich dagegen mit seinem ganzen



Stolze. Gott hatte ihm eine unendliche Gnade erwiesen, indem er ihm die Liebe eines reinen, süßen, unschuldigen Wesens zuwandte, sollte er sich von der Bosheit der Menschen einen Freudenbecher vergiften lassen? Nein und tausendmal nein. Er konnte ohne die äußeren Ehrenbezeugungen der Welt leben. Er hatte der Menschheit nicht um ihretwillen, sondern um Gotteswillen gedient, er konnte ihrer Liebe entzagen. In dieser Zeit der Entfremdung von seiner Gemeinde erhob er sich in seinen Gebeten und Predigten soweit über das Niveau des täglichen Lebens und der irdischen Leiden, daß auch kein Wort sein persönliches Gefühl verrieth, daß nicht das leiseste Murren über die Ungerechtigkeit der Menschen seinen Verkehr mit Gott störte. Seine Lehren waren nie klarer und erhebender, seine Gebete nie inbrünstiger gewesen, als während dieser Periode. In die übersinnliche Welt, zu welcher er den Schlüssel besaß, vermochte ihm irdische Bosheit, irdisches Übelwollen nicht zu folgen.

Und war auch seine ganze Herde undankbar, so hatte er doch eine Zuhörerinnen, deren stummer Enthusiasmus ausreichend war, ihn zu inspirieren. Wäre er nicht im Stande gewesen, aus eigener Kraft seine Seele zum Himmel zu erheben, so würde ein Blick auf die dicht unter der Kanzel in ihrem kleinen Stuhl sitzende Cynthia die Quelle eröffnet haben, aus welcher ihm heilige Gedanken und erhabene Bilder zuströmten. Sein Sabbath war jetzt ein doppelt gesegneter Tag für ihn, denn alle Zeit, welche nicht von seinen geistlichen Pflichten in Anspruch genommen ward, widmete er seinem jungen Weibe. Sie gingen zusammen nach der See, welche in ihrer edelsteinartigen Färbung so oft an die Bilder und Gleichnisse der Heiligen Schrift erinnerte. Sie sprachen miteinander von geistlichen Dingen mit jener liebevollen Vertrautheit, die denjenigen so natürlich ist, welche ihre Poesie und Kenntniß des Schönen lediglich aus der Bibel geschöpft haben. Cynthias höchstes Entzücken war, wenn ihr Gatte von der Thätigkeit seiner Jugend, von dem Mißlingen und den Erfolgen, den Niederlagen und Triumphen in seiner Laufbahn erzählte.

Vollkommen glücklich in solcher vollkommenen Liebe, war Joshua

im Stande, sein eigenes Leben zu leben, vollständig unabhängig von der Meinung der Außenwelt. Diese Unabhängigkeit machte sich den Mitgliedern seiner Gemeinde bald bemerklich und brachte eine ganz eigenthümliche und von ihm kaum beabsichtigte Wirkung hervor. Zuerst war man sehr enttäuscht und sehr unwillig, daß Mr. Haggard sich nicht von der allgemeinen Unzufriedenheit zu Boden drücken ließ, und dann fing man allmählig an, sein Betragen zu ändern. An die Stelle der kalten Blicke traten wieder das frühere freundliche Lächeln und die zuvorkommenden Begrüßungen. Man machte dem Prediger wieder Komplimente über seine letzte Predigt, und die Vornehmsten der Gemeinde wurden dringender als je mit ihren Einladungen zu Theegesellschaften, die man ihm zu Ehren veranstaltete.

Joshua war aber in seinen innersten Gefühlen viel zu tief verletzt worden, als daß er sich nun durch den Umschlag in der öffentlichen Meinung so schnell wieder zu« einem freundschaftlichen Verkehr hätte zurückgewinnen lassen können. Er lehnte alle Einladungen ab, dankte kalt und gemessen auf die freundlichsten Grüße und hörte unbewegt die wärmsten Lobeserhebungen an. Dagegen war er treu und unermüdlich in der Ausübung seiner seelsorgerischen Pflichten, besuchte die Kranken, lehrte in seiner Schule, und widmete drei Abende in der Woche dem Unterrichte junger Männer, welche der arbeitenden Bürgerschaft angehörten und sich in dem Schulzimmer über der Kapelle beim Schimmer von zwei dünnen Kerzen versammelten, um in der Schrift zu lesen, geistliche Gespräche zu führen und ihre Zusammenkunft mit dem Gesang einer Hymne zu beschließen. Es läßt sich daher leicht denken, daß mit Ausnahme jener stillen Sabbathstunden zwischen dem Vor- und Nachmittagsgottesdienste Joshua nicht viel Zeit zum Verkehr mit seiner jungen Frau blieb, und Cynthia viel Muße hatte, allein über weltliche und geistliche Dinge nachzugrübeln.

---

## Dritter Band.

### Erstes Kapitel.

#### *Ein Familienbild.*

**D**as Jahr neigte sich seinem Ende zu. Die Gesellschaft in Combhaven, welche etwas von der die Gesellschaft größerer Kreise charakterisierenden Fähigkeit, sich in die Umstände zu schicken, besaß, hatte sich an Joshua Haggards zweite Heirath gewöhnt, wenn man sich auch nicht völlig damit auszusöhnen vermochte.

»Es ist ein großes Glück für Mr. Haggard, daß er eine Schwester hat, die nach seinem Hause sieht und dafür sorgt, daß nicht Alles darüber und darunter geht, bemerkten die guten Hausfrauen in ihren freundschaftlichen Gesprächen am Theetisch, es sollte sonst in seinem Haushalte schlimm genug aussehen bei einer so jungen Frau.«

»Und einer so schönen!« seufzte eine Matrone das weise Haupt schüttelnd, als ob Schönheit ein Verbrechen sei.

»Schön und unerfahren, das arme Ding. Und er scheint so närrisch verliebt in sie zu sein. Wenn ich sie zusammen ausgehen sehe, machen sie den Eindruck als wären sie Liebesleute, die sich nicht lange erst kennen gelernt haben, erzählte Mrs. Pycroft aus dem Ersten und Letzten, deren Unterhaltungen mit ihrem Gatten nach der Hochzeit meist einen etwas schärferen Charakter gehabt hatten.

Einmal, nur ein einziges Mal hatte Joshua in einer Predigt seiner Heirath indirekt Erwähnung gethan. Er sprach über Richard Baxters »Ruf an die Unbekehrten« und ging von der Theologie

folgendermaßen auf den Mann und sein Leben über:

»Nach mancher Seite voll von Prüfungen war sein Leben doch ein reich gesegnetes, und ich rechne es nicht für eine der kleinsten Gnaden, welche die Vorsehung ihm zu Theil werden ließ, daß er in seinem siebenundvierzigsten Jahre noch durch die Liebe einer Frau von dreiundzwanzig Jahren beglückt ward. Bis zu diesem Alter hatte er die Süßigkeit des häuslichen Lebens nicht kennen gelernt. Es gefiel aber Gott, ihn zum Werkzeuge der Bekehrung dieses lieben Mädchens zu machen und ihr Herz dem zuzuwenden, der ihr die Botschaft des Heiles gebracht hatte. Es gab gewiß in jenen bösen Tagen Manchem der an dieser Heirath ein Aergerniß nahm, denn es war ein Theil von Baxters Glauben gewesen, daß es für einen Prediger kaum erlaubt sei, sich zu verheirathen. Aber der Himmel lächelte dem Ehepaare, welches wahrhaft in dem Herrn vermählt war, und Baxter hat uns erzählt, daß er in seiner Frau eine Helferin und Trösterin in allem Leid gefunden, daß sie den Kerker mit ihm theilte und seine Freuden verschönte.«

Naomi hatte sich mit der Heirath ihres Vaters völlig ausgesöhnt. Zuerst hatte es ihr stets einen Stich ins Herz gegeben, wenn sie Cynthia ihren Stuhl dicht an Joshuas heranrücken und sie zuweilen wenn er die Bibel vorlas Hand in Hand mit ihm sitzen sah. Es was ihr hart angekommen, ihres Vaters Blick mit unaussprechlicher Zärtlichkeit aus dieser Fremden ruhen zu sehen, aber sie hatte ihr Herz dahin gebracht, sich diesem Verlust — denn ein Verlust mußte es genannt werden — geduldig zu unterwerfen, besonders da ihr Vater jetzt eigentlich zärtlicher gegen seine Kinder war als vor seiner Verheirathung. Sie hatte alle menschliche Eifersucht von sich abgethan und sich geübt, froh darüber zu sein, daß ihr Vater eine so schöne und treue Gefährtin gefunden habe. Es lag etwas unaussprechlich Rührendes in der kindlichen Liebe der jungen Frau für ihren Gatten, in ihrem unverbrüchlichen Glauben an ihn und sein Urtheil, ihrer unbegrenzten Bewunderung für seine Begabung als Prediger und Lehrer. Wenn Schmeichelei ein angenehmes Gift ist, so war Joshua auf dem besten Wege, vergiftet zu werden durch die süßeste aller Schmeicheleien — der Ueberschätzung die der

weiblichen Liebe entstammt. Bei einer Frau Von Cynthia's Art und Wesen ist Liebe nur ein anderer Name für Anbetung, und ihre Liebe für Joshua hatte mit einer übersinnlichen Vergötterung begonnen, welche ihn den Aposteln und Heiligen, die er sie kennen und verehren gelehrt, beinahe an die Seite setzte. Ein vertrauterer Verkehr brachte an einem so vorzüglichen Manne wie Joshua keine Schwächen zu Tage und war nicht geeignet, ihre Illusionen zu zerstören. Nach zweimonatlicher Ehe stellte sie den Gatten noch ebenso hoch, wie sie den Lehrer gestellt, hatte sie eher in dem Manne selbst keine Täuschung erlitten, so fand ihr lebhaften romantischer Sinn in seiner Umgebung Mancherlei, was sie sich anders gedacht hatte und anders wünschte.

Die Atmosphäre ihres täglichen Lebens war niederdrückend, das junge, feurige Wesen sehnte sich nach Thätigkeit und sah sich zum Müßiggang verurtheilt. Sie seufzte nach frischerer Luft, nach einem weiteren Horizonte und wußte doch kaum wonach sie sich sehnte. Sie besaß einen geheimen — Ehrgeiz für ihren Gatten und empörte sich gegen den prosaischen Handel, welcher die eine Hälfte seines Lebens ausfüllte — gegen dieses Kaufen, Verkaufen und Gewinn nehmen; es erschien ihrem enthusiastischen Gemüthe, als verleugne er dadurch an Wochentagen tatsächlich das Evangelium, das er seiner Gemeinde an Sonntagen auslegte. Diese getheilten Pflichten, dieses Dienen zweier Herren, eines weltlichen und eines himmlischen, erschien ihr der geheiligten Stellung ihres Gatten nicht würdig. Ihr, die sie nie eine andere Kirche als diese Methodisten-Gemeinde gekannt hatte und kaum wußte daß sie Dissenters waren, erschien Joshua so heilig; als hätte er die Priesterweihe vom Bischof empfangen und sie vermochte nicht zu fassen, wie er gleichzeitig Krämer und Geistlicher sein könne. Da sie sah, daß Joshua keinen Anstoß an seinem Geschäft nahm, daß er einen redlich geführten Handel als einen ehrenvollen Beruf betrachtete, wagte sie freilich nichts dagegen zu sagen und nahm den Laden als eins von denjenigen Dingen hin, die, gleich Tante Judith, zu den unabänderlichen Schickungen in ihrem Leben gehörten.

Weihnachten brachte heitere Gedanken und freundliche

Beziehungen zwischen dem Prediger und seiner Gemeinde. Es regnete in dieser Zeit Geschenke auf Joshua herab und diejenigen Gemeindemitglieder, welche am meisten die Nase über seine Heirath gerümpft hatten, suchten ihr Unrecht durch die fettesten Truthähne und die jüngsten Gänse wieder gut zu machen. Weihnachten war eine Zeit, wo man in Combhaven sehr viel aß und trank und selbst die Methodisten ihre gewohnte Ascetik vergaßen und es sich bei Braten und Pudding wohl sein ließen. Es war eine Zeit allgemeinen Wohlbehagens, welche Naomi doppelt, süß empfand, als sie mit ihrem Verlobten, der nun bald ihr Gatte werden sollte, unter den entlaubten Bäumen des Waldes dahinwandelte.

Anfang März wenn die Schneeglöckchen und Crocusse zu sprossen begannen, sollten Naomi und Oswald in der grauen alten Kirche des Ortes getraut werden. Es war doch gar zu wunderbar. Naomi sollte eine vornehme Dame werden, in der Grange wohnen und das hübsche Morgenzimmer mit den vielen interessanten Büchern ganz für sich allein haben. Sie sollte dem alten Squire und seinem Sohne angehören. Der Garten, der Park, wo die Heerden weideten, der geheimnißvolle alte Wald mit seinen Höhen, Thälern, Fernsichten, alten Bäumen und versteckten Plätzen, den man nie ganz durchforschen konnte, sollte ihr gehören, ein Theil ihres Lebens, unzertrennlich von ihrer Zukunft fein.

»Oswald, Du lässest mich auch ferner nach der Kapelle gehen, Du wirst nicht versuchen, mich Little Bethel abwendig zu machen?« fragte sie ernsthaft.

»Nein, liebe Naomi, weit eher gehe ich selbst mit Dir nach der Kapelle, Du bist völlig unbehindert darin. Alle diese Dinge liegen Dir weit mehr am Herzen als mir und es wäre hart, wollte ich meine Vorurtheile Deinem tiefgewurzelten Glauben entgegensetzen. Und wer kann denn behaupten, daß Jan Wesleys Glaube richtig oder falsch sei? Jedenfalls ist es eine tröstliche Lehre, daß die Sünde uns Christus näher bringe und daß wie den Sternen um so näher sind, je tiefer wir in den Abgrund sinken.«

»O Oswald, Du verstehst das nicht. Nicht die Sünde, sondern das Bewußtsein unserer Sündhaftigkeit bringt uns zum Quell der

Gnade.«

Es war eine jener grünen Weihnachten-, von denen der Volksmund behauptet, sie füllten die Kirchhöfe, während die Wissenschaft beweist, daß das Weihnachten der guten alten Zeit mit seinem Mantel aus Schnee und seinem Diadem von Eis dem Tode weit mehr Opfer lieferte. Oswald aß in den Festtagen mit seinem Vater zu Mittag. Sobald der Squire nach dem Essen in seinem Armstuhl am Kamin in Schlummer gesunken, aus dem er nur erwachte, um nachzusehen, daß Alles verschlossen war, und sich in sein Schlafzimmer zu begeben, eilte der Sohn nach dem Hause des Predigers.

Er machte den altgewohnten Weg, aber nicht mit so schnellen Schritten wie sonst. Die Luft war wunderbar mild, der westliche Horizont war in Gelb und Roth getaucht, die ferne Linie des Waldes hob sich dunkelblau davon ab. Das winterliche Zwielight war so recht geeignet, Träume zu erwecken, und Oswald träumte. Anfang März sollte seine Hochzeit sein, auch ihm schien die Zeit jetzt so nahe herbeigekommen, daß er voll Wunder, ja voll Unglauben darauf blickte. Seine Lehrzeit, die ihm im Anfang so lang geschienen wie Jakobs Dienstjahre, war beendet, seine Geduld, Treue und Beständigkeit sollten ihren Lohn empfangen.

»Das liebe Mädchen,« sagte er in Gedanken an seine Verlobte. »Sie ist die Beste und Edelste der Frauen; wo könnte ich eine vollkommeneren Frau finden? Ich fühle mich stets besser, wenn ich in ihrer Nähe bin. Ja, so soll ein Weib sein.«

Indem er um die Ecke der Straße bog konnte er das erhellte Fenster der guten Stube in des Predigers Hause sehen und malte sich schon von weitem aus, wie sie dort Alle um den Theetisch versammelt waren — Tante Judith in ihrem besten Feiertagsstaat, Naomi in ihrer Lieblingsecke, die ernsten Augen gedankenvoll gesenkt, während der röthliche Schein des Feuers sich in ihrem glänzenden Haare spiegelte; an der andern Seite des Kamins Joshua und an ihn geschmiegt die kindliche Gestalt seiner Gattin, das Bild unschuldiger Mädchenhaftigkeit, für Oswald die Verkörperung von Goethes Gretchen.

Er trat ins Haus, dessen Flur spärlich durch eine Oellampe erleuchtet war, klopfte an das gute Zimmer und des Predigers tiefe Stimme rief Herein. Ja, die Scene war genau so wie sie ihm vorgeschwebt hatte. Alle hießen ihn freundlich willkommen, Naomi's beglücktes Lächeln wog aber die Grüße aller Uebrigen auf.

»Ich dachte nicht, daß es Dir möglich sein würde, zu kommen!« rief sie.

»Zu meinem Glücke hat sich mein Vater zu Ehren; des Festtages ein schwereres Mittagsessen als sonst gestattet und ist unmittelbar nach demselben eingeschlafen. Ich hätte es aber unter allen Umständen möglich gemacht, hinzukommen. Hoffentlich komme ich noch rechtzeitig, um eine Tasse von Ihrem vorzüglichen Thee zu erhalten, Miß Haggard, es versteht nicht Jeder solchen Thee zu bereiten wie Sie.«

»Es hat auch nicht Jeder seit fünfundzwanzig Jahren in derselben Kanne Thee gebrüht,« erwiderte Tante Judith, deren Herbigkeit bei diesem Komplimente sichtlich schmolz. »Wenn man ein Getränk bereiten will, das das Trinken verlohnt, muß man seine Kanne und seinen Thee kennen.«

Miß Haggard goß heute den Thee mit einer besonderen Steifheit ein, wie ihr dies festlichen Gelegenheiten und guten Kleidern angemessen schien. Gesellige Zusammenkünfte und dergleichen, was andere Leute zur Heiterkeit veranlaßt, waren für Tante Judith nur da, um sich hinter einer unnahbaren Kälte und Unbeweglichkeit zu verschanzen, wodurch sie eine besonders feine Bildung an den Tag zu legen glaubte. Da Miß Haggard in Comhaven den Ton angab, so ward diese steifleinene Höflichkeit allgemein nachgeahmt und zur Schau getragen.

»Ich weiß nicht, was in die hiesigen Frauen gefahren ist,« bemerkte Tante Judith, als eine Pause im Gespräch eingetreten war, »sie müssen sich das Wort darauf gegeben haben, eine wolle immer die andere im Geldausgeben überbieten. Ich habe heute Morgen in der Kapelle vier neue Hüte gezählt, Mrs. Spradgers noch gar nicht mitgerechnet, der schon wieder neu garniert ist, und sie hat ihn erst seit dem Oktober, ich habe ihr damals das Band dazu verkauft — ein



sehr schönes Braun mit gelben Tupfen.«

»Judith, ich dünke Du hättest in der Kapelle Besseres zu thun, als die neuen Hüte zu zählen und übel von Deinen Nächsten zu denken.« sagte Joshua verweisend.

»Ich habe meine Augen in der Kapelle so gut wie draußen,« antwortete Judith, »und es giebt Zeiten, in welchen der ernsthafteste Christ sie gebrauchen kann, z. B. wenn die Hymnen ausgetheilt werden, was hätte man denn da zu thun? Ich sage nichts weiter, aber wenn diese Hüte, welche die Putzmacherin macht, diese leichten Dinger von Seide, die ein Regenschauer verdirbt, Combhaven nicht zu Grunde richten, so soll es mich freuen. Da kommt Mrs. Flitton, der ich in früheren Zeiten manchen guten dauerhaften Strohhut verkauft habe, mit einem Sommerhut und einem Paradiesvogel darauf aus Barnstaple anstolzirt. Joshua, erinnere Dich als wir jung waren, war es ein derartiger Luxus, der dem französischen Könige den Kopf kostete. Das hast Du oft genug gesagt und kannst es mir jetzt nicht ableugnen.«

»Wenn Du doch weniger an die Fehler Deiner Nächsten denken wolltest, Judith —«

»Ich kann mir nicht helfen, ich muß daran denken, denn mir sind vom vorigen Sommer vierzehn Strohhüte liegen geblieben. Nächstes Jahr ist die Fassung unmodern; die Mode ändert sich ja jetzt immer fort. Ich werde sie den Dienstmädchen für die Hälfte des Preises verkaufen müssen.«

»Wie kannst Du nur um ein paar Schillinge so viel reden, Tante!« rief Jim in unwilligem Tone. »Wir verdienen auf unserer Seite des Ladens in einem Tage mehr als Du auf der Deinigen in einer Woche verlieren kannst.«

»Schönen Dank, Herr Naseweis. Wenn Dein Vater durch mein Departement Geld verliert, so wird er es mir hoffentlich sagen; bis jetzt habe ich davon noch nichts gehört.«

»Du sagtest ja, Du verlörest Geld. Warum machst Du auch solch Aufheben um Kleinigkeiten.«

»Wenn ich an meinen Hüten verliere, bringe ich es an meinen Bändern wieder ein, darauf verlaß Dich, Mr. James, und wenn Du

das Colonialwaarengeschäft so gut verstehst, wie ich das Ellenwaarengeschäft, dann weise mich zurecht, eher aber nicht.«

»Wir wollen heute Abend nicht mehr von dem Laden sprechen, Judith,« sagte Joshua, »man kann auch zu eifrig im Geschäft sein.«

»Die Bibel gebietet uns, emsig zu sein,« erwiderte die erzürnte Judith, »aber Mrs. Haggard fühlt sich wahrscheinlich unangenehm von solchen Gesprächen berührt. Sie hätte lieber einen Bischof mit Equipagen und Dienern geheirathet.«

Es war dies ein Stich auf Cynthias Abneigung gegen den Laden, welche sich die junge Frau einige Male unwillkürlich hatte merken lassen.

»Ich würde mich freuen, wenn mein Mann durch nichts von seiner Kapelle und seinen Schulen abgezogen würde,« antwortete Cynthia. »Einem Laden kann Jeder vorstehen; mir scheint es betrübend, daß seine Zeit durch das Verkaufen von Spezereiwaaren in Anspruch genommen wird.«

»Scheint es Ihnen auch betrübend, daß er ein gut eingerichtetes Haus und Geld in der Bank hat und seiner Tochter ein Vermögen mitgeben kann?« fragte Judith. »Little Bethel würde ihm das schwerlich eingebracht haben.«

Cynthia seufzte. Ihr schien es ein viel glücklicheres Loos, sie hätte mit ihrem Mann von Dorf zu Dorf ziehen und ihn auf dieser Wanderschaft stützen und trösten können, als mit ihm das ruhige, gesicherte Leben in seiner behaglichen Häuslichkeit zu führen, mit welchem doch so Vieles verbunden war, was ihn von seinem großen Werke ablenkte. War es recht, daß der Lehrer und Prediger aus Rücksicht für Haus und Hof, Essen und Trinken und Geld in der Bank den Kreis seiner segensbringenden Thätigkeit beschränkte und sein Licht unter den Scheffel stellte? Naomi hatte ihr von dem Leben der Missionaire erzählt, daß sie stets als etwas so Erhabenes betrachtet hatte, und ihre Begeisterung hatte sich Cynthia mitgetheilt. Der eigentliche Beruf ihres Mannes lag nach ihrer Anschauung jenseits des Oceans, wo noch so viele Völker lebten, die nie ein Wort vom Gotte der Christen gehört hatten.

Zum Glück für die Festtagsstimmung des Hauses wurde die

Unterhaltung, die auf ein gefährliches Gebiet gerathen war, hier abgebrochen, denn die Mahlzeit war beendet und Tante Judith entfernte sich, um das abgeräumte Theegeschirr eigenhändig zu reinigen.

Naomi und Oswald unterhielten sich leise auf der einen Seite des Kamins, auf der andern saß Joshua und las in einem seiner geliebten puritanischen Schriftsteller, während Cynthia an seiner Seite sich süßen Gedanken und Hoffnungen überließ, daß eine noch unbekannte Zukunft ihren ehrgeizigen Träumen für ihren Gatten Erfüllung bringen werde. Am praktischsten beschäftigt war Jim, denn er röstete im Kamin Kastanien, die zu seinem Ergötzen und zum Schreck für die Andern immer wieder mit lautem Knall explodierten.

»Wie schön sie ist,« flüsterte Oswald Naomi zu, nachdem beide ein Weilchen Cynthias gedankenvolles Gesicht betrachtet hatten. Oswald that dies mit demselben Vergnügen und demselben Interesse, womit er ein schönes Kind angeschaut haben würde — es war etwas Süßes, Liebliches, Hilfloses, auf das er von dem höheren Standpunkte seiner reiferen Jahre patronisirend herabschaute.

»Sie ist sehr schön und sehr gut und macht meinen Vater glücklich.«

»Weshalb begleitet sie uns nie auf unseren Spaziergängen? Es muß Nachmittags, wenn Dein Vater ausgegangen ist, doch hier recht langweilig für sie sein.«

»Sie macht zuweilen einen Spaziergang mit Jim.«

»Warum nicht mit uns?«

»Ich weiß es nicht; sie ist ziemlich blöde; ich glaube beinahe, sie fürchtet sich vor Dir.«

»Sie fürchtet sich vor mir! Das ist aber zu lächerlich.«

»Sie hält Dich für einen vornehmen, unnahbaren Herrn.«

»Köstlich! Du weißt, wie viel ich vom vornehmen Herrn habe, Naomi. Sie ist wohl ein wenig beschränkt?«

»Durchaus nicht. Sie hat im Gegentheil eine sehr glückliche und schnelle Fassungsgabe.«

»Wirklich? Das hätte ich ihr nimmer zugetraut. Wir sprechen von

Ihnen Mrs. Haggard,« fuhr er vom vertraulichen Flüstern zum lauterem Sprechen übergehend, fort, »ich fragte Naomi, weshalb Sie uns niemals auf unsern Nachmittagsspaziergängen begleiten. Sind Sie keine Freundin von Berg und Wald?«

»Im Gegentheil, ich schwärme dafür und habe noch nie etwas Schöneres gesehen als die Umgebungen von Combhaven.«

»Dazu gehört nicht viel,« mischte sich Tante Judiths scharfe Stimme ins Gespräch, »die Gegend, aus der Sie kommen, soll ja, wie ich mir habe sagen lassen, sehr öde und unschön sein.«

»Sie sollten öfter mit uns gehen, Mrs. Haggard,« wiederholte Oswald.

»Ja,« sagte Joshua von seinem Buche aussehend, »es würde besser für Dich sein, wenn Du häufiger ins Freie gingest, Cynthia. »Ich finde Dich jeden Nachmittag, wenn ich zum Thee nach Hause komme, arbeitend oder lesend im Zimmer sitzen.«

»Nichts schädlicher für eine junge Frau als wenn sie beständig über den Büchern hockt,« ließ sich auch Tante Judith vernehmen. »Wenn Mrs. Haggard sich nicht besser in Acht nimmt, wird sie krumm sein, noch ehe sie dreißig Jahre alt ist.«

Judiths Rückgrat war ihr Stolz und ihre Freude. Mochten die Jahre kommen und gehen, mochte das Alter sich in grauem Haar und in Krähenfüßen unter den Augen ankündigen, Judiths Rückgrat blieb unantastbar. Mit aller Macht und dem glücklichsten Erfolge bot es dem Feinde Trotz, so daß Miß Haggard sich mit achtundvierzig Jahren womöglich noch grader hielt als mit achtzehn.

»Du mußt wirklich mehr Luft und Bewegung haben, liebe Cynthia,« entschied Joshua.

Die junge Frau stieß einen leisen Seufzer aus. An einem Abende wie diesem, wo sie die Gesellschaft ihres Mannes hatte, neben ihm saß, ihre Hand dann und wann leise in die seinige legte oder sich an seine Schulter lehnte und mit in sein Buch sah, war sie sehr glücklich, es kamen aber Zeiten, wo ihr zu Muthe war als gehöre sie Niemandem an. Sie war beinahe gezwungen, über den Büchern zu hocken oder sich mit endlosen mühsamen Handarbeiten zu beschäftigen, denn andere Arbeit gab es ja nicht für sie. Am

glücklichsten war sie, wenn ihr Gatte ihr erlaubte, in die dumpfen Stuben der Armen zu gehen und den Alten und Kranken aus dem Buche der Bücher vorzulesen; in solchen Momenten hatte sie das Gefühl, daß auch sie eine Aufgabe in der Welt zu erfüllen habe und es in gewisser Weise des Gatten, der sie erwählt hatte, würdig sei.

Auf diese Art verlief das Weihnachtsfest im Hause des Methodistenpredigers. Denjenigen, für welche Weihnachten unzertrennlich ist von lärmender Heiterkeit, fröhlichen Kindern und allen jenen Spielen, Lustbarkeiten und Ueberraschungen des altmodischen traditionellen Christfestes, wie es Charles Dickens und Washington Irving unsterblich gemacht haben, möchte diese Art der Feier ziemlich trübselig erscheinen. Karten kannte man in Mr. Haggards Hause kaum dem Namen nach und alle sonstigen Weihnachts-Scherze und Lustbarkeiten erklärte er für kindische Thorheiten. An dem Tage an welchem er John Wesley zu seinem Führer und Vorbilde erwählt, hatte er alle kleinlichen Vergnügungen, alle sinnlichen Genüsse von sich gethan. Im Herzen war er Ascet und es ging ihm eigentlich gegen das Gewissen, seinen Tisch an diesem Abend mit kaltem Truthahn, Plumpudding und ähnlichen Leckerbissen besetzt zu sehen. Er würde glücklicher gewesen sein, hätte er Brod und Käse essen und sich dabei sagen dürfen,« er übe Selbstverleugnung, während die ganze Welt schmause und sich lustig machte. Es lag darin vielleicht ein Stückchen pharisäischen Stolzes, aber derselbe entsprang dem Gedanken besonders berufen und auserwählt zu sein. Er konnte den Tag und die Stunde bezeichnen, an welchem der Ruf Gottes zum großen Werke an ihn ergangen war. Es war kein langsames Erkennen der erhabenen Wahrheit, kein allmäliges Durchdringen des menschlichen Verstandes mit himmlischer Gnade gewesen, plötzlich und vollständig war die Bekehrung eingetreten — *ein* Ruf hatte ihm seine Mission enthüllt. Gestern ein Kind der Welt, heute ein Erbe des Heils, ein Bürger des Himmels, ein Bewohner der Ewigkeit. Wunderbar, geheimnißvoll war die Zeit seiner Aussendung gewesen, mit Stolz und Freude schaute er darauf zurück. Welch einen armseligen Preis hatte er durch das Aufgeben der vergänglichen

Erdenfreuden gezahlt, um einen so großen Schatz zu erwerben!

Und nun hatte ihn der Himmel mit den schönsten aller Erdengaben, den gesegneten Freuden der Häuslichkeit belohnt.

Er sah auf seine Tochter, die glücklich neben ihrem Verlobten saß auf seinen gesunden, intelligenten, tätigen, pflichtgetreuen Sohn, auf seine Schwester, die rauh und bitter, gleich Arzneikräutern, ab er treu, fleißig und lauter wie Gold war, und auf die liebste von Allen, seine Frau, und dankte Gott für diese mannigfachen reichen Gaben.

---

## Zweites Kapitel.

### *Cynthia sucht sich nützlich zu machen.*

Der März war gekommen. In den Gebüschten blühten die weißen Anemonen, an geschützten Stellen sprangen schon die Blätterknospen der Kastanienbäume auf, die Wiesen erfüllte der süße Duft der Veilchen, Schlüsselblumen und Affodill sproßten hervor; der März ging zu Ende, aber Naomi Haggard's Hochzeit hatte noch nicht stattgefunden.

Der Tag war bestimmt, alle Vorbereitungen waren getroffen gewesen, da war der Squire gerade eine Woche vor dem für die Hochzeit festgesetzten Datum nach Barnstaple geritten, um mit einem Advokaten über einen Rechtshandel Rücksprache zu nehmen. Auf dem Heimwege war er von einem heftigen und anhaltenden Regen überrascht und bis auf die Haut durchnäßt worden. Anstatt sofort ein heißes Bad und trockne Kleider als Mittel gegen die Erkältung anzuwenden, hatte sich Mr. Pentreath naß wie er war, an das Kaminfeuer im Speisezimmer gesetzt, und sich innerlich durch einen Becher heißen Groggs zu erwärmen gesucht. Die Folgen dieser Unvorsichtigkeit ließen denn auch nicht auf sich warten, sondern zeigten sich schon am nächsten Morgen in einem heftigen Anfall von Bronchitis, der schleunig in eine Lungenentzündung überging. Ehe die Woche zu Ende, war der Squire in Lebensgefahr und Naomi's Hochzeit mußte auf unbestimmte Zeit verschoben werden.

Oswald war über die Krankheit seines Vaters tief betrübt. Sie hatten nie eine besonders zärtliche Liebe für einander empfunden, der Sohn besaß aber ein weiches Herz und fühlte ein inniges Mitleid für den alten Mann, der freundloser und verlassener auf seinem Sterbebette lag als der ärmste Tagelöhner auf seinen Besitzungen. Der einzige Arzt in Comhaven, der alle Familien im Orte und der Umgegend behandelte und alle Kranken ohne jede Hilfe oder

Behinderung von irgend einem Kollegen kurierte oder tödtete, hatte erklärt, die einzige Möglichkeit einer Genesung für den Squire beruhe nicht auf Arznei oder Aderlaß oder Schröpfköpfen, sondern einzig und allein auf einer guten Pflege.

Wer wollte aber den wunderlichen« grämlichen alten Geizhals pflegen, der während er auf seinem Schmerzenslager jammerte und stöhnte, doch der Wärterin keinen Bissen Brod gegönnt hätte und bei jeder Mahlzeit, die sie aß, eine Empfindung gehabt haben würde, als würde er mit glühenden Zangen gezwickt? Die berufsmäßigen Krankenwärterinnen in Comhaven waren alte Weiber vom Typus der Sybillen oder Hexen, welche aussahen, als müsse man ihnen in stürmischen Nächten an Sümpfen und Kreuzwegen begegnen, wo sie Kräuter sammelten, um Zaubertränke zu brauen; in Wahrheit besaßen sie freilich nichts von dieser romantischen Unheimlichkeit, waren aber dafür bodenlos unwissend und eben so hart und gefühllos, wie habgierig; eine Hilfe von dieser Seite konnte also kaum in Betracht kommen. Nicht viel besser sah es in der Grange selbst aus. Das Hausmädchen, welches eine so zärtliche Neigung für die eichene Tafelung der Zimmer, daß sie jeden Morgen um sechs Uhr aufstand, um sie zu bohnen, besaß keineswegs die gleiche Liebe für ihren alten Herrn. Als Oswald sie aufforderte, ihn zu pflegen, sagte sie ihm, sie sei noch niemals bei Kranken gewesen, wisse nicht, wie sie mit ihnen umzugehen habe, und würde schreien, wenn sie einen Blutegel anfassen sollte. Die Haushälterin war alt und beinahe blind und kochte ihre Mahlzeiten aus dem Gedächtniß und nach langer Gewohnheit, ohne das Gesicht und den Geschmack dabei noch viel zu Rathe ziehen zu können; ihr durfte Oswald das Leben seines Vaters nicht anvertrauen.

In dieser Verlegenheit war es ganz natürlich, daß er sich an Miß Haggard als an diejenige Dame wandte, welche die genaueste Personalkenntniß besaß und ihm deshalb eine geeignete Krankenpflegerin möglicherweise empfehlen konnte.

»Ob ich eine Frau kenne, die Krankenpflege übernehmen würde?« rief sie Oswald's Frage wiederholend. »Ich kenne nicht eine, ich kenne zwanzig. Es giebt nichts, was die Leute nicht



übernehmen würden, wenn Sie sie dafür bezahlen.« Wenn Sie aber von mir verlangen, daß ich Ihnen eine wirkliche Pflegerin für Ihren Vater anempfehlen soll, Mr. Pentreath, so ist das etwas ganz Anderes. Ich würde nicht einer einzigen von den Weibern in Combhaven, die Krankenwarten gehen, das Leben eines neugeborenen Kätzchens anvertrauen, wenn ich wollte, daß es eine Katze werden sollte.«

»Das klingt sehr niederschlagend,« seufzte Oswald. »Die Leute in Combhaven werden doch aber gepflegt, wenn sie krank sind.«

»Allerdings, aber wie? Manche sterben und Manchen ist die Vorsehung besonders gnädig und läßt sie gesund werden trotz der Pflege, die sie gehabt haben.«

»Was war zu thun? Oswald starrte düster ins Feuer und legte sich diese Frage vor, ohne eine Antwort darauf zu finden. Es war Theezeit. Tante Judith saß bereits auf ihrem gewohnten Platze vor der Theekanne, aber Naomi stand noch neben dem Kamin und blickte auf ihren Verlobten. Seine Traurigkeit bewegte sie so tief, daß sie darüber das von ihrer Tante der Familie octroyirte strenge Gesetz der Etikette, keine Mahlzeit auch nur einen Augenblick auf sich warten zu lassen, vollständig vergaß. Cynthia hatte dagegen bereits am Tische Platz genommen und strich für Jim Butterbrode mit jener ruhigen, matronenhaften Miene, die ihrem jungen Gesichte einen neuen Reiz verlieh. Sie war stets glücklich, wenn sie sich nützlich machen konnte, mochte dies selbst geringfügige Dinge betreffen.

»Ich wünschte, ich könnte Deinen Vater pflegen, Oswald,« sagte Naomi ernst.

»Du kannst es aber nicht!« fiel Tante Judith mit gewichtiger Strenge ein. »Es müßte sich wahrlich hübsch für Dich schicken, wenn Du in das Haus des Squires gehen wolltest, ehe Du dazu ein Recht hast. Das würde in Combhaven einen netten Skandal geben. Du, die Tochter eines Predigers! Du solltest mehr Verstand haben, als dergleichen zu reden!«

»Ich kann darin nichts Unrechtes sehen!« rief Oswald mit einem Anflug von Heftigkeit. »Wer hätte ein besseres Recht, in meines Vaters Hause daheim zu sein, als meine zukünftige Frau?«

»Wenn junge Männer wie Sie im Stande wären, die richtige Linie zwischen Recht und Unrecht zu ziehen, so würden Recht und Unrecht nicht so oft durcheinander gemischt werden,« antwortete Judith sentenziös. »Es kann gar keine Rede davon sein, daß sich Naomi in der Grange als daheim betrachtet, ehe sie Mrs. Pentreath ist, und das hätte sie wissen müssen. Außerdem versteht sie von Krankenpflege ebenso viel wie ein Kind in der Wiege.«

»Gott würde mich gelehrt haben, was ich zu thun hätte, und meine Liebe für Oswald würde mir die Kraft geben, seinen Vater zu pflegen,« sagte Naomi.

»Das glaube ich ebenfalls, Naomi,« stimmte ihr Oswald mit einem dankbaren Blicke bei.

»Ich möchte den Squire pflegen!« rief plötzlich Cynthia mit nur mühsam unterdrückter Heftigkeit. Ich habe im Hause so wenig zu thun, daß ich hier kaum vermißt werde, und ich habe etwas Erfahrung in der Krankenpflege, denn ich habe Miß Webling gepflegt, als sie sehr schwer an der Bräune darniederlag. Der Arzt fürchtete, sie würde sterben und ich habe zwei Wochen lang Nacht für Nacht bei ihr gewacht und ihr Blutegel gesetzt und Umschläge gemacht. Die armen Kranken hier habe ich ebenfalls gepflegt, nicht wahr, Joshua?« fügte sie zu ihrem Gatten emporblickend hinzu, denn dieser war in diesem Moment ins Zimmer getreten.

»Ja, meine liebe Cynthia, Du bist an manchem Krankenbette der helfende Engel gewesen und würdest noch mehr gethan haben, wenn ich es zugelassen hätte. Wovon ist denn aber eigentlich die Rede?«

»Wenn Ihr so gut sein wolltet und Euch setzen, so möchte ich wohl den Thee eingießen,« ließ sich Judith vorwurfsvoll vernehmen. »Es scheint aber, als ob Niemand Verlangen darnach trüge, da Ihr so herumsteht.«

Naomi setzte sich in stillschweigendem Gehorsam und Oswald, welcher als Gast den Vorwurf doppelt scharf auf sich beziehen mußte, beeilte sich ebenfalls, einen Platz an einer Ecke des Tisches einzunehmen.

»Ich möchte den alten Mr. Pentreath pflegen, Joshua,« erklärte

Cynthia ihrem Gatten. »Miß Haggard sagt, in ganz Comhaven gäbe es keine vertrauenswürdige Krankenpflegerin, und der Arzt hat gute Pflege für die Hauptbedingung zur Wiederherstellung des alten Herrn gemacht. Willst Du erlauben, daß ich für kurze Zeit nach der Grange gehe und bei ihm wache, wie ich es bei Miß Webling gethan?«

Joshua schaute ihr mit einem zärtlichen Lächeln in das ernste Gesicht.

»Wie eifrig Du bist, liebes Kind! Glaubst Du wirklich, daß Du genug von der Krankenpflege verstehst und ausreichende Kraft für eine solche Aufgabe besitzt?«

»Es ist ein gutes Werk, bei dem ich mit meinem ganzen Herzen sein würde, und ich fürchte nichts, denn Gott, würde mir Kraft und Verständniß dazu geben. Ich habe oft das Gefühl, daß mein Leben hier doch ein recht wenig nützliches sei und bin nie glücklicher, als wenn Du mir erlaubst, die Kranken zu besuchen. Laß mich nach der Grange gehen, Joshua« und Mr. Pentreath pflegen.«

»Es ist zu gültig von Ihnen, daß Sie ein solches Anerbieten machen.« rief Oswald erstaunt über den Eifer der zarten blumengleichen Frau. »Die Aufgabe ist keine leichte. Sie haben keine Vorstellung davon, wie wunderlich mein armer alter Vater ist. Er schilt mit dem Doktor in wahrhaft erschreckender Weise und beschuldigt ihn, ihm das Geld aus der Tasche zu stehlen. Unser Hausmädchen ist kaum dazu zu bringen, in das Krankenzimmer zu gehen, und doch ist das eine alte einfältige Person, die schon viele Jahre unverdrossen im Hause dient und an harte Worte gewöhnt ist. Sie ist bei alledem doch noch die einzige Person, die dem Kranken eine Handreichung thut, sie ist dann aber auch darnach.«

»Wünschst Du im vollen Ernste die Krankenpflege zu übernehmen, Cynthia?« fragte Joshua.

Für ihn lag in diesem Wunsche seiner jungen Frau durchaus nichts Unnatürliches. Er gehörte einer religiösen Gemeinschaft an, in welcher die Pflege der Kranken für eine der ersten Pflichten galt, in welcher die Zeit der Trübsal als die Periode betrachtet ward, wo die Brüderschaft sich enger aneinander zu schließen hatte, wo man

besonders lebhaft empfinden mußte, welche starke Bande die kleine Gemeinde zusammenhielten. Nun gehörte der Squire zwar nicht zu dem Kreise der Frommen, war im Gegentheile ein ganz unreligiöser Mann, er stand indeß durch die Verlobung seines Sohnes mit Naomi in einer gewissen Verbindung mit dem Hause des Predigers. Es galt einen Kranken dem Rachen des Todes zu entreißen, es galt, etwas noch Höheres und Edleres zu thun, eine Seele den Klauen des Satans abzuringen. Aller menschlichen Voraussicht nach war der Körper des Squires unrettbar verloren und weder Blutegel, noch Umschläge, noch die beste Pflege konnten dieses Schicksal abwenden, wohl aber ließ sich noch ein großer Kampf kämpfen für den unsterblichen Theil in ihm, für jenen unverlöschbaren, unzerstörbaren Funken, der zur ewigen Seligkeit oder zur ewigen Verdammniß bestimmt ist.

Joshua Haggard überlegte, daß wenn seine Frau den Kranken pflegte und gleichzeitig seine Seele aufrichtete, er selbst auch an dessen Bett erscheinen und für ihn thun könne, was in jenen indifferenten Tagen die Hof-Kirche von England nicht für ihre Angehörigen that, nämlich den Sünder vertheidigen gegen die Angriffe des unsichtbaren Feindes. Joshuas positive Theologie war noch nie von einem Zweifel heimgesucht worden, daß der erste Versucher und beständige Widersacher des Menschengeschlechtes wirklich und persönlich existiere, daß er umgehe wie ein brüllender Löwe und suche, wen er verschlinge.

»Wenn Du wirklich einen Beruf für dieses gute Werk in Dir fühlst, Cynthia, so würde es mir übel anstehen, wollte ich Dir verbieten, ihm Folge zu leisten,« sagte er; nach einer gedankenvollen Pause.«

»Es scheint mir zu kühn, wenn ich sagen wollte, ich fühle mich dazu berufen,« antwortete die junge Frau demüthig, »aber mein Herz ist hingezogen zu dem armen alten Mann, der einsam in seiner Krankheit und seinen Schmerzen liegt.«

»So sollst Du hingehen, mein liebes Kind,« sagte Joshua entschieden.

Cynthia stand auf, als ob sie auf der Stelle fortgehen wolle.

»Gott segne Sie für diese Erlaubniß!« rief Oswald.

»Sie könnten wohl warten,« bis der Thee getrunken ist,« sagte Judith strafend, »wenn Sie keinen Thee trinken mögen, so wollen dies doch andere Leute thun. Es ist bei uns nicht Sitte, in solcher Weise Thee zu trinken.«

Wie ein gescholtenes Kind setzte sich Cynthia wieder nieder und bat wegen des gegen die Hausordnung begangenen Verstoßes um Verzeihung.«

»Ich weiß nicht« wie ich Ihnen Beiden danken soll,« sagte Oswald. »Ihnen Mrs. Haggard, für Ihr großmüthiges Anerbieten, und Ihnen Mr. Haggard, daß Sie die Güte haben und Ihrer Frau gestatten, den Eingebungen ihres mitleidigen Herzens zu folgen; ich bin Ihnen aber dankbarer als ich in Worten auszudrücken vermag. Es soll meine Sorge sein, daß Sie nicht überanstrengt werden. Phöbe, das Hausmädchen, von dem ich vorher sprach, wird Alles thun, was Sie anordnen. Man braucht ihr nur die Anweisung zu geben, dann arbeitet sie unermüdlich, bis sie zusammenbricht. In der vorigen Nacht phantasierte mein armer Vater, wird Sie das nicht erschrecken?«

»Nein,« sagte Cynthia, »ich war gestern auch bei einer armen Frau, die irre redete. Sie brachte allerlei seltsame Dinge vor, aber zwischendurch sprach sie wieder ganz klar und folgte dem Sinne dessen, was ich ihr vorlas. Ich fürchte mich nicht.«

Nach dem Thee, als die Schranken der Etikette ein wenig sinken durften, schlich Naomi zu ihrer jungen Stiefmutter und küßte sie herzlich.

»Ich bin Dir so dankbar, Cynthia,« sagte sie.

»Liebe Naomi, es liegt wirklich kein Grund vor, mich zu rühmen oder mir dankbar zu sein. Ich thue einfach meine Pflicht. Ich bedaure aufrichtig, daß es Dir nicht gestattet ist, diese Aufgabe zu übernehmen, die Dir um Oswalds willen eine so liebe und heilige gewesen sein würde.«

---

## Drittes Kapitel.

### *Cynthia als Krankenpflegerin.*

Die junge Frau übernahm das Amt, zu dem sie sich mit so viel Liebe und Eifer angeboten hatte, mit einer Ruhe und einer Selbstbeherrschung, als sei sie in einem Hospital geschult worden. Sie fürchtete nicht, daß ihr die Kraft dazu gebreche, ihr Glaube gab ihr die Zuversicht, Gott werde die ihr nötige Stärke und Einsicht zu Theil werden lassen.

Es war weder eine leichte noch angenehme Aufgabe, den reizbaren alten Mann zu pflegen, der in seinem ganzen Leben noch nicht ernstlich krank gewesen war und dem körperliche Schmerzen deshalb so unerträglich erschienen, daß sie ihn zur Wuth aufstachelten.

»Mrs. Haggard will so gut sein und Deine Pflege übernehmen, Vater,« sagte Oswald, als er Cynthia an das Bett des Kranken führte.

Der Squire sah die zarte graue Gestalt — ein Schatten gleich einem Engel mit hellem Haar — mit zweifelnden Blicken an. »Ich kenne dieses Mädchen nicht, Deine Mutter war nie so hübsch,« sagte er.

»Willst Du Dich von ihr pflegen lassen, Vater?« F fragte Oswald.

»Ich brauche keine Pflege, ich brauche weiter nichts, als daß man mich in Ruhe läßt,« sagte der Squire, fügte aber im Widerspruch mit dieser Aeußerung sofort hinzu: »Geben Sie mir zu trinken.«

Cynthia sah sich den neben dem Bette stehenden Tisch an, auf welchem leere Medizingläser und Pulverschachteln, gebrauchte Umschläge und Tassen und Gläser bunt durcheinander standen. In einer entkorkten Flasche befand sich Claret.

»Trinkt Ihr Vater diesen Wein?« fragte sie Oswald, während sie schnell einen Becher ausspülte und der Squire durch dumpfes Stöhnen zu erkennen gab, daß er sich sehr unwohl fühle.

»Ja, der Doktor sagt, er darf Claret trinken, aber sonst keinen Wein.«

Cynthia goß den Wein in den von ihr gereinigten Becher, gab ihn dem Kranken in die Hand und unterstützte ihn, während er trank. Sie schien eine natürliche Begabung zu besitzen, vermöge welcher sie zu solchen Werken der Barmherzigkeit besonders geschickt gemacht ward.

»Phöbe wird Ihnen Alles bringen; was Sie brauchen,« sagte Oswald, der ihr hilflos zuschaute.

Phöbe stand an der andern Seite des Bettes und starrte Mrs. Haggard mit aufgerissenen Augen und offenem Munde an, als ob sie eine übernatürliche Erscheinung vor sich sähe. Als Oswald ihren Namen nannte, ermannte sie sich, machte einen Knix und sagte, sie werde die Dame mit Vergnügen bedienen.

»Und Sie denken wirklich, daß Sie im Stande sein werden, es durchzuführen?« fragte Oswald.

»Ich werde es ganz gut durchführen, Sie brauchen nicht ängstlich zu sein, Mr. Pentreath. Das Beste wird für Ihren Vater sein, wenn man ihn ganz ruhig hält.«

»Das glaube ich auch. Ich gehe in mein Zimmer, es liegt hier auf demselben Flur, und bin bei der Hand, wenn mein Vater nach mir verlangen sollte. Sie lassen mich dann wohl rufen?«

»Ja. Phöbe soll Sie holen.«

Oswald stand noch einen Augenblick am Bette und beugte sich über seinen Vater mit jenem Gefühle der vollständigen Ohnmacht, ihm zu helfen, welches die robuste Jugend dem leidenden Alter gegenüber so oft beschleicht. Sie kann es bemitleiden, hat aber kein Verständniß dafür. Könnte sie die Last auf sich nehmen, sie würde es thun, einen Maßstab für den Schmerz hat sie aber nicht.

»Wie fühlst Du Dich, Vater?« fragte er.

»Mir ist, als ob ein Wolf in mir nagte, weiter kann ich nichts sagen,« stöhnte der alte Mann. »Geh fort, Du nimmst mir nur die Luft fort.«

Cynthia nahm eine über einen Armstuhl hängende leichte Decke,

breitete sie über Brust und Schultern des Kranken und ging dann geräuschlos zum nächsten Fenster, das sie öffnete. Gleich einem Strom erfrischenden Wassers, das ein durstiges Land tränkt, quoll die frische, kühle Luft ins Zimmer.

»So ist's bessert,« rief der alte Mann.

»Wir dürfen das Fenster nicht aufmachen, der Doktor sagt, wir sollen ihn warm halten,« sagte Phöbe.

Cynthia schaute sich um, sah in einer Ecke des Zimmers einen Schirm stehen und stellte denselben so, daß der Kranke gegen die unmittelbare Berührung des Luftzuges geschützt war. Nach ihrer Ueberzeugung war ihm die frische Luft absolut nothwendig, sie wollte aber nicht zu rasch und unvorsichtig verfahren.

»Sagen Sie mir, welche Verordnungen der Arzt gegeben hat, Phöbe, wann die Arznei gereicht werden muß, wann Umschläge gemacht werden sollen und was sonst zu beobachten ist,« erkundigte sie sich.

Gegen Mitternacht sah Oswald noch einmal ins Zimmer. Sein Vater lag in schwerem, unruhigem Schlaf der Krankheit. Phöbe schnarchte am Kamin. Cynthia saß neben dem Bette und las beim trüben Scheine einer Kerze in ihrer Taschen-Bibel. Welch ein anmuthiges Bild war diese junge Frau in dem anschmiegenden grauen Wollenkleide, dem puritanischen weißen Halstuch, das über die zart geformte Büste gesteckt war, und dem kleinen weißen Mützchen, das dem schönen jugendlichen Gesichte ein matronenhaftes Ansehen gab.

Das Zimmer schien seit Cynthias Ankunft verwandelt zu sein. Es war aufgeräumt, das Bett mit schneeweißen Linnen überzogen, der Kamin, durch dessen Gitter ein lustiges Feuer schien, sauber gefegt, was dem Gemache, das vor wenigen Stunden noch so öde und trostlos ausgesehen hatte, ein trauliches Gepräge gab. Und das Alles hatte sich in der Stille und mit möglichst geringen Unbequemlichkeiten für den Leidenden vollzogen.

»Schläft er schon lange?« fragte Oswald.

»Seit einer halben Stunde. Ich habe ihm vor dem Einschlafen etwas vorgelesen.«



»Aus Ihrer Bibel?«

»Ja.«

»War ihm denn das recht?«

»Ich glaube, es beruhigte ihn.«

Oswald konnte den Gedanken kaum fassen, daß sein Vater sich von der Frau eines Methodistenpredigers sollte aus der Bibel vorlesen lassen. Es hieß das wirklich die Dinge auf den Kopf stellen.

Es ging nun manchen Tag und manche Nacht so fort. Für seine geduldigen Pfleger schien des Kranken Leben auf und ab zu schweben, für den Arzt war aber kein Zweifel mehr, wohin die Wagschale sich neigen würde. Viele Tage und Nächte unterzog sich Cynthia ohne Murren allen Pflichten: welche die Pflege eines Kranken erheischt, und war stets voll Liebe und Sorgfalt für den grämlichen alten Mann, der in seiner Schwäche gleich einem Kinde in ihren Armen war und sich auch gleich einem Kinde von ihr warten ließ. Während sie seinen armen kranken Körper pflegte, war sie auch voll liebender Sorgfalt für seine unsterbliche Seele und der hartgesottene Sünder lauschte jenen unvergleichlichen Erzählungen, welche selbst der größte Gottesleugner nicht ohne eine gewisse Rührung anzuhören vermag. Cynthia war nicht gelehrt worden, daß Bekehrungen auf dem Sterbebette von sehr zweifelhafter Natur sind, für ihren direkten und positiven Glauben war; dieser Sünder, der vielleicht in seinem ganzen Leben keine wahrhaft gute That gethan, keinen selbstsüchtigen Wunsch geopfert hatte, den Pforten des Himmels eben so nahe, wie Derjenige, der ein fleckenloses, Gott wohlgefälliges Leben hinter sich hat, sofern er nur seine Sünden bekannte und an das erlösende und versöhnende Opfer, das auch für ihn gebracht worden war, glaubte.

Wäre irgend Jemand in der Nähe gewesen, für den seltsame Schauspiele einen Reiz gehabt hätten, er hätte ein solches genossen, wenn er vernommen, wie dieses Kind an diesem Sterbebett mit Satan um eine Seele kämpfte, wie sie das durch fünfzig Jahre des weltlichsten Lebens verhärtete Gemüth zu erweichen bemüht war, wie sie flehte und nicht müde ward, das Evangelium von der Liebe und dem Erbarmen zu wiederholen. Eines

Abends sang sie mit leiser süßer Stimme eine der Hymnen von Wesley. Der Gesang gefiel dem Kranken und beruhigte ihn, so daß er sie von der Zeit an öfter um eine Wiederholung bat. Oswald ging dann gewöhnlich leise den Korridor auf und ab und lauschte den klaren, reinen Tönen, die auf ihn einen ebenso beruhigenden Einfluß übten, wie auf seinen Vater.

»Ich wünschte, Sie erlaubten, daß mein Mann käme und Ihnen vorläse,« wagte Cynthia eines Nachmittags zu sagen, als der Squire schmerzsfrei war und sich ein wenig kräftiger fühlte.

»Ihr Mann? Wer ist das?«

»Joshua Haggard.«

»Was, der Psalmenplärrer? Nein; ich will von seinen Predigten nichts wissen. Er ist in seiner Art ein ganz ordentlicher Mann und hat Geld geschafft, mein Sohn heirathet seine Tochter, aber er soll nicht Feuer und Schwefel auf meinem Sterbebett auf mich herabzetzern. Sie können lesen, was Sie wollen, das schadet mir nichts.«

»Ich glaube, Sie kennen meinen Gatten nur nicht,« widersprach Cynthia sanft.

»Meinen Sie? Ich sage Ihnen, ich kenne Feldprediger. Man kann sie schon eine Meile weit von Sodom und Gomorrha und dem Wurm, der nicht stirbt, toben hören. Haggard predigte auf freiem Felde, ehe er hier die Kapelle baute. Ich will sein Geheul nicht haben.«

Das war entmuthigend, aber es war der Hochkirche, als sie in Gestalt eines weingedunsenen Vikars aus der alten Schule dem Squire ihre Tröstungen angeboten, nicht besser ergangen; Mr. Pentreath schwur, daß, so lange er so viel Verstand besitze, um es verbieten zu können, kein näselnder Pfaffe die Schwelle seines Zimmers überschreiten solle.

Oswald zeigte sich sehr besorgt, daß Cynthia während der schweren Zeit der Krankenpflege jede mögliche Bequemlichkeit zu Theil ward, und Joshua kam täglich mindestens ein Mal nach der Grange, um sich zu überzeugen, daß seine Frau durch ihr Werk der Barmherzigkeit ihrer Gesundheit nicht schade. Die akute Entzündung war hauptsächlich durch Cynthia's Pflege, wie der Arzt

offen eingestand, gehoben, der abziehende Feind ließ aber die Citadelle in einem so üblen Zustande zurück, daß das Aufhören der wirklichen Krankheit noch durchaus keine Bürgschaft für Genesung bot. Die Flamme der Lampe flackerte schwach und konnte jeden Augenblick plötzlich erlöschen. Der ausgemergelte Körper ließ sich durch Chinin und Eisen nicht wieder in die Höhe bringen.

Einmal an jedem Tage kam Joshua Haggard nach der langen Galerie, wo die Familienportraits hingen, um mit seiner jungen Frau ein kurzes Zwiegespräch zu haben.

»Ich fürchte, Du hast zu wenig Schlaf, Liebste,« sagte er eines Tages, indem er das kleine bleiche Gesicht dem Frühlingssonnenschein zuwendete und es mit besorgter Aufmerksamkeit betrachtete.

»O doch, Joshua. Ich schlafe jeden Tag mehrere Stunden, während welcher Phöbe statt meiner wacht. In der Nacht lasse ich das arme Mädchen schlafen, es kommt ihr zu hart an, die Augen offen zu halten, nachdem die Uhr zehn geschlagen hat.«

»Liebe Cynthia, ich freue mich in Deiner Seele, daß Du dieses gute Werk verrichten darfst, und bin stolz auf Dich, aber vergiß nicht, daß Du die Bewahrerin meines Glückes bist. Du darfst um meinetwillen selbst für die Pflicht nicht Deine Gesundheit zum Opfer bringen.«

Er sprach diese Bitte aus, nicht ohne sich dabei im Inneren der Schwäche und Selbstsucht zu zeihen.

»Ich gehe jeden Tag, wenn das Wetter es erlaubt, in den Garten,« versicherte Cynthia, bestrebt ihn zu beruhigen, »und Oswald und Naomi holen mich jeden Nachmittag zu einem kleinen Spaziergange ab. Es ist für mich immer eine wahre Glückseligkeit, das liebe Mädchen zu sehen.«

»Ja, sie hat mir von Euren gemeinschaftlichen Spaziergängen erzählt. Es ist mir eine große Freude, Euch so innig verbunden zu sehen, denn ich fürchtete anfänglich, Naomi bringe Dir wenig Herzlichkeit entgegen.«

»Nein, Joshua, sie ist stets gut gegen mich gewesen, mir scheint aber allerdings, als hätte die Krankheit des, Squires uns einander

noch viel näher gebracht. Wie werde ich mich freuen, wenn er erst wieder hergestellt sein wird und wir die Hochzeit feiern können! Ich möchte Naomi gar zu gern in dem schönen grau seidenen Kleide sehen. Giebt Doktor Harron Hoffnung, daß er bald wieder gesund sein werde?«

»Doktor Harron scheint wenig Hoffnung zu haben, er hält den Zustand seines Patienten für sehr bedenklich.«

»Der furchtbare Husten ist doch aber beinahe beseitigt, da können wir ihn wohl bald wieder zu Kräften bringen.«

»Ich hoffe es, liebes Kind, es giebt indeß eine Krankheit, die heißt das Alter. Der Squire hat ein aufreibendes Leben hinter sich. In seiner Jugend stürmte er auf sich ein mit Allem, was die Welt Genuß und Vergnügen nennt, und in späteren Jahren, wo er ein Sklave des Mammons war, hat er seine Gesundheit ebenfalls geschädigt. Sein Lebensfaden ist sehr dünn gerieben.«

Es war dies eine sehr niederschlagende Mittheilung für Cynthia, denn sie hatte angefangen, auf Genesung für den Squire zu hoffen. Er war durchaus kein angenehmer alter Mann, aber sie hatte ihn gepflegt, sich um ihn gesorgt und dadurch eine Art von Zuneigung für ihn gefaßt. Oswald sah ihr oft mit Verwunderung zu, wenn sie sich über das Bett beugte, ihrem Pflegling mit freundlichen Worten zusprach, seinen grauen Kopf unterstützte, seine fiebernde Hand in der ihrigen hielt und den grämlichen Alten fütterte, als ob er ihr Lieblingsvögelchen sei.

»Wie gut Sie sind!« rief er einmal bei einer solchen Gelegenheit aus. »Liegt es in der Natur der Frauen, so liebevoll zu sein? Ich erinnere mich meiner Mutter, als sie mich in einer Kinderkrankheit pflegte; sie war ebenso wie Sie, aber ich war ihr Lieblingssohn, das Wesen, welches ihr auf Erden am theuersten gewesen sein soll. Sie kommen hierher, um einen Fremden zu pflegen, und doch scheint Ihre Zärtlichkeit für ihn unerschöpflich.«

»Ihr Vater thut mir so leid, daß ich nicht anders kann, ich muß ihn lieben,« antwortete Cynthia einfach.

Die Spaziergänge mit Naomi und ihrem Verlobten bildeten zu dieser Zeit die Lichtpunkte in Cynthia's Leben. Sie bereiteten ihr ein

Entzücken, daß ihr zuweilen die Besorgniß kam, diese Vergnügungen möchten sündlich, eine ihr vom Bösen gestellte Falle und Versuchung sein, denn Joshua sprach in seinen Predigten sehr viel von Fallen, welche der Satan stelle, und von der schwachen menschlichen Natur, die nur zu sehr geneigt sei, sich durch seine Verlockungen auf Irrwege führen zu lassen.

Nach langer Absperrung im Krankenzimmer war schon das Athmen der frischen Luft für sie eine Quelle hohen Genusses. Es konnte nichts Schöneres geben als den alten vernachlässigten Park an solchen Frühlingsnachmittagen; ein veränderlicher Himmel, an welchem das tiefste Blau durch weiße schnell segelnde Wölkchen blickte und gleich darauf eine düstere Wolkenwand einen sich schnell entladenden Aprilschauer verkündete, spannte sich darüber aus; die gelben Knospen der Kastanienbäume entfalteten sich, zarte junge Farnkräuter sproßten an geschützten Stellen aus dem moosbewachsenen Boden empor. Selbst das dunkelrothe Rindvieh schien, wie es wenigstens Cynthia vorkam, ein freundliches Ansehen zu haben und sie mit besonderem Wohlwollen anzublicken.

Naomi war noch nie so gütig und liebevoll gegen die arme kleine Stiefmutter gewesen wie in dieser Zeit, und Oswald, der ihr vor Kurzem noch als eine ihr sehr fern stehende, unsympathische Persönlichkeit erschienen war, trat ihr jetzt so nahe, daß seine Freundlichkeit beinahe etwas Brüderliches hatte — er war Cynthia so dankbar für das, was sie an seinem kranken Vater that.

Während einer Stunde, die genau nach Oswalds Uhr abgemessen ward, gingen die drei durch den Park und den Wald, entdeckten jeden Tag neue Fortschritte in der Natur und bewunderten das allmälige und doch — so kräftige Erwachen der Mutter Erde nach dem langen Winterschlaf. Wie schnell öffneten sich die Blumenknospen, wie schnell erwachsen die kleinen Blatttriebe zu Blättern! Unter den todten Zweigen des vergangenen Jahres entwickeln sich die Farnkräuter des nächsten Sommers, die Weiden sind bereits gelbgrün, der moosige Grund ist besät mit Schlüsselblumen und blauen Veilchen.

»Wenn mein alter Vater mit Gottes Hilfe wieder zu Kräften kommt,

können wir verheirathet sein, ehe der Hagedorn blüht,« sagte Oswald zu seiner Verlobten.

Naomi's einzige Antwort darauf war ein Seufzer. Ihr Vater hatte sie nicht in Unkenntniß darüber gelassen, daß der Arzt nur sehr geringe Hoffnung für ein Wiederaufkommen des Patienten hatte.

Trotzdem trat gerade zu dieser Zeit eine anscheinende F Besserung ein, welche Oswald, Cynthia und die gutherzige alte Phöbe täuschte. Der Husten hatte den Squire verlassen, dagegen ging sein Athem freilich noch immer schwer und keuchend, auch war sein Bewußtsein in den Pausen zwischen seinem kurzen aber oft wiederholten Schlummer nicht klar. Er konnte aus dem Bette in seinen Lehnstuhl gebracht werden, in dem er, durch Kissen unterstützt sitzend, den Eindruck einer lebenden Mumie hervorbrachte. Dies Alles schien gegen seinen Zustand vor etwa zehn Tagen genommen, ein großer Fortschritt zu sein und Oswald glaubte ihn auf dem besten Wege der Besserung — eine Meinung, welche der Patient selbst theilte, wenn er auch in Momenten besonders übler Laune erklärte, er werde bald keinem Menschen mehr lästig fallen und Oswald werde bald als Herr schalten und walten können.

Ließ Mrs. Haggard nur ein Wort fallen, daß sie nun bald wieder nach Hause gehen werde, so kannte der Jammer des alten Mannes keine Grenzen. Er fragte sie, ob sie wirklich so grausam sein könne, ihn verlassen zu wollen, da er ohne sie schon lange im Grabe läge, und wenn sie fortgehe, sterben müsse. Phöbe solle ihn pflegen? Phöbe würde ihn mit ihren rohen Händen und ihrem plumpen Gebahren morden. Er könnte in seinem Bette sterben, während Phöbe am Kamin schnarche und keine Menschenseele in seiner Nähe sei. Das Frauenzimmer wisse ja nichts weiter als essen und schlafen, sie sei wie alle seine Dienstboten die incarnirte Selbstsucht.

Der Squire vergaß Thränen und nichts ist erbärmlicher anzusehen als die Thränen des hilflosen Alters. Cynthia's mildes Herz« dessen hervorstechendste Eigenschaften Liebe und Mitleid waren, fühlte sich auf das tiefste gerührt. Sie schilderte ihrem Manne die

Verzweiflung des Kranken und Joshua sagte:

»Bleibe, meine liebe Cynthia, wenn es nicht über Deine Kräfte geht, dem Ende beizuwohnen; lange wird es nicht mehr dauern.«

»Meint der Doktor wirklich, er werde sterben?«

»Ja, mein Kind, der Doktor hat jede Hoffnung aufgegeben. Er sagt, nur ein Wunder könne ihn retten, und Gott thut für unsere werthlosen sterblichen Leiber keine Wunder mehr, seine höhere Einwirkung richtet sich ausschließlich auf unsre Seelen.«

»Wenn es so steht, möchte ich ihn auf keinen Fall verlassen.«

»Cynthia, Du hast den Tod noch nicht gesehen; fürchtest Du Dich nicht, ihm in's Angesicht zu schauen?«

»Nein,« war ihre tapfere Antwort, »seit Du mich gelehrt hast, wo ich meinen Halt zu finden habe, fürchte ich nichts mehr.«

Cynthia blieb also und pflegte den Kranken und machte ihm die letzten Tage seines Lebens süßer, als alle die Jahre seines Wittwerstandes gewesen waren, während welcher alle menschlichen Gefühle in ihm so todt gelegen, als sei er ein aus Stein gehauener Götze der Alten. Er hatte seine schöne junge Pflegerin wirklich lieb gewonnen und gehorchte ihr wie ein Kind.

»Hätte ich eine Tochter gleich Ihnen gehabt, liebes Kind, würde ich auch ein besserer Mann geworden sein,« sagte er.

»Sie haben einen guten Sohn, lieber Mr. Pentreath.«

»Ja, Oswald hat mir niemals Kummer gemacht, aber es ist kein Kern in ihm, er ist ein junger Mann, den Jeder ziehen kann, wohin er ihn haben will. Ich fürchte, mein Geld wird ihm wie Wasser durch die Finger rinnen. Es ist sehr hart, wenn man sich denken muß, man liegt in seinem Grabe, kann kein Glied mehr rühren, und was man erspart und erworben hat, fliegt wie Spreu in den Wind. Das ist der schärfste Stachel des Todes.«

»Nein« nein« lieber Freund; der schärfste Stachel des Todes ist die Sünde.«

»Und ist es nicht sündlich, eine schöne Besitzung zu verschleudern?« jammerte der Squire.

Dann kamen wieder Stunden, wo er ruhiger war und, in seinem

Armstühle am Kamin sitzend, einen Becher unschädlichen warmen Wein auf einem kleinen Tische neben sich, geduldig zuhörte, wie ihm Cynthia aus der Bibel vorlas. Das wunderbare Buch der Bücher bewährte wieder seine unvergleichliche Kraft und Herzlichkeit; der Squire war mit dem stärksten Vorurtheil daran gegangen, hatte sich nur widerstrebend und lediglich aus Rücksicht für Cynthia die Vorlesung gefallen lassen, bald aber fesselte das gewaltige Buch seine Aufmerksamkeit und redete zu ihm in einer Sprache, der seine Schwäche nicht Stand zu halten vermochte.

Oswald fing nun an, mit Ausnahme der einen Stunde, in welcher er mit Naomi und Cynthia spazieren ging, seine Nachmittage im Krankenzimmer zu verbringen. Der Squire liebte es, ihn dort zu haben und lenkte gern seine Aufmerksamkeit auf diese und jene Stelle der heiligen Schrift, die nach des Vaters Ansicht auf die Fehler des Sohnes Bezug nahm. Oswald hörte sehr geduldig zu und lauschte mit Andacht den rührenden Wesley'schen Hymnen, die Cynthia in der Stunde des Zwielichtes zu singen pflegte.

Traurig, aber nicht unfreundlich glitten die Tage dahin in dem stillen Krankenzimmer, in welches sich das geräumige Schlafzimmer des Squires mit der eichenen Täfelung, den drei tiefen Bogenfenstern und dem altmodischen Kamin verwandelt hatte. Der untere Theil dieses Kamins war mit weißen und blauen Fliesen belegt auf welchen Vorgänge aus der heiligen Schrift dargestellt waren, Hund der Squire wies dann und wann bei Cynthias Vorlesungen darauf hin.

»David! Ach, das ist der, welcher Goliath erschlug — dort der Dritte von oben. Als ich ein Knabe war, hielt ich ihn für Jack, den Riesentödter. Und David war ein Sünder und Gott liebte ihn doch? Ach, der Herr muß mich sehr lieb haben, denn ich bin ein großer Sünder gewesen. Ich möchte wohl wissen, ob John Wilkes im Himmel ist?«

Milde, stille Tage, die einander so ähnlich sahen, daß sie kaum eine andere Spur hinter sich zurückließen, als die unbestimmte allgemeine Erinnerung an eine süße, sanfte Traurigkeit. Allmähig überkam Oswald die Empfindung, als wäre in dem düstern alten



Zimmer sein ganzes Leben eingeschlossen und er habe an der ganzen Außenwelt da draußen keinen Antheil mehr. Naomi fiel sein träumerisches, zerstreutes Wesen auf, sie schrieb es aber dem so natürlichen Schmerze um seinen Vater zu.

\*                      \*  
\*

Zwischen Mitternacht und dem ersten Hahnenschrei, in jenen Stunden, in welchen die Nacht am kältestem, schweigendstem, unheimlichsten ist, rief der Squire Cynthia an sein Bett. Er war etwas unruhiger als gewöhnlich gewesen und hatte häufig irre geredet; seine Phantasien waren zu seiner wilden Jugend zurückgewandert er hatte die Namen alter Freunde, alter Geliebten genannt, die alle lange todt und vergessen waren.

»Wie hieß doch der, welcher mit uns im »Blauen Hause« zu Mittag aß?« fragte er plötzlich. »Besinnt Euch doch, ein Mann mit einem großen Backenbart — ein Soldat.«

Cynthia kniete neben seinem Bett nieder, nahm seine kalte Hand in die ihrige und rieb sie sanft. Die Stimme des Kranken nahm einen eigenthümlich schrillen Klang an, den sie noch nicht darin wahrgenommen hatte.

»Du bist ein gutes Mädchen, Polly, — ja, meine Hände sind sehr kalt. Du hast immer ein gutes Herz gehabt Polly, gabst nur zu gern Geld aus. Ja, Polly, heirathe nur den Käsemacher, er meint es gut.«

Seine Augen fielen mit langsam zurückkehrendem Bewußtsein auf Cynthia.

»Du bist es Kind? Du sagst Gott liebe die Sünder?«

»Gott liebt Alles, was er geschaffen hat,« antwortete Cynthia mit tiefem Ernst, »und Christus starb, um die Sünder zu erlösen. Wenn Sie alle Ihre Sünden bereuen, lieber Mr. Pentreath, und an das Erlösungsoffer glauben —«

»Ich beklage, daß ich kein besseres Leben geführt und nicht eine Tochter wie Dich gehabt habe,« unterbrach sie der Squire schwach, sein Haupt sank leise an ihre Brust und sanft und still löste sich das

schwache Band, das ihn noch ans Leben knüpfte, sein unsterblicher Theil ging hinüber in das unbekannte Land.

Cynthia wußte nicht sogleich, daß dies der Tod war, und als ihr die Wahrheit aufdämmerte, da stieß sie keinen Schrei aus, ließ sich weder von der Furcht noch von der Aufregung übermannen, sondern bettete das leblose Haupt sanft auf das Kissen und ging leise hinaus, um Oswald Pentreath die Kunde zu bringen, daß er vaterlos sei.

Selbst in diesem ernstesten feierlichen Augenblicke fiel es ihr auf, daß mitten in der Nacht die Thür seines Zimmers nur angelehnt war und Licht darin brannte. Sie klopfte und unverzüglich kam die Antwort: »Herein!«

»Sitzt er noch auf?« fragte sie sich verwundert.

Oswald saß an einem Tische und hatte ein aufgeschlagenes Buch vor sich; die Kerzen auf den alten schweren silbernen Leuchtern waren bis auf Stümpfchen herabgebrannt; er war zwar angekleidet, Haar und Anzug befanden sich aber in einer Unordnung, als hätte er sich in den Kleidern auf das Bett geworfen gehabt; seine Augen sahen hohl und überwacht aus. Als er Cynthia eintreten sah, fuhr er auf, erhob sich aber nicht von seinem Sitze, sondern blieb mit den Ellenbogen auf dem Tische und den Kopf in den Händen gestützt sitzen.

»Was ist geschehen?« fragte er. »Ist es mit meinem Vater schlimmer geworden?«

»Im Gegentheile, lieber Oswald, es ist ihm sehr wohl. Gott hat ihn zu sich genommen.«

»Und Sie waren bis zuletzt bei ihm? Allein? Er starb in Ihren Armen?«

»Ja.«

»Sie sind eine Heilige, ein Engel,« rief Oswald leidenschaftlich indem er sich die Thränen aus den Augen trocknete. »Sie sind als ein Engel der Barmherzigkeit in dieses Haus gekommen — Sie haben in die verfinsterte Seele meines armen Vaters Licht ergossen. Sie machten seine letzten Tage zu den lieblichsten seines ganzen Lebens. Wie könnte ich das je vergessen!«

»Es ist dabei gar nichts, was der Erinnerung werth wäre. Ich habe nur meine Pflicht gethan. Wie bleich Sie aussehen, Mr. Pentreath; der plötzliche Tod hat Sie zu sehr erschüttert! Er starb so friedlich und seine letzten Worte waren gut. Ist das nicht sehr tröstlich für Sie?«

»Wie konnte er böse Gedanken haben mit einem Engel an seiner Seite? Der arme alte Mann! Tod! Ja, es ist sehr plötzlich gekommen.«

»Warum saßen Sie denn die ganze Nacht auf? Hatten Sie ein Vorgefühl, daß das Ende so nahe sei?«

»Nein,« antwortete er mit einem bitteren Lachen. »Ich saß auf, weil ich die Fähigkeit zum Schlafen verloren habe. Meine Gedanken sind zu lebhaft und ich versuche, sie mit Philosophie zu beruhigen, ich vermag aber ebenso wenig zu lesen, wie ich zu schlafen vermag. Meine Gedanken bewegen sich in einem Kreise und kehren immer auf denselben Punkt zurück.«

»Sie haben sich zu sehr um Ihren Vater gesorgt, «versetzte Cynthia mit einem Blick, in dem sich Mitleid und Verwunderung spiegelten.

»Ja, ich bin ein zu pflichttreuer Sohn, das ist meine starke Seite.«

»Wollen Sie ihn sehen?«

»Ja, und man wird wohl auch nach Leuten schicken müssen, sobald es Tag geworden sein wird.«

Er öffnete einen Fensterladen. Am kalten grauen Himmel standen bleich die Sterne, der Anbruch des Tages war nahe und in dem grauen, halben Lichte, das ins Zimmer drang, sah Oswald Pentreath's hageres, bleiches Gesicht wie das eines Gespenstes aus.

Er folgte Cynthia in das Sterbezimmer. Phöbe hatte bereits die Dienerschaft geweckt und so fand er schon die Haushälterin, welche seinem Vater jene Dienste leistete, die der Lebende dem Todten noch zu leisten vermag.

»Ich habe Ihre liebe Mutter auch in den Sarg gelegt, Mr. Pentreath,« krächzte die Alte. »Sie sah wie ein Engel als Leiche

aus.«

Der alte Kellermeister war zum Küster gegangen, um diesen zu erwecken, damit er die Todtenglocke läute und Combhaven schleunig verkünde, daß der Gutsherr verschieden sei. Phöbe stand am Fußende des Bettes, hatte die Schürze vor's Gesicht genommen und weinte pflichtschuldigst. Sie hatte Squire Pentreath durchaus nicht geliebt, es war aber schicklich, daß man an einem Sterbebett und bei einem Begräbniß weinte. Nach ihrer Ansicht gehörte es zu den Pflichten der Stellung, in welche sie zu setzen es Gott gefallen hatte, um einen verstorbenen Herrn zu weinen, und hatte der Squire, obgleich er ein harter Mann gewesen, in seinen testamentarischen Bestimmungen hinsichtlich der Legate und der Geschenke für Traueranzüge doch vielleicht gethan, was recht ist, so war es tröstlich zu wissen, daß man sein Andenken schon vorher durch uneigennützig Thränen geehrt hatte.

Oswald küßte die kalte Stirn des Verstorbenen und stand dann lange neben dem Bette, die leblose Hülle des Vaters mit einem seltsamen Ausdruck in seinem eigenen Gesichte betrachtend, als wisse er nicht, daß er noch andere Pflichten zu erfüllen habe. »Er sah ganz außer dem Wege aus,« sagte die Haushälterin, als sie und der alte Diener die traurige Scene am Sterbebett bei einem kräftigen Frühstück in allen ihren Einzelheiten besprachen.

Die Läden waren geöffnet und die Kerzen brannten mit gelblichem Schein in dem kalten grauen Morgenlicht. Cynthia blickte auf ihre hübsche silberne Uhr, Joshua's Geschenk an ihrem Hochzeitstage.

»Halb sechs,« sagte sie. »Ich denke, ich thue gut, jetzt nach Hause zu gehen, Mr. Pentreath; wenn Joshua die Sterbeglocke hört, kommt er, um mich zu holen.«

»Warum wollen Sie nicht warten, bis er kommt?«

»Ich möchte ihm den Weg ersparen. Hier kann ich doch nichts mehr nützen.«

»Nein, Sie können hier nichts mehr nützen.«

Sie nahm ihren schwarzen Mantel aus einem Schrank, setzte ihren Hut auf und ging zu Oswald, der noch immer mit dem irren, abwesenden Blick neben dem Bette stand.

»Guten Morgen, Mr. Pentreath; ich hoffe, Ihr Herz wird sich bei Ihrem Verluste dem Troste öffnen.«

»Ich begleite Sie; Sie können zu dieser Stunde nicht allein nach Hause gehen.«

»Denken Sie, ich fürchte mich vor den Vögeln oder vor den ihre Kelche öffnenden Blumen?« fragte Cynthia.

»Sie dürfen nicht allein gehen.«

»So kommen Sie mit mir, wenn Sie wollen. Joshua wird sich freuen, Sie zu sehen. Sie können zum Frühstück bleiben, dann begrüßen Sie auch sogleich Naomi.«

Cynthia hielt es für einen Akt der Barmherzigkeit, wenn sie ihn aus dem Sterbezimmer entfernte. Joshua war gewiß der beste Tröster und Berather für ihn.

Der Morgenwind wehte kühl herein, als Oswald leise die große Thür der Halle öffnete. Das klare kühle Licht des Morgens übte eine beruhigende Wirkung auf ihn aus, in feierlicher Stille lagen Park und Wald, von fern ertönte das Brausen der stahlgrauen mit weißem Schaum gefleckten See, die ganze Natur war ernst, erhaben und zugleich tröstend. Schweigend schritten Cynthia und Oswald nebeneinander hin. Als sie aus dem Park auf die Wiese, traten, welche an der Bucht vorüber nach dem Anfange der Hochstraße führt, begann die Todtenglocke ihre eherne Stimme zu erheben. Jeder der abgemessenen traurigen Töne ließ Cynthia erbeben, als ob er immer von Neuem eine Ueberraschung für sie sei.

Obgleich dieser einsame Gang so recht angethan dazu gewesen wäre, ihrem Begleiter ihre Theilnahme kundzugeben, machte sie doch keinen Versuch, ihn zu trösten. Bedurfte er irdischen Trostes, so war Joshuas Weisheit, ihres Erachtens, am besten geeignet, zu ermessen und ihn zu spenden, was ihm wohl thue, und nebst Joshua war die beste Trösterin für ihn Naomi, seine Braut.

Zu Cynthia's großem Erstaunen lehnte es aber Oswald ab, mit ihr in's Haus zu gehen und verabschiedete sich an der Gartenthür von ihr. Die Läden im Wohnzimmer waren bereits geöffnet, der Haushalt also im Gange; die junge Frau lud ihn daher dringend ein, mit hereinzukommen, etwas zu frühstücken und wenigstens Joshua zu

sprechen.

»Nein,« sagte er, »ich erkenne Ihre große Güte für mich, aber ich bin dazu viel zu verstört. Ich gehe wieder zurück; auch bin ich wahrscheinlich nothwendig zu Hause, denn es wird viel zu besorgen geben.«

»So wird Joshua zu Ihnen kommen,« antwortete Cynthia. »Guten Morgen.«

Sie gab ihm die Hand. Er nahm sie in seine beiden Hände und sah ihr mit einem Blick voll tiefer Traurigkeit, halb mitleidig und halb bittend in die Augen. Dann beugte er den Kopf über die kalte, unbehandschuhte Hand und küßte sie. Als er sie losließ, war sie von Thränen feucht und mit einem kaum hörbaren Segenswunsch riß er sich los und ging schnell nach der Grange zurück, während Cynthia Haggard tief erschüttert in das Haus ihres Gatten trat.

---

## Viertes Kapitel.

### *Werthers leiden.*

Nachdem Oswald Pentreath die Papiere seines Vaters gesichtet, das staubige Chaos im Arbeitszimmer des alten Squire zu einem Zustande der Ordnung umgestaltet und dadurch eine Uebersicht über seine Vermögensverhältnisse gewonnen hatte, fand er, daß er gewissermaßen ein reicher Mann sei. Die langen Jahre, während welcher Squire Pentreath sich hermetisch gegen jeden geselligen Verkehr abgeschlossen gehalten, hatten ihre Früchte getragen in der Gestalt von Aktien und Bankantheilen und Staatspapieren, welche sämmtlich so gut wie baares Geld waren. Mr. Pentreath hatte sich wohl gehütet, seine Ersparnisse durch gewagte Spekulationen wieder aufs Spiel zu setzen; er hatte sein Geld nur in den sichersten Papieren angelegt und sich mit mäßigen Zinsen begnügt. Nicht für die Aussicht, sein Kapital zu verdoppeln, würde er einen kleinen Theil davon riskiert haben; er besaß nicht den Hang des Börsenjobbers, sondern den des bürgerlichen Geizhalses, der klingende Münzen sammelt und sein Herz am Anblick derselben erfreut.

Die Güter befanden sich in ausgezeichnetem Zustande, alle Hypotheken, die darauf gehaftet hatten, waren abbezahlt und die daraus erzielten Einkünfte beliefen sich auf beinahe dreitausend Pfund jährlich. Das in Papieren angelegte Vermögen ergab auch noch einen jährlichen Zinsgenuß von tausend Pfund, so daß Oswald sich im Besitze eines Jahreseinkommens von viertausend Pfund sah, eine Summe, die einem jungen Mann, dem bisher nicht die freie Verfügung über fünf Pfund zugestanden, als ein unermeßlicher Reichthum erscheinen mußte.

In demselben Jahre, in welchem Arnold aus dem Vaterhause entflohen war, hatte der Squire ein Testament gemacht, durch welches er jedem seiner alten Dienstboten zwanzig Pfund aussetzte

und sein übriges bewegliches und unbewegliches Vermögen Oswald hinterließ. Des jüngeren Sohnes war mit keinem Worte gedacht.

Oswald schrieb nach des Vaters Tode sofort an seinen Bruder und drang in der liebevollsten Weise in ihn, nunmehr das Leben des Seefahrers aufzugeben und nach Comhaven zurückzukehren, wo er eine der Pachtungen und tausend Pfund das Jahr haben sollte. »Unser Vater hat sein Testament in einem Moment zorniger Aufwallung gegen Dich gemacht,« schrieb er, »und Du wirst mich nicht für so ungerecht halten, daß ich von unseres Vaters Ungerechtigkeit Nutzen ziehen wollte. Nein, Arnold ich hoffe, Du kennst mich besser, als daß Du mir eine solche Unbilligkeit zutrauen solltest. Ich bin für einen Mann in meinen Verhältnissen reich zu nennen; Du mußt jetzt der Meerfahrten genug haben, denke ich, also komm zurück, lieber Bruder, ich beschwöre Dich darum beim Andenken an die guten alten Tage, in denen wir miteinander Kinder waren. Ich sehne mich nach Dir mehr als ich zu sagen vermag. Ich liebe Dich noch eben so innig wie damals als wir Knaben waren und ich der große Bruder hieß. Erinnerst Du Dich jenes Sommertages, als wir uns im Matherly Wood verirrt und Du so müde warest, daß ich Dich nach Hause tragen mußte? Als wir ungefähr die Hälfte des Weges zurückgelegt hatten, wolltest Du mich tragen, obgleich ich noch einmal so groß war wie Du. Nie komme ich an jene Stelle des Waldes, ohne an die Worte zu denken, welche Du damals zu mir sprachest und dann ist es mir als, fühle ich wieder wie Deine Arme sich um meinen Hals legten und Deine warme Wange sich an die meinige schmiegte.«

\* \*  
\*

Der Squire war mit allen ihm gebührenden Ehren zu seinen Vätern gebettet und viele, die ihn im Leben verabscheut hatten, waren doch herbeigekommen, um bei seiner Besinnung gegenwärtig zu sein, da sie nicht dem Menschen, wohl aber dem Grundbesitzer und Gutsherrn diese Rücksicht schuldig zu sein glaubten. In der Grange nahm das Leben wieder seinen alten ruhigen Verlauf, nur daß jetzt



häufig Pächter kamen, die ganz dreist und zuversichtlich von dem neuen Herrn Vergünstigungen verlangten, auf welche nur von fern anzuspielen sie bei dem alten nicht gewagt haben würden. Die alten Diener empfanden, daß der Geist der Knauserei aus dem Hause entwichen sei, und führten einen besseren Tisch, sie waren aber so lange und mit solcher Strenge zur äußersten Sparsamkeit angehalten worden, daß Verschwendung für sie zu den Unmöglichkeiten gehörte und Oswald in dieser Beziehung nichts von ihnen zu besorgen hatte. Was den neuen Herrn selbst betraf, so hatte er ein eigenthümliches unbeschreibliches Gefühl der Freiheit, wenn er so durch die alten öden Zimmer schritt und mit dem Gelde in seinen Taschen klapperte, ohne sich noch recht erklären zu können, wie es da hinein gekommen sei.

Er sah sehr schön und sehr melancholisch in seinem Traueranzuge aus. Die jungen Damen, welche Sonntags nach der Kirche kamen, wo er ganz allein in seinem großen Kirchstuhl saß, waren höchst unzufrieden damit, daß er sich so voreilig mit der Tochter eines Methodistenpredigers verlobt hatte.

Während er Morgens die Kirche besuchte, wohnte er Abends dem Gottesdienste in Little Bethel bei, was die jungen Damen ebenfalls sehr übel vermerkten denn erstens bewies er dadurch ein unnatürliches Schwanken zwischen zwei Bekenntnissen und zweitens war die Kapelle so viel weniger vornehm als die Kirche und eine Art, das Heil zu suchen, welche sich nur für geringe Leute schickte, die keinen Anstoß daran nahmen, sich in einen engen Raum einzupferchen und gegenseitig ihre Ausdünstungen einzuathmen.

Naomis Hochzeit schien auf unbestimmte Zeit vertagt. Vorläufig dachte in Comhaven Niemand daran, man hatte noch genug Gesprächsstoff durch das Leichenbegängniß des Squires, stritt in freundschaftlicher Weise über die Zahl der dabei aufgefahrenen Trauerkutschen und erging sich in tadelnden Bemerkungen gegen diejenigen Nachbarn und Pächter, die durch ihre Abwesenheit gegläntzt hatten. Die Hochzeit, welche schon so nahe geschienen, das neue Leben, dessen Anbruch unmittelbar bevorstanden, war

in eine schatten- und nebelhafte Ferne gerückt. Oswald war durch den Tod seines Vaters ganz niedergeschmettert, viel tiefer bekümmert, als Naomi selbst, welche doch die Weichheit seines Wesens am besten kannte, von ihm erwartet hätte. In einer solchen Gemüthsverfassung war es unwahrscheinlich, daß er von der Hochzeit zu sprechen anfangen würde, wenigstens war Naomi weder erstaunt, noch verletzt, daß er es nicht that.

Während draußen die Glocken den Squire auf seinem Wege zur Gruft seiner Väter begleiteten, legte Naomi ihr Hochzeitskleid, das erste seidene Kleid, das sie in ihrem Leben besessen, mit stillen Thränen in glatte Falten, schlug es in ein weißes Leinentuch und verschloß es in eine besondere Truhe. Auch der hübsche braune Tuchüberrock, den sie auf ihrer Reise nach Cheltenham, wo sie und Oswald ihren Honigmonat verleben gewollt, zu tragen gedacht hatte, mußte für künftige Zeiten weggehängt werden. Naomi's Tracht war für die nächsten sechs Monate düsteres Schwarz, denn sie hatte, wie es der Anstand erforderte, um den Vater ihres Verlobten Trauer angelegt. Cynthia trug ebenfalls schwarze Kleider und selbst Tante Judith hatte einen altmodischen, aber vollständigen und wohlerhaltenen Traueranzug hervorgesucht, den sie noch vom Tode ihrer ersten Schwägerin her, bei welcher Gelegenheit Joshua als betrübler Wittwer sich sehr freigebig mit schwarzem Wollstoff und Crèpe gezeigt, hängen hatte. Die Veranlassung schien ihr willkommen zu sein, diese Sachen endlich auftragen zu können. Sprach Oswald nicht über die aufgeschobene Hochzeit, so kam er doch ganz in der früheren Weise nach Mr. Haggards Hause und sogar Tante Judith, die doch auf der Lauer stand, um nun, wo er Herr seines Vermögens war, hochmüthige Seiten an ihm aufzufinden, vermochte nicht das Geringste zu entdecken. Er war verändert, das ließ sich nicht wegleugnen, aber diese Veränderung war von der Natur derjenigen, die sich an Hamlet bemerkbar machte, als er nach dem Tode seines Vaters in ein dumpfes Hinbrüten und eine tiefe Niedergeschlagenheit versank. Er war melancholisch, zerstreut, seine Wange war bleicher, sein Auge düsterer als sonst.

Naomi hatte ihn nie so zärtlich geliebt als jetzt, wo er zum ersten Male seit ihrer Verlobung der Theilnahme und des Trostes bedurfte. Ihr, die sie ihren Vater so über alle Maßen liebte, erschien dieser Schmerz um einen Vater durchaus nicht übertrieben oder unnatürlich. Der Squire war allerdings nicht das Ideal eines Vaters gewesen, aber der Tod übt einen verklärenden Einfluß und verleitet die Phantasie, den Verstorbenen mit Tugenden zu schmücken, die er nie besessen — und Oswalds Herz war weich genug, den Tyrannen zu beweinen, dessen Geiz und Härte seine ganze Jugend zu einer Zeit der äußersten Entbehrungen gemacht hatte.

Nie hat wohl ein junger Mann, der nach hartem Drucke plötzlich zu unumschränkter Freiheit und bedeutendem Vermögen gelangt, weniger Neigung gezeigt, sich in den Strudel der Zerstreungen zu stürzen, als Oswald. Tag für Tag führte er dasselbe ruhige ordentliche Leben; den Morgen verbrachte er je nach dem Wetter mit Lesen oder mit einem Spazierritt, der Nachmittag und Abend gehörten seiner Braut. Er hatte daran gedacht, eine Yacht zu kaufen oder zu bauen, verschob aber selbst dies bis zu Arnold's Ankunft, die er bald erhoffte.

»Wir wollen unsere Yacht hier in Comhaven bauen,« sagte er, »Arnold kann die Arbeit überwachen, er soll ja auch Capitain des Fahrzeuges werden.«

Oswald sah der Ankunft seines Bruders mit einer beinahe fieberhaften Ungeduld entgegen. In seinem Charakter schien eine angeborene Schwäche zu liegen, vermöge welcher er unfähig war, eine vollständige Unabhängigkeit zu ertragen. Da sein Vater nicht mehr am Leben war, bedurfte er des Bruders als Führer und Rathgeber. Möglicherweise war es aber auch die Liebe des älteren Bruders für den jüngeren, die nach so vielen Jahren der gezwungenen Trennung nun, da die Schranke gefallen war, sich mit verdoppelter Heftigkeit nach dem unvergessenen Gefährten der Kindheit sehnte. Was es aber auch sein mochte, das ihn sich nach Arnold sehnen ließ, das Gefühl trat mit großer Stärke hervor; Naomi stimmte auch darin vollkommen mit ihm überein und hörte es gern, wenn er von seinem Bruder sprach.

»Wie lieb will ich ihn haben!« sagte sie eines Abends, als sie auf der alten Steinbank in der Wildniß saßen und von Arnold sprachen. »Mein Vater, der sich Deiner und Deines Bruders als Knaben sehr gut erinnert, sagt, er sehe Dir ähnlich, Oswald.«

»Ja, man sagte immer, wir sähen einander sehr ähnlich, Arnold ist aber stärker und kräftiger gebaut als ich. Ihm schien es das Natürlichste von der Welt, davon zu laufen und zur See zu gehen, man hätte von ihm dergleichen vorhersagen können, als er zwei Jahre alt war, ein solch kleiner dreister, kühner Abenteurer war er, und dabei besitzt er ein Herz, das von Liebe überfließt.«

»Besonders für Dich, Oswald?«

»Besonders für mich! Gott segne das liebe Herz. Sobald er nur zu kriechen anfing, lief er mir überall nach wie ein Hündchen und wollte mich stets vertheidigen, obgleich ich noch einmal so groß war wie er. Eine Zeit lang wollte er keinen Abend einschlafen, wenn ich nicht an seinem Bett saß und ihm Geschichten erzählte. Ja, ich habe viele Gründe, den guten Burschen zu lieben, der stärkste von allen ist aber doch die Erinnerung an die letzten Stunden meiner Mutter, als ich ihr liebes bleiches Gesicht auf dem Kissen liegen und sie das brechende Auge auf den kleinen Arnold richten sah.«

Die Thränen traten ihm in die Augen, als er dieser traurigen Erinnerung erwähnte, die bereits so fern lag, daß sie etwas Traumartiges für ihn hatte. Naomi legte, ohne ein Wort zu erwidern ihre Hand in die seinige und gab ihm nur durch einen leisen Druck zu verstehen, daß es ihre Aufgabe sei, alle seine Leiden zu theilen, selbst die alten unvergessenen der Kindheit.

Es war ein milder Maiabend, vollkommene Ruhe herrschte in der Natur — es war ein Abend, so recht geschaffen, von süß wehmüthigen Dingen zu träumen und zu sprechen. Die Verlobten hatten wohl eine Stunde allein bei einander gesessen, hatten ab und zu mit einander geredet und waren dazwischen wieder für längere Zeit in Stillschweigen versunken.

»Mein Vater ist jetzt fünf Wochen todt,« begann Oswald nach einer Pause, während welcher Zeit Naomis Nadel mechanisch einen Stich nach dem andern an einer zu einem Hemd für ihren Vater

bestimmten Manschette genäht hatte.

»Ja, lieber Oswald, gestern waren es fünf Wochen.«

»So werden wir in sieben Wochen Hochzeit haben,« sagte der junge Mann so ernst, als spreche er vom Tode seiner Mutter.

Es war das erste Wort, das er über die verschobene Hochzeit sagte und Naomi ward dadurch in einer Weise erschreckt, als sei der Gegenstand ein ganz unerhörter in einem Gespräch zwischen, einem Brautpaare.

»So bald, Geliebter?«

»Drei Monate, Naomi. Ich denke, es ist lange genug, um dem Todten unsere Ehrfurcht zu bezeugen. Selbstverständlich werden wir keine große Hochzeit haben. Wir gehen eines Morgens ganz still mit Deinem Vater und seiner Frau, Tante Judith und Jim nach der Kirche und an der Kirchenthür erwartet uns eine Postchaise, die uns nach Cheltenham bringt. Heute haben wir den zwanzigsten Mai, wir können uns Anfang Juli trauen lassen; wozu noch länger warten?«

»Lieber Oswald, Du weißt, daß ich selten einen Wunsch habe, der nicht auch der Deinige ist,« begann Naomi sehr ernst.

»Du bist die Güte selbst.«

»Aber —«

»Was für ein aber, mein Lieb?«

»Es ist mir vorgekommen — es mag vielleicht nur J Einbildung von meiner Seite sein, Du darfst aber nicht ungehalten werden, wenn ich glaube darüber sprechen zu müssen — es ist mir in letzterer Zeit so vorgekommen, als sei in Deinen Empfindungen für mich eine Veränderung eingetreten, Du bist durchaus nicht weniger gut und freundlich gegen mich, dennoch habe ich eine Veränderung zu spüren geglaubt. Du weißt, mein Vater wünschte von Anfang an, daß wir ehe wir ein unauflösliches Band knüpften, uns erst ganz klar über die Dauerhaftigkeit unserer Gefühle für einander werden und deshalb zwei Jahre mit der Hochzeit warten sollten. Die zwei Jahre sind noch nicht vorüber, und ist die Veränderung eingetreten, welche mein Vater, der das menschliche Herz und seine Schwächen so genau kennt, als möglich voraussah, so laß uns unser Verlöbniß

lösen, Oswald. Ich werde kein Wort der Klage aussprechen, werde Dich nicht tadeln, noch übel von Dir denken, sondern Dich ehren, daß Du ehrlich und wahrhaftig gegen mich gewesen bist — ich werde die Erinnerung an die glücklichen Tage als den heiligsten Schatz meines Lebens bewahren und bis zu meinem Tode Deine aufrichtige, treue Freundin bleiben.«

»Beste, Edelste, Geliebte, Du bist nur zu gut für mich!« rief Oswald, durch das großmüthige Benehmen seiner Verlobten zu einem lauten Ausbruch der Verehrung und Achtung hingerissen, und zog Naomi stürmisch an seine Brust. »Nein, ich habe mich niemals gegen Dich verändert — meine Achtung, meine Bewunderung für Alles, was rein und erhaben an einer Frau ist, vermag sich nie zu ändern. Erinnerst Du Dich der Verse von Waller?:

Amoret — ein gut Gericht,  
Köstlicheres giebt es nicht,  
Kaum gekostet, schon verleiht  
Leben es und Freudigkeit.

»Du bist mein Amoret, Geliebte; was soll mir Sacharissas Schönheit —«

»Mein süßen Wahnsinn flößt er ein?«

»Du solltest jetzt, wo Du frei und reich bist, nach London gehen, Oswald. Du solltest die Welt sehen, und fändest in London doch vielleicht Deine Sacharissa,« entgegnete sie strahlend vor Glück.

Sie hatte gesagt, was ihr lange auf dem Herzen gelegen, sie hatte in vollster Aufrichtigkeit das Anerbieten gemacht, sich selbst zum Opfer zu bringen, und es war nicht angenommen worden; nun hatte sie keine Besorgnisse mehr.

»Ich frage nichts nach London, Geliebte. Nach meines Vaters Beschreibung ist die Stadt ein einziges großes Diebsnest und sehe ich sie mir doch ein Mal an, so geschieht dies nur in Deiner Begleitung. Wir gehen dann wie die richtigen Landpomeranzen nach dem Tower, der Paulskirche, der Westminster-Abtei und dem Wachsfigurenkabinet. Laß uns jetzt aber einmal ernsthaft über die Zukunft reden, Naomi. Das alte Haus muß ein wenig freundlicher und wohnlicher gemacht werden, ehe ich meine junge Frau

heimführe. Ich würde nicht eher nachgelassen haben, bis ich von meinem Vater einen neuen Teppich und etliche Eimer Kalk zum Weißen erlangt hätte, jetzt bin ich aber Herr und Meister und kann, wenn es Dir so gefällt, die Grange niederreißen und an ihrer Stelle eine italienische Villa aufbauen.«

»Lieber Oswald, Du mußt mich doch genugsam kennen, um zu wissen, daß ich auch nicht einen Stein des alten Hauses zerstört sehen möchte.«

»Und wenn ich ehrlich sein soll, möchte ich das auch nicht gern thun, meine Naomi. Es ist das Haus, in welchem meine Mutter lebte und starb, das Haus, in dem meine Augen sich dem Lichte öffneten, in dem mein Bruder geboren ward, das einzige Haus, das ich, so lange ich lebe, als meine Heimat gekannt habe, obgleich sie, Gott weiß es, zu Zeiten sehr freudlos für mich gewesen ist. Nein, Naomi, wir wollen an dem Hause nichts verändern, sondern es nur verschönern. Ich bin die Zeit her allzu träge gewesen, das soll jetzt anders werden. Ich lasse einen Baumeister aus Exeter kommen und übergehe ihm die Sache.«

Eine Woche später erschien der Baumeister auf der Bildfläche. Er nahm eine sehr eingehende Untersuchung mit dem alten Hause vor und entdeckte, daß dasselbe, welches seinen Bewohnern solide genug erschienen, um noch drei Jahrhunderte zu überdauern, sich in einem sehr baufälligen Zustande befinde. Er klopfte mit verächtlicher Miene an die eichene Täfelung, erklärte, sämtliche Fußböden der oberen Stockwerke seien derartig vom Wurm zerfressen, daß sie durch neue ersetzt werden müßten, kurz er stellte den Zustand des alten Bauwerks im düstersten Lichte dar.

»Ich vermuthete, Sie wünschen eine gründliche Renovation, Mr. Pentreath,« sagte er.

»Ich wünschte den Salon und das Wohnzimmer in der ersten Etage neu gemalt, und wenn Sie irgendwo ein kleines Gewächshaus anbringen könnten —«

»Natürlich, natürlich, Sie müssen ein Gewächshaus haben, das unmittelbar an den Salon stößt. Wir könnten, an der westlichen Seite eine Glaswand anbringen und am Ende eine Rotunde für tropische

Pflanzen, Palmen und dergleichen bauen. Ich habe es auf Sir Brydges Baldrick's Besitzung auf der andern Seite von Exeter ebenso eingerichtet und es macht einen sehr hübschen Effekt. Wenn Sie wünschen, entwerfe ich Ihnen eine Zeichnung davon.«

»Sie sind sehr gütig,« sagte Oswald zögernd, »ich glaube aber nicht, daß es meinem Vater recht gewesen sein würde — «

Er fühlte Gewissenskrupel, hunderte von Pfunden für derartige luxuriöse Verschönerungen auszugeben. Zwar legte er selbst dem Gelde keinen übermäßigen Werth bei, er stellte sich aber lebhaft vor, in welchen unbändigen Zorn nur der Gedanke an eine solche Ausgabe seinen Vater versetzt haben würde. Konnte der alte Geizhals Ruhe im Grabe haben, wenn seine geliebten Guineen für Rotunden und Glashäuser verschwendet wurden?

»Ei, Mr. Pentreath,« sagte der Baumeister mit der leichten Sicherheit eines in den besten Familien beschäftigten Gewerbetreibenden, »ich denke, es kommt hierbei weniger in Frage, was Ihrem Vater, wenn er noch lebte, gefallen oder nicht gefallen haben würde, sondern was Ihrer Gemahlin gefallen wird, wenn Sie sie als Herrin hier einführen. Für eine junge Dame hat das Haus doch ein gar zu düsteres Ansehen und ich glaube, das Gewächshaus würde sehr viel dazu beitragen, es freundlicher und gefälliger erscheinen zu lassen. Der Salon in seiner jetzigen Gestalt, lang und schmal, sieht sehr kahl und dürftig aus. Aber ich habe Ihnen keine Vorschriften zu machen, ganz wie Sie wünschen. Gehen wir nach dem Boudoir.«

Das Zimmer, welches der Baumeister mit dem Namen Boudoir belegte, war das hübsche Wohnzimmers der verstorbenen Mrs. Pentreath in der ersten Etage. Auch hier wurden viele Verbesserungen vorgeschlagen — ein marmorner Kamin, Glashüren, die auf einen Balkon gingen, eine Nische für eine Statue mit einem gemalten Glasfenster dahinter. Oswald wußte nicht wo ihm der Kopf stand, und sah die Grange unter allen diesen Verschönerungen vom Erdboden verschwinden, wenn er dem Verschönerer gegenüber nicht sehr feste Position nahm.

»Dies war das Zimmer meiner Mutter, nicht um die Welt möchte



ich es verändern,« sagte er.

Der Baumeister zuckte die Schultern und fühlte sich zu der Frage versucht: »Wozu haben Sie mich eigentlich kommen lassen, wenn Sie Ihr Geld in der Tasche behalten wollen?« Er schwieg aber weislich, denn es gab noch Dinge genug, worauf er als gewissenhafter Sachverständiger bestehen durfte, als da waren neue Fußböden, Ersetzung der an vielen Stellen schadhafte eichenen Täfelung, Veränderung der Korridore und Wirtschaftsräume, um sie den Anforderungen eines civilisirteren Lebens gemäß zu machen.

»Bedenken Sie, welche Umschwung sich in allen unsern Sitten und Gewohnheiten vollzogen hat,« mahnte er eindringlich.

Oswald ergab sich darein. Die Folge davon war eine umfangreiche Spezifikation der nothwendigen baulichen Veränderungen und es gingen keine vierzehn Tage in's Land, so wimmelte es in Pentreath Grange von einem Heer von Arbeitern, die das Haus so unbehaglich und unwohnlich wie nur irgend möglich machten. Oswald steifte sich darauf, das Haus nicht zu verlassen, und schlief bald in diesem, bald in jenem Zimmer, immer gefolgt und vertrieben von den Maurern, die hier die Fenster ausbrachen, dort ein Stück aus der Decke schlugen, dort den Fußboden aufrissen und überall Wolken von Kalk und Staub aufwirbeln ließen.

Da Oswald keine Heimat hatte, so brachte er jetzt den ganzen Tag bei seiner Verlobten zu, theilte die einfachen Mahlzeiten des Predigers, hörte Tante Judith's Klagen über die Unbrauchbarkeit ihrer Untergebenen mit an und saß lange Stunden in dem hübschen Wohnzimmer, wo Naomi und ihre Stiefmutter mit Näharbeit beschäftigt waren und las ihnen vor.

»Wie man nur so geduldig bei der Nadelarbeit sitzen kann!« rief er an einem warmen Nachmittage, ermüdet durch die rhythmische Bewegung der beiden Nadeln, die fortstichelten, welche spannende und rührende Dinge er auch vorlesen mochte, in einem plötzlichen Ausbruch der Ungeduld aus. »Einen solchen beharrlichen Fleiß habe ich in meinem ganzen Leben noch nicht gesehen. Man könnte glauben, man befände sich in der Nähe einer Art weiblicher

Tretmühle, wo Sie Beide Ihre Sünden abbüßten.«

»Wir haben ja nichts anderes zu thun,« sagte Cynthia mit einem schwachen Seufzer. »Naomi lehrt mich, ihres Vaters Hemden anfertigen, könnte ich das nicht, so könnte ich gar nichts für ihn thun; ich fürchte aber, meine Näherei wird nie so gut werden wie Naomi's.

Oswald gab keine Antwort darauf, sondern blickte zerstreut zum Fenster hinaus. Es war ein drückend warmer Sommertag. Der Weihrauch, den die Erde der Gottheit Sommer spendet, der Duft des frisch gemähten Heu's wehte von den Wiesen hinter dem Ersten und Letzten herüber. Der junge Mann ließ eine Zeit lang die Blicke über die Heuhaufen schweifen und sank dann mit einem Seufzer und einem unterdrückten Gähnen in den Stuhl zurück. Naomi sah dann und wann von ihrer Arbeit auf und verstohlen zu ihm hinüber. Er hatte eine Miene, als sei er des Lebens überdrüssig, und wieder kam seiner Verlobten die peinliche Empfindung, daß irgend etwas nicht in der Ordnung, daß er nicht glücklich sei. Was quälte und drückte ihn denn aber? Der Gram um den Tod seines Vaters war es nicht, diese Wolke war vorübergezogen. Vielleicht die Ungeduld, mit welcher er auf die Ankunft seines Bruders harrte? Diese Vermuthung hatte schon mehr Wahrscheinlichkeit für sich.

Es war nicht daran zu denken, daß die Hochzeit Anfang oder selbst Ende Juli sein könne. Die Bauarbeiten in der Grange konnten frühestens Anfang Oktober fertig sein, und ehe das Haus nicht in Ordnung war, konnte Oswald seine Frau nicht hineinführen. Wieder war die Hochzeit in unbestimmte Ferne gerückt.

»Ich werde morgen ein neues Buch mitbringen,« sagte Oswald, sich gewaltsam seinen Träumereien entreißend.

»Von dem Verfasser von Waverley?« fragte Cynthia.

»Nein, Mrs. Haggard, Sie können nicht jeden Tag einen neuen Roman vom Verfasser von Waverley haben, obgleich er im Jahre zwei, zuweilen auch drei schreibt. Das Buch, welches ich Ihnen vorzulesen gedenke, ist von einer völlig andern Art, es ist eine Studie des menschlichen Herzens, das Bekenntniß des tiefsten Seelenleides von dem Leidenden selbst geschrieben. Er war Feigling genug, nicht mit den Leiden zu Ende zu kommen, sondern

den Leiden zu gestatten, mit ihm ein Ende zu machen. Er vermochte es nicht, sie zu erwürgen, wie Herkules die Schlangen, die man ihm in die Wiege gelegt, was ein tapferer Mann ohne Zweifel gethan haben würde,« fügte er mit einem kurzen Lachen, halb Spott, halb Bitterkeit, hinzu.

»Ist es ein Buch, das Christen lesen dürfen?« fragte Naomi, »doch ich bin überzeugt, Du bringst uns keines, in dem böse, gottlose Dinge stehen.«

»Das Buch handelt von nichts Bösen, nur von einem unwiderstehlichen Geschick, dem eine schwache Seele unterliegt. Die Sünde ist in dem Buche nicht geschildert, nur die Thorheit und ein unbezwingliches Leid.«

»Wie heißt es?«

»Werthers Leiden, Es ist die Uebersetzung eines deutschen Buches von Göthe, das vor vielen Jahren ganz Deutschland in Aufruhr gebracht hat, mir aber erst kürzlich in die Hände gekommen ist. Ich kaufte es in einer Buchhandlung in Exeter, als ich drüben war, um mit dem Maurermeister zu verhandeln.«

Am folgenden Nachmittag begann in der Wildniß die Vorlesung von Werthers Leiden. Naomi und ihr Verlobter befanden sich allein, denn Cynthia war ausgegangen, um eine vom Rheumatismus geplagte alte Frau aus der Gemeinde zu besuchen.

Oswald schien sehr unangenehm davon berührt, daß ihm eine ZuhörerIn fehlte.

»Ich dachte, Werther würde Mrs. Haggard gefallen haben,« sagte er.

»Sie liest der alten Mrs. Pincote jeden Mittwochnachmittag etwas vor,« versetzte Naomi. »Sie sagte, Du möchtest mit dem Buche anfangen, es würde sie erfreuen, welchen Theil sie davon mit anhörte. Wenn Du aber lieber heute nicht anfangen willst —«

»Meine selbstlose Naomi,« unterbrach er sie. »Nein, mein Herz, ich werde Dir vorlesen, ich denke dabei ja nur an Dein Vergnügen.«

»Du bist zu gut gegen mich.«

Oswald begann zu lesen, aber sehr langsamer er hielt zwischen

durch so oft inne, um zu plaudern, daß er nur die ersten Seiten der Erzählung gelesen hatte, als es vom alten grauen Thurme fünf Uhr schlug und somit Zeit war, zum Thee in's Haus zu gehen.

»Ich fürchte, Du hast es bis jetzt noch nicht besonders interessant gefunden,« sagte er.

»Es ist nicht wie der Ivanhoe, aber doch sehr hübsch,« antwortete Naomi. »Der junge Mann scheint gut und liebenswürdig, ein großer Kinderfreund — von warmer Anhänglichkeit für seinen Freund und sehr begeistert für Naturschönheiten.«

»Ja, das ist er Alles. Das Gemälde ist im Anfang in zarten Halbtinten gehalten, die starke Färbung kommt später.«

Am nächsten Tage machten sie in Cynthia's Begleitung einen Spaziergang nach dem Walde und Oswald nahm den Werther dahin mit. Auf dem Wege sahen sie einen Augenblick nach dem Stande der Dinge in der Grange.

Es war ein Chaos daselbst, das nicht zum langen Verweilen einlud. Oswald hatte sich nun doch noch zu der Rotunde für die tropischen Gewächse bestimmen lassen und die Wände des langen Salons waren eingerissen.

»Du wirst die Herrin eines sehr schönen Hauses, Naomi, und mußt Dich üben, die vornehme Dame zu spielen,« sagte Oswald lachend, als er gewahr wurde, mit welcher Bestürzung seine Verlobte alle die im Werke begriffenen Verschönerungen betrachtete.

»Dazu werde ich nie im Stande sein, Oswald.«

»Das kann ich Dir nicht zugeben. Die Natur hat Dich für eine Person von Bedeutung bestimmt. Du brauchst nur etliche Einzelheiten zu lernen — wie man Einladungen erläßt, wie die Rangordnung unter den Gästen sein muß, wie man ein Paar Ponnys fährt, wie man mit Anstand die wohlthätige Dame spielt und dergleichen mehr. Ich habe zum Landsquire noch weit mehr zu lernen als Du, um des Squires Frau ordentlich zu repräsentieren.«

»Ich wünschte, die Vorsehung hätte Dich nicht so reich gemacht, Oswald. Es scheint undankbar, sich über Gaben des Himmels zu beklagen, aber wärest Du nach Geburt und Vermögen meines

Gleichen, so würde ich die glücklichste Frau auf der Welt sein.«

»Es wird sehr undankbar von Dir sein, wenn Du mit einer solchen Rotunde nicht die glücklichste aller Frauen bist,« sagte Oswald heiter und dann gingen sie durch den Park — es sollte in Zukunft ein wirklicher Park mit Hirschen und Rehen sein — nach der grünen, verwachsenen Wildniß des prächtigen Waldes.

Sie fanden hier eine Bank von Farrnkräutern, schwellender als das weichste Sopha, auf welche sich die beiden Frauen niederließen, während Oswald sich zu ihren Füßen in's Gras streckte und in der Erzählung von Werther's Leiden fortfuhr. Er las lange und las gut; seine eigene Identität verschmolz unvermerkt mit der des melancholischen Helden. Er kam zu der Scene, wo Lotte für die kleinen Geschwister Butterbrote schneidet, ehe sie zum Balle geht. Dies unschuldige Bild von Jugend und Schönheit war etwas Neues für die Zuhörerinnen. Selbst bei Scott hatten sie eine solche vollkommene Schilderung reiner Weiblichkeit noch nicht gefunden.

Dann kam die Beschreibung des ländlichen Tanzes und des Entzückens, des Rausches, der sich Werthers bemächtigte, als er die Hand des lieben Mädchens zum ersten Male berührte, als er im Walzer mit ihr herumflog, wie Wetter, daß Alles rings umher verging, daß es ihm »nie so leicht vom Flecke gegangen«. Und dann die Empfindung des Leidens, des unerträglichen Verlustes, als es ihm zum Bewußtsein gebracht ward,« daß Lotte einem Andern gehöre. Das Gewitter, die kindlichen Spiele, durch welche Lotte ihren Gefährtin, die Angst vor dem Donner und Blitz hinwegzutändeln wußte. Die ganze Schilderung, so kunstlos wie Goldsmiths Gemälde der Familie Primrose, aber mit einem Strom der Leidenschaft unter der glatten Oberfläche, von der Goldsmith keine Ahnung hatte.

»Und seit der Zeit können Sonne, Mond und Sterne geruhig ihre Wirthschaft treiben, ich weiß weder, daß Tag noch daß Nacht ist, und die ganze Welt verliert sich um mich her.«

Cynthia's Arbeit sank in ihren Schooß. Sie hielt die großen blauen Augen unverwandt auf den Vorleser gerichtet, der Mund war halb geöffnet, ihre ganze Seele war in ihrem Blick. Zum ersten Male in ihrem Leben hörte sie von einer verhängnißvollen, überwältigenden

Liebe, die von einer schwachen Natur Besitz nimmt und sie so festhält, wie die sieben Teufel ihr erkorenes Opfer hielten.

Und das nannte man in der Welt Liebe? Nicht jene ehrfurchtsvolle Zuneigung, jene Dankbarkeit, Achtung, Hingebung, wie sie für Joshua empfunden und vermöge welcher sie die Heirath mit ihm als die höchste Ehre betrachtet, die ihr die Vorsehung zu Theil werden lassen könne, sondern blinde, grundlose Leidenschaft — ein Feuer, das im Moment auflodernd, die ganze Seele verzehrte, Sie war auf's Aeüßerste gespannt, die weitere Entwicklung dieses Drama's kennen zu lernen, zu erfahren, ob er kämpfte und siegte, oder nachgab und fiel. Sie ertappte sich auf dem Wunsch, irgend ein Unfall, oder wenigstens ein wohlthätiges Fieber, möchte Charlottens Verlobten aus dem Wege räumen.

»Nein. Ich betrüge mich nicht. Ich lese in ihren schwarzen Augen wahre Theilnahme an mir und meinem Schicksal. Ja, ich fühle, und darin darf ich meinem Herzen trauen, daß sie — o, darf ich, kann ich den Himmel in diesen Worten aussprechen? — daß sie mich liebt!«

Mit diesen Worten schloß Oswald das Buch plötzlich mit einem Seufzer.

»Wollen Sie uns nach dem Thee weiter vorlesen?« fragte Cynthia eifrig, als der Schlag der Kirchuhr sie mahnte, daß es die höchste Zeit sei, aufzubrechen, um pünktlich am Theetisch zu erscheinen.

»Ich dachte mir« daß Ihnen das Buch gefallen würde,« sagte Oswald.

»Es ist schön,« seufzte sie.

Er sah sie an und ihre Augen begegneten sich. Es ist gefährlich für solche Augen, sich zu begegnen, wenn solche Gedanken in den Köpfen sind, solche Unruhe in den Herzen wühlt. Ehe der lange Blick zu Ende war, hatte die zarte Röthe auf Cynthia's Wangen sich in die tiefste Blässe umgewandelt. Das verhängnißvolle Buch! Es enthüllte ihnen das unselige Geheimniß, an welchem Beide krankten. Sie legten den Heimweg zum größten Theile schweigend zurück, obgleich Oswald sich Mühe gab, heiter und unbefangen zu erscheinen, und über die Rotunde und die andern Verschönerungen der Grange scherzte, welche der Baumeister aus Exeter halb gegen

seinen, des Besitzers, Willen ausführte. Naomi ließ sich nicht täuschen, sie hörte, daß seine Heiterkeit etwas Gezwungenes hatte. »Was ist nur mit ihm vorgegangen?« fragte sie sich, »wodurch ist er nach seines Vaters Tode so launenhaft und veränderlich in seinem ganzen Wesen geworden?«

Nach dem Thee gingen sie nach der Wildniß und blieben dort bis das milde Licht des Sommertages in graue Dämmerung überging. Oswald las und las bis Werthers Liebe den Zenith erreicht hatte, aus einem rosenfarbenen Traum voll Unschuld und Schönheit, rein wie der junge Morgen, sich in das schwere, bedrückende Gefühl, das man unter einem düstern Gewitterhimmel hat, verwandelt hatte.

Die ersten Sterne standen im bleichen Silberglanz am Himmel, als er ohne ein Wort zu sprechen, das Buch schloß. Joshua kam den kleinen Obstgarten herauf und betrachtete die Gruppe mit ernstem Lächeln.

»Die ganze Zeit gelesen, Oswald!« rief er, »und ich bin überzeugt, irgend eine thörichte Dichtung. Sie verschwenden viel von Ihrer Lebenszeit an Phantastereien.«

»Das Phantastische ist oft viel schöner als die Wirklichkeit,« antwortete Oswald, »und das praktische Leben hat mir sehr wenig zu thun gegeben.«

»Das ist sehr zu bedauern,« sagte der Prediger.

»Nicht Jeder kann seine Mission haben. Der Eine ist gleich Ihnen zum Prediger geboren, der Andere gleich Wellington zum Krieger, noch ein Anderer gleich Brougham zum Rechtslehrer und Vertheidiger der Unterdrückten. Ich bin zu Nichts geboren, als mich im Winter der Jagd und im Sommer des Sonnenscheins zu erfreuen, im Walde von Pentreath zu liegen und den Baron zu lesen und wie ich hoffe, nichts Böses zu thun, sondern im Gegentheil s, viel Gutes, wie mir möglich ist.«

Der Prediger seufzte.

»Die gebenedeite Vorsehung giebt uns Allen unsere Aufgaben, wir werden davon Rechenschaft abzulegen haben,« sagte er.

Sie gingen zusammen nach dem Hause zurück und Oswald nahm bei der Abendandacht seinen gewohnten, Platz im Familienkreise

ein. Der Prediger wählte für seine Vorlesung und Erklärung das Gleichniß von den Pfunden und Oswald fühlte recht gut, daß die daraus gezogene Nutzenanwendung eine zunächst an seine Adresse gerichtete Ermahnung sein sollte. Sein Haus, seine Gärten, Äcker, Wiesen, Wälder und Werthpapiere waren die ihm verliehenen Pfunde, von deren Verwendung er keine genügende Rechenschaft zu geben vermochte. Er hatte noch nichts gethan, um die Verhältnisse der Arbeiter auf seinen Besitzungen zu verbessern, er hatte weder dafür gesorgt, daß reine frische Luft, noch daß das Licht des Evangeliums in ihre dumpfen düsteren Hütten drang, in welchen sie und ihre Familien mit ihren Schweinen zusammengepfercht lebten. Er war darauf bedacht gewesen, sein Haus zu verschönen, aber nicht statt jener Brutstätten der Krankheiten gesündere Einrichtungen zu schaffen. Er hatte es sich als Ortsherr leicht gemacht und seinen Pächtern jede Vergünstigung gewährt, die sie von ihm verlangten; aber es war ihm nicht eingefallen, sich um das Wohl und Wehe der armen Tagelöhner auf seinen Besitzungen zu kümmern, die mit Frau und Kindern darben und von ihren Arbeitgebern gezwungen wurden, von den neun Schillingen schwer verdienten Wochenlohnes noch zwei in saurem Cider zu nehmen.

Es hatte eine Zeit gegeben, da war Oswald Pentreaths Kopf angefüllt gewesen mit Plänen für das Wohlergehen seiner Mitmenschen, da hatte er auf die Zeit seiner Unabhängigkeit als auf den Anbruch einer neuen Aera für die Arbeiter auf seinen Ländereien hingeblickt, seit dem Tode seines Vaters war er aber in eine geistige Lethargie versunken, welche ihn alle seine philanthropischen Absichten gänzlich vergessen ließ.

»Wenn Arnold zurückkommt, werde ich im Stande sein, alle Uebelstände abzustellen und die Dinge in's rechte Geleise zu bringen, er hat mehr Energie als ich,« dachte er und erwartete alles Gute als eine sich ganz natürlich aus der Rückkehr seines Bruders ergebende Folge.

---



## Fünftes Kapitel.

*»Wie mich dünkt, verspricht die Dame zu viel.«*

Mr. Pentreath las täglich aus dem Werther vor, so daß er ihn innerhalb einer Woche beinahe zu Ende gebracht hatte. Mit dem Buche in der Tasche kam er wie gewöhnlich Nachmittags nach dem Hause des Predigers und fand Cynthia allein im Wohnzimmer sitzen. Naomi litt an Kopfweh und hatte sich in ihrem Zimmer niedergelegt. Es kam sehr selten vor, daß Joshua Haggard's Tochter sich in dieser Weise von einem Unwohlsein überwältigen ließ, Oswald vernahm es daher mit Erstaunen.

»Ich redete ihr zu, sie sollte sich hier aufs Sopha legen,« sagte Cynthia, »sie zog es aber vor, in ihr Zimmer zu gehen, wo es dunkel und still ist. Sie hat die letzten Tage recht übel ausgesehen und ich fürchte zuweilen,« fügte sie schüchtern und zögernd hinzu, »daß sie sich nicht ganz glücklich fühlt.«

»Ich fürchte, Keiner von uns ist ganz glücklich,« antwortete Oswald mit einem schweren Seufzer.

Cynthia's Nadel ging in demselben Rhythmus hin und her. Oswald war es, als spiele sie eine eintönige Weise, der er zu lauschen gezwungen sei.

»Soll ich weiter lesen?« fragte er, nachdem er lange genug über die Blumentöpfe hinweg nach dem alten schläfrigen Wirthshause geschaut, vor dessen Thür der Wirth wie aus Stein gehauen stand und unverwandt zu seinen Nachbarn hinüberstarrte, wie er dies nun schon seit zwanzig Jahren that.

»Warten Sie doch lieber,« bis Naomi wieder da ist, damit sie auch den Schluß des Werther hört,« sagte Cynthia.

»Sind Sie denn gar nicht gespannt, zu erfahren, was aus dem Unglücklichen wird? Haben Sie gar kein Mitleid mit ihm?« fragte Oswald beinahe zornig.

»Ich bedaure ihn, daß er so unglücklich ist,« antwortete Cynthia, »meine aber, wenn er gut und weise und muthig gewesen wäre, so würde er weit fortgegangen sein, wo er Charlotte nie wieder gesehen hätte. Statt jammervolle Briefe an seinen Freund zu schreiben, hätte er die Versuchung fliehen und Gott bitten sollen, daß er ihm helfe.«

»Sie werden sehen, daß er am Ende fortging — weit weg von Charlotte und von jeder Versuchung. Sie haben ihn bisher nur in der Hitze des Kampfes gesehen, Sie werden ihn nun als Sieger oder als Besiegten kennen lernen, je nachdem Sie es ansehen.«

»Erlauben Sie, daß ich das Ende für mich allein lese? Sie können es uns, wenn Naomi wieder wohl ist, gemeinschaftlich vorlesen.«

»Nein, Sie sollen das Ende ebenso aus meinem Munde vernehmen, wie Sie daraus das Uebrige vernommen haben.«

»Aber Naomi —« wandte Cynthia ein.

»Ich werde es Naomi nochmals vorlesen. Weshalb sollte ich es Ihnen nicht heute Nachmittag vorlesen? Die Geschichte hat Sie mehr interessiert als Naomi.«

Cynthia erhob weiter keine Einwendungen, sondern arbeitete schweigend weiter. Oswald nahm seinen Lieblingsplatz am offenen Fenster hinter den Vorhängen, umweht vom Dufte der blühenden Topfgewächse, ein. Sie waren so gut wie allein im Zimmer, Tante Judith kam während des Nachmittags zwei- bis dreimal herein, um irgend etwas zu holen, und sah die Beiden mit einem eigenthümlichen Ausdruck in ihren strengen schwarzen Augen an; der Blick würde Oswald vielleicht zu denken gegeben haben, wenn er in der Lage gewesen wäre, darauf zu achten. Er war jedoch in Werthers Leiden vertieft, die sich ihrem erschütternden Ausgange nahten, und Cynthia hörte ihm zu wie an jenem Nachmittage im Walde. Ihre Hände ruhten müßig im Schooße und zerknitterten die weiße Leinwand, an der sie genäht hatte.

»Auf diese Weise werden Joshua's neue Hemden wohl fertig werden, und sie hat sich erst nach der Arbeit gerissen,« murrte Judith indem sie mit zusammengekniffenen — Lippen nach dem Laden zurückkehrte. »In meines Bruders Hause liest man Romane und treibt solche Allotria! Was ließ sich aber von einer solchen

Heirath anders erwarten? — Joshua kann von Glück sagen, wenn nichts Schlimmeres daraus entsteht.«

Oswald las weiter ohne sich im mindesten dadurch stören zu lassen, daß Miß Haggard ein Geschäftsbuch aus dem Bureau oder ihren Fingerhut vom Kaminsims zu holen kam. Er war zu jener Scene der äußersten Verzweiflung gekommen, wo Werther, nachdem er den Entschluß gefaßt, seinem Elend ein Ende zu machen, an jenem Winterabend kommt, um den Gegenstand seiner Anbetung ein letztes Mal zu sehen. In einer Art von leidenschaftlicher Verwirrung macht sie ihm Vorwürfe, daß er gekommen ist. Sie tritt an's Klavier und fängt ein Menuet an, es will nicht fließen. Sie nimmt sich zusammen und fordert Werther auf, ihr seine eigene Übersetzung einiger Gesänge von Ossian vorzulesen, die er ihr etliche Tage zuvor gebracht hatte.

In dem weiten Bereiche sentimentaler Dichtung giebt es vielleicht keine Scene, welche dieser an gebändigter Kraft, an unterdrückter Leidenschaft gleich käme. Kein unreines Wort, kein unreiner Gedanke befleckt dieses Bild es ist und bleibt von Anfang bis zu Ende nichts als die Schilderung einer verhängnißvollen, unwiderstehlichen Liebe.

»Sie riß sich auf, und in ängstlicher Verwirrung, bebend zwischen Liebe und Zorn, sagte sie: »Das ist das letzte Mal, Werther! Sie sehen mich nicht wieder.« Und mit dem vollsten Blicke der Liebe auf den Elenden eilte sie ins Nebenzimmer und schloß hinter sich zu. Werther streckte ihr die Arme nach, getraute sich nicht, sie zu halten. Er lag an der Erde, den Kopf aus dem Canapee, und in dieser Stellung blieb er über eine halbe Stunde, bis ihn ein Geräusch zu sich selbst rief. Es war das Mädchen, das den Tisch decken wollte. Er ging im Zimmer auf und ab, und da er sich wieder allein sah, ging er an die Thür des Kabinets und rief mit leiser Stimme: »Lotte! Lotte! nur noch ein Wort! Ein Lebewohl!« — Sie schwieg. Er harrete und bat und harrete; dann riß er sich weg und rief: »Lebe wohl! Lotte! auf ewig lebe wohl!«

Cynthia hörte mit weit aufgerissenen Augen und krampfhaft in einander gepreßten Händen zu, als ob die ganze Scene Wahrheit

sei — als ob sie Werther sich zu ihren Füßen auf dem Boden winden sähe. Des lebendig gemalte Bild gewann vor ihren Augen plastische Gestalt. Sie sah das traulich erhellte und erwärmte Zimmer und darin lag unbemitleidet und allein der hoffnungslose Sünder mit dem düstern Entschlusse des Selbstmordes in der Seele, und Lotte wußte nichts von seinem Vorhaben. Keine Hand streckte sich zu seiner Rettung aus! Es war ein markerschütterndes Bild.

Cynthia bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen und brach in Thränen aus. Im nächsten Augenblick kniete Oswald neben ihr und bemühte sich, die kleinen Hände von ihren Augen wegzuziehen.

»Sie bemitleiden ihn!« rief er leidenschaftlich; »bemitleiden Sie mich, denn ich leide, was er gelitten hat; ich liebe, wie er liebte, und habe doch den Muth, weiter zu leben, gegen eine unüberwindliche Leidenschaft anzukämpfen — obgleich ich fühle, daß der Kampf ein vergeblicher ist — und zu versuchen, mit einer Andern glücklich zu sein. Ja, ich halte fest an dem Bande, das mir einst Glück zu verbeißen schien, und nun eine schwere Kette für mich geworden ist. Bemitleiden Sie mich, Cynthia, bemitleiden Sie mich, nicht jenen armen Schatten in dem Bucho, der lebte und litt, jetzt aber todt ist und Ruhe hat, denn er hat wirklich existiert. Bemitleiden Sie mich, Cynthia, denn ich habe Sie geliebt und gegen diese Liebe gekämpft seit jener süßen Zeit vor dem Tode meines Vaters, als Sie an sein Krankenbett als Engel der Barmherzigkeit kamen und mir doch unsägliches Weh brachten!«

Er hatte sein Bekenntniß in einem unaufhaltsam daherbrausenden Strom von Worten hervorgebracht und sich weder durch Cynthia's entsetzten Blick, noch durch die abwehrende Bewegung ihrer Hände, noch durch ihr unterdrücktes Schluchzen unterbrechen lassen.

»Oswald, wie können Sie so grausam sein?«

»Grausam! Ist es grausam, wenn man leidet, wenn man elend ist, wenn man weiß, daß man der erbärmlichste, schwächste der Menschen ist, wenn man sich selbst haßt und verachtet, wie ich es aus tiefster Seele thue?! Glauben Sie, ich hätte nicht gekämpft? Ja, und in gewisser Art habe ich sogar über mich gesiegt. Ich werde

Naomi heirathen und wir werden ein glückliches Paar sein, wie es Ehepaare heutzutage sind — vielleicht noch glücklicher als von zehn Paaren neun, denn ich werde meine Frau wenigstens bewundern und achten können, und ich habe s einst geglaubt, ich liebe sie, ehe ich Sie kannte und die verborgene Tiefe meines Herzens und die eigentliche Bedeutung des Wortes »Liebe«. Ja, wir werden äußerst glücklich sein. Die Bauleute thun Wunder für unser Haus und die Nachbarn werden viel von uns reden und mit Neid auf uns blicken. Ich werde mir wohl mit der Zeit auch eine Meute Hunde schaffen und meine Frau lehren, mit mir zu reiten. Ich werde mich nicht erschießen, wie es Werther gethan hat.«

»Warum lasen Sie mir das Buch vor?« fragte Cynthia in einem Klage-ton, der ihm durch und durch ging. Es klang daraus etwas wie das Zugeständniß einer Schwäche, wie ein Schrei der Verzweiflung.

»Warum?« wiederholte er und versuchte ihre Hände in die seinigen zu nehmen.

»Können Sie nicht begreifen, warum ich das that? Weil es meine eigene Geschichte ist, weil es der einzige Weg war, Ihnen meine Liebe zu gestehen, und ich brannte, dies zu thun. Es war ein unwiderstehliches Verlangen. Ich konnte nicht länger schweigen. Irgendwie, in irgend einer Sprache, wenn nicht in klaren Worten, mußte ich meinem Herzen Luft machen. Und nun, meine Lotte, sagen Sie, daß ich sterben soll, und ich will mich morden gleich Werther. Sagen Sie mir nur das Wort: ›Das Leben wird für uns Alle leichter sein, wenn Du todt bist‹, und ich will keinen Tag mehr durch mein Dasein das Ihrige trüben. Ich bin Ihr Sklave, Geliebte, Ihr demüthiger gehorsamer Sklave!«

»Wenn Sie das sind,« sagte Cynthia heftig zitternd und weißer als die Wald-Anemonen, welche sie jüngst gesammelt, um des Squires Krankenzimmer zu schmücken, »wenn Sie das sind, so werden Sie mir gehorchen. Sprechen Sie nie wieder zu mir, wie Sie heute gesprochen haben; vergessen Sie, daß Sie jemals so gottlos gewesen sind. Beten Sie zu unserm Heiland, daß er Ihnen ein besseres Herz gebe, und achten Sie meinen lieben Mann und seine Tochter.«

Ehe Oswald antworten konnte, erschien die ehrliche Sally mit dem großen eichenen Brett mit dem Theegeschirr, ebenso ohne jegliche Ahnung von dem Gewitter der Leidenschaft in der Atmosphäre wie die Magd, welche im Werther den Tisch deckte, Mr. Pentreath hatte sich von seinen Knien erhoben und ging im Zimmer auf und ab, das Mädchen sah also nichts Außergewöhnliches; Cynthia legte ihre Arbeit sogar noch sorgfältiger als gewöhnlich zusammen, aber mit Händen, welche bebten. Dann stellte sie sich ans Fenster und schaute nach ihrem Gatten aus. Sie gab sich den Anschein, als sei ihr ganz leicht zu Muthe, aber in ihrem ganzen Gesichte war auch nicht der leiseste Anhauch von Farbe wahrzunehmen. Wie anders sah dieses Gesicht gegen das aus, welches vor kaum einem Jahre Joshua Haggard freudestrahlend in Penmoyle willkommen geheißen hatte.

Oswald ging noch immer im Zimmer auf und ab, während Sally ein großes Brot auf einem eisernen Teller, einen Buttertopf von Wedgwood-Geschirr, Lattich und Radieschen auf den Tisch setzte. Wieder erschien Miß Haggard und wären Oswald und Cynthia zum Beobachten aufgelegt gewesen, so würden sie bemerkt haben, daß die rührige Judith nicht die gewöhnliche Sorgfalt auf ihre Nachmittagstoilette verwandt hatte. Die Löckchen an den Schläfen waren rauh, die große Mosaikbroche, welche sie für den Nachmittag anzustecken pflegte, fehlte.

»Ich werde gehen und mich einmal nach den Maurern umsehen,« sagte Oswald und nahm seinen Hut. »Ich komme vielleicht im Laufe des Abends noch ein Mal, um zu hören, wie es Naomi geht.«

Da ihn Niemand zum Bleiben aufforderte, so verabschiedete er sich mit einem kurzen Adieu von den Damen und ließ den Werther auf dem kleinen runden Tisch am Fenster liegen. Cynthia nahm das Buch und schlug es schnell da auf, wo er im Lesen stehen geblieben war.

»Ach!« seufzte Miß Haggard, »das ist das Schlimmste beim Vorlesen, die Leute können nicht wieder davon loskommen.«

Cynthia hörte und sah nicht. Ihre Gedanken waren bei dem Selbstmörder, der im bloßen Kopfe vor den Thoren der kleinen Stadt

umherirrte.

Joshua trat ins Zimmer, aber seine Frau wurde nichts gewahr, so sehr hatte sie sich in ihr Buch vertieft.

»Was ist Dir, Kleine, Du bist ja so bleich?« sagte er in jenem sanften Ton, den seine Stimme, wenn er zu seiner Frau sprach, seiner unbewußt annahm. »Mir fehlte Dein mich bewillkommendes Lächeln, als ich die Straße E heraufkam.«

»Es werden in dieser Familie zu viel Romane gelesen,« belferte Judith. »Du kannst Dich nicht wundern, wenn nicht Alles geht, wie es sollte, wenn Du erlaubst, daß der junge Squire schlechte Bücher in Dein Haus bringt.«

»Es ist kein schlechtes Buch« rief Cynthia unwillig. »Es ist ein schönes Buch.«

»Und ich sage, es ist ein schlechtes Buch,« antwortete Judith heftig, »und habe guten Grund dazu. Es ist ein Buch, das den Leuten schlechte Gedanken in den Kopf setzt. Strafen Sie mich Lügen, wenn Sie es wagen, Mrs. Haggard.«

Cynthia wandte erschrocken ihr bleiches Gesicht ab. Was errieth sie — was hatte sie gehört? Etwas gewiß. Die tiefste Scham bemächtigte sich der jungen Frau. Sie, die doch nur der passive Gegenstand einer unerlaubten Leidenschaft war, fühlte sich von der Last einer unsäglich schweren Schuld bedrückt.

»Cynthia, Judith, was soll das Alles heißen? Wer wagt ein gottloses Buch in mein Haus zu bringen? Am allerwenigsten dürfte es der thun, der bald mein Sohn heißen soll. Und wäre er wirklich fähig, etwas so Schändliches zu thun, würde meine Frau das Buch lesen?«

»Es ist nicht gottlos,« sagte Cynthia, ihm den Werther reichend. »Es ist die Geschichte eines schweren Leids, aber keiner Gottlosigkeit. Wenn überhaupt Erzählungen geschrieben werden, so müssen sie vom menschlichen Leid, von menschlicher Schwäche und Sündhaftigkeit handeln. Selbst die Bibel erzählt uns, daß daraus das Leben zusammengesetzt ist.«

»Ja wohl,« sagte Judith. »Die Bibel erzählt keine Gottlosigkeit, welche die menschliche Natur nicht getreulich ausführte.«

Joshua nahm das Buch und blätterte in sichtlicher Verlegenheit darin. Er war nicht im Stande sich im Fluge einen Ueberblick über dessen Inhalt und ein Urtheil über seinen Werth oder Unwerth zu verschaffen. Er sah eine Reihe von Briefen, in denen viel von Naturschönheiten die Rede war, etwas Philosophie, es wurde von einem Landprediger und Kindern gesprochen, von deren,unschuldigen Spielen im Garten, ihrer Liebe zu einer älteren Schwester, vom Landleben — und Joshua entschied, daß es kein schlechtes Buch sei.

»Ich glaube nicht, daß Du ein sehr richtiges Urtheil über die Literatur haben kannst, liebe Judith,« sagte er milde.

»Vielleicht nicht,« gab sie mit einem leisen Seufzer zu, »ich glaube jedoch, daß ich ein ziemlich richtiges Urtheil über die menschliche Natur habe.«

»Ich kann der Ehre meines zukünftigen Schwiegersohns vertrauen, daß er kein schlecht gewähltes Buch in mein Haus bringen wird, und kann der Reinheit meiner Frau vertrauen, daß sie sich gegen das Schlechte und Unedle empören würde.«

»Es geht im Leben nichts über das Vertrauen,« bemerkte Judith salbungsvoll und griff nach der Theekanne.

Eine Bemerkung, deren Richtigkeit im Allgemeinen unanfechtbar ist, die aber in einem bestimmten Falle so wie von fern hingeworfen wird, ist geeignet, auch in dem harmlosesten Gemüthe Besorgniß und Unruhe zu erwecken. Die Worte, welche Judith gesprochen, sagten an und für sich nicht viel, desto mehr drückte aber ihr Ton aus, vor allem ließ sich ein spöttisches Mitleid daraus hören. Sie glichen Jago's Aeußerung über Michael Cassio's Ehrenhaftigkeit, — es war die einfachste, unverfänglichste Bemerkung, und doch träufelte sie das Gift des Zweifels in des Hörers Ohr.

Joshua Haggard sah verwundert auf den zusammengekniffenen Mund seiner Schwester und auf das bleiche Gesicht seiner Frau, in dem ein Ausdruck war, den er bisher darin noch nicht gekannt hatte.

Großer Gott, was bedeutete das? Gewiß keine Schuld, nicht die leiseste Ahnung von Schuld? Nein, er konnte nie an den leisesten Schatten von Schuld bei seiner geliebten Frau glauben, nicht einmal



an die geringste Unwahrheit, die kleinste Doppelzüngigkeit. Sie war die Reinste der Reinen — rein wie die heiligen Frauen der Vorzeit, die in den ersten Tagen der Christenheit den Aposteln dienten. Er hatte die Sündhaftigkeit des menschlichen Herzens gepredigt, der Eckstein seines Glaubens war eine sündhafte Menschheit, die berufen und neugeschaffen, auserwählt und gereinigt ward durch ein priesterliches Opfer. Aber hier ward er seiner eigenen Theologie untreu, in dieser einen reinen Seele gab er das Vorhandensein der Erbsünde nicht zu. Gleich einer päpstlichen Bulle hatte die Liebe einen unfehlbaren Ausspruch gethan, dieses eine Weib war ohne Sünde.

»Du zitterst ja, liebe Cynthia,« sagte Joshua und nahm nach einem langen forschenden Blick in das bleiche Gesicht seiner Frau ihre kalten Hände in die seinigen. »Es muß in dem Buche doch etwas nicht in der Ordnung sein, daß es Dich so aufgeregt hat.«

»Es ist eine sehr traurige Geschichte,« stammelte sie, »ich konnte mir nicht helfen, ich mußte über den Schluß weinen.«

»Oswald soll Dir keine Bücher wieder bringen, die Dich unglücklich machen. Ich hörte Euch Alle so vergnügt lachen, als er eines Nachmittags ein schottisches Buch von einem alten Herrn und einem Hunde verlas. Er darf Dir nur heitere Bücher bringen. In einer Welt, wo es so viel wirkliches Leid giebt, ist es thöricht und sogar unrecht, seine Thränen an Erzählungen zu verschwenden. Das ist auch ein Grund, weshalb ich immer gesucht habe, meinem Hause solche Bücher fern zu halten.«

»Ich will niemals wieder solche Geschichten lesen,« sagte Cynthia ernsthaft. »Sage mir nur, was Dir angenehm ist, und ich will Dir in allen Dingen gehorchen.«

Judith seufzte hörbar. Es war das zu Zeiten so eine Gewohnheit von ihr, die aber stets einen niederdrückenden Einfluß auf den Familienkreis übte.

»Fehlt Dir etwas, Judith?« fragte der Prediger.

»Nein, Bruder, es ist nur meine Brust.«

Es war dies ihre stehende Antwort bei solchen Anlässen, da aber ärztliche Kunst in diesen Regionen noch nie irgend einen Fehler bei

ihr zu entdecken im Stande gewesen war, so nahm man die Antwort als eine Form und schrieb das Seufzen einer Ursache zu, welche Miß Haggard anzugeben nicht für gut fand.

»Mein Herz, Du bist stets gehorsam gewesen,« sagte Joshua, die kleine Hand seiner Frau drückend, »ich war noch nie unzufrieden mit Dir. Ich möchte Dich nur nicht gern traurig sehen wegen eines thörichten Buches, das irgend ein rührseliger Deutscher geschrieben hat,« fügte der gute Mann mit einer wahrhaft erhabenen Unkenntniß des großen Wolfgang hinzu.

»Stelle mich mit irgend etwas recht Schwerem auf die Probe!« rief Cynthia mit wachsender Eindringlichkeit. »Stelle meine Dankbarkeit und Liebe für Dich auf die Probe. Könnte ich je vergessen, was Du für mich gethan, wie Du mich von heidnischer Unwissenheit erlöst hast? Daß ich Alles, was ich bin und einst zu werden hoffe, einzig und allein Dir verdanke? Könnte ich je undankbar gegen Dich, meinen Wohlthäter und Befreier, sein?«

Wäre Judith Haggard eine Kennerin Shakespeare's gewesen, so würde sie für sich oder laut die Bemerkung der Königin Gertrud über die Königin im Schauspiel angeführt haben:

»Wie mich dünkt, so verspricht die Dame zu viel.«

Sie wußte aber von dem Dichter weiter nichts als daß er eine geringe Person gewesen, einen ziemlich leichtsinnigen Lebenswandel geführt und Theaterstücke geschrieben habe, in welchen er das Trinken von recht viel Sekt und Würzwein als eine Haupttugend verherrlicht hatte. In Ermangelung des Citates erleichterte sie ihr Herz durch einen zweiten Seufzer, noch viel tiefer als der erste.

»Kümmere Dich nicht darum, Bruder, es ist nur meine Brust,« sagte sie.

Joshua hatte weder den Seufzer gehört, noch achtete er auf die Entschuldigung. Seine ganze Aufmerksamkeit richtete sich auf seine Frau, an deren bleiche Wangen jetzt große Thränen herabrollten.

»Undankbar, mein Herz!« rief er. »Habe ich je Dankbarkeit von Dir beansprucht? An mir war es Gott zu danken, daß er mir eine so liebe Gefährtin gegeben hat. Sei nur glücklich, mein Liebling, das ist der

einziges Gehorsam, den ich von Dir verlange. Laß keine thörichten Phantastereien aus Büchern den Frieden Deines Herzens stören. Gott hat uns wahrhaftes Glück gegeben, laß uns dankbar dafür sein und es nach Gebühr schätzen, damit nicht die Wolke über uns komme, weil wir den Sonnenschein nicht zu würdigen verstanden.«

Er zog sie an sich und küßte sie zärtlich, und in dieser Stunde wenigstens war kein Schatten von Mißtrauen in seiner Seele.

---

## Sechstes Kapitel.

### *Oswalds Flucht.*

Naomi sollte den Schluß des Werther aus dem Munde ihres Verlobten nicht erfahren, denn als sie am Morgen jenes für alle Mitglieder der Familie Haggard so verhängnißvollen Tages ein wenig später als gewöhnlich und noch angegriffen vom gestrigen Kopfweg in's Wohnzimmer trat, wo Judith bereits das Theegeschirr wusch, während Cynthia nähend am Fenster saß — auf demselben Platz, wo er gestern gesessen — fand sie einen Brief von Oswald auf dem Kaminsims liegen. Derselbe lautete:

»Liebste Naomi! Ich habe mich ganz plötzlich entschlossen, nach London zu reisen, um Erkundigungen wegen Arnold einzuziehen. Es ist so unbegreiflich, daß ich auf alle meine Briefe keine Antwort bekomme, und ich bin in hohem Grade beunruhigt. Ich werde nach dem Lloyd — oder was sonst der richtige Ort ist, um Auskunft über ein Handelsschiff zu erhalten — gehen. Verzeihe, daß ich so plötzlich abreise, ohne Dir vorher Lebewohl gesagt zu haben. Der Drang dazu ist unvorbereitet und unwiderstehlich in mir erwacht. Ich werde nur so lange ausbleiben, als nöthig ist, um Erkundigungen einzuziehen und die Stadt flüchtig anzusehen, auch werde ich Dir sofort Nachricht von meinen Schritten und Erfolgen geben. Gott segne Dich, Geliebte. Ein herzliches Lebewohl von Deinem Dich stets liebenden

Oswald.«

Naomi las den Brief zwei Mal durch. Es lag so wenig in Oswald's Natur, plötzliche Entschlüsse zu fassen oder vielmehr, wenn er sie gefaßt hatte, sie auch unverzüglich auszuführen, daß seine ganz unvorbereitet eingetretene Reise sie in das höchste Erstaunen versetzte. Wie kam Oswald, der nie etwas heute that, was er möglicherweise auf morgen verschieben konnte, mit einem Male zu

einer so energisch erscheinenden Handlungsweise?

Sie las den Brief Cynthia vor und fragte: »Sagte er gestern etwas davon? Hatte er irgend eine Idee nach London zu reisen?«

»Ich wüßte nicht,« antwortete Cynthia eifrig fortarbeitend. Die Nadel ging ihren abgemessenen Gang, während dies Pulse der jungen Frau stürmten und hämmerten.

Cynthia hatte Tags zuvor den Werther nach ihrem Zimmer getragen, ihn dort zu Ende gelesen, bitterlich dabei geweint und dann das Buch unter ihrem kleinen Vorrath von Bändern, Kragen und sonstigen Putzgegenständen der bescheidensten Art verborgen. Es sollte weder ihr noch sonst Jemand wieder zu Gesicht kommen, denn es schien ihr etwas Schuldvolles zu sein, da es das Mittel geworden, sie selbst mit einem schuldvollen Geheimniß bekannt zu machen. Ohne das Buch würde Oswald jene gottlosen Worte nicht zu ihr gesprochen haben. Die schwere, unsühnbare Schuld würde allerdings in der Tiefe zweier fehlender Herzen gewohnt haben, sie hätte aber vielleicht niemals eine Stimme gefunden. Werther hatte der geheimnißvollen, sündlichen Leidenschaft Sprache und Form geliehen — als der bitterste Beweis von der der menschlichen Natur tief innewohnenden Neigung zur Nachahmung des Bösen.

»Nicht durch uns selbst können wir der Sünde entfliehen!« schluchzte sie auf ihren Knieen in der tiefsten Zerknirschung und Selbsterniedrigung. Wir sind durch uns selbst nichts — nicht einmal treu gegen die heiligsten Bande — nicht einmal aufrichtig in unserer Liebe — nicht beständig, nicht rein. Nur durch Dich, o mein Heiland, können wir den Schlingen entgehen, welche unser eigenes irrendes Herz uns legt, nur durch Dich können wir die Ketten sprengen, mit welchen uns die Erbsünde gefesselt hält. O habe Erbarmen mit ihm, fehlerloser Erlöser, habe Erbarmen mit dem unglücklichen Sünder, und habe s Erbarmen mit mir, denn ich liebe ihn!«

Sie nahm keinen Anstand, ihr geheimes Leid, so sündhaft es auch war, zu den Füßen des Kreuzes zu tragen. Die Theologie ihres Gatten hatte sie gelehrt, des Sünders Altar, sein Tempel der Buße sei das Kreuz Christi. Seine Leidensstätte sei die Schwelle des Himmels, auf welche alle schuldige Herzen ihre Bürden niederlegen

und befreit von irdischen Fesseln, gereinigt von irdischen Flecken durch das goldene Thor zur Seligkeit einziehen könnten. Je tiefer die Schuld, desto willkommener sei der Bereuende.

Cynthia's Schuld war nur ein Gedanke, ein schwaches Hingeben an den Traum einer für sie unmöglichen Glückseligkeit, ein sündliches Ausmalen der Dinge, die vielleicht hätten sein können. Sie hatte der Annäherung des nie tastenden Versuchers nicht Festigkeit genug entgegengesetzt, sie hatte gestattet, daß er sich unversehens an ihre Fußsohlen heftete, sie hatte nicht die Augen geschlossen und sich standhaft geweigert, die gefährliche, blendende Vision zu schauen. Leidenschaft war in dieser rein empfindsamen und poetischen Natur ein unbekanntes Element. Für Cynthia bedeutete die Liebe nie Sturm und Fieber, Schuld und Fall, wohl aber konnte sie für sie einen ewig nagenden Vorwurf, einen verschwiegenen, sie langsam zerstörenden Gram in sich schließen.

Wann hatte sie nur zuerst entdeckt, daß es in ihrem stillen, friedlichen Leben nicht mehr war wie sonst, daß das Instrument einen Riß erhalten, durch welchen die Musik des Lebens stumm gemacht ward? Eine genaue Selbstprüfung würde sie in den Stand gesetzt haben, diese Frage zu beantworten. War es nicht an jenem Morgen gewesen, wo Oswald sie nach dem Tode seines Vaters nach Hause begleitet, wo er an der Thür ihres Gatten von ihr Abschied genommen hatte, daß ihr in dem Ausdrucke des tiefen Leides und der stummen Bitte auf seinem Gesichte, in den Thränen, die auf ihre Hand fielen, in seinem Händedruck, zuerst das leise Verständnis, eines Geheimnisses aufgegangen, welches ihr dann mit jedem Tage klarer und deutlicher geworden war? Der Gedanke, so unbestimmt er auch anfänglich gewesen, hatte sie mit Schmerz erfüllt. Sie hatte sich in der Gegenwart von Naomi's Verlobtem beängstigt gefühlt und ihn zu vermeiden gesucht. Aber die Tage, in denen sie ihn nicht gesehen, waren ihr trostlos und leer erschienen, sie hatte, ohne die Konsequenzen oder die Bedeutung ihres Thuns zu erwägen, dem Wunsch, in seiner Gesellschaft zu sein, nachgegeben und sich herbeigelassen, ihn aus seinen Spaziergängen mit Naomi zu begleiten, mit dieser die

Aufmerksamkeiten ihres Bräutigams zu theilen. Dies war die Sünde, auf die sie nun als aus den schwarzen Flecken in ihrem Leben zurückzublicken hatte, dies war es, wodurch sie dem Versucher gestattet hatte, ich an ihre Sohlen zu heften.

O ihr glücklichen, verhängnißvollen Nachmittage im Walde oder in der Wildniß, in den Bergen, an der grünen, purpurgesäumten See! Sie sah wieder sein Auge sich in das ihrige senken, sie hörte seine melodische Stimme süße Verse lesen, die sich in ihr Herz schmeichelten, als ob sie einzig für sie geschrieben und an sie gerichtet wären! Selbst in dieser Stunde des Grames und der Reue konnte sie den irdischen Versucher noch deutlich sehen und hören.

»O hätte ich ihn nie gesehen, hätte ich ihn nie gekannt!« klagte sie. »Ich wäre mein ganzes Leben lang unschuldig und wahrhaftig, würdig des edlen Herzens meines Mannes geblieben!«

Sie vermochte nicht mehr zu beten. Sie saß in Erinnerungen verloren am Boden und rief sich die ersten Tage ihres Aufenthaltes in Comhaven zurück, jene friedlichen Zeiten, ehe sie ihre Seele an den schuldvollen Traum dahingegeben hatte. Sie erinnerte sich jenes Herbstnachmittages, an dem sie Oswald zum ersten Male gesehen, als sie mit ihrem Hut in der Hand am Kamin gekniet hatte und er zur Thür hereingekommen war.

»Und damals war er so gar nichts für mich,« dachte sie verwundert. »Wäre er an jenem Abend gestorben, so würde mich das nur um Naomis willen betrübt haben.«

Er war ihr von Anfang an schön erschienen, aber gewissermaßen als ein Wesen anderer Art, so verschieden war er von allen Männern, die sie bis dahin gesehen hatte. Er hatte ihr ungefähr den Eindruck gemacht, wie das Portrait eines jungen Mannes in dunkelgrünem Sammetanzuge von alterthümlichem Schnitt, mit lang herabfallenden Haaren und einem melancholischen Blick in den Augen, das sie aus ihrer kurzen Hochzeitsreise mit Joshua in einem Landhause gesehen hatte. Wie oft hatte sie nach des Squires Tode denselben melancholischen Blick in Oswalds Augen wahrgenommen und nur zu gut gewußt, daß es nicht der Schmerz um den Verlust des Vaters sei, was ihn so traurig machte!

Wie allmählig hatte sich diese schwache sündhafte Liebe in ihr Herz geschlichen!

Wäre sie wie ein kecker Angreifer gekommen, sie hätte sich ihrer zu erwehren vermocht, aber sanft, leise, süß, wie ein lieblicher Sommermorgen war sie am Himmel ihres Lebens herausgezogen. Wie sollte sie jetzt das Dasein ohne sie tragen?

»Pflicht! Pflicht!« rief sie, sich gewaltsam diesem Gewebe thörichter Erinnerungen entreißend. »O laß mich bedenken, was ich meinem Gatten Alles schulde, wie ich ihn vor einem kurzen Jahre anbetete, welche Ehre und Gnade es mir schien, daß er mich zum Weibe erwählt hatte. Ich liebte ihn, weil er der weiseste und beste der Männer war. Er ist der beste, der weiseste, gütigste und wahrhaftigste Mensch. Wen hätte ich je gekannt, der ihm gliche?«

Cynthia's Gedanken, die sich auch am nächsten Morgen unausgesetzt mit Oswald beschäftigt hatten, vergegenwärtigten sich, während Naomi ihr den Brief vorlas, den Gemüthszustand, in dem er ihn geschrieben. Nur mühsam verbarg sie ihre Aufregung, Naomi war aber in diesem Augenblicke viel zu sehr durch den Inhalt des empfangenen Schreibens in Anspruch genommen, um darauf zu achten.

Mit einem leisen Seufzer faltete sie den Brief zusammen. Es war hart, ihn auf eine unbestimmte Zeit entbehren zu müssen, mochte dieselbe an und für sich auch noch so kurz sein. Und ihr Hochzeitstag erschien in so weite Ferne gerückt. Nicht mehr erwartete sie die alte vernachlässigte Grange mit ihrem nüchternen, altmodischen Ansehen, welche sie von Kindheit an gekannt hatte. In dem alten Hause war das Unterste zu oberst gekehrt und es kam Naomi vor, als habe sie keinen Theil an dem neuen Hause, das sich aus dem Chaos erheben sollte. Es ward ohne Bedenken eine große Summe Geldes ausgegeben, um das alte Haus für die Wohnung einer vornehmen Dame geeignet zu machen, und Naomi fühlte daß sie nicht das Zeug besaß, eine vornehme Dame zu werden. Alles Geld in der Welt war nicht im Stande, sie gleich Mrs. Carew vom Knoll zu machen, die Rouge auflegte und selbst kutscherte, oder wie Miß Donnisthorpe, welche im grünen Jagdkleide, ein



Sammetmützchen mit goldenem Bande auf dem Kopf, auf die Jagd ritt und die armen Rehe hetzte.

»Wenn er nur bei der einfachen Lebensweise bleiben wollte,« dachte sie und sah mit einer Art von Bedauern auf die knauserige Einfachheit des alten Squires zurück, »wir würden gewiß viel glücklicher sein, wenn er sein Geld anwendete, um Andern Gutes zu thun.«

Sie hatte sich der Armen im Orte und in der Umgegend Zeit ihres Lebens genugsam angenommen, um aus Erfahrung alle traurigen Einzelheiten des dunklen Bildes zu kennen, welches hinter der schönen Außenseite des Landlebens liegt. Dort jene liebliche Landschaft, voll Blütenpracht und Farbenreichtum ist der Schauplatz, auf welchem manches Drama von Leid und Sünde, schuldloser Armuth und unverdienter Noth ausgeführt wird. Da drüben die Hütte, deren Strohdach dem Landschaftsbilde einen so schönen Zug verleiht, birgt den äußersten Mangel, eine Mutter zerquält sich, um ihren Kindern Brod zu schaffen, während der Vater im Gefängniß sitzt wegen eines Kaninchens. Abgehärmte Gesichter, vorzeitige Runzeln konnte der aufmerksame Reisende auf jenen entzückenden Wiesenwegen erschauen, die mit ihren wilden Apfelbäumen, und Ulmen dem poetischen Gemüthe ein Land vorzauberten, wo Milch und Honig fließt.

Naomi wußte, was Armuth in einem ländlichen Distrikte sagen will, und sie sehnte sich nach der Macht, helfen, bessern und die durch die Erfahrung erlangten Kenntnisse nutzbar machen zu können. Sie hatte mit Oswald über die Arbeiterwohnungen auf seinen Besitzungen, die mehr Höhlen als Häuser zu nennen waren, gesprochen und ihn um deren Verbesserung gebeten. In seiner leichten, angenehmen Art, so voll von Anmuth und Schönheit nach Außen, daß man darüber die sich dahinter bergende seelische Schwäche vergaß, hatte er die Sache von sich geschoben.

»Es soll Alles geschehen, Liebste, um so eher, da es Dir so am Herzen liegt,« hatte er gesagt. »Wir wollen Wunder für die Armen thun. Der Baumeister aus Exeter soll einen Plan machen — sobald wir verheirathet sind. Du mußt mich nur erst den Umbau der Grange

vollenden lassen, ich will gern Alles thun, was Du wünschest, aber ich kann nicht die Arbeiter von dort hinwegnehmen.« Als ob es weiter keine Arbeiter auf der Erde gegeben hätte!

\*                      \*  
\*

Oswald war in London und suchte in den ziemlich prosaischen Zerstreungen der Hauptstadt sein Lethe zu finden. Es war nicht das heutige London mit seinem Viadukt und seinen Häusern so groß wie im alten Edinburgh und Paris, mit seinen unzähligen Eisenbahnstationen, Theatern, Restaurants und Musikhallen, sondern eine Stadt mit engeren Straßen und gemüthlicheren Gewohnheiten. Er kannte Niemand in London; die Postkutsche hatte ihn in einem unruhigen Wirthshause, wo meist Handelsleute verkehrten, abgesetzt und er gab sich nicht einmal die Mühe, sich nach einem vornehmeren Logis umzusehen. Er stellte seine Nachforschungen nach seines Bruders Schiff an und erfuhr nach einigen Schwierigkeiten, daß es zuletzt in einen Hafen der chinesischen Gewässer eingelaufen gewesen sei. Dies war allerdings nicht viel, denn Arnold konnte ebensogut inzwischen auf ein anderes Schiff gegangen sein, Oswald war ja aber auch gar nicht in der Absicht nach London gekommen, um Nachrichten von seinem abwesenden Bruder einzuziehen. Er war dahin geflohen, um Vergessenheit zu finden, um sich, wenn er überhaupt noch heilbar war, von einer Leidenschaft zu heilen, welche für seinen Seelenfrieden, wie für seine Ehre gleich verhängnißvoll zu werden drohte. Er hatte sich mit Aufbietung aller seiner Kräfte von Comhaven losgerissen, in der Meinung, wenn er Cynthia fliehe, könne er sie vergessen; woran aber hängt die Jugend mit mehr Beständigkeit als an einem verbotenen Traum? Das süße Gesicht folgte ihm nach der großen Stadt, begleitete ihn während des Tages und scheuchte in der Nacht den Schlaf von ihm; die sanften blauen Augen verrieten ihm das traurige Geheimniß ihrer Liebe, die bebenden Lippen schienen zu flüstern: »Ja, Theuerster, ich liebe und bemitleide Dich, obgleich es nie sein kann, obgleich wir für Zeit

und Ewigkeit getrennt sind, liebe ich Dich, weine ich um Dich.«

Wenn sie ihn nur wiederliebte, so hatte er sie doch nicht ganz vergeblich geliebt, wenn auch auf alle Träume, Hoffnungen und Entzückungen, welche sonst die Begleiter der Liebe sind, verzichtet werden, wenn sie auch der Pflicht und der Ehre zum Opfer gebracht werden mußten. Ja, es lag ein unaussprechlicher Trost, nein, mehr als Trost, eine berauschte Seligkeit in dem Bewußtsein, daß er von ihr geliebt sei.

»Es wen nicht meine Absicht, von meiner Liebe zu reden, wiederholte er immer und immer wieder in den Stunden, wenn die Reue über ihn kam. Seine Leidenschaft hatte ihm das Geheimniß entrissen und er verachtete sich, daß er sich so weit vergessen, ein ihn entehrendes Bekenntniß zu machen. Er hatte bloß durch Werther sprechen wollen, eine Art grausamen Vergnügens darin findend, die von einem großen Dichter geschilderten, den seinigen so ähnlichen Leiden auszumalen, halb und halb überzeugt, Cynthia verstehe seine sich hinter den Worten eines Andern verbergende Leidenschaft. Da war der plötzliche Impuls über ihn gekommen, er war stärker gewesen als er selbst, er hatte seinem Herzen nicht länger zu gebieten vermocht und sich tief, tief herabgesetzt in seinen eigenen Augen, wie in denen der Frau, die er liebte.

»Nach jener abscheulichen Scene muß sie mir fluchen!« rief er sich zu, und doch blickte ihn Cynthia's Bild, das ihn auf Schritt und Tritt begleitete nicht zornig und fluchend, sondern mit dem zärtlichsten Mitleide, mit einer traurigen, aber unermesslich tiefen Liebe an.

Er suchte sich in die Zerstreuungen Londons zu stürzen, von denen er ebenso viel kannte wie ein kleines Kind; aber beim Rennen, im Vauxhall und im Theater, überall, wohin er sich wandte, fand er nur Anklänge und Erinnerungen an sein und Cynthia's unsäglich trauriges Geschick.

Zuweilen glaubte er in einem jugendlichen Gesichte, das er im Scheine der bunten Lampen unter den Lauben von Vauxhall sitzen sah, Cynthia's Züge wiederzufinden, um sich im nächsten Augenblicke zu sagen, daß die Kunst dort schwach nachgeahmt,

was ihr die Natur verschwenderisch verliehen. Zuweilen erinnerte ihn die Stimme oder die Bewegung einer jungen Schauspielerin auf der Bühne an sie. Wie konnte er sie vergessen? Alles, was er sah und hörte, stand ja in Beziehung zu ihr. Er konnte sich die Zeit, ehe er sie gekannt und geliebt, gar nicht mehr vergegenwärtigen, sie lag versunken hinter ihm.

Er sah Alles, was es in London nur zu sehen gab — Parks, Straßen, Theater, Spielhäuser, Rennen, Thorheit und Ausschweifungen, aber Vergessen fand er nicht, im Gegentheil, die Abwesenheit vermehrte und stärkte seine Leidenschaft. Die klagende sehnende Stimme, die in seinem Herzen nach der Geliebten rief, ward immer lauter und wenn man im Theater mit donnerndem Applause einen berühmten Darsteller oder eine gefeierte Schauspielerin herausrief, so hörte er nur den Namen Cynthia. Er sah sich nur in dem kleinen Zimmer von Combhaven, an ihrer Seite zu ihren Füßen, er sonnte sich im Lichte ihrer Augen, sog Leben und Glück daraus, denn mochte sie ihn noch so traurig, noch so vorwurfsvoll anschauen, er erkannte daraus doch, daß er geliebt sei. Bei alledem muß man ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er sich der Verzweiflung nicht ohne einen Kampf hingab, der für eine so schwach veranlagte Natur wie die seinige ein heroischer zu nennen war. Er rang mit sich, um des Versuchers Herr zu werden, er hatte den Willen, Joshuas Frau aus seinem Herzen zu reißen und Joshuas Tochter die Treue zu halten. Etwa nach einem Monat hoffte er, genesen von seiner Leidenschaft, nach Combhaven zurückzukehren, sofort seine Hochzeit zu feiern und dann ein neues Leben als würdiges und nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft zu beginnen.

»Inzwischen wird auch wirklich Arnold zurückgekehrt sein,« dachte er, »und die Freude, ihn wieder zu haben, wird mir über Alles hinweghelfen.«

Er schrieb wöchentlich zweimal an Naomi. Es waren freundliche, wohlanständige Briefe, in denen er ihr genau Alles schilderte, was er sah, aber nichts von seinen Eindrücken und Empfindungen mittheilte, ja man könnte sagen, er es hätte darin nie ein Wort von

ihm selbst gestanden. Die arme Naomi las und las diese Briefes und zerbrach sich darüber den Kopf. Er schien sich so gut zu unterhalten, denn er ging von einem Theater ins andere, versäumte keine Oper und kein Rennen, auch blieb er länger aus, als er anfänglich beabsichtigt hatte. Sie ertrug die Trennung gern, da er Freude an seinem Aufenthalte zu haben schien, war sich indeß wohl bewußt, daß sie dadurch eine sehr, sehr schmerzliche Entbehrung erlitt, schmerzlichen als sie es, so lange sie mit ihm zusammen gewesen, für möglich gehalten. Das Leben erschien ihr so leer ohne ihn. Wohl sagte sie sich, daß sie ja ihren Vater habe, der immer der Erste in ihrer Achtung war, sie hatte alle ihre häuslichen Pflichten, hatte ihre Heimat, aber Oswalds Abwesenheit nahm allen Dingen die Farbe und den Sonnenschein.

---

## Siebentes Kapitel.

### *Judith spricht sich aus.*

Auf den stillen, friedlichen Familienkreis in Combhaven hatte sich eine Wolke herabgesenkt. Ein viel schärferer Schmerz als Naomis Hangen und Bangen nach Oswald durchwühlte die Brust ihres Vaters und zehrte im Geheimen daran, denn der starke Mann schwieg. Er schämte sich seiner Leiden, war zornig über die ihm innewohnende menschliche Schwäche, vermöge welcher er dergestalt leiden konnte.

Jener kleine Auftritt mit Cynthia, jenes unaufgeklärte Geheimnis, welches das »Werther« genannte Buch umgab, war auf Joshua Haggard nicht ohne Einfluß geblieben. Vielleicht hätte er den Vorfall vergessen und seiner Natur nach, die blind vertraute, wo sie sich einmal hingeeben, auch ferner seiner Frau unbedingt vertraut, das traurige Vorrecht, glücklich und betrogen zu sein, sollte ihm jedoch nicht zu Theil werden, dafür sorgte seine Schwester. Judith hörte nicht auf mit Winken, Seufzern, Hindeutungen und Anspielungen, vermöge welcher sie, ohne ein Wort der direkten Anschuldigung zu sagen, doch das Herz ihres Bruders mit einem gestaltlosen Argwohn gegen seine Frau vergiftete.

Seit dem Abende, an welchem Cynthia ihre Verzweiflung an der Brust ihres Gatten auszuweinen versucht hatte, war eine große Veränderung mit ihr vorgegangen. Ihre bleiche Wange erhielt die frühere zarte Röthe nicht wieder, die lieblichen blauen Augen sahen trübe und erloschen aus. Die junge Frau hatte ganz das Ansehen, als erliege sie einem geheimen Kummer. Sie war nicht kräftig genug, um die äußeren Anzeichen eines Herzens, das mühselig und beladen ist, unterdrücken zu können.

Joshua bemerkte diese Veränderung sehr wohl. Zuerst wunderte er sich darüber, dann faßte er, durch Judiths Winke auf die rechte

Fährte geführt, Mißtrauen.

Cynthia war nicht glücklich. Es war kein körperliches Übelbefinden, unter dem sie litt, sondern ein verschwiegener Gram.

Bereute sie ihn geheirathet zu haben? Hatte sie ihre Wahl vorschnell getroffen und religiösen Enthusiasmus für Liebe genommen? Das schien glaublich genug.

»Wie könnte sie mich auch lieben?« fragte er sich. »Ich bin mehr als zweimal so alt wie sie und ernst und still, erfüllt von Gedanken an höhere Dinge. Wäre es natürlich, wenn sie sich in meiner Gesellschaft und bei dem Leben, das sie hier führt, glücklich fühlte? Mit Naomi ist das etwas Anderes, die ist so erzogen und sieht alle Dinge aus dem Gesichtspunkte an, den ich ihr gegeben habe. Cynthia hat nie einen festen Wohnsitz gehabt, sie war an Bewegung und Veränderung, an den Lärm der Menge gewöhnt. Sie kann nichts dafür, wenn sich bei ihr die Sehnsucht nach dem alten Zigeunerleben wieder einstellt. Ich kann ihr keinen Vorwurf daraus machen, wenn ihr das Leben in meinem Hause langweilig wird.«

Auf diese Weise suchte sich Joshua die mit seiner Frau vorgegangene Veränderung zu erklären, Judith ließ ihn aber dabei nicht zufrieden, sondern deutete in orakelhaften Aussprüchen auf Schlimmeres hin.

»Was meinst Du eigentlich, Judith?« fragte er eines Tages in zorniger Aufwallung: »Du und meine Frau, Ihr sprecht Beide ganz freundlich zusammen und scheint Euch gut genug zu vertragen, dabei habt Ihr aber etwas gegen einander, unter der glatten Oberfläche liegt etwas, das nicht ist, wie es sein sollte. Ist es christlich, mit Zeichen und Augenblinzeln etwas anzudeuten?«

»Ich halte es für christlich, auf meines Bruders Seite zu stehen,« antwortete Judith mit der Miene der gekränkten Unschuld, »und ihn vor Allen Andern in Betracht zu ziehen.«

»Ist es ein Zeichen von Rücksicht für mich, daß Du s unfreundlich von meiner Frau sprichst?«

»Was habe ich Unfreundliches von ihr gesagt? Vielleicht wäre es Güte, mehr zu sagen. Es giebt Dinge, die können nicht so fortgehen, ohne Elend über mehr zu bringen als nur über Dich, Bruder. Es steht

aber mir nicht zu, darüber zu sprechen, wenn Du selbst nicht Augen hast, zu sehen.«

»Was willst Du damit sagen, Weib?«

»Es ist wahrlich weit gekommen, wenn mein Bruder, für den ich mein ganzes Leben lang gesorgt und gearbeitet, dem ich treu gedient habe, mich mit Schimpfworten anredet. Ein Prediger thut das, der lehrt, man dürfe keine lose Zunge haben! Ich habe aber vorausgesehen, was kommen würde, als die junge Frau über diese Schwelle kam. Gute Nacht, Familienliebe! Der Mann, der sich von einem hübschen Gesichte fangen läßt, wendet den Blutsverwandten den Rücken, er muß folgen, wohin ihn seine schöne Puppe zieht.«

»Judith, willst Du mich wahnsinnig machen oder soll ich glauben, daß Du selbst für das Irrenhaus reif bist?« rief Joshua, durch die Pfeile, die Judith ins Blaue hinein zu verschießen für gut fand, zum Aeußersten getrieben. »Womit hat Dich meine Frau beleidigt? Was hast Du Böses an ihr gesehen?«

Er hatte sich mit dem Rücken gegen die Thür des Zimmers gestellt und sah seine Schwester mit einem so entschlossenen, ja wilden Blick an, daß sie erkannte, es sei bei ihm zur Krisis gekommen. Sie hätte gern gesprochen und mochte doch wieder um Alles in der Welt nicht sprechen. Noch nie in ihrem Leben hatte sie ein solch düsteres Feuer in Joshuas schwarzen Augen gesehen. Sie bebte zurück vor dem unbekanntem Dämon, den sie wachgerufen.

»Was ist geschehen?« fragte er heftig. »Auf welche Weise hat meine Frau gegen ihre Reinheit oder gegen mich gesündigt?«

»Ich klage sie keiner Sünde an,« stammelte Judith. »Du solltest nicht so aufbrausend sein, Bruder, das schickt sich nicht für einen christlichen Prediger. Ich kluge sie keiner Sünde an; aber der Leichtsinn bringt junge Frauen an die Schwelle der Sünde, und ist man erst da, so ist nur zu leicht der Schritt gethan, der in den Pfuhl führt, wo Feuer und Schwefel brennt. Ich sage nichts weiter, als daß ein Mädchen von neunzehn Jahren keine Frau für einen Mann von Deinem Alter ist und daß die Vorsehung sie Dir in den Weg gesandt haben muß, um Deine Geduld zu prüfen. Das habe ich immer gedacht und will ich jederzeit aussprechen, gleichviel ob ihr ins



Gesicht oder hinter ihrem Rücken.«

»Ist das Alles, was Du zu sagen hast? Dasselbe hättest Du schon an dem Abend aussprechen können, als ich meine Frau in mein Haus führte. Du hast mich die letzten drei Wochen wie auf Nadeln gebettet, und nun ich Dich aufs Gewissen treibe, kannst Du nur in unbestimmten, nichtssagenden Worten reden.«

Sein spöttischer Ton verletzte sie tief. Daß ihr Bruder sie verhöhnte, daß sie in seinem Hause nichts gelten sollte, war mehr als Judith Haggard zu ertragen vermochte. Was in ihrer Natur an Liebe und Zärtlichkeit vorhanden war, hatte sie Joshua gegeben. Er war der einzige Mensch, an den sie glaubte und den sie ehrte, selbst wenn sie sich nichts weniger als respektvoll gegen ihn benahm. Sie konnte nicht geduldig mit ansehen, daß ihm Unrecht geschah, und ihre Eifersucht auf Cynthia war immer bereit, zu argwohnen, daß irgend etwas Unrechtes geplant werde. Sie hatte außerdem genug gesehen und gehört, um für ihren Argwohn eine Stütze und Anhalt zu haben, und die Last des geheimen Wissens hatte ihr schon lange das Herz abgedrückt. Sie wünschte Joshua zu sagen, was sie mußte, und wünschte es auch wieder nicht. Das Geheimniß gab ihr ein gewisses Gefühl der Macht. Es war, als trage sie eine Gewitterwolke mit sich herum, deren Inhalt sie jeden Augenblick auf die Häupter der Familienmitglieder sich entladen lassen konnte. Obgleich sie Joshua liebte, empfand sie doch kein Mitleid mit ihm, dazu hatte er durch seine Heirath mit dem namenlosen Mädchen ihr Herz zu tief verwundet. Es that ihr wohl, ihn durch seine Frau leiden zu sehen — dann, ja dann konnte sie ihn doch trösten, ihm beistehen, dann trat ihre Liebe wieder an die Stelle der verhaßten Cynthia. Die Vorsehung hatte ihm die Prüfung geschickt und sie mußte deren Willen erfüllen.

»Du hast gar keine Veranlassung meiner zu spotten,« sagte sie, »ich spreche nicht ohne guten Grund. Ich kann aber auch schweigen, wie ich das ganze Jahr über geschwiegen habe. Willst Du, daß ich Dir reinen Wein einschenke? Willst Du, daß ich Dir Alles sage, was ich weiß?«

»Alles, bis auf das letzte Wort!« rief Joshua, todtenbleich vor Zorn.

»Mache mir aber nachher keine Vorwürfe und sage, es wäre besser gewesen, wenn ich den Mund gehalten hätte.«

»Weib, rede endlich, sage was Du zu sagen hast, und mache ein Ende daraus.«

»Gut, Bruder. Ich habe an Mr. Pentreath seit seines Vaters Tode eine Veränderung bemerkt, zerstreute Blicke, unterdrückte Seufzer, Unlust am Leben. Du wirst sagen, das sei der Schmerz um seinen Vater gewesen, möglich, aber wahrscheinlich ist's nicht, daß er so tief um einen alten Mann trauern sollte, der ihn so kurz gehalten hat und nie einem Menschen ein gutes Wort gönnte. Das liegt nicht in der Natur.«

»Wer hat Dich zum Richter über die Natur gemacht? Doch fahre fort.«

»Ich hatte so meine eigenen Gedanken darüber, behielt sie aber für mich und würde sie mein Lebtage für mich behalten haben, hätte ich nicht stärkeren Grund zum Argwohn bekommen. Wenn ich aber einen jungen Mann einer jungen Frau zu Füßen liegen sehe und höre, wie er sie bitten sie solle Mitleid mit ihm haben, denn er sei elend, weil er sie liebe, wenn ich höre, daß er sich zu erschießen droht, und die junge Frau dann bitterlich weint, als ob ihr das Herz brechen wollte — und wenn die junge Frau meines Bruders Weib ist — wenn es so weit gekommen ist, da halte ich es für meine Pflicht zu sprechen.«

»Lügen! — Lügen!« keuchte Joshua. »Du siehst mein Glück und beneidest es mir. Du hassest meine Frau, weil sie so schön ist, wie Du niemals warst, weil sie leidenschaftlich geliebt wird, was Du nie wurdest.«

Judith lachte krampfhaft.

»Ich verstehe nicht viel von Schönheit,« sagte sie, »aber ich hatte schöne Farben und kohlschwarzes Haar, das sich natürlich lockte, als ich ein junges Mädchen war, und die Leute fanden mich zu meiner Zeit hübsch genug, und ich hätte, wenn ich sonst gewollt hätte, einen Mann mit einer Mahlmühle und hundertfünfzig Morgen Land, heirathen können. Es thut mir leid, Joshua, daß Du vor Zorn so ganz außer Dir gerathen kannst, da ich doch nur zu Deinem

eigenen Besten rede.«

»Es ist zu meinem Besten, daß Du mir Lügen erzählst? Meine Frau soll Oswald Pentreath's gottlose Liebesbeteuerungen angehört haben! Nein, das werde ich niemals glauben!«

»Denke erst selbst ein wenig darüber nach, und dann nenne Deine eigene Schwester eine Lügnerin. Hast Du den letzten Nachmittag vergessen, als Mr. Pentreath hier war? Naomi lag mit heftigem Kopfweh in ihrem Zimmer im Bette und Mrs. Haggard und der junge Squire saßen vom Mittagessen bis zum Thee hier allein bei einander. Erinnere Dich, als Du nach Hause kamst, fandest Du Deine — Frau weiß wie Leinwand und in der größten Aufregung, ich sagte ihr ins Gesicht, sie läse ein gottloses Buch, Du nahmst aber ihre Partei und wandtest Dich gegen mich. Als wir beim Thee saßen, brach sie in Thränen aus, und versicherte Dir, sie sei Dir dankbar und werde immer ihre Pflicht gegen Dich erfüllen. War das etwas anders als ein böses Gewissen? Das hätte ein Maulwurf zu sehen vermocht. Aber ein Mann in Deinem Alter, der eine blutjunge Frau ihres hübschen Gesichtes halber heirathet, ist blindler als der blindeste Maulwurf. Er hat für nichts weiter Augen als für das hübsche Lärvchen.«

Mit seiner breiten, muskulösen Hand, die wie ein Blatt im Winde zitterte, wischte sich Joshua die großen Schweißtropfen von der Stirn. Sein männlicher Muth, seine christliche Geduld waren in seinem ganzen Leben noch auf keine so harte Probe gestellt worden wie in diesem Augenblicke. Wie eine feurige Wolke legte es sich ihm vor die Augen. Er vermochte kaum das Gesicht seiner Schwester zu sehen, das ihn voll zornigen Eifers anblickte, denn in diesem Augenblick war Judith nur darauf bedacht, ihre eigene Sache zu führen, ihre eigene Würde zu behaupten, ohne jede Rücksicht für seine Pein und seine Verzweiflung.

»Judith,« sagte er mit bebender Stimme, die um so rührender klang, als dieses kraftvolle Organ selten einer Schwäche nachgab — »Judith, Du bist meine eigene, meine einzige Schwester. Ich kann mir nicht denken, Du werdest mir Lügen sagen, in der Absicht, mich elend zu machen. Vergieb mir die Worte, die ich soeben gesprochen

habe. Nein, ich kann meine Schwester nicht für eine Lügnerin halten. Ich will aber auch nicht glauben, daß meine Frau mir nur durch einen Gedanken untreu sei. Jener junge Mann ist jedoch ein schwaches Fahrzeug. Sage mir — ohne Umschweife — Alles, was Du gesehen und gehört hast.«

»Das ist bald erzählt. Er hatte ihr das Buch vorgelesen, — wie heißt es doch — Werther. Ich ging ab und zu, holte meinen Fingerhut und dergleichen, ich mochte aber kommen, wenn ich wollte, es war immer dieselbe Geschichte. — »Wüßtest Du nur, wie ich Dich liebe, Lotte, es ist entschieden — ich muß sterben, und solchen Unsinn mehr. Deine Frau saß da, zerknüllte das Nähzeug in ihrem Schooß und starrte ihn mit Thränen in den Augen an. Kurz vor der Theezeit wollte ich wieder hineingehen, da hörte ich etwas, das veranlaßte mich stehen zu bleiben. Die Thür stand ein wenig auf — Du weißt, Joshua, das alte Schloß schnappt immer nicht recht ein — und ich wartete draußen, weil ich doch hören wollte, was das eigentlich bedeutete, denn ich hielt es für meine Pflicht, das zu thun. Ich konnte gerade ins Zimmer sehen. Er lag auf den Knien und hielt ihre Hände, sie aber schluchzte, als ob ihr das Herz brechen wollte. Er sagte ihr, er liebe sie, und bat sie, sie solle ihn bemitleide, und sie sagte nicht, Nein, sondern weinte nur immer fort und dann rief sie plötzlich, er sei grausam, und fragte ihn, warum er ihr ein solches Buch vorgelesen habe. Er antworte darauf, weil es seine eigene Geschichte sei und dies das einzige Mittel gewesen, ihr seine Liebe zu gestehen.«

»Und sie erhob sich nicht gegen solchen Frevel?« schrie Joshua, »sie warf ihm nicht seine Gottlosigkeit vor, trat ihm nicht entgegen mit der Würde der beleidigten Frau, wie es meinem treuen, rechtschaffenen Weibe zukam?«

»Ich hörte mich in dem Augenblick aus dem Laden rufen und mußte fortlaufen,« antwortete Judith. »Als ich dann ins Wohnzimmer kam zwar Sally darin und deckte den Theetisch.«

»Ich sage gut für die Treue und Ehre meiner Frau,« erklärte Joshua fest. »Ich verbürge mich dafür, daß sie den schuldigen jungen Mann, wie er es verdiente, von sich stieß und zurechtwies,

daß sie mit Abscheu auf seine gottlose Leidenschaft blickte. Darum sah sie so bleich aus, mein armes Kind, war bis ins tiefste Herz erschrocken und empört, darum klammerte sie sich so ängstlich an mich, sie suchte eine schützende Zuflucht in meiner Liebe. Meine Lilie! So lange ich Dir nahe bin, um Dich zu schirmen, soll kein Bösewicht Deine Reinheit trüben! Meine Geliebte! Hat sich der Versucher Dir so bald schon genahet, der vergiftete Hauch der Sünde so bald schon das weiße Kleid Deiner Seele besudelt? Um desto mehr will ich Dich lieben, um desto emsiger Dich hüten, um desto tiefer will ich Dich ehren, denn Du warst schon in Gefahr.«

Judith starrte in stummer Verwunderung ihren Bruder an. Gegen eine solche Bezauberung war die Stimme der Vernunft ohnmächtig. Sie fühlte sich beinahe versucht, in vollem Ernste an Zauberei zu glauben, denn dieser Aberglaube ist im Westen noch keineswegs erloschen. Judith hatte sich bisher gegen derartige Annahmen als gegen Täuschungen gewehrt, die einem finsternen Zeitalter angehörten und ihrer als einer aufgeklärten Person unwürdig wären. Hier lag denn aber doch ein Fall vor, bei dem man mehr an einen dämonischen Einfluß als an einfache menschliche Thorheit denken mußte.

»Was aber ihn anbetrifft,« fuhr Joshua zähneknirschend fort, »ihn, den Versucher, den Verführer, wenn er es hätte sein dürfen, er soll mir nicht wieder über die Schwelle kommen. Er hüte sich, meinen Weg zu kreuzen, sonst erschlage ich ihn in meinem Grimme wie Moses den Egypter erschlug.«

»Und Naomi's Verlobung?« fragte Judith furchtsam. Aus ihres Bruders Auge sprühte ein Geist, der sie mit Grauen erfüllte.

»Naomi's Verlobung ist von dieser Stunde an null und nichtig. Meine Tochter soll keinen doppelzüngigen Schurken heirathen, der ihr vor Gottes Altar mit denselben Lippen Treue schwört, die er mit Liebesbeteuerungen für die Frau eines anderen Mannes entweiht hat. Meine Tochter soll lieber unverheirathet zu Grabe gehen, denn als die Frau eines solchen Mannes, wäre seine Stellung auch die höchste im Lande.«

»Es war eine sehr große Partie für sie,« sagte Judith mit

angenommenem Bedauern, »und ich freilich habe noch niemals Glück aus einer ungleichen Heirath entstehen sehen. Ich fürchte nur, Naomi wird sich die Sache sehr zu Herzen nehmen.«

»Das arme Kind!« seufzte der Vater. »Ist es meine Sünde, die dieses Leid über sie gebracht hat? Wie konnte ich ahnen, daß ihr Verlobter so niedrig handeln würde? Armes Kind! Sie muß ihre Bürde tragen — sie muß ihr Kreuz auf sich nehmen.«

Er war todtenbleich. Der Zorn und die Erregung hatten ihn verlassen und nun zeigte sein Gesicht einen Ausdruck, als sei er in der einen halben Stunde um viele schmerzreiche Jahre älter geworden.

»Ich muß recht daran denken, was Jabez Long an dem Tage sagte, als der Delphin unterging, es sei immer gefährlich, einen Ertrunkenen zu retten, er müsse seinem Erretter später ein schweres Leid zufügen,« bemerkte Judith.

»Meinst Du, ich glaubte an solchen heidnischen Unsinn, weil Oswald Pentreath sich als ein Schurke ausgewiesen hat? Ich hätte Dir mehr Verstand zugetraut, Judith.«

»Nun ich sage ja auch nicht, daß ich daran glaube, aber es ist mindestens seltsam. Ich für meine Person habe nie viel von dem jungen Mr. Pentreath gehalten und der Familie, von der er stammt, nie recht getraut. Aber für Naomi ist und bleibt es sehr hart. Wirst Du ihr den Grund sagen?«

»Ich soll ihr sagen, daß ein Schurke meine Frau beschimpft hat? Nein Judith Meine Tochter wird mir gehorchen, obgleich ich ihr gebiete, ihres Herzens liebsten Wunsch zu opfern, wie Jephtah's Tochter ihr Leben hingab, um das Gelübde ihres Vaters zu erfüllen.«

»Ach!« seufzte Judith mit unterdrückter Genugthuung, »es ist eine Welt des Schmerzes.« Jetzt, wo die Dinge schlecht gingen, fühlte sie sich in ihrem Elemente, denn sie hatte nun in gewisser Hinsicht wieder Oberwasser. Es war ihr sehr unangenehm, gewesen, daß die beiden jungen Frauenzimmer im Hause und außerhalb desselben doch allmählig einen größeren Spielraum gewonnen hatten, als sie ihnen zugestehen mochte, das mußte nun wieder anders werden.

Es lag nicht in Joshua's Natur etwas hinauszuschieben, was zu

thun er für seine Pflicht hielt, so schmerzlich ihm die Sache auch sein mochte. Noch an demselben Abend suchte er Naomi auf, die sich allein in der Wildniß befand und dort am Boden kniete, um eine wilde Blume einzupflanzen, die sie auf ihrem Nachmittagsspaziergang gefunden hatte.

Sie sah von ihren Farrnkräutern und wilden Rankengewächsen mit einem Lächeln auf, als sie ihren Vater wahrnahm, aber der verstörte Ausdruck seines Gesichtes erschreckte sie, so daß sie schnell aufsprang und ihm entgegenkam.

»Lieber Vater, ist etwas vorgefallen?«

Sie hatte ihn seit seiner Unterredung mit Judith nicht gesehen und das plötzlich veränderte und gealterte Gesicht, das der Schwester aufgefallen war, erfüllte die Tochter mit Angst.

»Ja, liebe Naomi, es ist etwas sehr Trauriges vorgefallen. Die Vorsehung sendet ein schweres Leid Jemand, den ich zärtlich liebe — Dir, meiner Tochter.«

Er zog sie an sich und sah ihr mit zärtlichem Mitleid in die Augen. Es war sehr, sehr hart, daß sie so leiden mußte, daß dieses junge Leben so früh verdüstert ward.

»Lieber Vater, was ist geschehen?« rief Naomi mit bebender Stimme. »Betrifft es Oswald! Die Abendpost ist soeben gekommen; Du hast einen Brief — ist er krank? Ja, ja, ich sehe, daß es sich um ihn handelt!«

»Er befindet sich wohl, mein Kind, wenigstens habe ich nichts vom Gegentheil erfahren. Es betrübt mich sehr, daß er Dir so theuer ist.«

»Warum, lieber Vater?«

»Weil ich erfahren habe, daß er Deiner Liebe unwerth ist, und ich muß von Dir als von meiner würdigen und gehorsamen Tochter verlangen, daß Du jeden Gedanken an eine Verbindung mit ihm aufgibst.«

Das Gesicht des jungen Mädchens ward kreideweiß, die Augen schlossen sich einen Augenblick und die biegsame Gestalt neigte sich gegen Joshua's Arm, als ob sie sinken wolle. Aber nur für einen Augenblick Naomi war nicht aus schwachem Stoff und fiel nicht so

leicht in Ohnmacht. Sie öffnete die Augen wieder, sah ihrem Vater gerade ins Gesicht und hielt seinen Arm mit beinahe krampfhaftem Griff fest.

»Was hast Du gegen ihn gehört, Vater und von wem?« fragte sie entschlossen. »Die Gerechtigkeit erheischt von Dir, mir das zu sagen. Es ist meine Pflicht, Dir zu gehorchen, aber nicht blind. Ich bin kein Kind mehr; ich kann das Schlimmste hören. Was hat er gethan, mein Geliebten mein Herz, er, der zu milde ist, um einem Wurm wehe zu thun, was hat er Böses begangen, um Dich so gegen ihn aufzubringen?«

»Das kann ich Dir nicht sagen, Naomi. Du mußt mir in diesem Falle blind wie ein Kind gehorchen. Er hat gesündigt und sich durch seine Sünde gleichzeitig als schwach und falsch bewiesen, als ein schwaches Rohr, unwürdig, daß eine Frau ihm ihr Leben anvertraut. Naomi, glaube mir, Deinem Vater, der Dich noch nie betrogen hat, wenn ich Dir durch mein Verbot, diesen Mann zu heirathen, heute einen großen Schmerz bereite, so bewahre ich Dich dadurch für die Zukunft vor tausendfältigem Elend. Es ist nicht möglich, daß Du als Oswald's Frau glücklich werdest,«

»Laß mich selbst darüber urtheilen. Das Wagniß ist mein — mein Glück steht dabei auf dem Spiele. Welcher Sünde klagst Du ihn an?«

»Ich wiederhole Dir, daß ich Dir das nicht sagen kann. Du mußt mir vertrauen und gehorchen, Naomi, oder aufhören, meine Tochter zu sein. Mit meiner Erlaubniß betritt Oswald Pentreath meine Schwelle nicht wieder. Ich spreche niemals wieder in Freundschaft mit ihm.«

»Vater, ist das christlich?«

»Es ist meine Pflicht, die ich wegen Euch selbst zu erfüllen habe.«

»Wodurch hat er Dich beleidigt?«

»Durch seine Sünde.«

»Aber er hat nicht gegen mich gesündigt,« sagte Naomi flehend, »weshalb sollt' ich ihm entsagen?«

»Er hat gegen Dich und gegen Gott gesündigt.«



»Hat er gesündigt, so bedarf er meiner Liebe um desto mehr. Darf ich, die ich mein Leben für ihn hingeben möchte, ihn in seinem Leid verlassen?«

»Er bedarf Deiner Liebe nicht, Naomi, verlangt sie gar nicht. Die Trennung ist zu Eurem beiderseitigen Glücke.«

»Zu seinem Glücke!« hauchte Naomi in unsäglichem Schmerze.

Es war, als ob alle die unbestimmten Zweifel, welche sie während der letzten Monate gequält, sich plötzlich zu einer entsetzlichen Gewißheit verdichteten.

»Willst Du damit sagen, Oswald habe aufgehört, mich zu lieben?«

»Ja, Naomi. Ich hegte von Anfang an Zweifel an seiner Beständigkeit, ich fürchtete, sein Charakter sei einer von der Art, welche Eindrücke sehr schnell aufnehmen, wo sie aber eben so schnell verfliegen. Ich verlangte deshalb einen Aufschub, um seine Festigkeit zu prüfen, der Verlauf hat bewiesen, wie sehr begründet meine Zweifel waren.«

»Ich bot ihm vor Kurzem an, unsere Verlobung zu lösen und er wollte nicht frei sein,« sagte Naomi. »Er versicherte mich seiner unveränderten Liebe.«

»Er war ein Lügner!« schrie Joshua wild und seine Tochter schrak zurück vor dem Ausdruck der Wuth, der sich in dem dunklen Gesichte malte. Niemals hatte sie einen solchen Zorn darin gesehen, nie geglaubt, daß ihr Vater einer solchen Leidenschaft fähig sei. Die Entdeckung erfüllte sie mit tiefer Traurigkeit, der Vater, den sie so zärtlich liebte, erniedrigte sich in ihren Augen durch einen so unchristlichen Haß.

»Warum bist Du so zornig, Vater?« fragte sie bittend.

»Weil ich Falschheit, Verrätherei, Doppelzüngigkeit — ein schönes Gesicht und ein schlechtes Herz. Ich kann nicht mehr sagen, Naomi. Ich habe genug gesagt, um Dich zu warnen, an Dir ist es jetzt, ob Du der Warnung folgen oder ihr zuwiderhandeln willst. Heirathe Oswald Pentreath, wenn Du nicht von ihm lassen kannst, aber wisse, daß Du vom Tage Deiner Hochzeit an aufgehört hast, meine Tochter zu sein. Ich werde diesen Mann niemals als meinen Sohn anerkennen, ich werde dieses Mannes Frau nie als mein

Fleisch und Blut ansehen. Wähle zwischen ihm und mir.«

»Vater, Du weißt, ich habe keine Wahl, Du weißt, daß Du der Erste bist, daß Du allezeit den ersten Platz in meinem Herzen eingenommen hast. Es giebt keinen Menschen, dessen Liebe mir die Deinige aufzuwiegen vermag, selbst Oswald nicht, obgleich ich ihn von ganzem Herzen liebe, ihn bis an mein Ende lieben werde, ihn um so mehr liebe, weil er schwach, weil er im Banne der Sünde ist. Ich bin Deine treue, gehorsame Tochter, mein Vater, ich opfere Dir mein Herz, wie ich Dir mit Freuden mein Leben opfern würde.«

»Da höre ich meine brave Naomi wieder. Glaube mir, meine Tochter, so schwer Dir das Opfer jetzt auch erscheinen mag, bringst Du es doch Deiner eigenen Wohlfahrt. Er ist nicht wahr und ehrlich. Du hattest an seiner Seite kein Glück zu erwarten.«

»Sage nichts mehr gegen ihn, Vater,« bat Naomi sanft. »Ich gebe ihn auf, aber laß mich ihn ehren, so viel ich kann, laß mich ihm einen hohen Platz in meiner Erinnerung bewahren. Die Trennung von ihm ist mir leichter, wenn ich sein Bild unentstellt in meinem Herzen tragen darf.«

»Ich will nichts mehr sagen, Naomi. Du wirst ihm schreiben und ihm mittheilen, daß Eure Verlobung auf meinen Wunsch aufgehoben sei. Wenige bestimmte Worte werden Alles ausdrücken, was nöthig ist. Sein eigenes, Herz wird ihm den Grund sagen. Ich glaube nicht, daß er nach der Ursache dieses Beschlusses fragen oder Berufung dagegen einlegen wird.«

»Ich werde schreiben, Vater.«

Joshua schloß sie in seine Arme und küßte die bleiche Wange und die schmerzgefurchte Stirn.

»Möge Dich Gott segnen und trösten, Geliebte, und Dir dieses Opfer reichlich vergelten,« sagte er feierlich. »Auf meine Ehre als Dein Vater und Dein Seelsorger, es ist zu Deinem besten.«

Er ließ sie allein in ihrer Wildniß, der für immer alle Schönheit und aller Reiz entflohen war. Sie warf sich mit dem Gesicht auf den grasbewachsenen Pfad und überließ sich rückhaltlos ihrem Jammer.

Ach, sie hatte es ja lange, lange schon gewußt, er liebte sie nicht mehr. Sie hatte versucht, den Gedanken von sich zu weisen, sie

hatte dann gerade heraus mit ihm gesprochen und war durch seine liebevolle Antwort beruhigt worden. Aber der nagende Schmerz war doch aus dem Grunde ihres Herzens geblieben. Sie war nicht glücklich gewesen. Ja, es war besser so, gänzlich auf ihn zu verzichten, ihm seine Freiheit zurück:zu:geben, als ihn sich in einer liebeleeren Ehe fesseln zu lassen. Alles war besser, als die Demütigung eine ungeliebte Gattin zu sein.

Was war es aber für eine Sünde, von der ihr Vater gesprochen? Woher kam sein Haß gegen Oswald? Welche schwere, tödtliche Beleidigung könnte ihr Verlobter ihrem Vater zugefügt haben, um in seiner Brust einen so unchristlichen Zorn zu entflammen? Das Bitterste von Allem war, darüber im Dunkeln gehalten zu werden, nicht imstande zu sein, den Sünder zu trösten und aufzurichten.

---

## Achtes Kapitel.

### *Joshua liest den Werther.*

Joshua's Prophezeiung erwies sich als richtig, Oswald machte keinen Versuch, die Verlobung mit Naomi aufrecht zu erhalten, sondern antwortete ihr auf den Brief, durch welchen sie ihn von ihrem auf Wunsch ihres Vaters gefaßten Entschlusse in Kenntniß setzte, ganz kurz Folgendes:

»Dein Brief hat mich in Erstaunen gesetzt, liebste Naomi, aber so hart und plötzlich Dein Entschluß mir auch erscheinen mag, füge ich mich ihm. Ich weiß nicht, wodurch Dein Vater zu seinem Urtheil über meinen Charakter gekommen sein mag oder was ihn sonst bestimmt hat, die Aufhebung unserer Verlobung zu wünschen, ich erhebe aber keinen Widerspruch gegen seine Entscheidung. Er hat vielleicht Recht. Ich bin von Natur unbeständig, bin eines so edlen Herzens, wie des Deinigen nicht werth. Des Einen halte Dich aber versichert, Naomi, wenn auch Deiner unwerth, bin ich doch ebenso gut wie ein Besserer im Stande, Deinen Charakter zu schätzen und zu bewundern. Bis an das Ende meiner Tage werde ich Dich achten und ehren. Bis an das Ende meiner Tage werde ich in Dir die reinste, edelste der Frauen sehen und jene Zeit als die glücklichste meines Lebens betrachten, in welcher wir uns liebten und wo kein Schatten des Mißtrauens zwischen uns war.

»Gott segne Dich, theure Naomi, und lebe wohl! Es vergeht wahrscheinlich lange Zeit, ehe ich wieder nach Combhaven zurückkehre, vielleicht ist dies sogar ein Abschiedswort fürs Leben. Stets Dein Freund und Diener

Oswald Pentreath.«

»Er ist mir dankbar, daß ich ihn freigegeben habe,« dachte Naomi mit einem Anfluge von Bitterkeit. Sie las die Dankbarkeit für die

Befreiung nur zu klar zwischen den Zeilen.

»Er hätte mir vieles Leid ersparen können, wenn er aufrichtiger gegen mich gewesen wäre,« dachte sie, »hätte er mir nur an dem Tage, wo ich mit ihm über die Veränderung, die ich an ihm zu bemerken glaubte, sprach, die Wahrheit bekannt.«

An demselben Tage, an welchem sie den Abschiedsbrief von Oswald Pentreath erhalten hatte, erschloß sie die Truhe, in der sie ihr Brautkleid verwahrt hatte. Sie betrachtete das hellgraue Seidenkleid mit so traurigen Blicken, als läge eine Leiche vor ihr. War es nicht wirklich die Leiche ihres Glückes, welche hier mit Rosmarin bestreut, in ein weißes Grabtuch geschlagen, im Sarge lag?

»Armes Brautkleid!« sagte sie, »ich werde es an Lucy Simmonds schenken. Weshalb soll es im Kasten liegen und verbleichen, während es sie glücklich machen wird? Würde es mir in künftigen Jahren einen Trost gewähren, es anzusehen und mich dabei zu erinnern, daß ich auch einst jung und sehr glücklich war, da ich mich geliebt glaubte?«

Lucy Simmonds war Naomi's Lieblingsschülerin in der Sonntagsschule von Little Bethel gewesen und stand jetzt im Begriffe, sich mit einem jungen Schlächter, einem sehr eifrigen Mitgliede von Joshua's Gemeinde, zu verheirathen. War für ihre augenblickliche Lebensstellung das Kleid vielleicht noch zu elegant, so konnte sie es doch künftighin als Frau eines wohlhabenden Schlächtermeisters. — daß ihr Verlobter wohlhabend werden würde, ließ sich schon jetzt voraussehen — sehr gut bei Theegesellschaften und ähnlichen Festlichkeiten tragen.

Naomi legte das Kleid sorgfältig zusammen, machte ein Packet daraus und sandte es mit einem liebevollen Briefe an ihre frühere Schülerin nach dem Hause von deren Mutter. Das Wegschenken des Brautkleides mag an und für sich als etwas Geringfügiges erscheinen, es hatte aber für Naomi eine sehr ernste schwere Bedeutung. Es war für sie das Verzichtleisten auf jede Hoffnung; fortan gab es für sie im Leben nichts mehr als die Pflicht und die Liebe für ihren Vater.

Sie trug ihr Kreuz geduldig. Niemand hatte eine Ahnung davon, welch verheerendes Leid über ihr junges Leben dahingezogen war. In Naomi's Wesen war eine ganz eigenthümliche Mischung von Stolz und Demuth. Sie nahm ihr Geschick demüthig hin als eine Prüfung, welche ihr Antheil am allgemeinen Loose des Menschengeschlechtes war, aber ihr Stolz verbot ihr, Andere sehen zu lassen, wie tief die Wunden waren, aus denen sie blutete. So zeigte sie eine ruhige, gefaßte Miene und selbst ihr Vater hielt sie für eine Stoikerin und ahnte nicht, daß sie unter der Last ihres geheimen Kummers beinahe zusammenbrach.

In der Familie wurde nur sehr wenig über die für Naomi eingetretene Veränderung gesprochen. Man nahm an, die Aufhebung der Verlobung sei Joshua's Werk und er habe dafür seine guten Gründe gehabt. Ihn nach diesen Gründen zu fragen, wagte Niemand und am allerwenigsten seine Frau. Sie hätte nicht einmal Oswalds Namen gegen ihn auszusprechen vermocht. Ihr Herz war voll von Angst und Schmerz, sie empfand das tiefste Mitleid mit Naomi, aber sie wagte nicht, ihr ihre Theilnahme zu zeigen. Naomi's Gesicht hatte einen Ausdruck, welcher jede Annäherung, jedes Anerbieten der Liebe streng von sich wies. Cynthia fühlte, daß sich zwischen ihr und der Stieftochter eine tiefe Kluft aufgethan hatte. Naomi vermied sie stillschweigend. Sie war nicht unfreundlich, aber ihr schien jeder Verkehr mit ihres Vaters Frau peinlich zu sein und das Leben der armen Cynthia ward sehr, sehr einsam. Die Zeit ihres Gatten war sehr in Anspruch genommen und seine Geschäfte hielten ihn meist fern von ihr. Naomi lebte ihr eigenes Leben so viel wie möglich getrennt von der Stiefmutter und Judith war bissig und unfreundlich gegen sie. Jim, der von Anfang an sich als ihr Freund und Ritter gezeigt hatte, war vollauf im Laden beschäftigt und konnte sich ihr nur wenig widmen. Die kleine Familie versammelte sich zu den Mahlzeiten zu den altgewohnten Stunden mit der dargebrachten Pünktlichkeit und Umständlichkeit, aber man saß meist in düsterem Schweigen bei einander.

»Unsere Mahlzeiten haben jetzt viel Aehnlichkeit mit Quäkerversammlungen,« bemerkte der kecke Jim eines Tages, als

man wieder so still beieinander saß, »ich wünschte der Geist käme über Einem von uns und hieße ihn, den Kreis beleben.«

»Wenn Du so viel Sorgen auf dem Herzen hättest wie Dein Vater, würdest Du wohl auch nicht so schnell mit der Zunge sein,« antwortete Tante Judith verweisend.

Die Arbeiten an der Grange waren ganz plötzlich zu Ende gelangt. Oswald hatte dem Baumeister den gemessenen Befehl zugehen lassen, nur die nöthigen Reparaturen an dem Hause auszuführen, aber keinerlei Neuerungen zu machen. Der Bau der Rotunde unterblieb, am Ende des Salons ward wieder eine Wand aufgeführt.

»Ich gehe in's Ausland,« schrieb er, »machen Sie das Haus so bald wie möglich fertig und wenden Sie sich wegen Zahlung der Ihnen zukommenden Gelder an die beigefügte Adresse.« Dieselbe war die eines londoner Advokaten, der für den alten Squire gelegentlich Geschäfte besorgt hatte.

Der Baumeister wunderte sich und sprach zu Diesem und Jenem über die ihm gewordenen Weisungen. So vergingen denn nur wenige Tage und es war in Comhaven allgemein bekannt und Gegenstand des lebhaftesten Tagesgespräches, daß die Verlobung von Joshua Haggard's Tochter aufgehoben sei. Stritt und disputierte man dabei über Einzelheiten, so herrschte über die Hauptsache doch eine wunderbare Uebereinstimmung der Meinungen, nämlich die, daß die Heirath eine höchst unpassende gewesen sein würde. Naomi Haggard war viel zu ernsthaft für die Gemahlin eines Squire. Die Grange würde von einer solchen Herrin nicht angemessen repräsentiert worden sein und der Glasrotunde hätte es sicher immer an den erforderlichen exotischen Gewächsen gefehlt. »Er sollte Mr. Pinkleys einzige Tochter heirathen,« entschied Comhaven für den jungen Squire, »die Ländereien stoßen beinahe zusammen.«

Die Bauleute beendeten ihre Arbeit. Die Wand an der westlichen Seite des Salons ward wieder aufgeführt und von Palmen, Springbrunnen und einem italienischen Garten war keine Rede mehr. Die Grange erhielt wieder ihr düsteres, ödes Ansehen und erschien beinahe so traurig wie bei Lebzeiten des alten Squire.

Der Sommer schritt vor, brachte Blumen, Früchte, Farbe und

Leben, aber keine Freude und Heiterkeit für des Predigers kleine Familie. Das Meer glänzte wie tausend und aber tausend Edelsteine unter dem Feuerkuß der Sonne, über das Land legte sich jene schwüle Ruhe, welche der Ernte voranzugehen pflegt. Es war wenig zu thun auf den reichen Feldern, wo die goldenen Wogen des Getreides der Sense der Schnitter entgegenreiften, wenig zu thun auf den Wiesen und in den Obstgärten, wo das Vieh knietief in der fetten Weide stand und sich das Gras und die unreif herabfallenden Früchte schmecken ließ. Stille und Ruhe überall.

Mit müden Augen blickte Cynthia Haggard aus die schöne Welt, mit Augen, die nur wie im Traume die äußere Umgebung sahen, während die Seele gefangen gehalten ward von einem Alles überwältigenden Schmerze. Ihr Gatte hatte seit jenem Auftritte mit Oswald kein ungütiges Wort zu ihr gesprochen, aber sie fühlte, daß er ihr entfremdet sei. Er las mehr als früher, er spann sich mehr in seine eigenen Gedanken ein, gab sich mehr und mehr seiner contemplativen und subjektiven Religion hin, die einen immer düsterern und unerbittlicheren Charakter, anzunehmen schien. In seinen Predigten verweilte er weniger bei der göttlichen Liebe und Barmherzigkeit und malte mit Vorliebe das Geschick des zur Verdammniß bestimmten Sünders aus, jenes Elenden, dem das göttliche Licht nie geleuchtet hat, für den der allerlösende Glaube, welcher den Sünder durch einen einzigen inneren Impuls der erweckten Seele aus dem tiefsten Abgrunde zur Herrlichkeit erheben kann, ein todter Buchstabe bleibt.

Cynthia schauderte, wenn sie diesen Schilderungen zuhörte. Gehörte Oswald Pentreath zu diesen verlorenen Seelen?

Sie sah, daß ihr Gatte unglücklich war, und besaß doch nicht die Macht, ihn zu trösten. Das lastete schwer auf ihr. Sie wagte sich nicht gegen ihn über die zwischen ihnen eingetretene Erkältung zu beklagen, denn sie fürchtete dadurch zu einem Bekenntniß ihrer sündlichen Schwäche gebracht und gezwungen zu werden, ihre Liebe für den Sünder einzugestehen. Sie wäre nicht im Stande gewesen, diesem wahrhaftigen Manne gegenüberzustehen und die Unwahrheit zu reden.



Er fragte sie niemals nach ihren Beziehungen zu Oswald Pentreath, sie fühlte aber, daß in seiner Seele ein sehr schwerer Verdacht ruhen müsse, aus welchem auch feine willkürliche Maßregel, die Verlobung seiner Tochter aufzuheben, hervorgegangen war. Es kam ihr nie in den Sinn, daß Jemand Oswald's wilde Aeußerungen an jenem Nachmittage mit angehört und ihrem Gatten hinterbracht haben könne, sein Wissen erschien ihr vielmehr als das Resultat einer ihm innewohnenden Kraft geistigen Schauens. Seine Weisheit hatte das schuldvolle Geheimniß erkannt.

Einige Zeit, nachdem Naomi ihre Verlobung aufgelöst hatte, kam Joshua eines Abends etwas später als gewöhnlich in das Schlafzimmer; er war nach dem Abendessen noch mit Schreiben oder Lesen beschäftigt im Wohnzimmer sitzen geblieben. Cynthia lag wachend, erfüllt von trüben Gedanken im Bette, unbestimmte Vorahnungen kommenden Unheils, schmerzliches Mitleid mit dem schwachen Sünder, der, sie wußte nicht wo, umherirrte, erfüllten sie. Joshua ging einige Minuten schweigend im Zimmer auf und ab, plötzlich blieb er neben dem Bette stehen und sah auf das auf dem Kissen liegende kleine, blasse Gesicht nieder, auf die traurigen blauen Augen, die zu ihm emporschauten als flehten sie ihn an, nur zu sprechen, wenn es auch strafende Worte wären.

»Es ist mir lieb, daß Du noch wachst,« sagte er endlich. »Ich möchte jenes Buch — *Werther's Leiden* von Dir haben. Ich sah es damals, als meine Schwester darüber sprachst-doch zu flüchtig an und möchte mir selbst ein Urtheil darüber bilden, vielleicht hat sie doch recht. Jedenfalls muß ich wissen, welche Art von Buch es war, das Dich unglücklich gemacht hat.«

»Du kannst es heute Abend nicht mehr lesen wollen, Joshua? Es ist schon spät und Du mußt müde sein.«

»Müde bin ich, aber schlafen kann ich doch nicht und da ziehe ich vor, zu lesen, statt wachend im Bette zu liegen. Es gab eine Zeit, da waren die Stunden des Wachens in der Nacht voll Süßigkeit für mich, denn ich konnte mich alsdann so recht innig in meinen Heiland versenken. Diese Zeit ist vorüber. Irdisches Leid hat zwischen

diesem armen Staube und der unsichtbaren Welt eine Scheidewand aufgerichtet.«

Dieser Vorwurf traf das irrende Weib mitten ins Herz.

»Joshua, das ist meine Schuld!« stammelte sie. »Du warst glücklichen ehe Du mich heirathetest.«

»Glücklicher!« rief er bitter. »Ehe ich Dich kannte, wußte ich weder, welche Höhe menschliche Seligkeit, noch welche Tiefe menschliches Leid zu erreichen vermag. Der Schmerz ist ebenso unermeßlich gewesen wie das Glück; habe ich gefehlt, so habe ich meine Buße gezahlt. Gieb mir das Buch, Cynthia.«

Ohne ein Wort zu entgegnen, stand Cynthia auf, ging an die Kommode, in welche sie den verhängnißvollen Roman des wirklichen Lebens verborgen hatte, und brachte ihn ihrem Gatten mit einem demüthigen Gehorsam, der ihn tief rührte. Selbst in seinem Zweifel und Mißtrauen gegen sie — denn er mißtraute ihr, trotz der braven Worte, mit denen er sie gegen Judith vertheidigt hatte — lag in seiner Seele eine tiefe Liebe für sie, ein Sehnen, sie an sein Herz zu nehmen, ihr zu verzeihen, sie zu trösten und ihr eine Liebe zu bieten, so reich und voll, wie sie noch keiner Frau zu Theil geworden — die große, starke Liebe eines Herzens, das in der Reife seiner Kraft zur Leidenschaft erwacht ist. Konnte sich die Liebe der Jugend in allem Glanze ihrer Romantik und Poesie damit messen?

Cynthia gab ihm das Buch in die Hand und versuchte dann nochmals sanfte Vorstellungen gegen die Thorheit des nächtlichen Lesens.

»Lies es morgen, lieber Joshua. Du siehst so ermüdet und angegriffen aus. Horch, es schlägt elf Uhr.«

»Geh zu Bett und schlafe,« sagte er finster, »ich kann es nicht. Ich will das Buch lesen, das Dich und — Oswald Pentreath in Thränen schmelzen ließ; will doch sehen, ob es mich auch zum Weinen bringt.«

Er setzte den Leuchter auf den alten Mahagoni-Schreibtisch, an welchem er zuweilen schrieb, und warf sich in einen großen gepolsterten Lehnstuhl, dessen Metallnägel ihm das Ansehen eines altmodischen Sarges gaben. Mit einer entschlossenen Miene öffnete

er das Buch, sei die Aufgabe, wie sie wolle, sie mußte gelöst werden.«

Er las und las; Blatt auf Blatt wurde in abgemessenen Zwischenräumen umgewendet. Cynthia, die mit dem Gesichte nach der düsteren Gestalt gewendet dalag, beobachtete ihn, als ob er das Buch des Schicksals lese. Nach ihrer Ansicht enthielt der Roman ein Eingeständniß ihrer und Oswalds Schwäche; wenn Joshua ihn zu Ende gelesen hatte, so wußte er Alles. Hätte er ein von ihrer eigenen Hand niedergeschriebenes, mit ihrem Namen unterzeichnetes Schuldbekennniß gelesen, sie hätte es nicht für überzeugender gehalten als dieses Buch.

Er las bis tief in die Nacht hinein. Cynthia schlummerte zuweilen für eine Viertelstunde ein, die meiste Zeit lag sie aber wachend und beobachtete ihn. Eine Stunde nach der andern verkündete mit feierlichem Klange die alte Kirchuhr, durch die Sommerluft wehte ein kalter Hauch, dann kam langsam, leise, geheimnißvoll, wie ein Traum die graue Morgendämmerung — zuerst wie ein Schimmer am Fenster, dann mit kaltem Lichte, welches das ganze Zimmer füllte und die Kerze bleich und gespensterhaft erscheinen ließ, dann endlich mit leisem Anhauch von Gelb und Roth, schwache Morgensonnenstrahlen, dem Lächeln eines Kindes vergleichbar, und noch immer saß Joshua in derselben Stellung, entschlossen, das Aeüßerste und Schlimmste kennen zu lernen, lesend da.

Auch für ihn war das Buch ein Bekenntniß und eine Enthüllung Werther war Oswald Pentreath, Charlotte war Cynthia. Sie liebten einander, ihre jungen Herzen, die von der zärtlichsten Zuneigung überflossen, sehnten sich ganz ineinander auszugehen, aber Schicksal, Pflicht, Religion und Ehre standen zwischen ihnen in der Person des ungeliebten Gatten, der sie für immer trennte.

Das ganze Zimmer schwamm im Sonnenlicht, als er mit einem tiefen Seufzer das Buch schloß. Er konnte diesen einen Ausdruck der Theilnahme dem Sünder nicht I versagen, der so verloren, so gänzlich hingegeben an eine unbezwingliche Leidenschaft, so erbärmlich schwach er auch immer erscheinen mochte, doch so viel Edles, Wahres und Gutes in seinem Wesen hatte.

Cynthia war zuletzt doch eingeschlafen. Voll Milde sah Joshua auf das bleiche Gesicht der jungen Frau, er bemitleidete sie und bemitleidete sich selbst.

»Jene Beiden lebten glücklich miteinander, als Werther tot war,« sagte er in Bezug auf Albert und Lotte, »aber Albert wußte nicht, daß das Herz seiner Frau sich von ihm gewendet gehabt hatte.«

Er wusch sich und zog sich an, ging hinunter zu seinen täglichen Geschäften und sprach mit Cynthia kein Wort über das Buch, dem er eine ganze Sommernacht geopfert hatte.

---

## Neuntes Kapitel.

### *Naomi sieht einen Geist.*

Naomi führte in dieser schönen Sommerzeit ein stilles, in sich selbst zurückgezogenes Leben. Sie verlangte von Niemand Theilnahme und trug den Schmerz ihres beraubten Herzens mit schweigender Entschlossenheit. Von Cynthia zog sie sich mit einer Empfindung zurück, welche der Abneigung nahe verwandt schien. Weiblicher Instinkt hatte sie über die Natur der Sünde belehrt, welche ihr Vater Oswald zur Last legte. Sie hatte in die Vergangenheit zurückgeschaut, seine Blicke, den Ton seiner Stimme sich vergegenwärtigt und viele Anzeichen gefunden, die sie damals kaum beachtet, die aber jetzt, im Lichte seines späteren Verhaltens gesehen, schwer in's Gewicht fielen. Sein Herz hatte sich von ihr und einer Anderen zugewendet und diese Andere war Cynthia, ihres Vaters Frau. Sie konnte nicht glauben, daß er dies in absichtlicher Sündhaftigkeit gethan, daß er auf eine planmäßige Uebertretung der göttlichen Gebote ausgegangen war. Der Versucher hatte seine Schlingen nach ihm ausgeworfen und er war schwach genug gewesen, hineinzufallen. Cynthia's kindliche Schönheit, Cynthia's unschuldiges, einfaches Wesen hatte ihn vom rechten Pfade abseits gelockt. Der arme sündige Mann hatte mit dem bösen Feinde gerungen und gekämpft und da er die Nacht der Finsterniß für sich zu stark gefunden, so hatte er die Flucht ergriffen. Es war so am weisesten und besten gehandelt.

Naomi liebte ihn so innig, nachsichtig und selbstlos, daß sie in ihrem Herzen die Kraft fand, ihm selbst seinen Abfall von der Liebe zu ihr zu verzeihen. Sie konnte ihm vergeben und ihn bemitleiden, obgleich er ihrem Leben das Licht und den Glanz geraubt und ihre Welt leer wie einen ausgebrannten Krater gemacht hatte, aber nicht ebenso leicht fand sie Verzeihung für Cynthia. Ihres Vaters Frau hätte erhaben über jeden Verdacht, unerreichbar für jede

Versuchung sein müssen. Hätte aber Cynthia kein Zeichen von Schwache blicken lassen, so würde Oswald gewiß stärker gewesen sein. Cynthia, der heimatlose Fremdling, welche von dem großmüthigsten der Menschen aufgenommen, geschätzt und gehegt worden war, hätte ihren Gatten mit einer Liebe lieben müssen, stark genug, sie vor jeder Versuchung zu schirmen, und Naomi las das Geheimniß ihres schuldvollen Schmerzes in den zusammengepreßten Lippen, den trüben Augen und den bleichen Wangen des falschen Weibes. Cynthia grämte sich um die Abwesenden, sie theilte Naomi's geheiligtes Leid, sie drängte sich in das ihr allein gehörende Reich des Kammers um den Geliebten. Die Erkenntniß des an Cynthia nagenden geheimen Grames machte Naomi zornig und unversöhnlich.

Eines Abends im Anfang des August, kurze Zeit nachdem Joshua den Werther gelesen, erging sich Naomi allein im Walde von Pentreath. Einsame Abendspaziergänge waren ihr einziger Trost und dieser Wald das bevorzugte Ziel derselben. Ihren wilden Garten hatte sie in letzterer Zeit arg vernachlässigt. Er war für ihren Schmerz zu eng. Jim oder Tante Judith oder Cynthia konnten sie dort jeden Augenblick stören. Hier, in diesem großen, schattigen Walde war sie wirklich allein, hier konnte Niemand ihre Thränen erspähen oder ihr ein sie demüthigendes Mitleid anbieten, hier hatte sie keine Gesellschaft als die durch das Laub der alten Bäume scheinenden Sterne am Himmelszelte, als die Vögel und das Gewürm, dessen Leben erst bei Nacht beginnt, als die breitgestirnten rothbraunen Rinder, die in ihren Hürden ruhend, aber schlaflos lagen.

Hier konnte Naomi nach ihrem Gefallen ihrem Schmerze nachhängen. Hier durfte sie ihr Leid aus seinem Versteck hervorholen, es hegen und ihm liebkosen, als ob es ein verzärteltes Kind gewesen wäre. Hier rief sie sich zurück, wie Oswald sie angeblickt, in welchen Tönen er zu ihr gesprochen hatte, als sie ihn noch für treu gehalten, hier durchlebte sie noch ein Mal den glücklichen Traum jener Tage, in welchen er ganz ihr eigen war — jener Tage, ehe Cynthia kam und Leid und schamlose Gedanken in

Joshua Haggard's friedliche Häuslichkeit brachte. Jeder Platz in dem lieben alten Walde, jede wettergraue Eiche, jede Farnbank, jeder Hügel, jede Vertiefung stand in irgend einer Verbindung mit dem verlorenen Geliebten und diente ihr dazu, sein Bild heraufzubeschwören. Hier hatte er ihr Ivanhoe, dort Marmion vorgelesen. Hier hatte er sich der Länge nach ins Gras gestreckt und ihr die Geschichte von Caleb Williams erzählt und wie er ein Mal Kean die Rolle von Sir Edward Mortimer im »Eisernen Kasten« auf dem kleinen Theater zu Exeter spielen gesehen. Gegen den silberglänzenden Stamm dieser gigantischen Buche gelehnt, hatte er Byron's »Inseln Griechenlands« mit einem Feuer recitirt, das beinahe Inspiration zu nennen war. O glückliche, unwiederbringlich verlorene Stunden — todt, entflohene Seligkeit!

In solchen Gedanken durchwanderte Naomi auch an jenem Augustabend den Wald. Es herrschte ein ungewisses Zwielficht, das erste Viertel des Mondes blickte mit blassem Scheine durch die Zweige der Bäume. Die jungen Bäume und das Unterholz erhielten in der unbestimmten Beleuchtung ein gespenstisches Ansehen, es war ein Schauplatz für Schattentanz und Elfenreigen.

Bitter, o über alle Maßen bitter war es, sich einer noch gar nicht so fern liegenden Zeit zu erinnern, als Naomi an der Seite des Geliebten in diesem Walde gelustwandelt war. Jener Tage im April, wo der erste Hauch des Frühlings den Wald zu neuem Leben erweckt und mit jungen Reizen geschmückt hatte. Damals war Cynthia immer bei ihnen gewesen — Cynthia, die schöne junge Krankenpflegerin in ihrem netten grauen Kleide und dem kleidsamen Quäker-Häubchen. Sie hatte an allen ihren Gesprächen theilgenommen und Naomi hatte nichts geargwöhnt. Erst jetzt verstand sie das Drama, in welchem die ihr zugetheilte Rolle eine so traurige war, erst jetzt begriff sie die Bedeutung seiner leisen, gedämpften Stimme, der langen Pausen, der träumerischen Versunkenheit, der ganzen seltsamen Veränderung, die sie in jener Zeit an Oswald wahrgenommen.

«Damals war es, wo er sich für sie zu interessieren begann,» sagte sie. »Gott helfe und verzeihe Beiden! Ich glaube nicht, daß

Einer von ihnen mit Vorsatz den Pfad der Sünde betrat. Cynthia hatte aber, sobald sie erkannte, wie schwach und gottlos er war, augenblicklich die Grange verlassen und ihn nicht wiedersehen sollen, das wäre ihre Pflicht gewesen.«

Das war leicht gesagt, Naomi sah aber bei etwas näherer Ueberlegung selbst ein, daß es sich nicht so leicht ausführen ließ. Auf diese Weise der Versuchung aus dem Wege gehen, hätte einen Skandal heraufbeschwören heißen. Und Oswald hätte seine Schwäche ja nicht eingestanden. Jene feinen Veränderungen in seinen Blicken und im Ton der Stimme waren für Cynthia vielleicht unverständlich geblieben. »Nein,« dachte Naomi mit einem Ausbruche rein menschlicher Leidenschaft, »sie muß sie verstanden haben, seine Worte und Blicke müssen ihr klar gewesen sein, denn sie liebt ihn.«

Unter diesem Selbstgespräche, wie sie es seit der Trennung von dem Geliebten schon so oft geführt, hatte Naomi den Saum des Waldes erreicht und war in den Park gekommen, wo die Bäume weniger dicht standen und der glatte Rasen sich in sanften Weiten erhob und senkte. Von hier aus vermochte sie das Haus zu erblicken. Wie einsam, wie verlassen sah es aus, ein düsterer, trauriger Ort, der so heiter und glücklich hätte sein können.

»Ich sollte eine vornehme Dame mit einem Gewächshause und einem Wintergarten werden,« sagte Naomi mit Bitterkeit, »über den Kiesweg, wo das Gras jetzt so dick wächst, sollten Kutschen rollen. Alle Fenster sollten erleuchtet sein, Abends sollte Musik ertönen — es sollte ein Leben wie im Feenlande werden. Mein armer Oswald! Wie er die Zukunft ausmalte! Und er war damals so aufrichtig, was er sagte, meinte er im vollen Ernste. O, mein Geliebter, mein Geliebter,« flüsterte sie mit gerungenen Händen, »ich verlangte keine Musik, keine Beleuchtung, keine vornehmen Gäste, ich verlangte von Allem, was Du mir aufzähltest, nichts, wenn ich nur Dich hatte. Hätte die Vorsehung Dich zum Aermsten der Armen gemacht, uns zur Wohnung eine elende Hütte gegeben, mein Leben wäre doch glücklich gewesen, hätte ich mit Dir vereint sein, für Dich arbeiten können, wärest Du mir nur treu gewesen.«



Thränen ersticken ihre Stimme, Thränen, die unaufhaltsam flossen bei dem Gedanken, wie es hätte sein können und wie es gekommen war. Mit von Thränen verdunkelten Augen blickte sie starr und unverwandt nach dem alten Hause hin.

Kein Lichtschimmer. Jetzt aber öffnet sich langsam die große Haustür und sie sieht in der Halle den schwachen Schein einer Lampe. Aus dem Schatten des Portikus tritt eine Gestalt und geht mit langsamen Schritten die breite Terrasse an der Seite des Hauses entlang.

Naomi stieß einen halb erstickten Angstschrei aus, als habe sie einen Geist erblickt. Der Schrei war viel zu schwach, als daß er bis zu dem Ohre des einsamen Träumers dringen konnte, der mit gesenktem Haupte den Kiesweg auf und ab schritt, aber doch wandte sie sich schnell um und eilte nach dem Walde zurück, wo sie sich bald in der Dunkelheit des grünen Mysteriums der Eichen verlor. Von hier aus vor jeder Beobachtung geschützt, ging sie langsam nach Hause, in tiefem Nachdenken über das Erlebte.

Er war zurückgekehrt, er, der gesagt hatte, sein Lebenspfad liege in einem andern Lande; er, der Selbstverbannte, der neue Childe Harold. Warum war er gekommen? Wollte er für lange bleiben? Wie ging es zu, daß man im Dorfe seine Ankunft nicht bemerkt hatte, daß man noch nicht in allen Häusern über dieses neueste interessante Ereigniß von Combhaven sprach? Hatte es irgend einen Zweck, daß er heimlich angekommen war und sich vor seiner kleinen Welt verbarg? Naomi fühlte sich durch alle diese Fragen, auf die sie keine Antwort wußte, im hohen Grade aufgeregt und beunruhigt.

Es war spät, als sie nach Hause kam. Die Abendandacht war bereits vorüber und die Familie saß in der gewohnten Ordnung um den mäßig besetzten Abendtisch. Inmitten der Tafel stand der große Käse, an Gestalt und Größe an einen jener Granitblöcke erinnernd, welche der kühne Reisende, der sich den Gefahren der Loggan Rocks aussetzt, auf seinem Pfade findet. Daneben stand der braune Bierkrug — Alles war genau, wie Naomi es sich seit ihrer frühesten Kindheit Abend für Abend erinnerte. Die ruhige Monotonie des Lebens war niemals durch eine Veränderung in den Speisen oder in

den Geschirren oder in der Einrichtung des Zimmers unterbrochen worden. Die Druiden konnten kaum einfacher gelebt haben als Joshua Haggard.

Jetzt, da die Feder gebrochen war, welche diesem Leben die Spannkraft verliehen, erschien diese Einförmigkeit, diese kärgliche, unschöne Art abscheulich, unerträglich. Mit einem Schauer sah Naomi auf das sich ihr darstellende Familiengemälde, die gegenseitige Liebe gab ihm ja keine Schönheit mehr. Hätte Jemand von der Straße aus den um den Tisch sitzenden Familienkreis betrachtet, er würde davon den Eindruck eines recht hübschen Bildes häuslichen Friedens erhalten haben, eines Bildes, das den heimatlosen Wanderer mit heißer Sehnsucht, mit bitterem Neid erfüllt haben würde. In Wahrheit hatte aber jedes Mitglied dieses glücklichen Familienkreises eine schwere Last des Grames auf der Seele, mit Ausnahme des ehrlichen Jim, der zwar, wie gewöhnlich, höchst unzufrieden mit der schmalen Kost war, sich trotzdem aber Brod und Käse trefflich schmecken ließ.

»Halb zehn, Naomi!« rief Joshua vorwurfsvoll aufblickend, als seine Tochter ins Zimmer trat. »So lange Du so weit herangewachsen bist, ist es das erste Mal, daß ich, außer wenn Du krank warst, die Abendandacht ohne Dich gehalten habe. Wo bist Du so lange geblieben?«

»Ich habe einen großen Schreck gehabt,« antwortete Naomi und sah dabei nicht ihren Vater, sondern Cynthia an. »Ich war im Park von Pentreath und glaubte, ich sähe einen Geist.«

»Einen Geist, Naomi? Ich hätte Dich für eine zu gute Christin gehalten, als daß Du an eine solche Thorheit glaubtest.«

»Saul sah einen Geist,« mischte sich Jim mit vollem Munde ins Gespräch, »und ich glaube nicht, daß Du das eine Thorheit nennen wirst.«

»Saul lebte in Zeiten, wo Gott seine Kinder durch Wunder belehrte.«

»Und wer wollte Gott daran hindern, wenn er für gut fände, einen

Geist nach Combhaven zu schicken?« rief Jim. »Ich bin der festen Meinung, daß wir Geister brauchen, die Leute sind gottlos genug. Der Geist aus der Cocklane würde recht viel Gutes gestiftet haben, hätten ihn nicht einige superkluge Leute als Betrüger entlarvt. Und die Familie Wesley ward doch auch von Geistern heimgesucht, willst Du das in Abrede stellen?«

»Setze Dich, Naomi, und iß Dein Abendbrot,« sagte Joshua, indem er Jims Geschwätzigkeit durch gänzliche Nichtbeachtung derselben eine weit empfindlichere Zurechtweisung ertheilte, als eine scharfe Strafpredigt vermocht hätte; »Du solltest nicht so spät Abends ausgehen, es ist nicht anständig, meine Tochter.«

Naomi seufzte und gab keine Antwort. Die Verdammten, welche Dante in ihrer Verzweiflung rastlos umhergetrieben schildert, hätten vielleicht ähnlich wie sie empfunden, wenn ihnen Jemand das Unpassende ihres Benehmens vorzuhalten für gut gefunden hätte. Sie sah ihren Vater mit einem Blicke an, in dem sich gleichzeitig Verwunderung und Vorwurf spiegelten, als wolle sie sagen: »Kannst Du, der meine Bürde kennt, mich auch noch schelten?«

»Was ist das mit dem Geist?« fragte Tante Judith, während sie ihre Krumen mit dem Messer zu einem zierlichen Häuschen zusammenschob. »Komme mir nicht auch noch mit der Geschichte, es sei Mr. Trimmer gewesen. Sally hatte schon am Sonntag Abend die Unverschämtheit, etwas davon fallen zu lassen, daß er umgehe, ich habe sie aber schnell zum Schweigen gebracht.«

Mr. Trimmer war ein ehemaliger Müller, der sich vom Geschäft zurückgezogen gehabt hatte und kürzlich an der Wassersucht gestorben war. Seine Hinterlassenschaft hatte zu vielen Streitigkeiten zwischen seinen Neffen und Nichten Anlaß gegeben und es hatte sich das Gerücht verbreitet, der Müller könne in Folge dessen nicht Ruhe im Grabe finden und zeige sich, wahrscheinlich um die unterlassenen gültig entscheidenden Bestimmungen über sein Vermögen noch nachzuholen.

»Ich möchte keinen Eid darauf ablegen, daß er umgeht!« rief Jim, »daß man aber seufzen und stöhnen in der alten Mühle gehört haben will, kann ich beschwören, dafür habe ich einen

Gewährsmann. Joe Davids Vater hat es gehört, als er am letzten Sonnabend Abend von der Arbeit kam.«

»Trimmer hat ja mit der Mühle die letzten zehn Jahre nichts mehr zu thun gehabt,« versetzte Tante Judith. »Was sollte er denn da wollen?«

»Nach dem Gelde sehen, das er dort vergraben hat,« antwortete Jim mit Ueberzeugung. »Was er an Grund und Boden hinterlassen hat, kann ja nicht die Hälfte seines Vermögens gewesen sein.«

»War es Trimmer?« fragte Judith, bei welcher die natürliche Lust am Wunderbaren über den gesunden Verstand den Sieg davontrug.

»Nein,« antwortete Naomi, »es war wohl schwerlich etwas Anderes als meine erregte Phantasie. Der Nebel stieg auf und die sich aus dem Boden erhebenden weißen Wolken nahmen die Formen von schattenhaften Wesen an.«

» Sprechen wir nicht weiter davon,« gebot Joshua streng. »Es ist sündlich, bei solchen Thorheiten zu verweilen. Iß Dein Abendbrot, Naomi, und mache keine solchen Abendspaziergänge mehr.«

Es ist nicht immer leicht, zu essen, wenn es Einem geboten wird. Das hausbackene Brot, so süß es auch war, erschien Naomi bitter und quoll ihr im Munde. Sie trank ein Glas Wasser und war still; schweigend wurde die ganze Mahlzeit beendet. Einige Male erhob Naomi die niedergeschlagenen Augen und sah Cynthia mit nachdenklicher Aufmerksamkeit an. Im Gesichte der jungen Frau war kein Zug, der vermuthen ließ, daß sie von Oswalds Rückkehr nach der Grange Kenntniß habe. Es lag darauf nur der Ausdruck der gehaltenen Traurigkeit, der jetzt ständig dort wohnte.

»Sie wird es bald genug erfahren,« dachte Naomi bitter, »um mich zu sehen, ist er nicht zurückgekommen.«

Ein heftiger Unwille gegen Cynthia erhob sich in ihrem Herzen, als ob diese durch unheilige Zauberkünste den treulosen Geliebten von Neuem in das Netz gelockt hätte, dem er sich halb und halb durch die Flucht entzogen gehabt. Sie konnte sie nicht für unschuldig halten oder auch nur annehmen, sie habe sich unbewußt der schuldigen Liebe überlassen. Nein, es war Cynthia's Schuld, daß Oswald auf Abwege gerathen war. Wäre sie in der Reinheit ihres

Herzens stark gewesen, Oswald würde nie so schwach geworden sei.

Als man einander gute Nacht sagte und Cynthia mit ihrem hübschen, bittenden Lächeln und ihrem Rosenmunde sich Naomi näherte, um sie zu küssen, wandte sieh diese mit eisigem Gesichtsausdrucke ab und verließ das Zimmer. Cynthia sah ihr verwundert nach, sagte aber kein Wort; sie wußte ja, daß Oswalds Treulosigkeit einen unheilbaren Bruch zwischen ihr und Naomi herbeigeführt hatte. Ihre einzige Hoffnung war, Joshua werde die grausame Zurückweisung nicht gesehen haben. Er hatte es jedoch gesehen und zog seine eigenen Schlüsse daraus.

Zehntes Kapitel.

Voll von Skorpionen.

»Wird er kommen? Wird er kommen, um mich zu sehen?«

Mit dieser Frage erhob sich Naomi am andern Morgen von ihrem Lager, um aufs Neue einen lächelnden, wolkenlosen Sommertag zu begrüßen, aber ohne sich daran zu erfreuen. Was war für sie der Sommer, die Ernte, alle jene alltäglichen Freuden des Lebens, welchen sich Herzen zu öffnen vermögen, die *nicht* gebrochen sind.

Während der ganzen Nacht, die sie machend und fiebernd zugebracht, war Naomi von Hoffnungen und Zweifeln hin und her getrieben worden. »Vielleicht ist er doch reumüthig zu Dir zurückgekehrt,« sprach die Hoffnung. »Unmöglich wäre eine solche Gnade des Himmels ja nicht. Er hat Dich einstmals innig geliebt und alte Liebe kann nicht sterben. Er hat Dir ja oft gesagt, daß Liebe unsterblich sei. Vielleicht ist es nur die Phantasie gewesen, die ihn abseits geführt, vielleicht hat seine Liebe Dir doch unwandelbar gehört und die Entfernung hat ihn darüber belehrt, welches Bild eigentlich in seinem Herzen wohne.« Sie lauschte diesen süßen Worten sie nahm sich vor, den zurückkehrenden Flüchtling zärtlich willkommen zu heißen, konnte er sie nur von der Aufrichtigkeit seiner Reue überzeugen, so war sie sich bewußt, ihn selbst jetzt noch glücklich machen zu können. Dann aber kam der Zweifel mit der Frage: »Wenn er ehrliche Absichten hätte, weshalb wäre er dann heimlich gekommen? Er kommt nicht Deinetwegen, sondern weil er

Cynthia sehen will.«

Dieser Tag mußte es zeigen, ob er Gutes oder Böses im Sinne hatte. War das Erstere der Fall, so brauchte er keinen Anstand zu nehmen, sich in Mr. Haggards Hause sehen zu lassen, so konnte er kommen, um mit seiner Verlobten Frieden zu schließen. O diese langen, langen Stunden des Wartens zwischen dem Morgengebete und Mittag — Stunden, während welcher das arme Mädchen die einfachen Obliegenheiten des Haushaltes besorgte, während ihr Herz sich abwechselnd der Hoffnung und der Verzweiflung überließ. Würde er kommen? Würde er sich trotz Allem, was vorhergegangen war, gut und treu erweisen?

Das Mittagessen wurde aufgetragen, der Nachmittag kam, aber kein Oswald ließ sich sehen. In Naomis Brust erstarb die Hoffnung Geräuschlos ging sie im Hause umher, war aber zu unruhig, um sich zur Arbeit niederzusetzen. Glücklicherweise war Tante Judith zufällig im Laden ganz besonders in Anspruch genommen und konnte das müßige Hin- und Herlaufen ihrer Nichte nicht beobachten, sonst würden sich die kleinen Bitterkeiten ihrer altjungferlichen Verweise noch verschärfend zu Naomis großem Schmerze gesellt haben.

Cynthia und Jim befanden sich im Garten. Die Beiden waren jetzt noch befreundeter als früher, denn die arme kleine Stiefmutter, der Naomi's Kälte das Herz zerriß, die empfand, daß zwischen ihr und ihrem Gatten sich ein tiefer Abgrund aufgethan und die über Judiths Abneigung und Mißtrauen gegen sie nicht im Zweifel sein konnte, hatte sich in dieser Zeit, wo die Wolken sich ballten und einen heraufziehenden Sturm verkündeten, zu dem offenen, ehrlichen Jüngling als zu ihrer einzigen Stütze geflüchtet.

Jim allein hatte sie noch gern, und er war doch von ihres Gatten Fleisch und Bluts was war natürlicher, als daß die arme kleine Seele in ihrer Verlassenheit ihre Zuflucht zu ihm nahm?

»Hast Du mich wirklich gern, Jim?« fragte sie ihn, als sie, durch einen großen Hut gegen die Sonne geschützt, mit ihm die Nelken am Rande des langen Gartenbeetes aufband.

»Gern haben, ist nicht das rechte Wort, Cynthia,« antwortete Jim.  
»Ich habe Dich aufrichtig lieb, und würde noch eine viel bessere

Meinung von Dir haben, wenn Du nur ein klein wenig mehr Wirkenskraft zeigen und Tante Judith die Führung des Haushaltes aus der Hand nehmen wolltest. Wie kommt sie dazu, uns wöchentlich mit zwei Mal Pudding abzuspeisen, die dann obenein noch hart wie Stein sind? Einen Fruchtpie bekommt man nur an hohen Festtagen zu sehen und dabei bricht der Garten beinahe unter der Last des Obstes. Es kommt nicht ihr zu, den Küchenzettel zu machen, sondern Dir. So lange wir Waisen waren, half es nichts, da mußten wir still halten, wenn sie uns unter ihre Füße trat, jetzt bist Du aber unsere Mutter und solltest uns gegen sie in Schutz nehmen. Warum bekommen wir nicht wie andere Christenmenschen Speck und gebratene Kartoffeln zum Frühstück? Sie läßt lieber eine ganze Speckseite ranzig werden, als daß sie sie uns genießen ließe. Und mein Vater sitzt bei Tische, darbt selbst und führt William Law an zum Beweise, daß das Darben eine christliche Pflicht sei. Meine Geduld ist wahrhaftig zu Ende. Eins ist mir nur ein Räthsel; wie ich bei einer solchen Kost zu einem so stattlichen jungen Mann heranwachsen konnte.«

Eine halbe Stunde nach diesem Gespräche fuhr Jim wie ein Wirbelwind durch die Thür des Wohnzimmers, in welchem Naomi mit dem Strickzeug in der Hand müßig am offenen Fenster stand und auf den Weg starrte, auf welchem Oswald auf Hernes Rücken früher dahergesprenzt zu kommen pflegte. Die Thränen traten ihr bei dem Gedanken an den armen alten, treuen Herne in die Augen. Er ging jetzt grasen und sie hatte ihn, verwildert und ungestriegelt, erst neulich über die Hecke blicken sehen. Sie hatte ihn mit Schmeichelnamen gerufen und ihm die Hand entgegengestreckt, um ihn zu locken, er war auch scheu herbeigekommen und hatte sie sogar freundlich beschnüffelt, war dann aber schnell wieder davongesprungen, ehe sie seine graue Nase streicheln gekonnt.

»Naomi, ich dachte, Du freutest Dich über das wilde Löwenmaul, das ich Dir gebracht habe?« rief er athemlos vor Unwillen aus.

»Das thue ich auch, Jim, ich habe es sehr gern.«

»Dann hole Dir nur schwarzes Zeug aus dem Laden und mache Dir ein Trauerkleid.«

»Sind die Pflanzen ausgegangen?«

»So gut wie ausgegangen. Mit den Farrnkräutern sieht es nicht besser aus. Sie sind sämmtlich so gelb wie das Innere eines gekochten Eis und halb aufgefressen von den Schnecken. Wie lange bist Du denn nicht in der s Wildniß gewesen?«

»Ich weiß es nicht; es kann ein paar Tage, es kann vielleicht auch eine Woche her sein.«

»Du bist wirklich ein nettes Dämchen. Der Garten ist ja so hart und trocken wie Stein. Was nützt es denn, daß ich Dir alle möglichen Pflanzen herbeischleppe, wenn Du so damit umgehen willst? Das Petersilien-Farrnkraut hat sich zusammengerollt wie angebranntes Papier. Cynthia und ich haben jetzt Alles tüchtig begossen, aber die arme Wildniß war schmäählich vernachlässigt. Ich sollte denken, Du hättest doch wohl Zeit gefunden, danach zu sehen. Du bist ja doch nicht im Geschäft,« fügte Jim mit überlegener Miene hinzu.

»Jim, sei nicht böse,« bat Naomi mit sanfter Stimme. »Es war sehr unrecht von mir, die Löwenmäulchen und die Farrnkräuter, die Du mit so vieler Mühe für mich herbeigeholt hast, zu vernachlässigen, ich habe aber in letzter Zeit keine Gartenarbeit thun können — ich fühlte mich nicht wohl genug —« Hier brach sie in Thränen aus — Naomi in Thränen, das war eine Seltenheit.

Im nächsten Augenblicke hatte Jim die Arme um sie geschlungen und sprach ihr in seiner gutmüthig polternden Weise zu.

»Naomi, Schwesterchen, weine doch nicht. Ich hätte nicht so auf Dich losfahren sollen. Es ist wahr, Du hast in letzter Zeit Dein schweres Leid zu tragen gehabt. Wer hat schon im Leben von einer solchen Tyrannei gehört — geht Vater mir nichts Dir nichts hin und hebt Deine Verlobung auf, ohne irgend einen vernünftigen Grund. Ich will darauf schwören, die Sache läuft wieder auf eine Lehre von William Law, dein Vater des Methodismus, heraus. Leiden ist gut für uns; in der Selbstverleugnung liegt der wahre Segen. Und meine arme Schwester darf nicht den Mann heirathen den sie liebt! Kopf in die Höhe, Naomi! Wenn jetzt auch Alles noch sehr verzwickt und verzweifelt aussieht, wird doch noch Alles zu einem guten Ende kommen. Gräme Dich auch nicht um die Wildniß. Cynthia und ich



bringen Alles wieder in Ordnung, wir begießen und jäten und ziehen die Schlingpflanzen über die Felsstücke. Komm und sieh, was wir thuen, vielleicht erheitert es Dich ein wenig.«

»Ich komme sogleich, lieber Jim,« sagte Naomi ihre Thränen trocknend.

»Thue das,« entgegnete Jim und eilte zu seiner Arbeit zurück.

Naomi blieb noch etwa eine Viertelstunde in dem Wohnzimmer; ihre Thränen waren versiegt, mit trockenen, brennenden Augen starrte sie grade vor sich hin.

Weshalb war er zurückgekommen? Nicht ihretwegen — nicht ihretwegen, das sah sie jetzt ein.

Der Tag neigte sich zu Ende. Sie hörte Sally mit den Theetassen klappern, das hieß so viel, als es hatte halb fünf geschlagen. Mit einem langen, schweren Seufzer stand Naomi auf und ging in den Garten. Sie that das lediglich ihrem Bruder zu Gefallen. Für sie gab es, so weit der Himmel blau war, kein Vergnügen und kein Interesse mehr.

Langsam schritt sie den langen graden Gartenweg hinab, wo die Nelken und Levkoyen in voller Blüthe standen, und durch den kleinen Obstgarten der Wildniß zu. Jim arbeitete daselbst im Schweiß seines Angesichtes, den Rock abgeworfen, die Hemdärmel aufgestreift. Cynthia kniete neben ihm und jätete, ein schönes Bild der Jugend und Anmuth, vom Nachmittagssonnenschein umflossen.

Naomi blieb stehen und betrachtete sie. Worin lag der Zauber, der ihren falschen Verlobten von ihr hinweg zu jener gelockt hatte? Vermochte auch das Auge einer Frau den Reiz wahrzunehmen, der nicht nur für den schwachen, unbeständigen Jüngling verhängnißvoll geworden war, sondern der auch den starken, gereiften Mann in der Fülle seiner Weisheit und Frömmigkeit sich unwiderstehlich unterthan gemacht hatte?

Ja, der Zauber enthüllte sich selbst dem kalten zögernden Auge einer Nebenbuhlerin. Es war nicht sowohl die Schönheit, welche der jungen Frau eine so unbeschreibliche Anziehungskraft verlieh, als ihre sanfte, anmuthsvolle Unschuld, ihre blumenreiche Lieblichkeit.

Sie entzückte die Sinne gleich Rosen und Lilien, auf denen noch der Thau des Morgens glänzt. Sie zog das Auge auf sich und hielt es gefesselt gleich einem Bilde, das in einer langen Galerie von allen anderen Gemälden dem Beschauer zu winken scheint und nicht wieder losläßt. Sie schmeichelte sich in die Seele gleich Musik, die durch die stille Sommernacht von einem Flusse leise an das Ufer hinüberklingt.

Und es war nicht allein der äußere Reiz einer seltenen Lieblichkeit und Anmuth, der so fesselnd wirkte. Es verband sich damit eine unendliche Zartheit und Liebenswürdigkeit des Wesens. Sie besaß die anschmiegende Zärtlichkeit einer sanften, nachgiebigen Natur, eine Demuth des Herzens, die sie stets willig machte, die Starken zu verehren, und eine Milde, vermöge derer sie immer geneigt war, die Schwachen zu bemitleiden. Mit einem Worte, sie war in der vollsten Bedeutung des Ausdruckes liebenswürdig — eine Frau, geschaffen, um geliebt zu werden.

Naomi sah sie an, und bittere Gedanken und Empfindungen regten sich in ihr. Zum ersten Male in ihrem Leben beneidete sie die einem andern Menschen zu Theil gewordenen Gaben. Alles Gute, was die Vorsehung ihr geschenkt hatte, erschien ihr werthlos im Vergleich zu dieser bezaubernden Schönheit, diesem gewinnenden Wesen.

»Wie schlecht ich geworden bin!« dachte sie, selbst erschrocken über ihre Bitterkeit.

»So!« rief Jim und zog die Hemdärmel wieder herunter, »jetzt ist Alles in Ordnung. Nächstes Jahr wirst Du Unmassen von Schlüsselblumen bekommen, Schwester.«

»Wenn sie nicht alle ausgehen,« sagte Naomi nicht eben sehr hoffnungsvoll.

»Hältst Du es jetzt für die richtige Zeit, sie zu verpflanzen?«

»Schlüsselblumen!!« lachte Jim. »Als ob man eine Schlüsselblume beschädigen könnte. Ich weiß schon, was ich thue Schwester. Wären es aber selbst die zartesten Blumen, würden sie durch die Art, wie ich sie verpflanze, keinen Schaden leiden.«

Er zog seinen Rock an, legte Harke und Spaten bei Seite und trat

aus der Wildniß in den Obstgarten. Cynthia erhob sich ebenfalls und folgte ihm, einen Seufzer ausstoßend.

»Höre, kleine Stiefmutter,« sagte er in seiner patronisirenden Weise, »Du wirst jetzt gut thun, wenn Du auf Dein Zimmer gehst und Dich für die Theestunde schmuck machst, ich werde Naomi ihren Garten zeigen.«

Gehorsam wie ein Kind verließ Cynthia, ohne ein Wort zu sagen, den Garten. Jim zog den Arm seiner Schwester in den seinigen und schwang sie im Obstgarten herum.

»Jim, was fällt Dir ein?«

»Lustig, alte Seele, ich habe eine gute Nachricht für Dich. Du sollst nicht mit Füßen getreten werden, wenn ich es nicht ändern kann. Dein Erdenglück soll nicht zerstört, der junge Pentreath nicht wieder fortgeschickt werden, ich stehe Dir bei. Ängstige Dich nicht, ich, Dein Bruder, helfe Dir.«

»Jim, was meinst Du damit?« fragte Naomi bebend.

»Ich habe einen Brief für Dich.«

Die große, überwältigende Freude ließ Naomis Herz einen Augenblick stille stehen. Oswald hatte geschrieben. Gott sei Dank, Gott sei Dank! Sie war also nicht ganz vergessen.

»Einen Brief, Jim?« fragte sie seinen Arm packend. »Wie kam er?«

»Wie sollte er kommen? Er hat ihn natürlich selbst gebracht.«

»Und gab ihn Dir? Du sahest ihn? Lieber, lieber Jim, erzähle mir Alles recht genau. Wie sieht er aus, übel oder gesund?«

»Bleich und elend, übrigens habe ich ihn nur ganz flüchtig über die Gartenwand hinweg gesehen.«

»Und er gab Dir den Brief?«

»Nein, das ist ja eben der Spaß dabei; er sah mich gar nicht. Es war gerade, als ich nach der Wildniß zurückkam, nachdem ich bei Dir im Wohnzimmer gewesen war. Cynthia saß auf einer Bank und las. Als ich mich der Thür näherte, sah ich ein bleiches Gesicht über die Wand schauen und eine weiße Hand hob sich und warf etwas hinüber. Es fiel zwischen die Farren, kaum eine Elle von der

Stiefmutter entfernt, nieder, aber sie sah nichts davon, das war das Komische. Ihre Nase steckte in dem Buche, es werden wohl wieder Gedichte oder solches Zeug gewesen sein, was sie las. Ich hustete — und mein junger Herr war weg wie aus der Pistole geschossen.«

»Und was ward aus dem Briefe?«

»Ich nahm ihn, unbemerkt von Cynthia, auf, denn sie hatte der Stelle, wo er lag, den Rücken zugekehrt. Er ist um einen Stein gewickelt und hat keine Adresse, der junge Herr ist viel zu schlau, die darauf zu schreiben; ich weiß aber, für wen er bestimmt ist.«

»Bist Du auch gewiß, daß er für mich bestimmt ist?« fragte Naomi zitternd. Die große Freude erstarb in ihrem Herzen. Ein Brief ohne Adresse, und zu Cynthias Füßen niedergefallen!

»Natürlich ist er für Dich. Stiefmutter saß mit dem Rücken gegen die Wand gekehrt und hatte Kopf und Schultern unter ihrem großen grünen Sonnenhut versteckt. Er konnte sie sehr leicht für Dich halten.«

»Gieb mir den Brief, lieber Jim,« sagte Naomi mit mühsam unterdrückter Hast.

Er gab ihr ein kleines Päckchen — einen glatten Kiesel, mit einem Bogen Briefpapier sauber umgeben und sorgfältig versiegelt mit dem wohlbekannten Petschaft, das noch vor einem Jahre an der Uhrkette des alten Squires gehangen hatte.

»Willst Du den Brief nicht lesen?« fragte Jim; als seine Schwester das Packet zweifelnd ansah.

»Jetzt nicht. Ich möchte ihn lieber lesen, wenn ich ganz allein bin.«

»Ja wohl, ja wohl,« spottete Jim. »Aus Furcht die Liebe könnte überlaufen wie Milch, die zu lange am Feuer steht. Es muß doch ein wunderliches Ding um die Liebe sein. Laß es gut sein, Schwesterchen, ich werde gehen, um mich zu waschen und Dich mit Deiner Liebesseligkeit allein lassen.«

Er lief davon. Naomi blieb im Obstgarten allein. Einen Augenblick hielt die Furcht ihre Hand gefesselt, obgleich die Hoffnung ihr zuflüsterte, dieser Brief sei voll Trost und Süßigkeit. »Er ist zu Cynthias Füßen niedergefallen,« sagte dagegen die Furcht. »Wäre

es nicht möglich, daß er auch an sie gerichtet sei?«

Sie erbrach das Siegel und entfaltete mit Vorsicht das Schreiben. Es war ein Bogen jenes feinen weißen Papiers, dessen unsere Voreltern sich für wichtige Briefe bedienten.

Der Brief war drei Seiten lang und in einer Handschrift geschrieben, welche die große Erregung des Absenders verrieth. Aus Naomis Augen brach ein zorniges Licht, als sie schnell die Zeilen überflog. Es stand darin mehrere Male ein Name geschrieben — ein hassenswerther Name, der ihr sagte, daß der Brief nicht für sie bestimmt war. Es hieß darin: »Meine Cynthia — mein durch die gemeinschaftliche Liebe, die unser gemeinschaftliches Leid ist.«

»Bösewicht und Verräther!« schrie Naomi mit einem Ausbruch von Leidenschaft, der sie ganz verwandelte.

Hätte er in diesem Augenblicke vor ihr gestanden und sie wäre im Besitze einer Waffe gewesen, sie würde ihn niedergestoßen haben. Dieselbe Naomi, die ihr Leben für die Erfüllung irgend eines großen und edlen Zweckes dahinzugeben im Stande war, wäre in diesem einen furchtbaren Momente eines Mordes fähig gewesen.

Solche grausame Treulosigkeit, solche herzlose Verrätherei, solche schmachvolle Hinterlist empörte ihr Gerechtigkeitsgefühl. Langsam, die Hände gegen die brennende Stirn gepreßt, als müsse sie Hirn und Verstand festhalten, las sie den abscheulichen Brief von Anfang bis zu Ende durch.

Sie wollte den ganzen Umfang menschlicher Schändlichkeit kennen lernen — den Verlobten, welcher sein gegebenes Wort brach, den Mann, der sich einen Gentleman nannte und sich doch nicht entblödete, eines guten Mannes Gattin verführen zu wollen.

Der Brief war unzusammenhängend, leidenschaftlich ein Schrei des thörichtem verzweifelten Auflehns gegen das Schicksal.

»Ich muß Sie noch ein Mal sehen — ja, Geliebte, auf welche Gefahr für Sie oder mich, was daraus auch entstehen möge. Ich habe mich entschlossen, fern von dem theuren Orte, an dem Sie weilen, zu leben und zu sterben. Das weite, unendliche, erhabene Meer soll zwischen mir und dem Lichte meiner Augen fließen. Ich gehe nach Amerika, das ist sicher weit genug! Der Tod könnte keine

weitere Entfernung zwischen uns legen, als der Ozean es thut. Ich werde auf die alte und ewig neue See blicken und denken, daß diese grünen Wogen auf den goldenen Sand der Heimat rollen und Ihre Füße küssen, daß der weiße Schaum Ihr Haar benetzt und Sie gleich einer Wolke umkost — ach, ich bin kein Jupiter, der in dieser Wolke kommen könnte, Geliebte. Ich werde für immer von Ihnen getrennt sein. Ehe mich aber ein Schiff zur anderen Seite des Weltmeeres hinüberträgt, muß ich Sie noch ein Mal sehen; ja, Cynthia, meine Cynthia — mein durch Unsere gemeinschaftliche Liebe, die unser gemeinschaftliches Leid ist — ich muß Sie noch ein Mal sehen, Ihre Hand drücken und Ihnen Lebewohl sagen, Sie segnen und Ihren Segenswunsch empfangen. Vertrauen Sie mir, meine Geliebte, und schenken Sie mir diese eine, diese einzige Unterredung. Es soll kein unrechtes Wort dabei gesprochen werden. Sie sollen nicht einmal eine Klage gegen das Schicksal von mir hören. Ich will nur Ihre Hand in die meinige nehmen und Ihnen Lebewohl sagen. Eitles Verlangen, werden Sie sagen, aber Theuerste, die Erinnerung an diesen Augenblick wird mir in Zukunft ein Trost für viele schwere Stunden sein. Ich möchte nur wissen, daß Sie mich bemitleiden, mir verzeihen und für mich beten werden und daß Sie, wenn es das Schicksal so gewollt hätte, mich geliebt haben würden. Es wird gleich dem Abschiede zweier Freunde sein, von denen der eine zum Tode verurtheilt ist. Ich werde denken, der Henker stehe vor der Thür und die Armensünderglocke beginne zu läuten. O, Liebe, Theure, bei Deinem milden, erbarmungsreichen Herzen beschwöre ich Dich, gewähre mir diese letzte Bitte! Dein Werther fleht Dich todestraurig und verzweifelnd darum an.

»Ich bin nach Devonshire einzig und allein in der Absicht zurückgekehrt, Sie noch ein Mal zu sehen. Ich habe bereits meinen Platz auf dem Schiffe zur Ueberfahrt nach New-York genommen. Alles ist geordnet, nichts vermag meinen Entschluß zu ändern. Ich bin nicht schwach oder verbrecherisch genug, in Ihrem Bereiche zu bleiben. Ich dachte, ich würde vielleicht in London vergessen können, aber Ihr Bild folgte mir überall, wohin ich auch ging, in Gesellschaft oder in der Einsamkeit, immer waren Sie mir nahe;

einzig und allein eine lebenslängliche Verbannung vermag meine Wunde zu heilen oder meine Schuld zu sühnen.

»Lassen Sie mich Sie noch ein Mal sehen, Einzige, Geliebte. Ich werde es bewerkstelligen, Ihnen diesen Brief im Laufe des Nachmittags auf irgend eine Weise in die Hände zu spielen. Treffen Sie morgen Nachmittag mit mir zusammen und morgen Abend um acht Uhr werde ich mit der Kutsche, die vom Ersten und Letzten abfährt, Comhaven für immer verlassen. Sie haben Ihre Nachmittage stets frei; ich werde Sie von zwei bis vier Uhr auf dem Anger jenseits Matcherly Wood in der Nähe des alten verlassenen Schachtes dem Maschinenhause gegenüber erwarten. Es ist ein weiter Weg für Sie, ich halte den Platz aber für den sichersten für unsere Zusammenkunft. Niemand kommt dorthin als ein Kuhbube, der eine verlaufene Kuh sucht.

»Kommen Sie, Geliebte, es ist die einzige Wohlthat, die Sie einem Menschen noch erzeugen können, dessen Herz Sie unabsichtlich gebrochen haben. —

Bis in den Tod der Ihrige

Oswald«

Naomi las den Brief langsam, Wort für Wort bis zu Ende und steckte ihn dann in die Tasche.

Eine von der Hausthür her schallende scharfe Stimme riß sie aus ihrer Versunkenheit.

»Naomi, kommst Du denn nicht?« ließ sich Tante Judith im höchsten Unwillen vernehmen.

»Wir trinken unsern Thee jetzt nie mehr wie Christenmenschen,« klagte Miß Haggard, als Naomi athemlos ins Zimmer trat. »Mädchen, hast Du einen Geist gesehen?« fügte sie ihre Nichte anstarrend hinzu. »Du siehst ja so weiß aus wie eine Elle weißer Mousselin. Dein Vater ist auch nicht zum Thee zu Hause, das ist nun in dieser Woche schon das dritte Mal.«

»Er wird ohne Zweifel von seiner Pflicht zurückgehalten, Tante.«

»Wer stellt das in Abrede? Ich wünschte aber, er könnte seine Pflicht mit der Pünktlichkeit bei den Mahlzeiten vereinbaren. Ich

hasse es, wenn Jemand bei Tische fehlt.«

Joshua kam, als die Andern gerade mit dem Theetrinken fertig waren. Seine große Tasse voll Thee war mit einem Deckel bedeckt für ihn bei Seite gestellt worden. Er setzte sich in seinen Armstuhl und trank schweigend; dem Aussehen nach war er sehr erschöpft.

»Du scheinst heute Nachmittag recht angestrengt gearbeitet zu haben, Joshua,« sagte Cynthia schüchtern, indem sie sich neben ihn setzte.

»Ich war im Hause des Todes, meine Liebe, das ist für uns schwache Menschen immer angreifend, und dann bin ich einen weiten Weg in der Sonne gegangen.«

Naomi saß am Fenster und stopfte Jim's Strümpfe. Tante Judith ging wieder nach dem Laden. Joshua lehnte sich mit geschlossenen Augen in seinen Stuhl zurück. Cynthia nahm ein Buch, es war Milton's »Verlorenes Paradies«, eine der wenigen Dichtungen, deren Lektüre Joshua billigte.

Sie saßen so einige Zeit beieinander in einem tiefen Stillschweigens das nur durch das ferne Brüllen des Viehs und das Geräusch der gegen den Strand schlagenden Wellen unterbrochen ward. Dann blickte Jim zur Thür herein und rief Cynthia. Sie stand schnell auf und ging zu ihm hinaus — Naomi war mit ihrem Vater allein.

Auf diesen Moment hatte sie lange gewartet, um einen verzweifelten Entschluß auszuführen, den sie beim Lesen von Oswalds Brief gefaßt hatte. Großangelegte Naturen wie Naomi besitzen zuweilen eine Beimischung von Härte. Das Gefühl der Erhabenheit über Schwäche und Sünde macht sie zu steinharten Richtern der irrenden Menschheit. Oswalds Unrecht hatte dieses latente Element der Härte in Naomi's Natur erweckt. Sie hielt es einfach für ihre Pflicht, diese verzweifelte Maßregel zu nehmen. Oder war es die Eifersucht, welche eine Maske vornahm und sich Gerechtigkeit nannte? Sie zog den Brief aus der Tasche und blickte zu ihrem Vater hinüber. Er schlief nicht, sondern ruhte nur mit geschlossenen Augen.

»Vater,« sagte sie mit leiser Stimme, »hier ist ein Brief, der durch



Zufall in meine Hände gelangt ist und den Du nach meiner Meinung lesen mußt. Er ist von Oswald an Deine Frau.«

Sie legte den Brief in ihres Vaters Hand und verließ das Zimmer. Den Erfolg ihrer Handlung wagte sie nicht abzuwarten.

---

## Elftes Kapitel.

### *Auch ein Mal der Werther.*

Joshua las den Brief langsam durch, jedes Wort drang ihm wie ein Messerstich ins Herz. Es war ihm bereits gesagt worden, daß ein Mann es gewagt habe, das Geständniß einer schuldvollen Liebe an seine Frau zu richten, und diese Mittheilung hatte wie ein langsam wirkendes Gift sein ganzes Wesen verheerend durchtränkt. Aber was er auch seit der ihm von Judith gemachten Enthüllung gelitten haben mochte, so leibhaftig war ihm doch die Größe des ihm zugefügten Unrechtes nicht vor Augen getreten als jetzt, wo er den Brief des Verräthers in der Hand hielt, das freche Geständniß schwarz auf weiß vor sich hatte.

»Er wagte Das zu schreiben!« murmelte er. »Er wagt es — meiner Frau zu schreiben! O Gott, wie tief muß sie in seiner Achtung gesunken sein, daß er diesen Brief schreiben konnte.«

Dies war der schärfste Stich. Hätte Oswald diese leidenschaftliche Bitte zu Papier bringen können, wenn er nicht der Erhörung gewiß gewesen wäre? Ging nicht aus diesem Schreiben hervor, daß er sich geliebt glaubte? Da standen ja die abscheulichen Worte wie in feuriger Schrift auf dem Papier: »Diese gemeinschaftliche Liebe, die unser gemeinschaftliches Leid ist.« Dieser Schurke nahm es für ganz gewiß, daß er geliebt sei. Mußte er nicht die Ueberzeugung davon erhalten haben, bevor er wagte, von einer ehrenwerthen Frau die Gewährung einer geheimen Zusammenkunft zu erlangen?

Joshua Haggard hielt den offenen Brief in der Hand und in dem dunklen Auge, das er unverwandt darauf gerichtet hielt, brannte ein düsteres Feuer, welches die Herzen seiner ihn bewundernden Gemeindemitglieder mit Entsetzen erfüllt haben würde, hätten sie ihren Hirten in seiner einsamen Seelenpein gesehen. Was sollte er thun, wo konnte er eine Rache finden, groß genug für diesen

gigantischen Frevel? Doch Rache war nicht der rechte Ausdruck für das, was er verlangte, er heischte Vergeltung, Gerechtigkeit. Er fühlte sich gleich Orestes berechtigt, nein, ausersehen, das Richteramt zu vollziehen. Mochten nachher die Furien kommen, in dieser Stunde erschien es ihm aber als fein gutes Recht, jenes Mannes Blut zu fordern.

Die kavaliermäßige Einrichtung des Duells bestand zu Joshuas Zeiten in vollster Kraft. Es war kein Jahr her, daß zwei englische Herzöge in einem Winkel von Hydepark versucht hatten, einander zu morden. Wäre er ein Mann der großen Welt gewesen, so wäre was ihm zu thun oblag, sehr klar und einfach gewesen. Aber der Seelenhirt, der Prediger des Friedens konnte nicht das Schwert ergreifen. Es wäre ja ein Verzichtleisten auf alle Prinzipien, für die er gelebt hatte, gewesen. Wie oft hatte er von seiner Kanzel herab das Anathema gegen den geschleudert, der die Hand gegen seinen Bruder erhebt, gegen jene verderbte Gesellschaft gedonnert, in welcher man den Mord als eine Ehrensache betrachtet!

Er saß mit dem Briefe in der Hand und vor ihm lag Alles in Finsterniß. Konnte er seiner Frau je wieder vertrauen, je wieder an ihre Reinheit glauben, mit einem beinahe väterlichen Stolze sich ihrer kindlichen Unschuld, ihrer völligen Unkenntniß alles Bösen, der Frische und Schönheit ihres Lebensmorgens all der Eigenschaften erfreuen, die zuerst seine Liebe erweckt hatten? Niemals wieder — niemals wieder! Seine Eva hatte den verhängnißvollen Apfel gepflückt, unter den Blumen hervor war die giftgeschwollene Schlange gekrochen, das Paradies seines Lebens war seines Glanzes und seiner Schönheit beraubt. Nie wieder konnte er lieben, anbeten, vertrauen. Fortan konnte er sie nur mit Widerwillen betrachten. Wenn nun dieser Brief wirklich an sie gelangt wäre, wie würde sie ihn empfangen haben? Hätte sie den Bitten des Versuchers Gehör geschenkt? Würde sie sich zu der verstohlenen Zusammenkunft geschlichen haben, um seinen verführerischen Schwüren zu lauschen, um seinen unmännlichen, schwachen Jammer zu bemitleiden?

»Ich möchte Das wohl wissen,« sprach er laut vor sich hin. »Ich

möchte wohl wissen, wie sie diesen Brief beantwortet haben würde.«

Dann fiel ihm ein, daß er sie ja leicht auf die Probe stellen könne. Das Siegel des Briefes war erbrochen, aber das Papier rings darum war nicht zerrissen. Es war nicht schwer, ihn wieder zu versiegeln, wenn man nur das zweite Siegel etwas größer als das erste machte. Cynthia nahm sich wahrscheinlich keine Zeit, die Außenseite des Briefes allzu genau zu betrachten.

Er zündete eine Kerze an, versiegelte den erbrochenen Brief wieder und überlegte dann, wie er ihn seiner Frau in die Hände spielen könne. »Sie soll ihn irgendwo finden,« dachte er. »Ihr schuldigtes Gewissen wird ihr schon sagen, daß er von ihrem Geliebten ist. Vielleicht ist es gar nicht das erste Mal, daß er an sie geschrieben hat. Gott allein weiß die Größe ihrer Sünde — Gott allein, der uns geschaffen hat und die Schwärze unserer nicht wiedergeborenen Herzen kennt. Und ich dachte, es könnte eine Ausnahme geben — Eine die frei sei von der eingeborenen Sünde der Menschheit. Thor, Thor, Thor!«

Langsam ging er die Treppe hinan nach seinem lustigen, ordentlichen Schlafzimmer mit den alten gediegenen Möbeln und dem Gepräge der häuslichen Behaglichkeit; es war das Zimmer, das vor ihm sein Vater bewohnt hatte. Die alte zweigehäusige Uhr des alten Krämers hing noch an ihrem hölzernen Uhrhalter, der seinen unverrückbaren Platz auf dem Kaminsims behauptete, und tickte lustig wie damals, als ihr früherer Besitzer sie in der Tasche getragen hatte. Da waren Arbeiten, die Zeugniß ablegten von dem Fleiße und der Geschicklichkeit, mit welcher Joshuas Mutter und seine erste Frau die Nadel gehandhabt hatten, da waren Erinnerungszeichen aus allen Zeiten seines Lebens. Die Abendsonne schien in das Zimmer und ließ die Sonnenblumen auf den Bettvorhängen lebhafter erglühen, die metallenen Schlösser und Beschläge des altmodischen Schreib-Büreaus wie Gold erglänzen. In einer auf dem Tische stehenden Schale befanden sich frisch gepflückte Rosen und Nelken, welche das ganze Zimmer durchdufteten. Joshua wußte, welche geschäftige Hand die Blumen gebrochen und geordnet hatte, und ihr Anblick erfüllte deshalb sein Herz mit unsäglicher Pein. Der

Unglückliche, was er sah, was er dachte, es wurde das Mittel zur Verschärfung seiner Qual.

Das Schreibbüro stand offen und »Werthers Leiden« lagen noch auf demselben Fleck, auf den er das Buch nach seiner nächtlichen Lektüre gelegt hatte. Cynthia hatte nun keine Veranlassung mehr gehabt, es zu verbergen. Es hatte sein Zeugniß gegen sie abgelegt.

Joshua's düsteres Auge schien beim Anblick des Bandes Funken zu sprühen. »Verfluchtes Buch, welches sie sündigen lehrte!" rief er aus. »Ohne Dich hätten sie die Bosheit ihrer Herzen vielleicht gar nicht ergründet!«

Das war sehr ungerecht gegen die unschuldige, edle Charlotte und recht hart gegen den armen irrenden aber großherzigen Werther.

Der Zorn und die Bitterkeit gaben Joshua den Gedanken ein, Oswalds Brief zwischen die Blätter des verabscheuten Buches zu legen. Er fühlte sich überzeugt, daß sie ihn dort finden würde, denn das Buch war die Geschichte ihrer eigenen Liebe, es redete mit ihr von ihrem fernen Geliebten, sie nahm es gewiß täglich in die Hände und sog aus jeder Seite von Neuem süßes Gift. Werther und Oswald waren für Joshua bereits zu einer Person verschmolzen.

Er legte den Brief in das Buch und wollte das Zimmer wieder verlassen, blieb aber plötzlich stehen, starrte vor sich hin und überlegte einige Minuten.

Der Gedanke war ihm aufgestiegen, daß er an diesem Abende nicht mit seiner Familie beten und Bibelstunde halten könne. Es war ihm, als stehe neben ihm ein böser Geist der ihm statt der Worte des Gebetes Verwünschungen zuflüstere. Es erschien ihm wie eine Profanation, daß er die Hand auf die Bibel legen solle, die bisher der Anker seines Lebens gewesen war, der jetzt zu brechen drohte.

»Heute Abend nicht,« murmelte er, »heute Abend nicht.«

Er ging an die Treppe und rief nach seiner Tochter, die soeben aus dem Garten hereingekommen war. »Sage Deiner Tante, sie solle ein Kapitel und einen Psalm lesen, Naomi,« sagte er. »Ich fühle mich zu unwohl um heute Abend noch ein Mal hinunter kommen zu können.«

Naomi eilte von lebhafter Besorgniß ergriffen zu ihm.

»Liebster Vater, was fehlt Dir? Kann ich etwas für Dich thun? Kann ich Dir etwas bringen?«

Das Gewissen machte ihr Vorwürfe. Warum mußte sie ihn durch den Anblick des gottlosen Briefes betrüben? Es wäre besser gewesen, sie hätte ihn Cynthia gegeben, sie in christlicher Weise auf das ihr darin zugemuthete Unrecht aufmerksam gemacht und sie davor geweint. Weshalb hatte sie dem liebsten Menschen, den sie auf Erden besaß, ein so bitteres Leid bereitet?

»Nein, liebe Tochter, Du kannst nichts für mich thun. Mein Unwohlsein ist nicht körperlich, Herz und Gemüth sind es, welche leiden. Meine Seele ist heute zu sehr verfinstert um sich zu ihrem Gott erheben zu können. Der Schlag ist für mich zu heftig gewesen.«

»Lieber Vater, es war sehr schlecht von mir, Dir den Brief zu geben, ich habe böse, rachsüchtig gehandelt. Wenn ich es mir ruhiger überlege, so ist vielleicht die Sünde nicht so schwer, wie sie uns erscheint. Sie sind beide Kinder, schwach, thöricht leicht vom rechten Wege abgelenkt. Laß uns sie bemitleiden und ihnen verzeihen.«

»Vielleicht — vielleicht ist es mir eines Tages, wenn ich alt und kindisch geworden bin möglich, sie zu bemitleiden; ihm kann ich aber niemals verzeihen.«

Er schob seine Tochter bei Seite, ging in das Schlafzimmer zurück und verschloß hinter sich die Thür. Naomi wagte nicht, ihm zu folgen. In großer Sorge ging sie langsam und zögernd die Treppe hinunter.

Den Pfeil schleudern ist Eins, ein Anderes ist es aber, zu übersehen, wohin er fliegt und welche Verheerungen er anrichtet.

\* \* \*

\*

Joshua Haggard kehrte das Gesicht nach der Wand und überließ sich den finstersten Gedanken. Bald nach Tagesanbruch stand er auf, und sein erster Blick richtete sich auf den Werther. Der Brief war

fort. Zwischen den Blättern des Buches lag nichts mehr als einige getrocknete Rosenblätter und Federn von Farnkräuter, welche als Zeichen für besonders bevorzugte Stellen eingelegt waren.

Von dem Buche blickte er auf seine Frau. Sie lag mit dem Gesichte vom Lichte abgewendet und hatte einen runden weißen Arm mit Grübchen gleich dem eines jungen Kindes über den Kopf geworfen. Schief sie wirklich ruhig mit dem schuldvollen Geheimniß in der Brust oder stellte sie sich schlafend? Er vermochte darüber nicht ins Klare zu kommen.

»Sie ist nichts als Verstellung,« dachte er. »Schöne, liebliche Außenseite und innen vom Wurm zerfressen.

---

## Zwölftes Kapitel.

### *Ein Abschied.*

Im heißen Sonnenschein eines Augustnachmittags ging Oswald Pentreath nach der Matcherly-Wiese. Es war ein weiter und anstrengender Weg, wenn derselbe auch zum Theil durch Wiesenwege führte, über welche Eichen, wilde Apfelbäume Holunder und Hagedornsträucher sich wölbten und natürliche schattige Laubengänge bildeten, durch die nur hin und wieder Streifen goldenen Lichtes zuckten, die nur dann und wann durch einen Ausschnitt den Blick auf das weite blitzende Meer gestatteten.

Oswald ging langsam und die Hände auf den Rücken gelegt. Unbewußt gab er sich dem Entzücken der schönen Landschaft hin, seine Gedanken weilten aber bei Cynthia.

Wird sie meine Bitte erhören? Wird sie zu der Unterredung kommen?« fragte er sich. Liebe und Hoffnung sagten Ja, und der Gedanke an diese Zusammenkunft erfüllte ihn mit einem Rausche von Glückseligkeit, wenn auch dahinter sogleich der Tod lauerte. Ja, noch heute Abend mußte er sterben — oder wenigstens mußte er Allem absterben, was für ihn das Leben lebenswerth machte — vorher war er aber doch noch einmal glücklich gewesen; glücklich für die kurze Spanne Zeit, während welcher er sie in seinen Armen halten, einen Kuß auf ihre reine Stirn drücken und ihr ein letztes Lebewohl sagen konnte.

Der Gedanke, sein Brief könne in die unrechten Hände gerathen sein, kam ihm auch nicht von ferne. Er hatte Cynthia in der Wildniß sitzen sehen und seinen Brief ihr beinahe vor die Füße geworfen. Jim's Dazwischenkunft hatte ihn veranlaßt, sich schleunig zu entfernen, aber es war ihm nicht eingefallen, Jim könne den Brief bemerkt und Cynthia könne ihn nicht bemerkt haben.

Der Anger war ein über dem Walde aufsteigendes Plateau, mit



Gras und Ginster bewachsen, hier und da mit Einschnitten, in welchen sich Wasserbäche gesammelt hatten, ganz ähnlich dem Flecken Erde, auf welchem Joshua Haggard seine zweite Frau gefunden.

Die Rinnen, deren verlassene Schachte die wellige Oberfläche der goldig glänzenden Hochebene entstellten, wurden seit langer Zeit schon nicht mehr ausgebeutet. Sie hatten ihrer Zeit Ertrag genug geliefert. Viele reich gemacht Andere freilich auch zu Grunde gerichtet, jetzt ruhte die Arbeit darin und außer den Schachten gab nur noch das verfallene Maschinenhaus, das mit seinen Schornsteinen wie ein Wachtthurm über die Wiese hinwegblickte, Zeugniß von dem hier einst betriebenen Bergbau.

Cynthia war wirklich da. Sie saß mit einem Buche in der Hand neben dem Eingang zu dem von Oswald bezeichneten Schacht und versuchte zu lesen. Als sie seine Schritte vernahm, fuhr sie mit einem erschrockenen Blick in die Höhe, als werde sie durch sein Kommen überrascht und stand todtenbleich mit niedergeschlagenen Augen vor ihm.

»Geliebte, Einzige, wie soll ich Ihnen danken!« rief er ihre Hände ergreifend und sie mit Küssen bedeckend.

»Danken Sie mir nicht, Oswald, denn ich fürchte, ich habe sehr unrecht gethan, daß ich hierher gekommen bin. Sie hätten das nicht von mir verlangen, Sie hätten überhaupt nicht nach Comhaven zurückkehren sollen, wenn sie es nicht in der Absicht thaten, Naomi die Treue zu halten. Oswald, warum können Sie Naomi nicht lieben, wie sie es verdient und wie Sie einst thaten? Sie ist so gut so edel, sie gleicht meinem lieben Manne an hohen Gedanken! Warum vermag Ihr Herz nicht zu ihr zurückzukehren? Warum müssen wir Alle durch Ihre Unbeständigkeit elend werden?«

Die arme kleine Seele war zu dem Stelldichein lediglich in der Absicht gekommen, ihm das zu sagen. Sie hatte die reinste, beste Absicht, denn sie wollte den Flüchtling zum Pfad der Pflicht zurückbringen.

»Was vermag ein Mensch über sein Schicksal?« versetzte Oswald düster. »Es ist mein Schicksal, Sie zu lieben; ich werde Sie bis zu

meinem Tode lieben. Fürchten Sie aber nichts, Cynthia, ich will weder Sie, noch einen Andern unglücklich machen. Ich gehe nach Amerika, mein Entschluß ist gefaßt.«

»Sie wollen Niemand unglücklich machen und brechen Naomi das Herz. Wenn Sie sehen könnten, welche Veränderung mit ihr vorgegangen ist seit Sie uns verlassen haben.«

»Das bedaure ich tief, meine Seele ist krank vor Schmerz und Gram, aber mein Herz kann nicht zu Naomi zurückkehren; es hat ihr niemals gehört. Bis ich Sie liebte, wußte ich nicht, was Liebe war. Ich beging den verhängnißvollen Irrthum, freundschaftliche Zuneigung für Liebe zu nehmen. Ich bedaure das auf das Schmerzlichste, bedaure, daß ich einem so edlen Wesen ein Unrecht zugefügt habe, bedaure für sie den Verlust des friedlichen Lebens, das ich einst mit ihr zu theilen gedachte. Aber zu ihr zurückkehren kann ich nicht. Ebenso gut könnten Sie von mir verlangen, ich solle wieder ein Kind sein. Der Stern meiner Männlichkeit stand erst am Horizont, als ich Sie sah.«

»Ich wünschte, Sie wären weiser,« sagte Cynthia traurig. »Ich wünschte, ich könnte sprechen, wie ich es fühle und so gern in Worte kleiden möchte; vielleicht gelänge es mir dann, Sie zu überzeugen.«

»Nicht wenn Sie die Beredtsamkeit eines Brougham und die Weisheit eines Baron besäßen. Naomi und ich sind für immer geschieden, und zwar auf ihren eigenen Wunsch. Es ist am Besten so. Die Vorsehung ist mir gnädig gewesen, daß sie ein Band löste, welches zwei Leben elend gemacht haben würde.«

Weiter sprach er nichts über Naomi, sondern fing an, von sich, seiner Liebe, dem harten Geschick, das ihn von Cynthia trennte, und von seinem Leide zu reden. Eitle Worte, die schon so oft gesprochen sind, in den meisten Fällen leerer Schall, ohne jedes Resultat als unnützes Leid, verschwendete Thränen, und doch für den Sprechenden und seine einzige Hörerin von so großer Bedeutung. Cynthia war nicht gekommen, um solche leidenschaftliche Klagen und Betheuerungen zu vernehmen. Sie war gekommen, ihm eine fromme Vorlesung zu halten, zu ihm zu reden von Gnade und

Erlösung und dein geheiligten Strom, der alle Sünden abwäscht, sie hatte gehofft, ihn Naomi zurückzugewinnen zu können. Sie mußte einsehen, daß diese Absicht durchaus verfehlt war, und dennoch blieb sie und hörte ihn an. Es war das letzte Mal. Sie schieden auf Nimmerwiedersehen. Wer konnte sie tadeln wegen dieser einen einzigen halben Stunde, welche fortan im Leben jedes von Beiden eine Grenzscheide bildete; auf der einen Seite lag die Jugend und die Leidenschaft auf der andern das gesetzte Alter und die Pflicht. Was schadete es, daß sie sich noch ein Mal wiedergesehen und so getrennt hatten?

»Oswald, Sie werden sich bemühen, ein gutes Leben zu führen?« bat Cynthia, nachdem ihr Oswald seine klägliche Beichte abgelegt und ihr erzählt hatte, wie er ehrlich und redlich gestrebt sie zu vergessen, ohne daß ihm dies gelungen war. »Sie werden sich an das Kreuz klammern? O, lassen Sie mir wenigstens den Trost, wenn Sie weit hinweg sind, jenseits jenes unermeßlichen, grausamen Meeres, daß ich denken darf, Ihre Seele sei gerettet und ich werde Sie wieder finden, wo Leid und Geschrei und Schmerzen nicht mehr sein werden und die Glorie des Lammes über Jerusalem strahlt. Sie werden sich bestreben, gut zu sein, Oswald? Versprechen Sie mir das!«

»Ich würde um Ihretwillen ein härnes Kleid tragen und mich mit einem Strick gürten, Geliebte.«

»Sie werden nach der Kapelle gehen — die Kirche ist so kalt und todt sie hat keine erweckende Kraft sie ruft die Verirrten nicht heim. Sie werden einen anregenden Prediger gleich Joshua aufsuchen, sich von ihm zu dem schutzgebenden Felsen leiten lassen, sie werden lebendiges Wasser trinken und gerettet sein.«

Durch einen Schleier von Thränen blickte Oswald wieder auf das schöne junge Wesen, das sein Gesicht ohne nur einen irdischen Gedanken in der Seele zu haben, in solchem Ernste zu ihm erhob, das ganz erfüllt war von einem unverbrüchlichen Glauben an etwas Höheres und Besseres, als die Erde zu geben vermag, an einen Preis, um den man kämpfen und den man gewinnen kann. In jenen griechischen Wettspielen, in welchen die Rennenden brennende

Lampen in den Händen trugen, waren Diejenigen die Sieger, deren Lampen, wenn sie das Ziel erreicht hatten, noch brannten. Auch in dem christlichen Wettlauf ist wenig Hoffnung für den Kämpfenden, wenn ihm das Licht erloschen. Cynthias Lampe brannte im reinsten Lichte, als sie mit ihrem unschuldigen Auge zu Oswald emporblickte und ihn anflehte, der Ewigkeit eingedenk zu sein.

»Ja,« sagte er, »um Ihretwillen werde ich mich bestreben, mir den Himmel zu erringen. Ich bin sorglos in solchen Dingen gewesen. Ich dachte wohl, Naomi solle einen Christen aus mir machen, ich würde ihr aber die ganze Mühe dabei überlassen haben. Um Ihretwillen aber, um Sie einmal in einer schöneren Welt zu treffen, um dieses liebe Gesicht inmitten der Engelsgesichter leuchten zu sehen, will ich kämpfen, will ich streben, ein würdigeres Leben zu führend.«

»Gott segne und behüte Sie und stehe Ihnen bei, daß Sie das Gute und Rechte thun!« sagte sie feierlich. »Und nun leben Sie wohl! Ich darf keine Minute länger bleiben, habe mich schon zu lange aufgehalten.«

Sie sah auf ihre Uhr, dieselbe zeigte auf vier und sie hatte bis fünf Uhr drei Meilen zu gehen, denn es würde viel Fragen und Verwunderung erregt haben, wenn sie nicht pünktlich am Theetisch erschienen wäre.

»Sie erlauben, daß ich Sie durch den Wald begleite?«

»Nein; was sollte das nützen? Ich habe Ihnen Alles gesagt was ich zu sagen hatte. Es würde uns nur noch unglücklicher machen.«

»Es würde uns noch eine Stunde schenken,« seufzte Oswald, »eine Stunde im Paradiese.«

»Das Paradies des Christen muß auf dornigerem Pfade erreicht werden, als die sind, welche durch Matherly Wood führen,« sagte Cynthia mit vorwurfsvoller Miene. »Leben Sie wohl, Oswald.«

So schwach und kindlich sie mit den unter ihrem großen Hut hervorquellenden blonden Locken aussah, übte ihr Ernst doch eine Herrschaft auf ihn aus. Sie schien in ihrer Einfachheit in der Reinheit ihrer Absicht bei aller Milde und Sanftmuth sehr fest und Oswald gehorchte ihr.

»Da es denn so sein muß, so leben Sie wohl,« entgegnete er. »Ich

versprach, ich wolle zufrieden sein mit einem kurzen Abschiede, wie er den zum Tode Verurtheilten gewährt wird. Sie haben mir noch obenein eine kleine Predigt gehalten, also muß ich mir wohl genügen lassen. Leben Sie wohl, meine einzige Heißgeliebte; bald wird das Meer zwischen uns fließen und mir nichts geblieben sein als das Bild und das Gedächtniß des heutigen Tages, nichts als die Träume, die Nachts mein Lager umgaukeln und mir das süße Bild der Geliebten herbeizaubern werden.«

Er zog sie an seine Brust und sie besaß ebenso wenig Kraft den sie umschlingenden Armen zu widerstehen, wie die Lilie sich gegen die Hand, die sich sie zu pflücken ausstreckt zu wehren vermag. Sanft, anbetend hielt er sie an seinem Herzen, preßte er seine Lippen auf ihre reine Stirn. Es war ein langer, inbrünstiger Kuß, gab sich darin aber Leidenschaft kund, so war sie doch nicht von einer gemein sinnlichen Natur; es war die Leidenschaft einer großen Liebe und einer tiefen Verzweiflung.

»Gott segne Dich, mein Liebling!« rief er. »Gott segne Dich und behüte Dich und mache, wenn ich fern von Dir bin, alle Deine Tage und alle Deine Pfade froh und hell und licht. Lebe wohl — wohl auf immer!«

So schieden sie — für ewig. Unglücklicherweise war Einer in der Nähe, der die Zusammenkunft das zögernde Scheiden, die zärtliche Umarmung, den heißen Kuß mitansah, aber nicht nahe genug war, um auch die Worte, die dabei gesprochen wurden, hören zu können.

---

## Dreizehntes Kapitel.

### *Im Walde.*

Ruhige, einförmige Tage hingen gleich einer Wolke über dem kleinen Familienkreis in Combhaven. Mit mitleidsloser Regelmäßigkeit folgten sich die täglichen Arbeiten, die spartanisch mäßigen Mahlzeiten, die Andachten und Gebete, von häuslichen Freuden war aber gar nichts und von verwandtschaftlicher Liebe nur sehr wenig zu bemerken. Mit Joshua Haggard schien eine recht traurige Veränderung vorgegangen zu sein. Er war noch immer der enthusiastische Apostel des Methodismus, bereit das Evangelium an vergessenen Orten, für rohe, unerweckte Menschen zu predigen, der Ueberbringer der frohen Botschaft an Diejenigen zu sein, welche solche Boten verachteten und zurückwiesen, bereit, für die Lehre, die er verkündete, Spott und Hohn, Gewaltthätigkeiten, ja selbst den Tod zu erleiden, aber seine Art und Weise des Predigens war eine andere geworden.

Seine Vorträge gewannen von Tag zu Tag an Inbrunst aber auch an Dürsterheit und die Botschaft die er verkündete, war kaum mehr eine freudige zu nennen, denn sie handelte nicht von dem liebevollen, verzeihenden Vater der Menschenkinder, sondern von einem beleidigten, zürnenden und rächenden Gott. Der Erlöser Christus war von diesen Strafpredigten beinahe ausgeschlossen, und sprach der Prediger von ihm, so hatte er sein Antlitz abgewendet von der sündigen Welt in welcher nur sehr Wenige gerettet werden könnten. Hätte er in jener furchtbaren Zeit vor der Sündfluth gelebt, wo die ganze Erde mit Verbannten bevölkert war, er hätte sich kaum verzweiflungsvoller über das Schicksal der gesamten Menschheit äußern können.

Obgleich Joshua's Predigten seiner Gemeinde eine sehr geringe Meinung von ihrem Gesamtverhalten und den persönlichen Verdiensten der einzelnen Mitglieder bekundete, war man doch

keineswegs dadurch verletzt. Im Gegentheil, je drohender und düsterer die Predigten wurden, um desto eifriger drängten sich die Sünder herbei, sie zu hören. Es schien, als gewährte es ihnen einen besonderen Genuß, sich anklagen und verurtheilen zu hören. Vielleicht sah Jeder den Pfeil direkt in des Nachbars Herz fliegen und fühlte das seinige davon unberührt. Sprach Joshua von Frivolität und der Verschwendung eines ausgearteten Geschlechtes, so dachte Mrs. Pycroft an Mrs. Spradger's neuen Hut, der doch offenbar eine überflüssige und strafbare Anschaffung war, da der alte noch ganz gut gewesen. Donnerte der Prediger gegen Völlerei und fleischliche Gelüste« so wandten Mrs. Pentelow's Gedanken sich sofort der Familie Polwhele zu, von der bekannt war, daß sie jeden Wochentag, den Gott werden ließ, leckere warme Gerichte zum Abendbrot aß.

Von dem Tage an, wo Joshua die Menschheit als verloren aufgab und dies mit klaren Worten aussprach, nahm seine Beliebtheit in auffälliger Weise zu. Je düsterer seine Lehren wurden, desto lieber hörte ihm seine Gemeinde zu. Man wollte keine Milch für Säuglinge, sondern kräftige Kost wie sie für Männer und Frauen von eiserner Konstitution und nicht zu erschütternden Nerven geeignet waren. Sie hörten es gern, wenn ihnen gesagt wurde, der Teufel sei mitten unter ihnen, stehe hinter Jedem, um ihn zum Bösen zu verführen und sich seiner Seele zu bemächtigen.

»Ich kann seine Gegenwart sehen, ich kann sie fühlen!« rief Joshua in seiner leidenschaftlichen Extase. »Er ist unter uns, sein Schwefel-Athem versengt mich und giebt mir den Vorgesmack des höllischen Feuers; seine Stimme zischt in mein Ohr wie das Zischen der Schlange, die Eva verführte. Er will nicht loslassen. Er kämpft um den Besitz meiner Seele, er ringt mit mir, um mich hinabzuziehen in den Abgrund der Hölle. Was soll ich thun, daß ich gerettet werde? Wie soll ich gegen einen so übermächtigen Widersacher, gegen einen so übermächtigen Verderber der Seele Sieger bleiben? Er will die Hölle bevölkern, meine Brüder. Er ist nicht zufrieden mit seinem Siege über willige Sünder, die Säufer und Schlemmer und Wüstlinge sind ihm eine zu wohlfeile Beute. Er will auch die Tugendhaften in

sein Netz bekommen. John Wesley oder George Whitefield oder William Law wären für ihn ein Fang gewesen, der sich der Mühe verlohnt hätte. Er stellte ihnen nach, wie er uns nachstellt. Er ist selbst ein gefallener Engel und hat seine Lust daran, Menschen, die hoch stehen, zu Falle zu bringen, Christen in seine Krallen zu bekommen und das Schneeweiße blutroth zu machen.«

Naomi hörte derartige Predigten mit Schaudern. War das ihr Vater, der ehemals den Glauben an Gottes unendliche Barmherzigkeit an die Erlösung durch seinen Sohn gelehrt hatte? Er sprach jetzt, als sei die Menschheit dem Bösen rettungslos zur Beute überantwortet, als gäbe es keinen Schützer und Erlöser, keinen allerbarmenden Richter mehr, welcher die Wagschale ins Gleichgewicht bringen kann, als wäre das Menschengeschlecht von Gott vergessen und müsse allein gegen die Ränke des großen Feindes kämpfen. Von dem erhabenen, milden Mittler und Erlöser, von Schutzengeln und Heiligen, welche gekämpft und gesiegt hatten, war in Joshua's Predigten nur noch selten die Rede. Er beschrieb eine Welt die auf Gnade und Ungnade dem Fürsten der Finsterniß überliefert war.

Es war dies übrigens nicht die einzige Veränderung, welche Naomi an ihrem Vater mit reuevollem Kummer bemerkte, denn sie schrieb sich einen großen Theil der Schuld daran zu. Der Prediger war nicht bloß auf der Kanzel, er war auch in seiner Familie ein Anderer geworden. Es lag nicht in seiner Natur, ein Haustyrann zu werden; er beeinträchtigte Niemand in seiner persönlichen Freiheit, aber er saß gleich einer Bildsäule im Familienkreise und seine Gegenwart verbannte jeden Sonnenstrahl der Heiterkeit, verbreitete eine düstere, bange Atmosphäre.

Selbst Judith, die doch in früheren glücklicheren Tagen sehr geneigt gewesen war, ihren Bruder für einen viel zu nachsichtigen, gütigen Vater zu halten, konnte jetzt nicht umhin, die mit ihm vorgegangene Veränderung zu beklagen. Gleich Naomi hatte sie Stunden, wo sie bereute, was sie gethan. Sie sagte sich, daß sie vielleicht weit besser gethan hätte, über das von dem thörichten jungen Manne Gesehene und Gehörte zu schweigen und es der Zeit und der Vorsehung zu überlassen, ihn von seiner Verblendung zu



heilen. Naomi's Heirath würde immerhin dem Ansehen der Familie sehr förderlich gewesen sein, und hatte Miß Haggard ihrer Nichte auch die Erhebung über ihren Stand nicht recht gegönnt so war es doch jetzt für sie recht demüthigend, Beileidsbezeugungen von Freunden entgegennehmen zu müssen, deren anscheinende Theilnahme die Genugthuung, die sie über den Rückgang der Verlobung fühlten, nur sehr dünn verschleierte. Wenn Judith Alles erwog, so bedauerte sie, nicht den Mund gehalten zu haben. Sie hatte natürlich nur das Beste gewollt — wann hätte sie jemals eine andere Absicht gehabt? — aber das Beste hatte sich als das Schlimmste erwiesen.

Cynthia trug ihr Kreuz ohne Murren und erfreute sich weder des Mitleids noch der Güte von einem der Ihrigen, mit Ausnahme von James Haggard, der es doch gar zu unrecht fand, daß seine hübsche junge Stiefmutter ein so trauriges Leben führen sollte. Sie hatte doch nicht einmal zu ihrem Troste das Geschäft und das herrliche Bewußtsein, immer wohlhabender dadurch zu werden, sowie die Möglichkeit sich für eine mehr als gewöhnlich spartanische Mahlzeit durch eine Handvoll Feigen oder Rosinen schadlos halten zu können. Das »arme kleine Frauchen« wie er sie nannte, that ihm von Herzen leid, er war stets gut gegen sie und sie dankte ihm diese Wohlthat mit der aufrichtigsten Zuneigung.

Aber ihr Gatte, ihr Lehrer, Herr und Freund, den sie so innig geliebt so hoch verehrt hatte, dem sie, selbst als sie schwach genug gewesen, Oswalds romantische Liebe zu bemitleiden und zu erwidern, immer Ehrfurcht und Zuneigung bewahrt hatte ihr seine Gunst entzogen. Er liebte sie nicht mehr und bedauerte es ganz gewiß, daß er sein Geschick an das eines so schwachen, nutzlosen Geschöpfes geknüpft hatte. »Was bin ich in seinem Leben?« fragte sie sich in tiefster Niedergeschlagenheit, »ich kann ihm ja nicht einmal seinen Haushalt führen, das thun Andere. Ich sitze, ein unnützer Eindringling, an seinem Heerde. An seinem höheren Leben will er mich keinen Antheil nehmen lassen, wenn ich ihn nach den Büchern frage, die er liest, oder mit ihm über Religion reden will, so sehe ich sehr wohl ein verächtliches Lächeln um seine Lippen

spielen. Zuweilen kommt es mir vor, als fange er an, mich zu hassen.«

Dieser Gedanke war Gift für sie. Das arme Kind ging ihr ganzes Leben durch, um zu ergründen, durch welche Handlung desselben sie ihren Gatten so schwer gekränkt habe, und vermochte keinen Grund für seinen Zorn zu finden. Daß sie gefehlt hatte, als sie Oswalds Liebe geduldet und ihr Herz ihm zugewendet wußte sie und hatte ihre Sünde mit vielen Thränen bereut, da sie aber dem Sünder auf ewig Lebewohl gesagt, erschien ihr dieser Irrthum der Vergangenheit anzugehören und gewissermaßen gesühnt zu sein. Sie glaubte nicht, daß ihres Mannes Entfremdung gegen sie ihren Grund in der Eifersucht hatte; Eifersucht war ja mit Liebe verbunden und sie ward von der Furcht gepeinigt Joshua hasse sie. Sie wußte nicht, daß es eine Eifersucht gäbe und zwar gerade eine solche, die ihre Wurzel in der tiefsten Liebe hat, welche das Gewand des Hasses annimmt und nicht selten schon in Mord gegipfelt hat — eine Eifersucht starker Naturen, wie sie Othello zum Mord an Desdemona hinriß.

Sie ertrug ihres Gatten Unfreundlichkeit mit einer so süßen Ergebenheit daß dadurch ein härteres Gemüt, als Joshua besaß, erweicht worden wäre, auch würde sie ihren schmelzenden Einfluß auf ihn sicher nicht verfehlt haben, wäre nicht ein Gegengewicht dagewesen in einer nie rastenden Eifersucht einer Eifersucht auf die Vergangenheit, auf ein Gespenst, denn Oswald Pentreath war eigentlich nur noch ein Schatten.

Joshua hatte mit seiner Tochter über Oswalds Brief kein Wort weiter gesprochen. Der ganze Tag, an welchem Cynthia zu der Zusammenkunft nach dem Matcherly-Anger gegangen, war für Naomi mit namenloser Angst und Furcht angefüllt gewesen. »Was wird mein Vater thun? Wird sein Zorn gegen Oswald sich in einer Gewaltthat Luft machen?« Das waren die Fragen, die sie jetzt verfolgten und die ihr doch nicht aufgestiegen waren, ehe sie ihrem Vater den verhängnißvollen Brief gegeben hatte. Leidenschaft macht blind! Jetzt, wo das Unheil geschehen war, sah sie alle durch ihre That heraufbeschworenen Gefahren klar genug.

Den ganzen langen Sommertag war sie unruhig und aufgeregt gewesen, hatte gefürchtet, ohne recht zu wissen, was, oder vielmehr nicht gewagt sich einzugestehen, was sie fürchte. Der Morgen war ruhig vergangen. Cynthia saß im Wohnzimmer und nähte, Naomi besorgte ihre gewöhnlichen Obliegenheiten im Haushalte. Sie kam viele Male ins Wohnzimmer und ging wieder hinaus, aber allezeit fand sie Cynthia emsig arbeitend aus derselben Stelle sitzen.

Hatte Joshua seiner Frau etwas von dem Briefe gesagt?

Naomi glaubte diese Frage bejahen zu dürfen. Auf Cynthia's bleichen Wangen brannte ein dunkelrother Fleck, der von gewaltsam unterdrückter innerer Aufregung zeugte. Einmal, als Naomi sie anredete, antwortete sie auch ganz zerstreut; es unterlag fast keinem Zweifel, daß sie von dem Briefe wissen mußte.

Nach dem Mittagsessen ging Cynthia nach ihrem Schlafzimmer hinauf und kam nach kaum fünf Minuten mit dem Hute auf dem Kopfe wieder herunter. Tante Judith und Jim waren im Laden vollauf beschäftigt, Joshua war ausgegangen, im Wohnzimmer befand sich also nur noch Naomi, der Cynthia sagte, sie beabsichtige einen längeren Spaziergang zu machen und werde zum Tee zurück sein.

Sie hatte nicht zu befürchten, daß ihre Stieftochter ihr ihre Begleitung anbieten werde, gemeinschaftliche Spaziergänge wie zu Oswalds Zeiten hatten nach dessen nicht mehr stattgefunden; die Kluft zwischen Beiden erweiterte sich von Tag zu Tag mehr.

Bot Naomi aber auch ihre Begleitung nicht an, so gab der Spaziergang ihr doch zu denken. Ging sie etwa doch zu einem Stelldichein mit Oswald? Das war im hohen Grade unwahrscheinlich. Joshua hatte den Brief, also war er es, der sich an dem bezeichneten Orte einfinden würde. Und der Ausgang dieses Zusammentreffens? — O Gott, was konnte der Ausgang desselben sein!

Naomi durchirrte Haus und Garten gleich einem abgeschiedenen ruhelosen Geiste. Nach einer Stunde vermochte sie diesen Zustand nicht mehr zu ertragen. Sie mußte ihrem Vater nach dem alten Schacht folgen, denn daß er dahin gegangen war, unterlag für sie kaum noch einem Zweifel, sie mußte, mochte daraus entstehen, was

wollte, entweder auf dem Platze oder in dessen Nähe sein. O warum hatte sie ihm den abscheulichen Brief gegeben? Es war blinder, gottloser Zorn gewesen, der sie zu einem so unverzeihlichen Schritt fortgerissen hatte!

»Wollte ich das Leben meines Vaters elend machen oder Unheil über Oswald bringen?« fragte sie sich. Ja, ich war gestern für Beides schlecht genug, ich war wahnsinnig vor Zorn und Eifersucht.«

Sie setzte ihren Hut auf und ging fort ohne daß es Jemand bemerkte, selbst Sally, die in der Waschküche wusch, sah es nicht. Die Sonne lag mit voller Gluth auf der kleinen Stadt. Die weißen Häuser blendeten in dem hellen Sonnenschein, Rosen, Jasmin und Levkoyen athmeten einen betäubenden Duft aus, der rothe Feuerschein der Schmiedeesse erblich gegen das glänzende Sonnenlicht. Naomi achtete der Hitze nicht, sondern ging mit schnellen Schritten bis zu dem nach Matcherly führenden Wege und als sie erst in dessen Schatten angelangt war, fing sie sogar an zu laufen und kam auf diese Weise nach kurzer Zeit bis an den Rand des Waldes. Hier blieb sie athemlos und erschöpft stehen. Es war nach ihrer Berechnung jetzt Zeit, daß Cynthia, Oswald und Derjenige,« welcher ihre Zusammenkunft entweder belauscht oder sie gestört hatte, sich auf dem Heimwege befanden. Es war möglich, daß sie ihrem treulosen Verlobten begegnete; bei diesem Gedanken begann ihr Herz stürmisch zu klopfen.

Durch den Wald führte ein Hauptweg, den Jeder einschlagen mußte, der nach dem alten Bergwerk gehen wollte, es war aber leicht« diesem Hauptwege auf einem sich durch das Gehölz windenden grasbewachsenen Nebenpfade dergestalt zu folgen, daß man ihn immer im Auge behielt. Naomi schlug ihn ein und verfolgte ihn bis zu der Stelle, wo der Wald in die Hochebene überging. Hier wählte sie zum Lauscherposten eine uralte moosbewachsene und von dem sie umschlingenden Epheu schon halberstickte Eiche, einen Methusalem unter den Bäumen, von dem die Zeit Glied für Glied abgelöst der aber noch viele Arme emporzurecken vermochte und die ihn umgebende Natur zu bedrohen oder zu verhöhnen schien.

Geschützt von diesem Baum, der bis zu Naomis halber Höhe von Strauchwerk dicht bewachsen war, stand sie, um zu erwarten, daß ihr Vater und Oswald vorüberkämen, und sich zu überzeugen, wie das Zusammentreffen Beider abgelaufen sei. Sie mußten an dieser Stelle vorüber, es war der einzige direkte Weg nach Comhaven und alle Seitenwege waren so verwachsen, daß sie eigentlich nur von den geflügelten Bewohnern des Forstes benutzt werden konnten.

Sie wartete und die Zeit ward ihr sehr, sehr lang. Kurz nach vier Uhr sah sie Cynthia vorüberkommen. Sie war sehr bleich, die eingefallenen Wangen zeigten Spuren von Thränen, aber ihre Miene hatte den Ausdruck der Entsagung und des guten Gewissens.

»Sie ist mit Oswald zusammengetroffen und doch hat sie nicht das Ansehen einer zucht- und ehrvergessenen Sünderin,« dachte Naomi, und nun begann sie zu beten, daß ihr Vater nicht die geheime strafbare Zusammenkunft mit angesehen habe und ihm die Versuchung zu einer bösen That erspart worden sei.

In namenloser Angst erwartete Naomi die Zurückkunft ihres Vaters, wie Blei schien die Zeit auf ihr zu lasten, und es währte denn auch noch eine volle halbe Stunde, nachdem Cynthia vorübergegangen, ehe Joshua den Waldweg entlang kam und etwa in der Entfernung von einer Elle an dem Baume vorbeiging, hinter dem verborgen seine Tochter stand.

Als er sich näherte, erhob sie sich aus der zusammen gekauerten Stellung, die sie bisher eingenommen, und sah ihrem Vater ins Gesicht mit einer Spannung, wie sie bis dahin unter Gottes Himmel noch nichts betrachtet hatte. Und noch niemals hatte sie auch einen Anblick gehabt der so geeignet gewesen war, ihr Blut vor Entsetzen zu Eis gefrieren zu lassen, wie der, welchen dieses wohlbekannte, geliebte Antlitz bot. Es wäre viel weniger furchtbar gewesen, einem Todten ins Gesicht zu sehen. Grünlich weiß bis auf die Lippen, mit großen Schweißtropfen auf Stirn und Wangen, den Mund verzerrt, die dunklen Augen unter den schweren Lidern beinahe verborgen, ein entsetzliches Bild der Sünde und der Rache, so ging Joshua, der christliche Priester, der Auserwählte und Berufene des Herrn, unter den flimmernden Lichtern und Schatten des Waldes vorüber, und

war verschwunden. Mit gerungenen Händen lehnte sich Naomi gegen den Baum und starrte ins Blaue, um sie glänzte und duftete der Wald, Insekten tanzten im Sonnenlicht, sie aber sah und empfand nichts als das schreckliche verzerrte Gesicht, das sie soeben erschaut. Es war das Gesicht eines Mannes, der stracks von einer grausigen Mordscene kam, beladen mit dem Geheimniß eines Verbrechens.

»O Gott!« rief Naomi in ihrer maßlosen Verzweiflung, »weshalb erschufst Du uns als prädestinierte Sünder, gerichtet, verurteilt, ehe wir noch geboren waren! Der Beste, Ernsteste, Wahrhafteste, Edelste von uns fällt ja dem bösen Feinde zur Beute! Mein Vater, sogar mein Vater, konnte der tiefsten, schwärzesten Sünde schuldig werden.«

Wie verzaubert blieb sie in derselben Stellung an den moosigen Stamm gelehnt stehen und sah, wie die Sonne immer tiefer hinter die schwarzen Zweige hinabsank wie ihr Licht sich von Gold in Rosa, von Rosa in Purpur und vom tiefsten Noth in das zarteste Violet verwandelte. Halb unbewußt beobachtete sie die Veränderung und ein seltsames Gefühl der Unsicherheit über ihre eigene Identität überkam sie. War das Verlorene, geschlagene, beklagenswerte Geschöpf, das gegen den alten Baum gelehnt stand, wirklich Naomi Haggard? Sie beweinte und bemitleidete sich selbst und hatte dabei doch wieder eine Empfindung des Hasses und des Zornes gegen sich. Und so wartete sie in einer Art von Halbtraum, bis sie endlich von Ermattung überwältigt, am Fuße des Baumes in sich zusammensank.

Schwach und erschöpft, aber nicht bewußtlos wartete sie hier noch immer, bis die finstere Nacht sich auf den Wald senkte, die Eulen ihr heiseres Geschrei erhoben und die Kaninchen unbekümmert um ihre Nähe dicht an ihr vorüberhuschten. Jetzt erst erhob sie sich und trat den Heimweg durch den Wald an, der ihr viel zu bekannt war, als daß sie sich inmitten der Schatten der Nacht hätte verirren sollen. Mit schweren, müden Schritten schleppte sie sich langsam dem Vaterhause zu, unbekümmert darum, ob man sich über ihre Abwesenheit wundern oder sie nach dem Grunde

derselben befragen werde.

Und während der ganzen Zeit, wo sie am Baum Wache gehalten, hatte sie Oswald Pentreath nicht vorübergehen sehen.

---

## Vierter Band.

### Erstes Kapitel.

#### *Das herrenlose Gepäck.*

**U**nter der ruhigen Oberfläche, welche das Leben im Hause von Joshua Haggard trug, barg sich viel Schmerz, Angst, Sorge und Erregung.

Naomi hatte den furchtbaren Ausdruck, welchen sie an jenem Nachmittage im Walde im Gesichte ihres Vaters gesehen, nicht vergessen. Er verfolgte sie wohin sie ging, im Wachen wie im Träumen. Seine eigentliche Bedeutung kannte sie nicht oder wagte vielmehr nicht, ihrer Befürchtung darüber selbst in ihren eigenen Gedanken eine bestimmte Form zu geben, aber daß irgend ein Unheil geschehen war, ein Unheil, das Oswald Pentreath betraf und ihres Vaters Seele belastete, daran konnte sie nicht zweifeln.

Hätte sie nur Gewißheit darüber zu erlangen vermocht, daß Oswald Pentreath die in jenem verhängnißvollen Briefe an Cynthia ausgesprochene Absicht ausgeführt habe und wirklich abgereist sei, so würde sie dadurch verhältnißmäßig beruhigt und beglückt worden sein, aber sie konnte nichts darauf Bezügliches in Erfahrung bringen. Sie wußte weder ob er nach Amerika gegangen war, noch ob er Comhaven überhaupt verlassen hatte. Vielleicht wäre Cynthia im Stande gewesen, sie darüber aufzuklären und ihr somit die große Angst von der Seele zu nehmen, aber sie konnte sich nicht so weit erniedrigen, Erkundigungen nach ihrem ehemaligen Verlobten bei der Frau einzuziehen, um derentwillen er sie verlassen hatte. Und wußte Cynthia selbst etwas Bestimmtes, so mußte das ja in ihrer Brust verschlossen bleiben, auch wenn die Beziehungen zwischen



ihr und Naomi sich nicht, wie dies der Fall war, auf die äußersten Formen der Höflichkeit, wie sie Menschen, die in einem Hause leben, nun einmal gegen einander beobachten müssen, beschränkt hätten.

Oswald hatte in seinem Briefe gesagt, er werde Comhaven mit der Abend-Kutsche verlassen, er war jedoch an jenem Abend nicht abgereist, denn James Haggard, der nach Schluß des Geschäftes gern durch die Straßen strich und sich ebenso gern um anderer Leute Angelegenheiten bekümmerte, hatte damals die Abfahrt der Kutsche mit angesehen und beim Abendessen die schweigend dasitzende Familie durch eine Beschreibung dieses großen Momentes im täglichen Leben der kleinen Stadt zu unterhalten versucht.

»Im Innern der Kutsche befand sich heute nur eine einzige Person, nämlich Mrs. Skevinen, die zum Besuch zu ihrer verheiratheten Tochter nach Exeter reiste,« erzählte Jim, »sie hatte drei Haubenschachteln, zwei Koffer, zwei Schirme, drei Körbe, einen Sack Bohnen, eine Gans, einen Krug mit Sahne, zwei Pasteten in Papier eingeschlagen, seine Schüssel mit einer unbekanntem Delikatesse und ein paar Töpfe mit Eingemachtem. Das nennt man doch mit vollen Händen kommen.«

»Wer waren denn die Außen-Passagiere?« fragte Tante Judith.

Jim zählte deren Namen an den Fingern her.

»War sonst Niemand in der Kutsche?« erkundigte sich Naomi und warf einen schnellen Blick auf ihren Vater, der ohne einen Bissen zu genießen, mit gesenktem Haupte auf seinem gewöhnlichen Platz am Tische saß.«

»Niemand.«

»So ist er also nicht mit der Abendkutsche abgereist,« war ihr erster Gedanke, dann fiel ihr aber ein, daß Mr. Pentreath ja im Geheimen nach Comhaven zurückgekehrt war und es sich daher auch nicht annehmen ließ, er werde angesichts der ganzen kleinen Stadt wieder von dort abreisen. Er war ohne Zweifel ein Stück gegangen, er hatte die Kutsche an einem Orte erwartet, wo er unbehelligt von neugierigen Blicken einsteigen konnte.

Diese Erwägung beschwichtigte Naomi's Angst einigermaßen, diente ihr aber keineswegs zur vollen Beruhigung. Ihres Vaters Gesicht verfolgte sie wie eine unheilige Vision, die der Satan entsendet, um Böses zu säen. Was war zwischen Joshua und Oswald vorgegangen — zu welcher Gewaltthätigkeit hatte sich der Prediger gegen den Geliebten seiner Frau hinreißen lassen? Daß irgend ein heftiger Austritt zwischen Beiden stattgefunden, davon war Naomi überzeugt. Nur ein Mensch, der sich der heftigsten Leidenschaft rückhaltlos überlassen und der in Folge dessen in die Schlinge des allzeit lauernenden Satans gefallen war, konnte aussehen, wie ihr Vater an jenem Tag.

Es waren höchst wahrscheinlich heftige Worte zwischen Beiden gewechselt worden, Zorn und Haß waren mächtig aufgestemmt und vielleicht — vielleicht hatte Joshua's kräftige Hand gegen den Sünder einen Schlag geführt, als sähe er in ihm den Versucher leibhaftig vor sich und wolle ihn in den Abgrund der Hölle zurückschleudern. Jetzt war es aber vorüber; Joshua hatte allem Anscheine nach bereits angefangen, sich seiner Heftigkeit zu schämen und sie zu bereuen, und Oswald war ja wohl auf dem Wege nach einem andern Erdtheile, um dort ein neues Leben zu beginnen.

»Gott geleite und beschütze ihn,« dachte Naomi. »und mache einen guten und großen Mann aus ihm. Ich könnte den Schmerz über die Trennung von ihm leichter ertragen, wäre ich nur sicher, daß seiner in dieser und in jener Welt eine glückliche Zukunft wartet.«

Ach, es war ein sehr vager Trost für ihr ödes Leben, aus dem mit ihm jede Freude entwichen war. Schwer und düster lasteten die Tage auf ihr und drückten sie zu Boden, ja wahrhaft zu Boden, denn sie hatte nur die s eine Sehnsucht, irgendwo in einem einsamen, vergessenen Winkel sich ruhig niederlegen und den Tod erwarten zu können. Sie sehnte sich nach dem dunklen Engel und hoffte, er werde Mitleid mit ihr haben, sie auf seine Flügel nehmen und hintragen zu dem Lande, wo Leid und Geschrei und Schmerzen nicht mehr sind.

»Für mich giebt es keinen andern Trost und keine andere Heilung mehr,« sagte sie in ihrer Verzweiflung alle alten frommen Lehren vergessend, selbst die, daß man Andern Gutes thun soll.

Trost bei Menschen suchte sie ebenfalls nicht, nicht einmal mehr bei dem ehrlichen Jim, dem es in die Seele schnitt, in seinem Vaterhause solche tieftraurige, hoffnungslose Gesichter zu sehen, und der deshalb in seiner derben, gutmüthigen Weise die Betrübten zu erheitern suchte.

»Kopf in die Höhe, wie es einem verständigen Mädchen zukommt, Naomi,« pflegte er zu sagen. »Es giebt in der See noch viel mehr gute Fische, als schon gefangen sind, und ist Dir durch Vaters Thorheit ein schöner Lachs aus dem Netze gegangen, wirst Du bald genug die Auswahl unter nicht minder guten Fischen haben. Einem so hübschen, stattlichen Mädchen, wie Du bist, wird es wahrhaftig nicht an Bewerbern fehlen.«

»Jim, wenn Du in der Weise zu mir sprichst, muß ich Dich hassen!« rief Naomi aus. »Ich werde unverheirathet bleiben, und das weißt Du auch recht gut; könntest Du mir zutrauen, daß ich anders handelte, wärest Du nicht werth, mein Bruder zu sein.«

»Hu, hu, nur nicht gar zu hitzig!« wehrte sich Jim. »Wunderbare Ansichten hat man in unserer Familie. Dem Vater ist der Gutsherr zum Schwiegersohn nicht gut genug, und Du willst als alte Jungfer sterben, weil Du Deine erste Liebe nicht bekommst. Geht es mir mit meiner ersten Liebe schief, bringe ich mein Herz ebenso leicht in die rechte Richtung, wie ich Dobbin einen Weg führe, den er nicht gehen will. Man zieht die Zügel straff an, schwingt die Peitsche, und fort geht es.«

So namenlos unglücklich sich Naomi fühlte, ließ sie sich doch keine Pflichtversäumniß zu Schulden kommen. Selbst Tante Judith fand keine Veranlassung zu Klagen gegen Naomi und Cynthia, wenn sie nicht über trübe Augen, bleiche Wangen und leise Stimmen, ohne jeden frischen, freudigen Klang schelten wollte. Die häuslichen Arbeiten wurden getreulich besorgt. Stärken und Blättern Bohnen und Abständen, Nähen und Ausbessern folgten sich jeden Tag mit ununterbrochener Regelmäßigkeit. Cynthia hatte ihr Dutzend

Hemden fertig genäht und sämtliche Kragen und Manschetten mit untadeligen Perlenstichen gesteppt; jetzt strickte sie graue wollene Strümpfe für Joshua, was eine angenehme, träumerische Beschäftigung war, die bis man an die Ferse kam, wenig Aufwand geistiger Kräfte erforderte. Sie pflegte während der ruhigen, milden Septembernachmittage mit bleichen, ernsten Gesichte, das von einem tiefen verschwiegenen Leid erzählte, im Garten oder in der Wildniß zu sitzen und die blitzenden Nadeln zu bewegen. Die Miß Weblings würden in der ernsten, jungen Frau mit dem Gesichte, das beinahe so weiß war wie ihr Häubchen, schwerlich das rosige, sonnige Mädchen wiedererkannt haben, das sie vor kaum einem Jahre verlassen hatte. Joshua sah die stille Dulderin nur sehr selten in ihrer Einsamkeit sitzen, denn er ward immer unermüdlicher in seinen Rundgängen zu den verstreut in der Umgegend wohnenden Mitgliedern seiner Gemeinde, und hatte er nicht solche Besuche zu machen, so unternahm er weite Spaziergänge den Strand entlang und hielt dort Einkehr in seine schwer belastete Seele.

Außer bei den Andachten und bei den Mahlzeiten war er nur wenig in seinem Hause zu sehen und um das Geschäft bekümmerte er sich so gut wie gar nicht mehr. Tante Judith hatte ihren schweren Gram darüber, daß er so von den guten alten Gewohnheiten abfiel, vermöge welcher das Haggardsche Geschäft so lange Zeit das erste in Combhaven und der ganzen Umgegend gewesen war. Wohl war das Heil der Seele eine Angelegenheit, die sehr ernst behandelt werden mußte, aber ein Mann, der seines Berufs in der Ewigkeit so sicher war, wie ihr Bruder, der sich zu den Auserwählten rechnen durfte, hätte doch auch noch seinen zeitlichen Verhältnissen einige Aufmerksamkeit schenken dürfen und nicht nöthig gehabt, gleich Johannes dem Täufer in die Wildniß zu gehen, wo überdies Niemand zu taufen war.

»Er könnte ebenso gut auf einer Säule leben, wie jener Simon — wie heißt er doch gleiche — und sich seine Mahlzeiten mit Stricken hinaufwinden, wenn er keinen Gedanken mehr für das Geschäft haben will,« sagte Judith verächtlich. »Es sind uns jetzt beständig Artikel ausgegangen, weil Niemand die Waarevorräthe ordentlich

beaufsichtigt.«

Naomi war es ziemlich gleichgültig, daß ihr Vater wenig mehr nach Gewinn und Verlust fragte und dem Handel, durch welchen sein Vater und Großvater zu Wohlstand und Ansehen in der kleinen Stadt gelangt waren, den Rücken kehrte. Die Veränderung welche sie an ihm wahrnahm und welche sie unwillkürlich mit jenem schrecklichen Tage, wo sie im Walde sein furchtbar entstelltes Gesicht gesehen, in Verbindung brachte, diese Veränderung beunruhigte sie weit mehr als Vernachlässigung seiner geschäftlichen Obliegenheiten.

So oft Naomi an diesen Herbstabenden ihrem freudlosen Vaterhause entfliehen konnte, ging sie nach dem Walde von Pentreath, wohin es sie wie mit magnetischer Gewalt zog, obgleich sie dort weder Trost noch Frieden fand. Sie suchte den Ort auf, um ihren Schmerz zu nähren, wie ein untröstlicher Trauernder den Begräbnißplatz besucht, auf welchem sein Todter liegt. Der Wald, in welchem die Herbststürme das welke Laub von den Bäumen fegten, schien in seiner Oede und Traurigkeit, der geeignete Schauplatz für ihr entlaubtes, geknicktes, junges Leben.

Nur selten ging sie bis zu dem verlassenen Hause, in welchem die alten Diener des Rufes ihres Herrn gewärtig waren, und das beinahe den Eindruck des verzauberten Schlosses machte, in dem Dornröschen schlief. In jenen Gemächern war aber keine liebliche Prinzessin und kein kühner jugendlicher Prinz eilte zu ihrer Erlösung herbei.

An einem Oktoberabend war Naomi weiter gegangen, als sie beabsichtigt gehabt, und sah sich genöthigt, um zur rechten Zeit nach Hause zu gelangen, den Weg durch den Park und das Parkthor einzuschlagen, der sie dicht am Hause vorüberführte.

Es war ein schöner, klarer Abend. Die Sonne war röthlich hinter den Bäumen zur Rüste gegangen und der Mond in wunderbarem Glanze heraufgestiegen. Naomi fürchtete sich ordentlich, nach dem erhellten Wohnzimmer zurückzukehren, wo ihr Vater die Abendandacht hielt, die jetzt immer einen Charakter hatte, der weit eher geeignet war, die Seele in den Abgrund der Verzweiflung zu stürzen, als sie zu trösten und aufzurichten.

Die große Hausthür stand offen und in der Halle brannte ein Licht. Nicholas, der alte Kellermeister, saß vor der Thür. Er erkannte Naomi, als sie am Rande des Gartens entlang ging, stand schnell auf und lief ihr nach.

»Verzeihen Sie, Miß Haggard,« redete er sie an, »da ich Sie vorbeigehen sah, habe ich mir die Freiheit genommen Ihnen zu folgen. Haben Sie gar keine Nachrichten von dem jungen Squire? Ich hätte mich schon gern erkundigt, wenn ich im Laden war und mein bisschen Thee und Zucker kaufte, aber es machte sich immer, daß ich Ihren Vater nicht traf, und Ihre Tante mochte ich nicht fragen — sie wird so leicht unangenehm.«

»Nein, Nicholas, wir haben keine Nachrichten und es ist auch viel eher zu erwarten, daß Ihr Herr an Sie schreibt als an uns.«

»Ach ja doch! Ich wußte es ja, es müsse etwas nicht richtig sein, als er so plötzlich ankam und mir gebot, ich solle Niemand etwas davon sagen, daß er hier sei. Ich solle das Haus gut in Acht nehmen, bis Mr. Arnold komme, denn der werde hier nun Herr sein, er gehe nach Amerika. Es ist schrecklich, was für Veränderungen in einer so kurzen Zeit eintreten können, Miß. Es ist mir manchmal, als sei die ganze Welt auf den Kopf gestellt. Der arme alte Herr todt! Es war kein Kirschenessen mit ihm, das kann man wohl sagen, ich war aber an ihn gewöhnt und es fehlt mir ordentlich etwas, daß Niemand da ist, der über jedes Lichtendchen redet und es gleich riecht, wenn man sich einmal ein Stückchen Speck zum Abendbrot bratet. Was hilft dem armen Herrn sein Geizen und Zusammenscharren jetzt? Im neuen Jerusalem können wir irdische Reichthümer nicht gebrauchen.«

Nicholas seufzte schmerzlich, als bezweifle er, daß es seinem Herrn in den himmlischen Wohnungen behagen werde, wo er nicht mehr sparen und über Verschwendung schelten konnte.

»Sie haben also gar nichts gehört, Miß?« nahm er das Gespräch wieder auf.

»Nichts,« antwortete Naomi. »Es ist ja aber auch kaum möglich, Nicholas, daß schon ein Brief von ihm gekommen sein könnte.«

»Daß weiß ich nicht, Miß. Es war Anfang August, als er fortging,

und jetzt haben wir Oktober. Da könnte eigentlich doch schon ein Brief da sein, und ich bin unruhig, weil es mit seinen Fortgehen schon so sonderbar war.«

»Wieso denn?« fragte Naomi den alten Mann gespannt anblickend.

»Ja, sehen Sie, Miß, er sagte zu mir: Nicholas, Sie schaffen die beiden großen Koffer und den Reisesack nach dem Wirthshause, daß sie heute Abend mit der Kutsche fortgehen! Es waren das nämlich die Koffer, in die er am Morgen seine Kleider und Bücher und Alles, was er sonst mit nach Amerika nehmen wollte, gepackt hatte. Er sagte mir, er wolle bis Hernberg gehen, dort wollte er in die Kutsche steigen, die Koffer sollte ich aber hier ausladen lassen. Der Gärtner und ich werden denn auch die Koffer hinunterbringen und sie richtig in die Kutsche laden, die um sieben Uhr pünktlich damit abgefahren ist!«

»Nun?« fragte Naomi, nur mühsam ihre Aufregung verbergend.

»Nun, Miß Haggard? Die Koffer und der Reisesack stehen jetzt wieder oben in des jungen Herrn Zimmer, sie sind zurückgekommen wie ein schlechter Pfennig.«

»Zurückgekommen?«

»Ja. Die Kutsche hat ihn in Hernberg nicht aufgenommen. Der Kutscher hat auf dem ganzen Wege keine Spur von ihm gesehen. Als er nach Exeter kam, war weder Jemand da, der das Gepäck an sich nahm, noch irgend eine Anordnung, was damit gemacht werden sollte, er hat es also wieder mit zurückgebracht, und ist der junge Squire nach Amerika gereist, so hat er es gethan, so wie er gegangen und gestanden. Gott und Vater, Miß, wie Sie zittern! Ich hoffe, es wird ihm kein Unglück zugestoßen sein, aber manchmal wird mirs doch recht Angst um ihn.«

»Vielleicht hat er es sich im letzten Augenblick noch anders überlegt und ist nicht nach Amerika gegangen.« sagte Naomi mit bebender Stimme.

»Das könnte sein, Miß, wohin er aber auch gegangen wäre, er müßte doch Gepäck haben, er hat ja nicht einmal den Reisesack mit seinem Wasch- und Rasierzeug mitgenommen.«

»Er kann sich ja andere Sachen in London gekauft haben.«

»In dem Gasthof, wo er in London logierte, hatte er einen kleinen schwarzen Koffer zurückgelassen, der würde aber nicht ausgereicht haben für die Sachen, die er doch für eine so weite Reise hätte mitnehmen müssen. Und dann alle die Bücher und Sachen, die er so gern hatte, und seine Schreibmappe und die meisten seiner Kleidungsstücke, das ist ja Alles in den großen Koffern! Ich kann mir nicht denken, daß er das Alles missen will, und begreife nicht, warum er sich das Gepäck nicht nachschicken läßt.«

»Er mag es nicht gebrauchen.«

»Das ist mir eben das Aengstliche, daß er es nicht gebraucht. Die Kutsche hat ihn nicht aufgenommen, wie ist er fortgefahren? Niemand hat ihn gesehen, Niemand hat wieder von ihm gehört! Barmherziger Gott, Miß, wie weiß Sie aussehen! Ich hätte Ihnen das gar nicht erzählen sollen, aber es lastet gar zu schwer auf mir und es ist ein wahrer Trost, wenn man nur einmal davon reden kann. Der londoner Rechtsanwalt schickt mir und den Andern alle Monate unsern Lohn und unser Kostgeld, wenn wir sonst wollten, könnten wir gut leben, unsere Konstitution ist nur nicht daran gewöhnt und wir machen uns nichts daraus. Wir könnten es uns in unserm Leben nicht besser wünschen, als wir es jetzt haben, wenn mich nur die beiden Koffer nicht so ängstigten und ich nur bald durch einen Brief vom jungen Herrn beruhigt würde.«

Was konnte Naomi, deren Herz voll von den düstersten Befürchtungen war, dem alten Manne für einen Trost geben? Sie verabschiedete sich von ihm und ging nach Hause, wo der Familienkreis bereits auf sie wartete, denn es war schon zehn Minuten über die gewöhnliche Zeit für die Andacht.

»Wieder so spät umhergelaufen, Naomi,« sagte ihr Vater streng und öffnete die Bibel, in welcher er ein Kapitel aus Jeremias las, bei dessen Erklärung er mit Vorliebe bei den düsterstem drohendsten Stellen verweilte.: Das darauf folgende Gebet war mehr ein Schrei der Selbstanklage und Verzweiflung als eine Bitte des vertrauenden Kindes zu seinem himmlischen Vater und sehr verschieden von dem einfachen, herzlichen Gebete, das der Heiland seinen Jüngern



gelehrt hatte.

»Warum bist Du so lange ausgeblieben, Naomi?« fragte James während des Abendessens.

»Nicholas, der Kellermeister aus der Grange, hielt mich auf und fragte, ob ich nichts von seinem Herrn gehört hätte; er ist in großer Sorge um ihn.«

»Wie so?« fragte ihr Vater kurz.

»Weil er schon so lange fort ist und nicht geschrieben hat.«

Cynthia erhob in plötzlichem Schreck die müden Augen.«

»Wie sollte schon ein Brief von ihm hier sein? Er ist ja noch keine drei Monate fort. Und selbst wenn ein Brief schon gekommen sein könnte, weshalb sollte er an Nicholas schreiben?« sagte Joshua.

»Nicholas erwartet es doch und ängstigt sich, daß es nicht geschieht,« antwortete Naomi. Sie mochte von dem zurückgekommenen Gepäck, dem Hauptgrund für die Besorgnisse des alten Dieners, nichts erwähnen.

»Ich kann nichts weiter sagen, als daß ich einen jungen Mann, der eine solche Besitzung hat und nach Amerika geht, für einen Narren halte,« bemerkte Jim und damit war das Gespräch beendet.

Es ward allgemein als eine Thatsache angenommen, daß der junge Squire nach Amerika gegangen sei, für die Gründe, welche ihn zu dieser freiwilligen Verbannung bestimmt, existierten aber verschiedene Versionen. Die männliche Bevölkerung Combhavens war meistens der Ansicht, er hätte sich mit Naomi entzweit und Liebesgram habe ihn von dannen getrieben, die schönere Hälfte steifte sich aber darauf, ihm sei das Verlöbniß mit des Krämers Tochter leid geworden und er hätte lieber die Flucht ergriffen, als daß er sie zu seiner Frau gemacht hätte.

»So lange sein Vater noch lebte und aussah, als werde er hundert Jahre alt werden, war das ja ganz gut,« sagte Mrs. Spradges weise, »denn sein Vater ließ ihm ja nicht Macht über fünf Pfund und er wußte, Mr. Haggard sei ein wohlhabender Mann und werde seiner Tochter eine hübsche Mitgift geben. Jetzt ist das aber etwas ganz Anderes. Der alte Herr ist todt und der junge Mr. Pentreath hat viel

mehr geerbt, als er je erwarten konnte, da ist es ganz natürlich, daß er sich's mit der Heirath anders überlegt hat.«

Das Jahr ging zu Ende und keine Nachricht von dem jungen Squire gelangte nach Comhaven. Naomi versuchte auch jetzt noch zuweilen, die ihre Seele bedrückende Last abzuschütteln, indem sie sich sagte, Oswald habe keine Veranlassung, an seine alten Diener oder sonst Jemand in der Heimat zu schreiben. Er hatte für seine Leute durch den Rechtsanwalt in London gesorgt, seine Renten wurden durch einen Verwalter eingezogen und durch diesen ebenfalls dem londoner Sachwalter übersandt. Alle andern Verbindungen, die er in Comhaven gehabt, hatte er abgebrochen, um ein neues Leben zu beginnen. Vielleicht war er glücklich, vielleicht unterhielten und interessierten ihn die neuen Länder, Städte und Menschen, die er als leichter, fröhlicher Reisender besuchte, während daheim bange Herzen sich in Sorge um ihn verzehrten.

»Warum kann ich ihn nicht ganz aus meinen Gedanken verbannen?« fragte sie sich. »Ist es nicht eine Sünde, in dieser hartnäckigen Weise einem irdischen Verluste nachzuhängen? Wenn deine rechte Hand dich ärgert, so haue sie ab! Er trat zwischen mich und den Himmel, denn ich liebte ihn zu sehr. Selbst jetzt, wo er so weit ist, bindet mich der Gedanke an ihn an die Erde. Warum kann ich ihn nicht vergessen?«

Eine andere Frage, die sie nicht minder verfolgte, wagte sie nicht in Worte zu kleiden: »Warum kann ich das Gesicht meines Vaters an jenem Tage im Walde nicht vergessen?«

Das neue Jahr begann; in Joshua's Familienleben war keinerlei Veränderung vorgegangen, wohl aber war eine solche bei Cynthia eingetreten, die jedoch so allmählig gekommen, daß sie für Augen, die sie täglich sahen, unsichtbar blieb. Seit jener traurigen Sommerzeit des nun vergangenen Jahres schwand die junge Frau langsam dahin. Die biegsame Figur hatte ihre liebliche Rundung verloren, die weißen Arme wurden mager, die Wangen fielen ein, die blaueärderten Augenlider legten sich schwer über die lieblichen Augen, in denen ein Blick war, der um Verzeihung und Mitleid zu

flehen schien.

Joshua's Popularität stand in diesem Winter im Zenith. Die Leute strömten aus weiter Ferne herbei, um ihn zu hören. Er war stolz auf seine Popularität und hoch über sich hinausgehoben durch den Gedanken, daß er Mann gegen Mann mit dem Bösen kämpfte, um ihm Seelen abzurufen. In seinem Hause war er wie ein Fremder, er lebte unter den Seinigen, als sei er ein Prophet der alten Zeit, dem die Leute Obdach und Nahrung gaben. Sie wagten kaum mit ihm zu sprechen und näherten sich ihm nur mit scheuer Ehrfurcht. Es verstand sich stillschweigend von selbst, daß er sich um das Geschäft nicht mehr bekümmerte. James hatte das Steuer des Schiffes in die Hände genommen und führte es gut und sicher. Nach der geschäftlichen Seite brachte die Veränderung, die mit Joshua vorgegangen war, keinen Nachtheil. Joshua selbst schien gar nicht zu empfinden, daß er ein Anderer geworden, er lebte in einer Traumwelt.

Desto mehr empfand es Naomi. Sie fühlte, daß ihre Jugend dahin sei und daß ihr die Jahre nur noch Alter und Tod bringen konnten. Mochten sie kommen und gehen, es machte keinen Unterschied in ihrem Leben, sie kannte keinen Wunsch und keine Hoffnung mehr.

---

## Zweites Kapitel.

### *Des Wanderers Rückkehr.*

Es war März — gerade ein Jahr, nachdem der alte Squire sich die tödtliche Krankheit zugezogen hatte. Das erste junge Grün sproßte hervor, Schneeglöckchen und Krokus erhoben ihre Köpfchen.

Naomi saß allein in dem Wohnzimmer, in dem schon die Dämmerung herrschte, und blickte in den stillen, grauen Abend hinaus. Sie hatte alle ihre täglichen Arbeiten vollbracht und durfte sich wohl der Ruhe hingeben, aber mit dieser Ruhe kam keine Freudigkeit über sie. Traurig, hoffnungslos blickte sie auf die bekannte Umgebung, auf den Streifen Meer und auf die von Pentreath Grange in die Stadt herabführende Straße, von der für sie niemals wieder eine Gestalt herabkam, die ihr Herz höher vor Freude schlagen ließ.

»An dem Tage wo der Leichenzug des Squires den Weg herabkam,« dachte Naomi, »hatte ich ein so seltsam trauriges Gefühl und es war mir, als sei das Ende meines Glückes vor der Thür, als beginne Leid und Tod, und die Vorahnung hat mich nicht betrogen.«

Die Dunkelheit nahm zu und gab der ganzen Scene ein schattenhaftes Ansehen. Und war es ein Schatten, eine Ausgeburd von Naomis aufgeregter Phantasie, was da mit gemächlichen elastischen Schritten den Hügel herunter kam? Nein, es war ein Mensch, ach, und eine bekannte Gestalt, deren Anblick Naomi's Herz heftig schlagen, sie beinahe in Ohnmacht sinken ließ. Das war kein Landmann, der von seiner Arbeit zurückkehrte, diese schlanke Figur, die so kräftig erschien und sich doch so leicht bewegte, war kein Feldarbeiter und auch kein Fischer, diese Figur war —

Sie öffnete das Fenster, unbekümmert um die scharfe Märzluft und blickte mit angehaltenem Athem dem Nahenden entgegen.

»Er ist zurückgekommen! jauchzte es in ihr auf. »Er ist nicht tot! O thörichte Furcht! O elender Zweifel an dem besten, edelsten Menschen auf Erden! Er lebt und ist zurückgekehrt! Ich soll ihn wiedersehen, lebend und glücklich! Mein Gott, ich danke Dir!«

Die Gestalt kam näher. Ja, es war Oswald Pentreath. Sie sah in dem schwachen Dämmerlichte das unvergessene geliebte Gesicht. Wie wohl er aussah! Wie kräftig und munter! Das Reisen hatte ihm gut gethan. Seine Brust schien breiter geworden zu sein, er ging mit festeren Schritten, hielt den Kopf höher. Und er kam geradewegs nach dem Hause ihres Vaters, ohne eine verstohlene Annäherung zu versuchen. Er kam wie Jemand, der sich keines Unrechts bewußt ist und deshalb nichts zu fürchten hat.

»Er ist von seiner Thorheit geheilt, ist wieder mein treuer, edler Oswald, o Gott, Du bist voll Erbarmen, Deine Liebe ist grenzenlos!«

Die Gestalt war jetzt ganz nahe bei ihr, nur der schmale Vorgarten trennte sie noch von Naomi, und nun kam er ihr fremd vor und ihr Herz ward schwer. Der junge Mann blickte forschend nach dem Hause hinüber, wie Jemand, der sich an einem ihm unbekanntem Orte zu orientieren sucht. Er sah die Straße hinunter, die augenblicklich ganz leer war, dann fiel sein Blick wieder auf das Haus und nun bemerkte er Naomi's blasses Gesicht am Fenster.

»Ich bitte um Verzeihung,« begann er höflich, »wohnt hier Mr. Haggard?«

Es war, als sei ein Pfeil vom Bogen geschleudert und habe Naomi's Herz getroffen, aber nicht sie, sondern die darin neu erstandene Hoffnung getödtet. Das war nicht Oswald's Stimme. Es war wohl eine Aehnlichkeit im Ton, wie man es so oft bei nahen Verwandten findet, aber diese Stimme klang rauher und entschiedener. Es fehlte ihr der poetische Schmelz, die süße Musik, welche Oswald's Organ besessen. Härte man den Fremden sprechen, so mußte man unwillkürlich denken, er habe Leute auf hoher See kommandiert; das war kein träumerischer Müßiggänger, der sein halbes Leben damit verschwendet hatte, schwärmend im Walde zu liegen oder lange Spaziergänge zu machen.

Es war nicht Oswald. Eine halbe Minute wurde es Naomi ganz

schwarz vor den Augen, so stieg ihr das Blut nach dem Kopfe, die Sinne drohten ihr zu vergehen, sie mußte sich an einem Stuhl halten, um nicht umzusinken. Ihre kräftige Seele überwand aber diese Schwache und sie begriff bald, daß dies kein Schatten aus der Unterwelt, sondern der Bruder ihres verlorenen Geliebten, des Squires verstoßener Sohn sei.

»Ja,« antwortete sie mit fester Stimme, »dies ist Mr. Haggard's Haus. Wünschen Sie meinen Vater zu sprechen?«

»Ach, also Sie sind Naomi!« rief der Fremde lebhaft. »Noch lieber möchte ich mit Ihnen sprechen als mit Ihrem Vater; Sie können mir gewiß viel mehr sagen. Ich bin erst heute hier angekommen und in großer Sorge um meinen Bruder. Darf ich näher treten?«

Wie freundlich, wie lieb klang ihr diese Stimme, die doch so viel Aehnlichkeit mit der Oswald's hatte. Nach der bitteren Täuschung, die sie soeben erfahren, gewährten die bekannten Töne Naomi einen gewissen Trost. Arnold war heimgekehrt, Arnold rastete sicher nicht eher, als bis er seinen Bruder ausfindig gemacht. Ihr Herz schlug höher bei diesem Gedanken, um gleich darauf wieder von einer neuen großen Angst und Sorge gefoltert zu werden.

War Oswald das Opfer einer dunklen That geworden, so ward dieselbe höchst wahrscheinlich von seinem Bruder ans Licht gebracht.

Alle die gestaltlosen Befürchtungen, welche in ihrer Seele lagen, erhoben sich wie Furien, die ihre Schlangengeißeln schwangen, während sie hinausging, um Arnold die Thür zu öffnen. Keines Wortes mächtig nahm sie die Hand, die ihr der Eintretende reichte.

»Wie eisig kalt Ihre Hand ist!« rief er aus. »Ich fürchte Sie durch mein plötzliches Kommen erschreckt zu haben. Die Leute sagen, ich sähe meinem Bruder sehr ähnlich und Sie sind gewiß in großer Sorge um ihn.«

Er war während dieser Rede mit ihr in's Wohnzimmer gegangen und hatte sich in freundschaftlicher Weise dicht neben den Stuhl gesetzt, in welchen Naomi gesunken war.

»Ja, ich bin in großer Sorge um Oswald,« erwiderte, sie leise.

»Das sehe ich. Nun, ich hoffe, daß wir mit Gottes Hilfe keine

begründete Ursache zu Befürchtungen seinetwegen haben, obgleich der alte Nicholas mit seinem Rabengekrächz mich auch ein wenig ängstlich gemacht hat. Der letzte Brief den ich von meinem Bruder erhielt, war vom 14. Juli v. J. und in London geschrieben. Er bat mich darin dringend, nach Hause zu kommen, und theilte mir gleichzeitig mit, er habe Lust nach Amerika zu gehen. Wenn er diesen Vorsatz ausführte, so sollte ich während seiner Abwesenheit die Güter verwalten, und mich hier ganz als den Herrn betrachten. Der Brief, der ganz und gar in Oswald's sorgloser, großmüthiger Weise geschrieben war, vermöge welcher er bereit ist, sein Erstgeburtsrecht gleich Esau für ein Linsengericht hinzugeben, folgte mir von Hafen zu Hafen und kam erst vor neun oder zehn Wochen in Shanghai, wo mein Schiff auf ein Kargo wartete, in meine Hände. In London angekommen, war mein erster Weg nach dem ich die Docks verlassen, zu Oswald's Agenten, er konnte mir jedoch nichts weiter sagen, als daß mein Bruder alle Vorbereitungen für eine lange Abwesenheit von England getroffen habe. Am vierzehnten August hatte er sich nach New-York einschiffen wollen. Der Rechtsanwalt äußerte nur darüber sein Erstaunen, daß mein Bruder, nachdem er England verlassen, noch kein Geld erhoben habe.

»Ich sagte ihm, Oswald habe wahrscheinlich viel Geld mitgenommen und sei erzogen, mit einer kleinen Summe lange auszukommen.

»Das mag sein,« erwiderte der Rechtsanwalt, »ich habe aber stets die Erfahrung gemacht, daß junge Leute immer viel erheben, wenn sie die Quellen dafür haben, und oft genug sogar, wenn sie sie nicht haben; ich kann mich daher mit Ihrer Erklärung doch nicht so ganz einverstanden erklären.«

»Das machte mich unruhig und ich kam so schnell her, wie eine Fahrt in der alten schwerfälligen Kutsche nur möglich war, und was fand ich? Nichte als das alte Haus, das ohne Oswald so öde und verlassen aussah, daß mir darin ganz elend zu Muthe ward, das Rabengekrächz des alten Nicholas machte mich noch unglücklicher und da bin ich denn geradewegs hierher gekommen, um mir bei Ihnen Trost zu holen.«

»Ich kann Ihnen keine Auskunft geben,« sagte Naomi seufzend.

»Nicholas sagte mir, Sie hätten keinen Brief bekommen. Das ist allerdings sehr auffällig, an Sie müßte er doch in erster Linie geschrieben haben.«

»Nein, ich hatte kein Recht, einen Brief von ihm zu erwarten und erwartete auch keinen.«

»Was, als seine verlobte Braut erwarteten Sie keinen Brief von ihm?«

»Unsere Verlobung ward schon einige Zeit vor seiner Abreise aufgehoben. Wußten Sie das nicht?«

»Nicht ein Wort davon. Die letzte Nachricht, die er mir über Sie gab, war voll von Liebe und Zärtlichkeit für Sie. Beiläufig gesagt, stand das nicht in seinem letzten Briefe, sondern in dem, in welchem er mir den Tod unseres Vaters anzeigte. Ich solle nach Hause kommen, schrieb er, ich würde Sie gewiß auch sehr lieb haben und wir würden sehr glücklich miteinander sein.«

»Ja, das weiß ich,« sagte Naomi mit schmerzlicher Erinnerung. Wie oft hatte Oswald von ihrer Liebe und ihrer glücklichen Häuslichkeit, die Arnold theilen sollte, gesprochen!

»Warum ward Ihre Verlobung aufgehoben?« fragte der Seemann ohne alle Umschweife. »Hatten Sie einen Streit miteinander?«

»Einen Streit? Nein.«

»Er hat sich also in irgend einer Weise schlecht betragen?«

»Nein, nein. Es geschah auf den Wunsch meines Vaters. Ich gehorchte meinem Vater, indem ich Oswald seine Freiheit gab, und er nahm sie ohne jede Einwendung an — er war dankbar für die Erlösung. Die Liebe reicht nicht immer für das ganze Leben aus, die Menschen und Empfindungen sind verschieden geartet. Ich glaube, er hat mich geliebt, aber —«

»Mein armes Mädchen, meine Schwester, denn das sollten Sie ja werden, ich fürchte, er hat sich nicht gut gegen Sie benommen! Aus seinem letzten Briefe klang etwas Wildes, Geheimnißvolles heraus, und dazu der Plötzliche Entschluß, nach Amerika zu gehen! Ich hätte es mir denken sollen, daß die Verbindung mit Ihnen sich



zerschlagen hat. Armer Oswald! Und ich hoffte, ihn glücklich an Ihrer Seite zu finden.«

»Die Vorsehung hat es anders beschlossen. Ich war vielleicht zu glücklich mit ihm, zu sehr von den Freuden dieser Welt dahingenommen.«

»Warum sollten wir denn in dieser Welt nicht glücklich sein? Gott hat eine so schöne Welt wahrlich nicht zum Jammerthal geschaffen. Die Leute, die immer an der Scholle kleben, haben gar keine Vorstellung davon, wie schön die Erde ist. Die Vögel und Säugethiere, die Reptilien und Insekten sind glücklich. Alle freien Geschöpfe erfreuen sich ihres Lebens von der Geburt bis zum Tode. Warum soll nur gerade der Mensch unglücklich sein oder seine Nebenmenschen unglücklich machen? Warum sollte die Vorsehung zürnen, weil Sie und mein Bruder einander liebten und glücklich waren?«

Naomi hatte darauf keine Antwort. Es war nun einmal ein Glaubensartikel ihrer Religion, daß der Himmel zu vielem irdischem Glücke zürne.

»Sie müssen doch aber wissen, wohin er sich gewendet hat. Er wird Ihnen doch seine Pläne mitgetheilt haben?« fragte Arnold weiter.

»Nein, ich wußte nichts von seinen Plänen — wenigstens nicht direkt,« antwortete Naomi und eine schwache Röthe färbte ihre bleichen Wangen.

»Sahen Sie ihn nicht, als er Anfang August wieder hier war? Er war doch wahrscheinlich gekommen, um Abschied zu nehmen?«

»Nein, ich habe ihn nicht gesehen.«

»Wozu kam er alsdann überhaupt nach Combhaven zurück? Geschäfte hat er, so weit ich in Erfahrung bringen kann, auch nicht besorgt, es sei denn, daß er die beiden Koffer packte, die er nachher nicht einmal mitgenommen hat. Was wollte er hier?«

»Ich kann es Ihnen wirklich nicht sagen,« antwortete Naomi mit leiser, trauriger Stimme.

Arnold wurde sehr unruhig. Er stand auf und ging mehrmals in

dem engen Zimmer auf und ab, wie er es auf dem Schiffe auf seinem Halbverdeck zu thun gewohnt gewesen, wenn er mit sich in schwierigen, ernsten Fragen zu Rathe gegangen war.

»Ich kann das nicht verstehen,« sagte er. »Es sieht Alles so sonderbar, so geheimnißvoll aus. Warum kam er zurück, packte seine Koffer, ließ sie nach der Kutsche bringen und erschien dann nicht, sie in Empfang zu nehmen? Wenn er nicht mit der Kutsche abreiste, wie ist er fortgekommen?«

»Fahren nicht Schiffe zwischen Rockmouth und Bristol?« fragte Naomi dagegen. »Vielleicht hat er den Weg genommen.«

»Es wäre doch wunderbar, wenn er plötzlich sich zu einem solchen Umwege entschlossen hätte, nachdem er alle Vorbereitungen getroffen hatte, um mit der Kutsche zu fahren. Ich fange an ebenso unruhig zu werden wie Nicholas. O, mein geliebter Oswald, wo bist Du? Weshalb umgibst Du Dich mit solchem Geheimniß? Gebe Gott, daß er sich irgendwo gesund und glücklich befinde! Gebe Gott, daß kein Verbrechen an ihm begangen sei!«

Bei diesen Worten überzog eine Todtenblässe Naomi's Gesicht, es war jedoch zu dunkel im Zimmer, daß Arnold das hätte wahrnehmen können.

»Ist ihm irgend ein Leid zugefügt worden, so sei Gott den Uebelthätern gnädig, denn von mir haben sie keine Schonung zu erwarten, wenn ich sie entdecke, und ich werde sie entdecken, denn ich ruhe und raste nicht eher. Aber nein — ich will das nicht denken! Ich will nicht fürchten, daß er ein gewaltsames Ende gefunden habe — er, der Bruder, der mich in seinen Armen getragen hat, der stets so gut und liebevoll gegen mich war, und den ich, Gott weiß es, von ganzem Herzen liebte, obgleich ich ihn verließ. Wie habe ich die ganzen Jahre hindurch mich nach unserer Wiedervereinigung geseht, wie habe ich gehofft und Pläne darauf gebaut! Und nun ich zurückkomme, finde ich ihn nicht und über seinem Schicksal liegt ein Geheimniß!«

Er warf sich in einen Stuhl und schluchzte laut. Es waren männliche Thränen, die aus einem ehrlichen Herzen kamen, und er schämte sich ihrer nicht.

Es war jetzt an Naomi, die Trösterin zu machen. Sie beugte sich über ihn und legte ihre Hand leicht auf seine Schulter.

»Bitte, denken Sie doch nicht, daß ihm ein Unglück zugestoßen sei,« sagte sie. »Er hat vielleicht noch im letzten Augenblicke andere Reisedispositionen getroffen. Wer kann sagen, welcher geringfügiger Umstand ihn veranlaßt haben mag, seine Pläne zu ändern.«

»Was hat er den ganzen Tag vorgenommen?« fragte Arnold. »Nicholas sagt mir, er habe die Grange vor ein Uhr Nachmittags verlassen, und die Kutsche sollte ihn erst gegen acht Uhr Abends aufnehmen. Wo ist er während dieser Zeit gewesen? Mit wem hat er sie verbracht? Er scheint außer mit Ihnen und Ihrer Familie doch mit Niemandem in Comhaven verkehrt zu haben. Und bei Ihnen war er nicht?«

»Nein.«

»Können Sie mir keinen Fingerzeig geben, um ausfindig zu machen, wo er war?«

»Nein.«

»Das ist sehr zu bedauern. Wenn ich nur die Leute entdecken könnte, welche ihn hier zuletzt gesehen und gesprochen haben, so erhielte ich von diesen vielleicht Auskunft über die weiteren Schritte, die er unternommen. Ich muß mich anderweitig umtun; es war so natürlich, daß ich mich zunächst an Sie wandte, da ich ja nicht wußte, daß Ihre Verlobung mit ihm aufgelöst war.«

Sally brachte Licht in's Zimmer und fuhr beim Anblick von Kapitän Pentreath mit einem Schrei zusammen.

»Erschrick nicht, Sally,« sagte Naomi, »dies ist Kapitän Pentreath, des Squires Bruder.«

»Gott im Himmel,« stammelte die Magd, »ich dachte, es wäre des jungen Squire's Geist.«

»Ist Ihr Vater zu Hause,« wandte sich Arnold wieder an Naomi. »Ich möchte ihn gern sprechen.«

»Nein, er hat heute seine Abendklasse und kommt erst in einer Stunde zurück. Er kann Ihnen auch nicht mehr sagen, als ich gesagt habe.«

»Vielleicht nicht, er könnte mir aber doch einen Rath geben, man rühmt ihn allgemein als einen weisen Mann. Ich werde morgen wiederkommen, um mit ihm zu reden. Gute Nacht, Naomi — ich hoffe, ich darf Sie um meines Bruders willen Naomi nennen? Er bat mich immer, Ihrer wie einer Schwester zu gedenkend.«

»Es würde mich sehr freuen, wenn Sie mich auch ferner so betrachten wollen,« antwortete Naomi herzlich.

Er drückte ihr warm die Hand und ging.

Das Erscheinen des offenen, kräftigen, braven Seemannes und die von ihm Naomi erwiesene brüderliche Freundlichkeit brachten in ihr einförmiges, trauriges, schmerzreiches Leben doch eine Art von tröstlicher Abwechslung. Er war Oswald so ähnlich und doch wieder so unähnlich. Er liebte seinen Bruder so innig. Gewiß duldete er nicht, daß Oswald's Geschick noch länger ein Geheimniß blieb. Alle unausgesprochenen Befürchtungen, die wie Geier an ihrem Leben genagt, mußten sich ja nun bald als eitel und thöricht erweisen. Oswald lebte gewiß wohlbehalten und glücklich im Auslande. Es bedurfte nur der Willenskraft und Geschicklichkeit, um seinen Aufenthalt ausfindig zu machen, und beide Eigenschaften besaß Arnold in reichem Maße.

Inmitten dieser tröstlichen Gedanken stieg aber plötzlich wieder in ihrer Erinnerung jener furchtbare Augenblick im Walde auf, als ihr Vater an ihr vorübergegangen war mit einem Gesichte, dem das Brandmal Kains aufgedrückt zu sein schien.

---

## Drittes Kapitel.

### *Wo ist Dein Bruder?*

»Vater,« sagte Naomi beim Abendessen, »Kapitän Pentreath ist heimgekehrt und wünscht Dich morgen zu sprechen.«

»Kapitän Pentreath,« wiederholte Joshua und starrte seine Tochter wie geistesabwesend an. »Wer ist das?«

»Oswalds Bruder.«

»Ach, Arnold, der jüngere Sohn, der davonlief und zur See ging? Er ist also nach Hause gekommen, um von den Gütern Besitz zu nehmen. Das ist sehr gut.«

»Nicht um Besitz von den Gütern zu nehmen, dazu hat er ja bei Lebzeiten seines Bruders kein Recht, Vater, sondern um sie für Oswald zu verwalten.«

»Erst wenn Oswald sieben Jahre fort ist, ohne daß man etwas von ihm gehört hat, kann er für todt erklärt werden,« warf Jim dazwischen.

»Weshalb sollte man ihn denn für todt halten?« fragte Naomi mit einem halb unwilligem halb angstvollen Blick, »er ist ja noch nicht viel über sechs Monate fort. Sein Bruder ist nach Hause gekommen, um Nachforschungen nach ihm anzustellen, und ist entschlossen, ihn aufzufinden.«

»Was soll es nützen, wenn er in Comhaven nach ihm forscht, da doch Jedermann weiß, daß er nach Amerika gegangen ist?« rief Jim.

»Ich wollte damit sagen, Kapitän Pentreath werde in Erfahrung bringen, wann und wo sein Bruder England verlassen habe.«

»Armer Wurm!« rief Joshua mit feierlicher, zürnender Stimme aus. »Seines Bruders Schicksal liegt in Gottes Hand. Als ob er es machen oder wenden könnte!«

»Er hat aber ein Recht, es kennen zu lernen, Vater, und es ist nur

natürlich, daß er in Angst um den Bruder ist.«

»Das zeigt nur, daß der Capitain nicht zu den Erweckten gehört,« sagte Jim, der sich so leicht keine Gelegenheit entgehen ließ, sein Müthchen an dem Glauben zu kühlen, der ihm ärmlich wie die Pocken eingepflicht worden war, ehe er im Stande gewesen, sich über dessen Werth oder Unwerth ein Urtheil zu bilden. »Wäre er seiner eigenen Erwählung sicher, so brauchte er nicht darnach zu fragen, was aus seinem Bruder geworden.«

»Was aus ihm in der Zeit geworden, vielleicht nicht,« sagte Joshua mit einem verzückten Blick, »aber wie schrecklich, ihn für die Ewigkeit verloren zu wissen. Besser wir bleiben für immer in Unwissenheit über das Schicksal Derer, die wir lieben, als daß wir die Gewißheit ihrer Verdammniß haben.«

»Richtet nicht, so werdet auch ihr nicht gerichtet,« versetzte Naomi, und wagte damit zum ersten Male in ihrem Leben, ihre Stimme gegen ihren Vater zu erheben. »Wer kann sicher sein, daß ein Anderer verdammt werde? Es ist Gotteslästerung dergleichen zu äußern.«

»Welch neuer Daniel ist da auferstanden?« rief Joshua zornig. »Will meine Tochter sich zu meiner Lehrerin aufwerfen? Ich sage Dir, Naomi, es giebt Sünden, die löscht keine Reue aus. Es giebt eine Schuld, die besiegelt das Schicksal des Sünders und sendet ihn überführt vor seines Schöpfers Angesicht, um dort sein Urtheil zu empfangen.«

»Ich fürchte nicht, daß Oswald ein solcher Sünder sei,« antwortete Naomi, ihres Vaters finsterem Blick mit trotzigem Auge belegend. »Schwach, irrend, durch einen Nebenmenschen, der nach mehr gefehlt als er, vom rechten Wege abgelenkt, mag er sein, aber ein vorsätzlicher, hartnäckiger Sünder ist er nicht.«

»Was war über sie gekommen, daß sie mit ihrem Vater wie mit einem Widersacher stritt? Sie entsetzte sich über ihre eigene Verwegenheit. Sie war aber ihrer selbst nicht mächtig, als sie ihren Vater so harte Worte über Oswald Pentreath sagen hörte. Der Verstand umwölkte sich und die Stimme der Leidenschaft, erhob sich laut zur Vertheidigung ihres verlorenen Geliebten. Er war

schwach, da sollte ihn der Starke nicht unter die Füße treten, er war abwesend, da litt sie nicht, daß man ihn verdammt.

Cynthia hörte schweigend zu, wie über den Mann gesprochen ward, der sie zu sehr geliebt hatte, dessen einzige Sünde darin bestand, daß er sein Herz hatte ihr zufliegen lassen gleich einem jungen Vogel, der sein Nest verläßt, um den ersten Flug in die neue Welt zu wagen. Er hatte sie geliebt, und diese Liebe hatte sein Leben verdüstert. Sie sah ihn wieder vor sich wie an jenem Tage, wo er ihr auf ewig Lebewohl gesagt hatte. Welch ein schöner, lieblicher Traum das gewesen war! Sie hatte sich lieben lassen, hatte selbst geliebt und träumerisch, halb unbewußt, eine unaussprechliche Seligkeit genossen. Sie bedauerte diese verlorene Traumwelt nicht, sie wünschte ihre verschwundenen Wonnen nicht zurückzurufen, sie bereute von ganzem Herzen die dadurch gegen ihren hochverehrten Gatten begangene Sünde, aber die Vergangenheit blieb unauslöschlich, sie war ein Theil von ihr selbst geworden.

War Arnold Pentreath auch von Angst und Sorge um seinen Bruder erfüllt, so brachte er doch der alten Grange und Allen die von ihr abhingen, Licht und Freudigkeit zurück. Sein offenes, intelligentes Gesicht, die unverfälschte Herzlichkeit seines Wesens, das eine glückliche Beimischung der Derbheit des Seemannes hatte, die feste, männliche Entschlossenheit, welche ein Ergebnis der Gewohnheit ist, Anderen zu befehlen und sich selbst im Zaume zu halten, waren förmlich Gaben, sehr geeignet, ihm sofort ein Uebergewicht über die einfachen Leute in Comhaven zu verschaffen. Die alten Diener beteten ihn an. Schon als Knabe war er derjenige der beiden Brüder, welcher die größte Keckheit besaß, den meisten Unfug anrichtete und sich in Folge dessen der größten Beliebtheit erfreute. Er hatte seinem alten Vater getrotzt und war dadurch noch höher in der Meinung sämmtlicher Hausgenossen gestiegen. Jetzt war er als Mann zurückgekehrt, breitschultrig, kräftig gebaut, gebräunt von der tropischen Sonne und der Unbill des Wetters, dadurch aber nur um so schöner in den Augen einer das Meer liebenden Bevölkerung. Dazu kam, daß Arnold wirklich menschenfreundlicher war als sein Bruder Oswald, und statt wie

dieser im Walde von Pentreath den Childe Harold zu lesen, auf allen Wegen umherlief, Bekanntschaft mit jedem auf seinen Feldern arbeitenden Tagelöhner anknüpfte, die Kinder aus den Hütten liebkosend in seinen starken Armen emporhob und für Jeden, der ihm begegnete, ein freundliches Wort hatte.

Er war noch nicht drei Tage in der Grange, so war die Nachricht von seiner Rückkehr schon überall verbreitet, und es fanden sich in dem alten Hause zahlreiche Bittsteller ein, die von Arnold Vergünstigungen verlangten, welche der Verwalter ihnen nicht bewilligen durfte. Mit unermüdlicher Geduld und Freundlichkeit hörte er alle Klagen mit an, schenkte er seine Aufmerksamkeit den geringsten Kleinigkeiten, mochte es sich nun um einige Ziegel handeln, die der Sturm vom Dache geweht, oder um das Strohdach von Pachter Westall's Scheune, das nach dem letzten Gewitter im Sommer in so räthselhafter Weise Feuer gefangen, daß der alte Pachter überzeugt war, Nancy Dowben, die Hexe habe dabei die Hand im Spiele gehabt.

»Denn sie ist eine Hexe, Squire, das weiß jedes Kind,« sagte er, »und es ist doch wahrlich nicht recht, daß man durch solch ein boshaftes altes Weib um das Seinige kommt.«

»Aber, Pachter, wenn die Scheune durch Zauberei angezündet ward, wie komme ich eigentlich dazu, das neue Strohdach zu bezahlen?« wandte Arnold ein.

»O doch, Squire, denn sehen Sie, das hat Alles der alte Herr, Ihr Vater über uns gebracht. Er machte alle Hexen so wüthend, weil er so geizig war und ihnen nie einen Tropfen Milch oder ein Reisigbündel zukommen ließ.«

»Waret Ihr's nicht vielleicht jetzt, welcher der alten Nancy das Reisig verweigert hat?« fragte Arnold.

»Aber, Squire, Sie haben wohl selber so was von einem Hexenmeister? Nu ja, das alte Weib kam einen Tag und wollte Reisig und ich war gerade nicht in der Laune, denn unsere alte Sau hatte sieben Ferkel aufgefressen, was, wie ich genau wußte, auch Nancys Werk war. Da sagte ich ihr, sie hätte gestern ein Bündel Reisig bekommen und vorgestern auch, und ich brächte die



Feuerung für mich ein, aber nicht für sie. Da ist sie mit einem bösen Blick fortgegangen, und die andere Woche hat meine beste Scheune gebrannt. Squire, ich habe das Dach ausgebessert, so gut es gehen will, aber neu machen kann ichs nicht, das kostet zu viel und ich habe eine große Familie.«

»Ich will sehen, was sich thun läßt, Pachter. Wenn das ordentlich mit Ziegeln gedeckt würde, trüge ich vielleicht die Hälfte der Kosten; Ihr müßt bedenken, daß ich hier nicht Herr bin, sondern nur eine Art Verwalter für meinen Bruder.«

Pachter Westall seufzte und machte ein halb trauriges, halb pfißiges Gesicht. Der alte Nicholas hatte seine Bekannten mit seinen Befürchtungen über den abwesenden Squire angesteckt und man war allgemein der Meinung, das Schiff, mit welchem Oswald nach Amerika segeln gewollt, sei zu Grunde gegangen.

»Es giebt Menschen, die haben nun einmal Unglück auf dem Meere,« sagte die von den Fischern repräsentierte öffentliche Meinung in Comhaven. »Wie war es, denn bei dem Sturm in welchem der Delphin Schiffbruch litt? Die beiden Schiffer wurden leicht genug gerettet, der Squire wäre aber ertrunken oder auf den Klippen zerschlagen worden, wenn ihm Joshua Haggard nicht zu Hilfe gekommen wäre. Und was ist dabei herausgekommen? Den Haggards hat er wahrlich nichts Gutes erwiesen, und er selber hat seinem Schicksal doch nicht entgehen können und liegt nun auf dem Grunde der See. Man darf der Vorsehung nicht in den Weg treten, das haben wir immer gesagt. Man darf eine Schiffsladung bergen, das ist unser Geschäft und eine rechtschaffene Art für die Familie zu sorgen, aber die Menschen auf dem Schiffe sind im Schutze der Vorsehung und es ist Gotteslästerung, sein Leben zu wagen, um sie aus dem Wasser zu fischen.«

Trotz aller Anstrengungen vermochte Kapitän Pentreath keine Spur von seinem Bruder aufzufinden. Die Nachrichten über ihn reichten bis zu jenem Augusttage, an welchem er die Grange verlassen hatte mit der ausgesprochenen Absicht, mit der Abendkutsche nach Exeter und von da weiter nach London zu fahren, von da an hüllte sich aber Alles in Dunkel. Arnold war noch

einmal nach London gereist, um sich mit dem Rechtsanwalt zu besprechen und Nachforschungen in allen möglichen und unmöglichen Richtungen anzustellen, aber ohne jeglichen Erfolg. Der Rechtsanwalt kannte den Namen des Schiffes, auf welchem Oswald sich zur Ueberfahrt nach New-York hatte einschreiben lassen, nicht; sein Klient hatte ihm nur gesagt, daß er nach Amerika gehen wolle und ihm den Auftrag gegeben, während seiner Abwesenheit sein Vermögen zu verwalten. Der Haushalt in der Grange sollte, so lauteten seine Anordnungen, keinerlei Veränderungen erfahren, und sobald Arnold komme, sollte er dort Herr sein.

»Bis zu Ihrer Rückkehr,« hatte der Rechtsanwalt darauf erwidert.

»Meine Rückkehr liegt in einer fernen Zukunft und erfolgt möglicherweise niemals,« war Oswalds Antwort gewesen.

Arnold ging nach Liverpool, wo das Resultat seiner Nachforschungen in der Ueberzeugung bestand, daß Oswald« sofern er nicht unter einem angenommenen Namen gereist war, diesen Hafen in keinem für Amerika bestimmten Schiffe verlassen habe. In keinem Schiffskomptoir fand man den Namen Oswald Pentreath unter den nach Amerika gehenden Passagieren verzeichnet. Niedergedrückt und von den düstersten Befürchtungen über das Geschick seines Bruders erfüllt, kehrte er nach der Grange zurück.

Auch seine Unterredung mit Joshua Haggard hatte ihm keinen Aufschluß gegeben, den er nicht bereits durch Naomi erhalten gehabt hätte. Der Prediger war ihm mit eisiger Zurückhaltung begegnet und der offene, grade Seemann verwunderte sich, wie sein Bruder ihm so viel Lobendes über einen solchen Mann hatte schreiben können.

»Das ist eine böse Geschichte, Mr. Haggard,« hatte er sogleich nach der ersten Begrüßung begonnen, »ich komme mehr und mehr zu der Ueberzeugung, daß mein Bruder gar nicht nach Amerika gegangen ist.«

Joshuas ernstes Gesicht verrieth keine Ueberraschung. »Das ist ja kein Mensch, sondern eine Maschine,« dachte Arnold unwillig.

»Sie scheinen nicht zu verstehen, wie ernst das ist,« fuhr er fort. »Ist mein Bruder im vergangenen August nicht nach Amerika gereist, so entsteht die sehr schwere Frage, was aus ihm geworden sei?«

»Sie können nicht von mir erwarten, daß ich diese Frage zu beantworten vermag, Kapitän Pentreath. Wir stehen Alle in Gottes Hand. Im Leben« wie im Tode verfährt er mit uns, wie er es am Besten für uns hält. Vielleicht hatte er Ihrem Bruder ein gewaltsames Ende bestimmt. Sie thäten am besten, still zu sein und Alles ihm anheimzugeben.«

»Sie wollen doch damit nicht etwa sagen, ich solle, wenn mein Bruder ein gewaltsames Ende gefunden hat, seine Mörder frei ausgehen lassen?« fragte Arnold empört. »Denken Sie, ich werde die Hände in den Schooß legen und warten, bis die Vorsehung meinen Bruder räche? Thäte ich das, müßte Gott an mich dieselbe Frage richten wie an Kain: »Wo ist Dein Bruder?« Mr. Haggard, Sie wissen nicht, wie innig wir einander geliebt haben.«

»Die Rache ist mein, ich will vergelten, spricht der Herr,« citirte Joshua feierlich. »Seien Sie überzeugt, wenn Ihr Bruder ermordet worden ist — eine Annahme, welche ich übrigens nicht für einen Moment theile — so hat sein Mörder eine so schwere Strafe erlitten oder wird sie erleiden, wie Ihre ausgesuchteste Rache ihm nicht zu bereiten vermöchte.«

»Gott mache sein Gewissen zu einem Wurme, der ohne Aufhören an seiner Seele nagt!« rief Arnold, »meine Aufgabe soll es aber sein, seinen Leib an den Galgen zu bringen.«

Joshua hörte ihm schweigend zu; er hielt die Hände gefaltet und sein Gesicht sah so feierlich und undurchdringlich aus wie das Haupt des Memnon.

»Ich bitte Sie, Mr. Haggard, helfen Sie mir, es muß Ihnen möglich sein, dies zu thun, wenn Sie nur wollen,« flehte Arnold leidenschaftlich. »Mein Bruder war der Verlobte Ihrer Tochter, Ihr zukünftiger Schwiegersohn, bis Sie aus einer nur Ihnen bekannten Ursache plötzlich die Heirath verboten. Ihrer Handlungsweise liegt eine Geschichte zu Grunde, die vielleicht geeignet wäre, Licht auf das Schicksal meines Bruders zu werfen. Sie müssen eine sehr

gewichtige Veranlassung zu einem solchen Schritt gehabt haben. Ein Mann von Ihren Grundsätzen läßt sich nicht durch Launen bestimmen. Sagen Sie mir aufrichtig, welches Ihre Gründe waren. Bedenken Sie, ich habe ein Recht darnach zu fragen.«

»Ich kann Ihnen darüber keine ins Einzelne gehenden Mittheilungen machen,« antwortete Joshua nach einem langen, gedankenvollen Schweigen, »will Ihnen aber im Allgemeinen sagen, daß ich die Verlobung meiner Tochter mit Ihrem Bruder um einer andern Frau willen auflöste. Ich wußte, daß sein Herz sich von Naomi abgewendet hatte. Er würde sein ihr gegebenes Wort gehalten und sie geheirathet haben und hätte gewiß geglaubt, als Mann von Ehre zu handeln, er würde aber an Gottes Altar gelogen und durch diese Heirath den Himmel beleidigt haben.«

»Sie glauben, daß meines Bruders Herz sich einer Andern zugewendet gehabt?«

»Ich weiß es.«

»So beschwöre ich Sie um Gottes willen, sagen Sie mir Alles, was Sie wissen. Dieser Liebeshandel giebt vielleicht Aufklärung über sein Betragen, verschafft uns einen Fingerzeig für seinen gegenwärtigen Aufenthalt. Es wäre ein falsches Zartgefühl, noch mehr, eine absolute Grausamkeit, wenn Sie mir etwas verbergen wollten, mir, seinem Bruder, der ich von den finstersten Befürchtungen gefoltert werde!«

»Ich kann Ihnen nichts weiter sagen,« beharrte Joshua mit einer harten, düsteren Entschlossenheit, die Arnold bis ins tiefste Herz hinein erkältete. »Ich vorenthalte Ihnen nichts, was Ihnen nur im entferntesten nützlich sein könnte. Ihr Bruder sündigte, und ist fort. Sie müssen sich genügen lassen, dies zu wissen.«

»Ich will mir aber nicht daran genügen lassen!« rief der Seemann heftig. »Sie versuchen mich zu täuschen, Sie ein Prediger des göttlichen Wortes, der wahrhaftig sein sollte, wie der Tag! Doch ich vergaß — die Propheten sprachen in dunklen Worten und Bildern, Gott belehrte sein auserwähltes Volk durch Träume und Gleichnisse und Sie bemühen sich, dieses geheimnißvolle Verfahren nachzuahmen. Haben Sie als Mensch und Christ kein Mitleid, kein

Erbarmen mit dem Schmerz eines Bruders um einen verlorenen Bruder? Sie wären im Stande, mir etwas zu sagen, was das Räthsel löste, und Sie verschließen Ihre Lippen, geben mich der marterndsten Ungewißheit zum Raube. Mein Bruder achtete, bewunderte Sie, Mr. Haggard, noch mehr, er liebte Sie!«

Dieser Ausruf entlockte der Brust, die Arnold bisher wie aus Marmor erschienen war, einen Seufzer.

»Ich wiederhole Ihnen, daß ich Ihnen nichts verschweige, was Ihnen zum Trost reichen könnte,« sagte Joshua die düstern Blicke auf den Boden geheftet. »Ich beklage das Schicksal Ihres Bruders und das Geheimniß, welches dasselbe umgibt, aber um Ihretwillen und um meiner Tochter willen, die ihn geliebt hat, sage ich: Möge der Schleier nie gelüftet werden! Weil ich fürchte, er habe ein schlechtes Ende genommen.«

»Sie müssen irgend einen Grund für diese Befürchtung haben. Sie wissen etwas!« rief Arnold athemlos vor Aufregung.

»Mich leitet meine Kenntniß seines Charakters und des Gemüthszustandes, in welchem er sich während des letzten Sommers befunden hat.«

»Sie denken, er habe selbst Hand an sich gelegt?«

»Das denke ich.«

Arnold senkte die Stirn auf seine in einander gefalteten Hände, der Schmerz dieses Augenblickes rüttelte zu gewaltig an seinem kräftigen Körper. Der Kelch war s zu bitter. Die ganze Jugendzeit hatte er fern von dem Bruder verbracht, jetzt war er zurückgekehrt in der Hoffnung auf ein frohes, glückliches Zusammenleben mit ihm, und mußte nun dies erfahren!

Als er wieder aufblickte, hatte sich Joshua Haggard entfernt.

Er stand in dem leeren Zimmer, blickte hinaus auf die Straße, auf welcher die wenigen Vorübergehenden von einem heftigen Winde gepeitscht wurden, und dachte über Joshua's Worte nach.

»Was bedeuteten sie? Wie viel oder wie wenig? War es nur eine willkürliche Annahme des Predigers, Oswald könne eitlen Selbstmord begangen haben, oder hatte er gewichtige Beweise, die

dafür sprachen?«

»Es ist zu schlecht von ihm, mich in einer solchen Ungewißheit zu lassen,« dachte Arnold. »Ich habe ein Recht, Alles zu erfahren, was man über meinen Bruder spricht oder denkt. Er ist ein hartherziger Schurke. Diese überfrommen Menschen sind hart wie Kieselsteine. Und doch hat er meines Bruders Leben mit Gefahr seines eigenen gerettet. Oswald hat mir den Hergang geschrieben und die hiesigen Fischer werden gar nicht müde, ihn mir zu schildern. Das darf ich denn doch nicht vergessen. Der Mann ist besser, als er sich giebt. Und er versichert wiederholt, er verschweige mir nichts. Aber trotz alledem; ich kann und will es nicht glauben, daß mein Bruder Hand an sich gelegt hat, daß er erbärmlich genug gewesen ist, zum letzten Auskunftsmittel des Feiglings zu greifen!«

Er stand auf und wollte sich entfernen, ehe er jedoch die Thür erreichte, öffnete sie sich und Naomi trat ein. Erschrocken, aufgeregt durch dieses plötzliche Zusammentreffen, so natürlich es im Grunde auch war, standen sie einander gegenüber.

»O Naomi, ich bedarf Ihrer!« rief der junge Mann, indem er ihre Hand ergriff und ihr ernst flehend in das bleiche Gesicht sah. »Ich bedarf Ihren damit Sie mir rathen, mich erleuchten, mich trösten. Ich habe soeben mit Ihrem Vater geredet und er hat mir beinahe das Herz gebrochen. Haben Sie Erbarmen, Theuerste, sagen Sie mir die Wahrheit wie die Schwester dem Bruder. Sagen Sie mir, Sie glauben es nicht, daß Oswald sich selbst umgebracht habe.«

»Sich selbst umgebracht!« wiederholte sie und wurde leichenblaß.  
»Nein, wer sagt das — wer denkt das?«

»Ihr Vater.«

»Mein Vater sagt das — mein Vater denkt das?«

»Ja. Er hat es mir vor fünf Minuten hier gesagt. O sagen Sie, daß Sie es nicht glauben!«

»Ich glaube es nicht,« antwortete sie mit blitzenden Augen. »Ich weiß, daß er unglücklich war, aber ich kann, ich will ihn nicht für so schuldig halten. Nein, daran hat er nicht gedacht. Er hatte beschlossen, ein neues Leben zu beginnen, und schon die Ueberfahrt nach Amerika bezahlt.«

»Sie wissen das von ihm selbst?« fragte Arnold lebhaft.

Naomi neigte bejahend das Haupt.

»Gott segne Sie« meine Schwester,« sagte der Seemann. »Sie haben mich mehr getröstet, als ich Ihnen zu sagen vermag. Sie kannten ihn — Sie liebten ihn.«

»Von ganzem Herzen und von ganzer Seele. Viel zu sehr für meine Pflicht, meinen Frieden, meine Frömmigkeit.«

»Und Sie glauben, er sei wirklich nach Amerika gegangen?«

Naomi's trauriges Gesicht erhielt noch einen Ausdruck der Verlegenheit.

»Ich weiß, daß er dahin gehen wollte.«

»Es bleibt doch aber sehr seltsam, daß er nicht mit der Kutsche abreiste, nachdem er zu Nicholas gesagt hatte, er werde sie benutzen, und noch weit seltsamer ist es, daß er die Koffer zurückließ, die er doch erst mit so großer Sorgfalt gepackt hatte und um deretwillen er hierher gekommen zu sein scheint.«

»Er hat sich vielleicht im letzten Augenblick anders besonnen. Sein Gemüth war umdüstert, da ist es wohl denkbar, daß er sorglos mit Dingen umgegangen ist, welche für Leute in normaler Gemüthsverfassung Wichtigkeit haben.«

»Liebe Naomi, wie klar Sie Alles sehen! Ja so war es. Er schiffte sich vielleicht in einem kleinen Hafen ein oder auf der andern Seite des Kanals, Havre oder Brest. Der Umstand, daß ich nicht aufzufinden vermag, wo er an Bord ging, hat an und für sich noch nicht viel zu bedeuten. Wir wollen warten und hoffen, Naomi, hoffen auf die Rückkehr Ihres Gatten und meines Bruders.«

»Auf die Rückkehr unseres Bruders,« antwortete Naomi mit sanftem Ernst. »Er kann mir nie wieder mehr werden als ein Bruder, aber bis an das Ende meines Lebens werde ich ihn mit der Liebe einer Schwester lieben.«

»Armer Bursch!« sagte Arnold träumerisch. »Als er Sie aufgab, warf er ein Kleinod von unschätzbarem Werthe hinweg.«

---

## Viertes Kapitel.

### *Das Gesicht in Oswalds Skizzenbuch.*

Nach der Unterredung mit Naomi hatte sich der Gedanke an einen Selbstmord seines Bruders bei Arnold zwar nicht sehr befestigt, ganz abzuweisen vermochte er die Möglichkeit desselben aber doch nicht. Daß Oswald irgend ein schweres Leid erlitten, welches sein Gemüth bedrückt und verdüstert hatte, war aus seinem letzten Brief hervorgegangen. Ware dies aber auch nicht der Fall gewesen, so ging aus dem Entschlusse eines jungen Mannes, der soeben erst zur Selbstständigkeit und in den Besitz alles dessen gelangt ist, was das Leben angenehm zu machen vermag, diesen Vortheilen zu entsagen und sein Vaterland zu verlassen, ja deutlich hervor, daß er sich tief unglücklich fühle und sich selbst verbanne, um unerträglichen Erinnerungen zu entfliehen.

Da Oswald nun aber mit dem Entschluß ins Reine gekommen war, freiwillig ins Exil zu gehen, weshalb sollte er alsdann der Schwäche und Gottlosigkeit verfallen sein, ein noch tieferes Vergessen im Selbstmord zu suchen? Arnold konnte das nicht glauben, er hielt seinen Bruder für einen zu guten und braven Menschen, um eine solche Sünde nur zu planen, geschweige denn sie zu begehen. Arnold hatte freilich den Werther, die Apotheose des Selbstmordes, noch nicht gelesen.

Er war nach jenem Gespräche mit Naomi mehr als je in Unklarheit über seines Bruders Schicksal, fester als je entschlossen, das Geheimniß zu ergründen, nach der Grange zurückgekehrt. Zunächst galt es einige Erkundigungen einzuziehen, welche sich auf eine mehr oder minder große Wahrscheinlichkeit des Selbstmordes bezogen. Statt, wie er sonst gewohnt war, die Grange durch die große Hauptthür zu betreten, wandte er sich nach dem Seitenflügel, wo die Wirthschaftsgebäude und Ställe lagen und wo er sicher sein konnte, den alten Nicholas vor der Küchenthür auf einer Bank in der



Sonne sitzend zu finden.

Er hatte sich nicht verrechnen der alte Mann war da und genoß des Sonnenscheins, den der Apriltag zwar nicht sehr dauernd spendete, der aber, so lange er da war, die Luft mit einer balsamischen Weichheit und einem Lichte erfüllte, in dem Alles lieblich erschien.

Nicholas ließ sich sein Nachmittagspfeifchen in langsamen Zügen schmecken. Als er den jungen Herrn kommen sah, stand er auf und nahm die Pfeife aus dem Munde.

»Bleibt sitzen, Nicholas, und raucht weiter,« sagte Arnold mit freundlicher Stimme, »ich möchte ein wenig mit Euch plaudern.«

Der alte Mann gehorchte, Arnold setzte sich neben ihn und nahm eine kurze Pfeife aus der Tasche, die er ebenfalls in Brand setzte. In jenen Tagen erkannte man an dem Gebrauche der kurzen Pfeifen den Reisendem denn damals hielten es die Herren aus den höheren Gesellschaftsklassen in England für ein Zeichen republikanischer Anwandlungen, wenn einer der Ihrigen rauchte.

Der Kapitän sah sich ringsum und überzeugte sich, daß Niemand in Hörweite sei, dann begann er das Gespräch.

»Ihr erinnert Euch des Tages, Nicholas, an dem mein Bruder zuletzt hier war; jenes Tages, an welchem Ihr die Koffer nach der Kutsche brachtet?«

»Ja, Kapitän, als ob es gestern gewesen wäre.«

»Sahet Ihr ihn unmittelbar, ehe er das Haus verließ?«

»Ja; er rief mich in die Halle, um mir noch die letzten Befehle wegen der Koffer zu ertheilen.«

»Wißt Ihr, ob er Pistolen mitnahm? Es hingen sanft ein Paar über dem Kamin in seinem Schlafzimmer. Ich sehe die Spuren davon an der Wand, denn die Farbe ist an der Stelle dunkel geblieben. Wißt Ihr, ob er sie mitgenommen hat?«

»Ja, Kapitän. Ich sah den Schaft der einen Pistole aus der Tasche seines Ueberrockes hervorgucken; er trug nämlich einen langen Ueberrock und hatte ihn trotz des warmen Wetters fest zugeknöpft. Es waren sehr schöne kleine Pistolen und er war sehr stolz darauf.

Sie hatten seinem Großvater, dem Oberst zur See, gehört und waren von fremdländischer Arbeit.

»Sie werden doch die Pistolen nicht mitnehmen, Squire?« fragte ich, denn ich dachte es wäre gefährlich, er meinte aber, er hätte sie einzupacken vergessen und es sei vielleicht gut so, denn man müßte doch wohl eine so weite Reise in einer Landkutsche nicht ohne Feuerwaffen machen. Aber, Muster Oswald, sagte ich — denn ich vergesse mich zuweilen gegen die jungen Herren und denke sie sind noch Knaben — glauben Sie denn, wir haben heutzutage noch Wegelagerer auf der Landstraße? Er zuckte aber darauf die Achseln und ging hinaus, ohne noch ein Wort zu reden.«

»Mit einem Paar Pistolen in der Brusttasche,« dachte Arnold, den diese Mittheilung des alten Dieners sehr beunruhigte, da sie Joshua Haggards Annahme zu bestätigen schien. Er fragte nicht weiter, sondern verließ Nicholas und ging langsam nach seinem Zimmer, dem großen luftigen Zimmer mit der Aussicht nach dem Meere, in welchem Oswald geschlafen hatte, und setzte sich an den Schreibtisch seines Bruders, um dort über das geheimnißvolle Schicksal des Abwesenden nachzugrübeln.

Daß darüber irgend ein Geheimnis, obwaltete, stand jetzt für Arnold außer Zweifel. Es war nunmehr hohe Zeit, daß man in England etwas von dem Wanderer erfahren haben mußte. Die Brüder hatten während der ganzen Jahre ihrer Trennung mehr oder weniger regelmäßig mit einander correspondirt und Oswald war derjenige gewesen, welcher diesen Briefwechsel aufrecht erhalten und es dem Seefahrer nicht angerechnet hatte, wenn er mit seinen Briefen im Rückstand geblieben war. Kapitän Pentreath fand bei der Ankunft im Hafen oft ein ganzes Packet Briefe voll Nachrichten aus der alten Heimat, an der er mit großer Liebe hing, obgleich ihm das Seeleben besser gefiel. Es war unwahrscheinlich, ja beinahe unmöglich, daß Oswald, wenn er am Leben und im Besitze seiner Geisteskräfte sei, beinahe ein Jahr sollte verstreichen lassen, ohne dem Bruder Nachricht von sich zu geben.

»Wohin ging er, als er an jenem Augustnachmittage die Grange verließ?« sann Arnold. »Er muß mit irgend Jemand

zusammengetroffen sein und irgend Jemand muß Auskunft über sein Verbleiben geben können; aber wer? Die Frau, welche er liebte, um deretwillen er das edle Mädchen aufgab! Sie, sie wäre die Einzige, die mir den Schlüssel zu dem Geheimnis, geben könnte, wenn ich sie nur aufzufinden vermöchte.«

Wo war sie aber? Wo war der Gegenstand jener verhängnißvollen Leidenschaft, die Oswalds Leben in dem Augenblicke, wo es am glücklichsten zu sein schien, plötzlich verfinstert hatte? Arnold konnte darüber nicht ins Klare kommen. War es vielleicht eine Frau« die sein Bruder in London kennen gelernt hatte? Es mußte so sein, denn im Combhaven wäre ein solches Verhältniß nicht möglich gewesen, ohne daß der ganze Ort darum gewußt hätte, und die Leute, welche mit Arnold über seinen Bruder sprachen, waren augenscheinlich vollständig im Dunkeln über den Grund, welcher die Aufhebung seiner Verlobung mit Naomi veranlaßt hatte. Nein, es konnte keine Bewohnerin von Combhaven sein, sonst hätte man in allen Straßen davon geredet, und doch konnte Arnold nicht daran zweifeln, daß Joshua Haggard von Oswalds Sünde und Thorheit mehr wußte, als er ihm mitzutheilen für angemessen hielt. Er hatte davon genug gewußt, um sich dadurch zur Aufhebung einer Verbindung veranlaßt zu finden, welche für seine Tochter so große Vortheile versprach. Wie war Oswalds Aufführung in London zur Kenntniß des Methodistenpredigers gelangt? Das machte ihn wieder stutzig. Freilich hatte wohl das entfernteste Dorf irgend eine Verbindung mit der großen Stadt, irgend einem Landmann lebte dort ein Bruder oder Vetter und regalirte ihn gelegentlich mit einem Gericht Scandal aus der Residenz, und was konnte interessanter sein als eine den Squire des Ortes betreffende pikante Geschichte?

Oswalds beide großen Koffer standen noch in derselben Verfassung, wie sie von Exeter zurückgekommen waren, einer über dem andern in der tiefen Nische neben dem Kamin. Ließ sich vielleicht darin ein Fingerzeig darüber finden, mit welchen Absichten ihr Besitzer die Grange verlassen hatte? Arnold holte seinen Werkzeugkasten, der ihn auf seinen Seereisen stets begleitet hatte, herbei. Er besaß viel mechanische Geschicklichkeit und hatte sich

seine Kajüte stets so hübsch und bequem wie möglich zurechtgebastelt, es ward ihm daher auch gar nicht schwer, das Schloß des zu oberst stehenden Koffers zu öffnen. Es war ein Lederkoffer, der früher seinem Vater gedient hatte, geschwärzt vom Alter, an den Ecken abgeschabt und an und für sich so schwer, daß es demjenigen, der ihn tragen mußte, ziemlich gleichgültig sein konnte, ob er leer oder vollgepackt sei.

Mit einem eigenthümlich zaghaften Gefühl hob Arnold den Deckel in die Höhe, als ob seiner darunter sofort tief erschütternde Enthüllungen warteten. Er fand darin aber zuvörderst nur Oswalds bescheidene Büchersammlung. Der abgegriffene Shakespeare und Byron, Tom Jones und Joseph Andrew in Duodezbanden. Arnold nahm einen Band nach dem andern in die Hand und betrachtete sie mit zärtlichen Blicken. Auch er war ein Verehrer von Lord Byron, hatte Childe Harold und Don Juan auf seinen Reisen mit sich geführt und manche Nacht beim Lichte des tropischen Mondes in ihren Gesängen geschwelgt; nicht minder liebte er Shakespeare und Fielding. Sinnend blätterte er in dem alten Byron und es kam ihm vor, als ob die Bande sich bei den traurigsten Stellen wie von selbst öffneten, ein Zeichen, daß der frühere Eigenthümer dabei besonders häufig verweilt hatte.

Unter den Büchern befand sich eine alte lederne Schreibmappe und dann kamen Kleidungsstücke, welche mit so wenig Sorgfalt eingepackt waren, daß sich daraus auf große Erregtheit seitens des Packenden schließen ließ. Arnold vermochte unter dem Inhalt dieses Koffers nichts zu entdecken, was ihm irgendwie hätte zur Aufklärung dienen können, und legte die Sachen Stück für Stück so ordentlich wieder in den Koffer hinein, daß sie jetzt beträchtlich weniger Raum einnahmen als zuvor.

Er war beinahe fertig damit als sein Auge auf ein kleines abgeschabtes Buch ohne Titel fiel, das seiner Aufmerksamkeit bis dahin entgangen war. Ursprünglich in rothen Maroquin gebunden, hatte es durch langen Gebrauch die Farbe verloren.

Arnold öffnete das Buch. Es enthielt schriftliche Aufzeichnungen von Oswalds Hand, Bleistiftskizzen und hier und da auch Verse, in

denen vielfache Aenderungen bewiesen, daß Oswald sie nicht abgeschrieben, sondern verfaßt hatte.

»Hier muß ich irgend welchen Aufschluß finden!« dachte der Kapitän.

Die ersten Seiten des Buches enthielten Zeichnungen der Arnold wohlbekannten Küstengegenden der Heimat und führten ihn zurück zu den Tagen der Kindheit, wo es sein höchstes Entzücken gewesen, vom Morgen bis Abend in einem Fischerboote auf dem Meer zu liegen, und noch lieber hatte er es von Sonnenuntergang bis Sonnenaufgang gethan. Er hatte durch diese eigenmächtigen Ausflüge seines Vaters Zorn im hohen Grade erregt und auch die letzte Katastrophe war dadurch herbeigeführt worden, daß er drei Tage und drei Nächte hintereinander ausgeblieben war. Nach Hause zurückgekehrt, hatte er um Verzeihung für sein Versehen gebeten, der Squire aber, der zum ersten Male in seinem Leben eine Anwandlung väterlicher Angst empfunden gehabt, war darüber so aufgebracht, daß er dem Herumtreiber eine sehr derbe körperliche Züchtigung zu Theil werden ließ, worauf Arnold sein Bündel geschnürt und sich heimlich gen Bristol aufgemacht hatte, um nunmehr gänzlich zur See zu gehen.

Es war fünfzehn Jahre her, daß er die hier flüchtig hingeworfenen malerischen Küstenpunkte — Chovelly und Hartland Point, Bude und Tintagel — zuletzt gesehen, und doch brachte jede Klippe und jede Felsspalte die Lebendigkeit und Frische seiner Knabenzeit zurück, wo das Meer für ihn ein Gegenstand der Anbetung und nicht bloß der Schauplatz seines Berufes gewesen war.

Auf andern Blättern sah man den Delphin mit stürmischen Wogen kämpfen oder auf glattem Spiegel dahinsegeln. Auch fanden sich viele Anfänge zu poetischen Schilderungen und Verherrlichungen des Meeres in Byronscher Manier, die aber sämmtlich unvollendet geblieben waren.

Etwa in der Mitte des Buches erschien zum ersten Male ein Frauenkopf — Naomi Haggard. So unvollkommen die Zeichnung auch sein mochte, waren die edle Stirn, das tiefe, dunkle Auge mit dem sinnenden Blick und das reiche schwarze Haar doch

unverkennbar. Der Kopf war mehrere Male wiederholt, mit niedergeschlagenen und geöffneten Augen, im Profil und en face. Auch die poetischen Ergüsse nahmen eine andere Tonart an und befangen nicht mehr die See, sondern die Geliebte. »An N.« waren die Verse häufig überschrieben oder »Abends, nachdem ich N. verlassen.« Die erste Liebe hauchte alle ihre Abstufungen in den zärtlichsten Tönen in diesen Versen aus, Alle die alten Gemeinplätze, alle die hergebrachten Vergleiche wiederholten sich. Der Pegasus war geritten worden nicht als Flügelpferd, das seinen Reiter aus des Parnasses Höhen trägt, sondern als ein sanftes Roß, das zum Lustritt benutzt wird und auch nicht die mindeste Neigung zum Durchgehen kundgiebt.

Der mittlere Theil des Buches war gänzlich angefüllt mit Zeichnungen von Naomi und Versen an Naomi, hier und da fand sich auch in Prosa eine leise Klage über Naomi's Kälte. Dann trat eine Veränderung ein. Naomi verschwand gänzlich, die poetischen Versuche hörten aus, dagegen erschien Seite auf Seite engbeschrieben ein Tagebuch, das regelmäßig geführt ward und im März des verflossenen Jahres begann.

Gleichzeitig kam auch ein Gesicht, das Arnold unbekannt war. Es war ein jugendliches Köpfchen in einer Puritanerhaube, mit einer Feinheit ausgeführt, als ab der zarteste Strich dem Zeichner noch nicht zart genug erschienen wäre, um den ätherischen Charakter des Originals wiederzugeben. Es war ein süßes Gesicht, jetzt ernst, jetzt sinnend, jetzt mit einem Anhauch von Melancholie, dann wieder mit dem Ausdruck der tiefsten Traurigkeit in den zum Himmel gerichteten Augen, die um Mitleid und Vergebung zu bitten schienen.

»Das ist die Frau, welche er liebte,« dachte Arnold. Er schlug das Tagebuch auf und las aufs Geradewohl eine Seite. Sie war vom 12. April, zehn Tage vor dem Tode des Squires, datiert.

»Sie ist noch hier. Es ist ein neues Leben, das ich führe, seit sie mir so nahe ist. Nichts kann daraus entstehen als Schmerz und Trennung, aber der leiseste Ton ihres Schrittes läßt mein Herz in Freude erbeben, eine zufällige Berührung ihrer Hand setzt alle mein Pulse in Aufregung. Ich kann in ihrer Gegenwart nicht unglücklich

sein — aber tiefer, unsäglicher Schmerz breitet sich über meine Seele, wie eine Wolke, die eine sonnenbeschienene Landschaft verdüstert. Meine Geliebte, meine Angebetete! Weshalb begegneten wir einander nicht früher oder weshalb mußten wir uns überhaupt begegnen? Einer Laune des Schicksals — einem grausamen, harten, unerklärlichen Verhängniß, welches gleich einem eisernen Rade dahinrollt und mein Herz zermalmt, müssen zwei Leben zum Opfer fallen. Ich werde beinahe zum Gottesleugner, wenn ich bedenke, wie die Natur meine süße Liebe für mich bestimmt hat und wie das Schicksal grausam zwischen uns trat und uns trennte!«

»Arme Naomi! Wie treu und gut sie ist. Wie edel, einfach, offen und ohne jeden Argwohn. Ich will mich nicht mehr gegen mein Schicksal auflehnen. Ich will mit dieser wilden Leidenschaft kämpfen — kämpfen und sie besiegen, und wenn mir das nicht gelingt, ein Ende mit Allem machen!«

Ein Ende mit Allem machen!« wiederholte Arnold sinnend.

»Ja, meine Naomi, ich will mich der Tage erinnern, wo Du meine ganze Welt warst — der Tage, wo ich keine süßere Hoffnung hatte, als ein friedliches Leben an Deiner Seite zu führen, wo die ruhige Freundschaft und verehrende Bewunderung, die ich für Dich empfand, mir die beste und edelste Art der Liebe erschien. Um der Erinnerung dieser Tage willen werde ich mich selbst besiegen und Dir treu sein; giebt es für mich kein Glück mehr, so werde ich wenigstens Ruhe und Frieden und ein gutes Gewissen haben. Vielleicht beruht die wahre Glückseligkeit auf diesen Dingen und jener Fiebertraum der Leidenschaft spiegelt nur eine Glückseligkeit vor, die sie nie, nie gewährt. O nein, *nein*, ich glaube nicht, daß die Leidenschaft Glück giebt, so wenig Sturm und Blitze schönes Wetter bringen. Beides ist groß, beides ist schön, aber dem Aufruhr in der Natur und dem Aufruhr im Menschenherzen folgt Tod und Verderben.«

»Wenn mich die Ehre verläßt, so möge auch das Leben enden.«

»Der Tod lauert in unserer Nähe, und unsere Gedanken sind voll Traurigkeit. Der nächste Tag die nächste Stunde kann die unausbleibliche Katastrophe bringen. Wo sie ist, da ist immer

Sonnenschein. Ihre Gegenwart besänftigt mich gleich der süßesten Musik — gleich den Liedern, die meine Mutter an meiner Wiege sang!«

»Gott helfe mir, das Herz bricht!«

Arnold las wohl eine Stunde.

Das Tagebuch ging in demselben Tone fort, Ausbrüche leidenschaftlicher Liebe und Verzweiflung wechselten mit guten Vorsätzen ab, die den Augenblick, der sie geboren« nicht viel überdauerten. Es war die alte Geschichte einer unüberwindlichen Leidenschaft. Je weiter Arnold las, um desto schwerer ward ihm das Herz, denn er sagte sich, ein Mann, der dies schreiben konnte, sei auch in der Gemüthsverfassung gewesen, einen Selbstmord zu begehen.

Der Name des Gegenstandes dieser unglücklichen Liebe war nicht ein einziges Mal genannt; das Tagebuch war überhaupt in so unbestimmten Ausdrücken abgefaßt, daß die Frau, welche sein Bruder liebte, in seiner Nähe gelebt habe, täglich mit ihm zusammengekommen sei, mithin eine Bewohnerin von Combhaven sein müsse. Wer konnte sie aber sein? Arnold wußte mit Bestimmtheit, daß er das Original jener Bleistiftzeichnung seines Bruders nie gesehen hatte. Naomi's Bildniß war von Oswald gut genug getroffen, um zu beweisen, daß auch das andere Portrait Aehnlichkeit mit dem Original haben mußte, wenn überhaupt ein solches im Leben existierte und nicht eine Ausgeburt der Phantasie des Zeichners war.

Das war aber doch nicht möglich, dazu kam dasselbe Portrait zu oft wieder, auch gaben die Bekenntnisse der unglücklichen Leidenschaft, die einander in dem Buche folgten, Arnold die Gewißheit, daß er wirklich das Bild einer lebenden Frau vor sich habe.

»Ich bin seit meiner Heimkehr jeden Sonntag in der Kirche gewesen und habe kein Gesicht gesehen, das nur die entfernteste Aehnlichkeit mit diesem Porträt hätte,« dachte Arnold.

Naomi hätte ihm vielleicht Aufklärung geben können. Naomi mußte wissen, wer ihr das Herz ihres Verlobten abwendig gemacht



hatte, es wäre aber die höchste Grausamkeit gewesen, sie danach zu fragen.

»Und wenn ich Alles wüßte, würde mich das denn über meines Bruders Schicksal aufklären?« dachte Arnold traurig, denn seit er Oswalds Tagebuch gelesen, schien es ihm gar nicht mehr unwahrscheinlich, daß der Schreiber sich selbst entleibt habe.

»Weicht ein Mensch erst ein Mal vom rechten Wege ab, so kann man gar nicht wissen, wohin ihn das führt,« dachte der Kapitän.

---

## Fünftes Kapitel.

### *Verstoßen.*

Kapitän Pentreath sah sich genöthigt, in eigenen Angelegenheiten nochmals nach London zu reisen. Er mußte mit dem Rheder, aus dessen Schiffen er seit dem Beginn seiner Laufbahn thätig gewesen war, seine Geschäfte abwickeln, und das war keine leichte Sache, denn man zeigte sich sehr wenig geneigt, einen so vorzüglichen Kapitän, wie er war, zu verlieren. Arnold hatte aber eingesehen, daß sein Pflichtenkreis ihm jetzt am Lande und nicht auf dem Meere vorgezeichnet war. Sein Bruder hatte ihn zum Verwalter seiner Besitzungen eingesetzt und er war entschlossen, diesen Auftrag getreulich auszuführen, bis Oswald zurückkomme, um das Seinige wieder selbst in Obacht zu nehmen. Noch immer hatte Arnold nicht alle Hoffnung aufgegeben, daß diese Rückkehr, um die er Gott aus tiefstem Herzen anflehte, doch endlich stattfinden werde.

Inzwischen gab es reichlich zu thun. Es war auf den Besitzungen Vieles vernachlässigt worden und der Kapitän machte sich mit frischer Kraft daran, überall Ordnung herzustellen. Er übernahm die Leitung von Combhaven mit ebenso viel Entschiedenheit wie das Kommando eines Schiffes, und die Leute gehorchten ihm ebenso pünktlich, wie es seine Matrosen gethan hatten; der beliebteste Kommandeur ist stets der, welcher sich den besten Gehorsam zu verschaffen weiß.

Seine Geschäfte hielten ihn länger in London zurück, als er erwartet hatte, als er aber nach Combhaven zurückkam, war er ein freier Mann und konnte sich ungetheilt seiner Aufgabe, der Verwaltung der Güter, hingeben, bis Oswald ihn wieder davon ablöste. Der Aufenthalt in der Hauptstadt hatte dazu gedient, die Hoffnung über die Furcht obsiegen zu lassen. Er hielt jetzt die Annahme, daß Oswald einen Selbstmord begangen, für eine dem düstern Gemüthe Joshua Haggards entstammende Täuschung und

hoffte, früher oder später würde aus irgend einem entlegenen Winkel der Welt ein Brief eintreffen, der die Nachricht brächte, der junge Squire sei gesund, habe seinen Kummer vergessen und kehre als ein neuer Mensch in die Heimat zurück.

Es war Mai Hals Kapitän Pentreath in diesem gehobenen Gemüthszustande nach Comhaven zurückkehrte. Die Kutsche von Exeter hielt um fünf Uhr Nachmittags vor dem Ersten und Letzten, und Arnold ging noch an demselben Abend, nachdem er in der Grange schnell zu Mittag gegessen, nach dem Hause des Predigers. Er hatte keinerlei freundschaftliche Beziehungen in Comhaven angeknüpft und betrachtete Naomi Haggard als diejenige Person in der Heimat, die ihm am nächsten stand. Hätte Oswald ihr die Treue gehalten, so würde sie seine Schwester gewesen sein, und er empfand bereits für sie die Liebe eines Bruders.

»Sie soll meine Schwester, meine Freundin und Beratherin sein,« gelobte er sich. »Wir sind ja beide einsam geworden durch sein Verschwinden.«

Mr. Haggards Familie hatte soeben ihren Nachmittagsthee getrunken, als Arnold in's Zimmer trat. Sally, welche das Theegeschirr aus der Stube nach der Küche trug, hörte ihn an die Hausthür klopfen und ward durch dieses ungewöhnliche Ereigniß so sehr aus der Fassung gebracht, daß sie kaum im Stande war, ihre Last, ohne etwas zu zerbrechen, auf den Küchenheerd niederzusetzen. Als sie die Thür öffnete und Kapitän Pentreath vor sich sah, stieß sie wieder einen halbunterdrückten Schreckenschrei aus, der übliche Gruß, der Arnold von ihr zu Theil ward. »Es ist gerade, als wäre der junge Squire breitschultriger und schöner zurückgekehrt;« erklärte sie Jim, mit dem sie auf etwas vertraulicherem Fuße stand als mit den anderen Familiengliedern.

Tante Judith war schon wieder nach dem Laden gegangen, Naomi las am offenen Fenster, Joshua saß im Lehnstuhl und ruhte von einer seiner Wanderungen über Berg und Thal aus, die ihn in letzter Zeit immer sehr erschöpften. Sein ganzes Leben war jetzt ein viel aufreibenderes geworden, als es früher gewesen; die Kräfte wurden in zu hohem Maße verbraucht und die Spuren davon zeigten sich in

den schärferen Linien und der Blässe seines Gesichtes, sowie in den tiefen Schatten unter den Augen.

Naomi und ihr Vater befanden sich allein im Zimmer, als Arnold eintrat.

Joshua Haggard öffnete die Augen, sprang auf und starrte den Kapitän einen Augenblick an als erkenne er ihn nicht und befinde sich nach im Banne eines Traumes, den er nicht sogleich abzuschütteln vermöge.

»Ich fürchte, ich habe Sie in einem Nachmittagsschläfchen gestört, Mr. Haggard,« sagte Arnold.

»Nein, ich habe nicht geschlafen, nur geruht.«

»Sie sehen aus, als wären Sie der Ruhe sehr bedürftig.«

»Finden Sie das?« fragte der Prediger nachdenklich.»Nun wohl, die Scheide muß ja endlich abgenutzt werden, es thut nichts, wenn das Schwert nur bis an's Ende blank bleibt!

»Sie fragen mich gar nicht, ob ich in London etwas über meinen Bruder erfahren habe,« sagte Arnold —

»Weil ich nicht erwarte, daß Sie etwas über ihn gehört haben. Ich habe Ihnen meine Ansicht mitgeteilt,« erwiderte Joshua düster.

»Und ich werde dieser Meinung nicht eher beipflichten, als bis sie mir durch unumstößliche Beweise aufgezwungen wird!« rief Arnold. »Meine Parole heißt: Hoffnung. Ja, Naomi, Hoffnung,« fügte er hinzu, indem er sich zu Joshuas Tochter wendete, welche ihn ernst anblickte und deren Gesicht auch bei seinem Anruf kein Hoffnungsstrahl erhellte. Er reichte ihr die Hand und sie begrüßten sich mit warmer Herzlichkeit wie Bruder und Schwester. Joshua sank in seinen Stuhl zurück und vertiefte sich in ein Buch, das aufgeschlagen vor ihm auf dem Tisch gelegen hatte, damit gleichsam andeutend, daß er dem Gast nichts mehr zu sagen habe.

Dieser Empfang war so kalt, daß er hart an Unhöflichkeit streifte, Arnold gehörte aber nicht zu den leicht verletzlichen Naturen, auch galt sein Besuch hauptsächlich Naomi. Sie erschien ihm als die einzige Person, die mit seiner Sehnsucht nach dem Abwesenden vollständig zu sympathisieren vermochte; sie allein in Comhaven

hatte seinen Bruder wahrhaft geliebt.

Er fing an über gleichgültige Dinge zu plaudern und bemühte sich, etwas Heiterkeit in die Unterhaltung zu bringen, in des Predigers Wohnzimmer herrschte aber eine so niederdrückende Atmosphäre daß keine Fröhlichkeit aufkommen konnte. Naomi war liebenswürdig und freundlich gegen Arnold, schien aber von einer unbesiegbaren Melancholie umfungen zu sein.

»Lacht man hier niemals?« fragte sich Arnold. »Hält dieses Haus stets das Aussehen, als finde darin ein Leichenbegängniß statt? Ist es der Kummer um meinen abwesenden Bruder, der Naomi so traurig macht? Ich hätte geglaubt, sie besitze die Kraft, einen solchen Schmerz zu überwinden oder ihn wenigstens zu verbergen. Und der Prediger? Sein düsteres Gesicht halte ich lediglich für die Miene, die er seiner Amtswürde schuldig zu sein glaubt.«

Trotz ihrer Traurigkeit flößte Naomi Kapitän Pentreath ein lebhaftes Interesse ein. Der über sie ausgebreitet Hauch der Melancholie gab ihrer Schönheit etwas Poetisches. Er sah in ihr eine Frau von sehr tiefem Gefühl, die nur einmal zu lieben vermochte und dieser Liebe für immer treu blieb. Selbst Oswalds Unbeständigkeit hatte sie darin nicht wankend machen können. Er hätte viel darum gegeben, ein Weilchen mit ihr allein sein, und unbehindert vom Herzen zum Herzen reden zu können. Es war ihm, als könne er doch zu ihr von seinem Bruder und selbst von dessen Irrthümern sprechen, ohne sie zu verwunden. Aber die Gestalt des Predigers, die wie der steinerne Gast in seinem Stuhle saß, wirkte auf ihn lähmend gleich einem Alp. Es entstand ein langes, verlegenes Stillschweigen, das den jungen Mann darüber belehrte, es sei für ihn hohe Zeit sich zu verabschieden.

Er hatte sich soeben von seinem Stuhl erhoben als, die Thür sich öffnete und eine jugendliche Frauengestalt mit bleichem Gesichte und einem Puritanerhäubchen auf dem Kopfe in's Zimmer trat.

Als sie Arnold's ansichtig wurde, stieß sie einen leisen Schrei aus und fuhr mit der Hand nach dem Herzen, dann nahm sie sich mit Aufbietung ihrer ganzen Willenskraft zusammen, machte ihm eine gemessene Verbeugung und ging durch's Zimmer, um sich auf einen

Stuhl neben Joshua zu setzen.

»Mein Gott!« rief Arnold und wurde sehr bleich.

Er stieß diesen Ausruf aus, ehe er im Stande gewesen, seine Selbstbeherrschung wieder zu gewinnen, welche ihm durch die plötzliche Erscheinung der jungen Frau gänzlich geraubt worden war. Da war ja das Gesicht, das er in seines Bruders Tagebuch gesehen, und diejenige, die es trug, war Joshuas zweite Gattin, von deren jungfräulicher Schönheit er schon sehr viel gehört, die er aber noch nicht gesehen hatte, denn sie war in letzterer Zeit häufig leidend und an ihr Zimmer gefesselt gewesen.

Als die Thür sich öffnete, blickte Joshua auf, hörte Cynthia's Schrei und Arnold's Ausruf und sah die Blicke des Staunens, mit welchen sie einander maßen.

»Er wird es vielleicht ebenso machen wie sein Bruder,« dachte er und sein Gesicht nahm einen finsternen Ausdruck an. Er sah seine Frau, die sich dicht neben ihn gesetzt hatte, scharf an. Sie war todtenbleich, das plötzliche Erscheinen von Oswald Pentreath's Bruder hatte sie erschüttert, als ob sie einen Geist gesehen hätte.

Arnold verabschiedete sich von dem Prediger und seiner Tochter mit einem flüchtigen Händedruck und von Cynthia mit einer Verbeugung. Nach der soeben gemachten Entdeckung, die ihn in Erstaunen gesetzt und erschüttert hatte, war es ihm nicht möglich, sich noch ruhig zu unterhalten. Es war furchtbar, sich sagen zu müssen, daß sein Bruder sündig genug gewesen, hierher seine Liebe zu wenden.

Kannte Joshua die Wahrheit, oder argwohnte er sie? Arnold glaubte das Letztere annehmen zu dürfen; dieser Argwohn war denn auch die Erklärung für die Kälte und Feindseligkeit, womit er von Oswald sprach.

Nachdem Arnold die Sirene entdeckt hatte, deren verhängnißvolle Stimme seinen Bruder vom rechten Pfade hinweggelockt, war es sein eifrigster Wunsch, etwas von ihr über Oswald's Schicksal zu erfahren. Niemand mußte besser über die Absichten unterrichtet sein, mit welchen der Unglückliche Combhaven verlassen hatte, als die Frau, welche er liebte. Ohne Zweifel hatte er es möglich

gemacht, in der kurzen Zeit seines letzten Aufenthalts in der Grange mit ihr eine Zusammenkunft zu haben und seine Pläne für die Zukunft zu besprechen.

Es war indeß für Arnold nicht so leicht, mit Joshua's Frau eine Unterredung zu erlangen, ohne dadurch nach irgend einer Seite Anstoß zu erregen. Der Prediger war unfreundlich und abstoßend gegen ihn und es stand zu befürchten, daß er einem Manne, der den Namen Pentreath führte, die bösesten Absichten zutrauen könne. Von der anderen Seite waren auch Naomi's Gefühle zu schonen; es konnte immerhin möglich sein, daß sie sich in Unwissenheit über die Rolle befand, welche ihre Stiefmutter in der Tragödie ihres Lebens gespielt hatte.

Der Zufall fügte ein Zusammentreffen, das absichtlich herbeizuführen seine großen Schwierigkeiten gehabt haben würde. Am dritten Tage nach seiner Rückkehr von London hatte Arnold auf Hernes Rücken einen langen Spazierritt gemacht und traf, als er langsam zurückkam, Cynthia Haggard, die einen einsamen Nachmittagsspaziergang in einem der grünen Heckenwege außerhalb Combhavens machte. Sie ging langsam mit gesenktem Haupte und unhörbaren Schritten gleich einem Menschen, dessen Gedanken weit hinwegschweifen von dem, was ihn unmittelbar umgiebt.

Die volle Abendsonne schien durch das junge Eichenlaub, Hagedorn stand in üppiger Blüthe und erfüllte die Luft mit seinem würzigen Dufte, die See schimmerte durch die grünen Heckenlinien, die kleine Stadt mit ihren Giebelhäusern, ihren gelben Strahldächern und rothen und grauen Ziegel- und Schieferdächern lag wie von einem Meere flüssigen Goldes überflossen im Sonnenschein da.

Arnold glitt gewandt vom Pferde und nahm dessen Zügel über den Arm. Herne hatte sich bereits ausgetobt und ließ sich jetzt die ruhige Gangart, bei welcher er junges Gras verzehren konnte, philosophisch gefallen.

»Mrs. Haggard, würden Sie mir eine kurze Unterredung gestatten?« fragte Arnold mit milder Stimme.

Cynthia war als sie das Trappen eines Pferdes hinter sich

vernommen hatte, erschrocken aus ihren Gedanken aufgefahren. Sie machte einen Knix und antwortete zaghaft:

»Wie Sie wünschen, Mr. Pentreath.«

»Sie wundern sich vielleicht, was ich Ihnen zu sagen haben kann.«

»Ja.«

»Und doch müssen Sie wissen, daß ich voll Angst um meinen Bruder bin.«

Sie wurde erst dunkelroth und dann wieder bleich.

»Ich bin — wir sind Alle in Sorge um ihm,« stammelte sie. »Es ist so seltsam, daß er nicht an Sie schreibt. Wenn es auch nicht zu erwarten war, daß er an Jemand anders schreiben solle, aber Ihnen, seinem Bruder, den er so sehr liebte, hätte er doch Nachricht geben müssen.«

»Er hat also von mir mit Ihnen gesprochen?« fragte Arnold.

»Sehr oft. Er sah Ihrer Rückkehr mit großer Sehnsucht entgegen.«

»Wollte Gott, ich wäre früher gekommen! Ich hätte ihn vielleicht zu Hause festgehalten. Mrs. Haggard, ich bitte Sie, seien Sie aufrichtig gegen mich. Das meinen Bruder umgebende Geheimniß macht mich tief unglücklich. Können Sie mir nicht helfen? Vielleicht wissen Sie etwas, was Niemand anders weiß, etwas, wodurch ich einen Schlüssel zu den Plänen bekäme, mit denen er die Heimat verlassen hat. Um des Himmels willen bitte ich Sie, seien Sie wahrhaftig gegen mich. Ich kenne das Verhängniß, das meinen Bruder aus dem Vaterlande trieb, denn mir ist vor kurzer Zeit sein Tagebuch in die Hände gekommen, in welchem ich die Geschichte seiner unglücklichen Liebe aufgezeichnet fand. Ich weiß, daß er um Ihre Willen in's Exil gegangen ist, und flehe Sie an: sagen Sie mir Alles, was mir helfen kann, sein Geschick zu entdecken.«

Cynthia zitterte und ward todtenbleich, sah aber dem Kapitän mit einem festen Blick in's Gesicht, aus dem das Bewußtsein der Unschuld sprach. Arnold sagte sich, daß kein sündiges Weib, wohl aber ein tief unglückliches vor ihm stehe.

»Ich weiß weiter nichts über ihn, als daß er nach Amerika



gegangen ist«« sagte sie.

»Sahen Sie ihn an jenem letzten Tage?«

»Ja. Bitte sagen Sie weder Naomi, noch sonst Jemand etwas davon; es weiß Niemand um die Zusammenkunft. Sie war ein Geheimniß. Er wünschte vor seiner Abreise einen letzten Abschied von mir zu nehmen.«

»Waren Sie die letzte Person, die ihn hier sah?«

»Ich denke es. Als er mich verließ, machte er sich auf den Weg, um die Kutsche zu erreichen.«

»Sind Sie sicher, daß er mit der Kutsche abreisen wollte?«

»Er hat es mir selbst gesagt.«

Arnold's Gesicht verfinsterte sich. Die Sache erhielt dadurch ein bedenklicheres Aussehen.

»Um welche Tagesstunde trafen Sie mit ihm zusammen?«

»Gegen vier Uhr Nachmittags.«

»Und wo fanden Sie sich?«

»Wollen Sie mir versprechen, es Niemand zu sagen?«

»Ja, ich verspreche es.«

»Auf dem Matcherly-Anger beim alten Schacht.«

»Ich kenne den Platz, wir haben als Kinder häufig dort gespielt. Sind Sie auch sicher, daß Niemand etwas von der Zusammenkunft wußte?«

»Ganz sicher.«

»Und daß Ihnen an jenem Nachmittage Niemand begegnete, daß Niemand Sie beobachtete?«

»Ich sah Niemand und glaube auch nicht, daß mich ein Auge gesehen hat.«

»Mein Bruder sagte Ihnen, er wolle mit der Kutsche abreisen, er ist jedoch nicht damit abgereist. Sie sahen ihn an jenem Nachmittage um vier Uhr und ich kann Niemand ausfindig machen, der ihn noch zu einer späteren Stunde gesehen hätte. Das ist befremdend, es ist sogar beängstigend, finden Sie das nicht auch?«

»Ich finde es ebenfalls, vertraue aber auf Gott, er wird ihn

schützen, wenn wir auch seinen Aufenthalt nicht kennen.«

»Das ist eine bequeme Auffassung,« sagte Arnold mit einer Beimischung von Bitterkeit.

»Niemand kann trauriger um ihn sein, als ich,« antwortete Cynthia, plötzlich in Thränen ausbrechend, »dann besteht ja eben meine Sünde, daß ich mich so sehr um ihn betrübe.«

»Armes Kind! Verzeihen Sie mir meine harten Worte. Es kommt mir zuweilen vor, als lasse meines Bruders Schicksal außer mir alle Welt gleichgültig. Ihr Gatte vermuthet, er habe einen Selbstmord begangen, ich kann und will das aber nicht glauben. Sie glauben es doch auch nicht?« fügte er schnell hinzu.

»O nein, nein, nein!« rief sie mit einem so erschrockenen, schmerzerfüllten Ausdruck im Gesichte, als sei ihr dieser Gedanke völlig neu. »Das kann er nicht gethan haben. Er kann nicht so wild, so wahnsinnig und sündhaft gehandelt und sich erschossen haben wie Werther.«

»Wer ist Werther?«

»Ein Mann in einem Buche, das Ihr Bruder uns vorgelesen hat, eine Person, die wirklich existiert hat, sehr unglücklich war und sich erschoss. Er scheint nicht gewußt zu haben, daß der Selbstmord eine schwere Sünde ist; ich kann mir aber nicht denken, daß Oswald ebenso gehandelt habe. O, nein, nein, Gott verhüte, daß er der Versuchung zu einer so furchtbaren That erlegen sei. Ich kann mir das nicht vorstellen. Er war sehr ruhig, als er Abschied von mir nahm. Er segnete mich und versprach mir, sich in der Zukunft mehr mit ernstern Dingen zu beschäftigen, als er in der Vergangenheit gethan.«

»Und Sie bemerkten nichts Wildes, Verzweifeltes in seinem Wesen?«

»Nein, ich bemerkte davon nichts.«

»Ich danke Ihnen, daß Sie so aufrichtig gegen mich gewesen sind. Es ist eine sehr traurige Geschichte. Wollte Gott, er wäre beständig und treu gegen seine edle Verlobte, Ihre Stieftochter, gewesen.«

Er konnte ihr diesen indirekten Vorwurf nicht ersparen. Nach

Allem, was er soeben gehört hatte, erschien seines Bruders Geschick ihm in einem noch viel düsterern Lichte. Und an alle diesem Leide, an all dieser quälenden Ungewißheit trug das neben ihm stehende junge Wesen gewissermaßen die Schuld. Sogar diese letzte Zusammenkunft kannte auf irgend eine Art zum Wendepunkt für sein Schicksal geworden sein.

»Hatten Sie öfter geheime Zusammenkünfte mit meinem Bruder?« fragte er nach einer Pause.

»Nie in meinem ganzen Leben!« entgegnete Cynthia mit unwilligem Blick, »und ich würde auch zu der einen nicht gegangen sein, obgleich er sie als einen letzten Gruß von mir erbat, wenn ich damit nicht einen bestimmten Zweck verbunden hätte. Ich hoffte ihn Naomi zurückgewinnen zu können. Ich wußte, daß er sie innig geliebt hatte, und glaubte es bedürfte vielleicht nur weniger Worte, um die alte Liebe in seinem Herzen von Neuem zu erwecken.«

»Meinen Sie wirklich, daß Sie der geeignete Prediger für eine solche Predigt waren?« fragte Arnold. »Sie handelten aber jedenfalls in der besten Absicht und ich danke Ihnen nochmals für Ihre Offenheit; leider habe ich dadurch keine nähere Aufklärung über meines Bruders Schicksal erhalten. Leben Sie wohl.«

Arnold zog den Hut, bot ihr aber nicht die Hand und verließ sie mit einer etwas förmlichen Verbeugung; er konnte sich eines gewissen Grolles gegen die schöne junge Frau, die Naomis Lebensglück vernichtet hatte, nicht erwehren. Er führte Herne bis an das Ende des Heckenweges, stieg dann wieder auf und ritt schnell heim.

Cynthia ging langsam weiter und weinte leise in der hilflosen Weise einer armen Verlassenen, die an Einsamkeit und Thränen gewöhnt ist. In der Ferne verhallte Hernes Hufschlag. Eine Lerche sang laut und hell in den blauen Himmel hinein, um den Hagedorn stimmten einige Bienen, sonst herrschte Schweigen in der Natur. Plötzlich wurde die Stille des Sommerabends durch das Knacken von Zweigen unterbrochen, durch eine Lücke in der Hecke drängte sich ein Mann hervor und vertrat ihr den Weg.

Zum Tode erschrocken sah sie auf, in der Meinung, einen Wegelagerer vor sich zu haben, der es auf Raub und Mord

abgesehen hatte. Zu ihrem namenlosen Staunen erkannte sie in dem dunkeln, wuthverzerrten Gesichte, das auf sie niederblickte, das Antlitz ihres Gatten.

»Joshua! Wie hast Du mich erschreckt!«

»Das glaube ich wohl. Frauen, die zu geheimen Stelldichein mit ihrem Geliebten gehen, sind leicht erschreckt.«

»Mit meinem Geliebten! Joshua, bist Du wahnsinnig? Ich habe mit Kapitän Pentreath gesprochen, der mir zufällig begegnete.«

»Zufällig! Meinst Du wirklich, ich werde Dir diese Geschichte glauben? Weib, ich kenne Dich zu gut. Der Satan hat Dich mir in den Weg geworfen, um meine Seele zu verderben, um mich für Zeit und Ewigkeit zu Grunde zu richten. Thor, Thor, Thor!« schrie er mit gellender Stimme und schlug sich in seiner Verzweiflung mit den geballten Fäusten vor die Stirn, »ich hätte wissen sollen, daß jenes schöne Kind, das unter dem glühenden Sommerhimmel saß, ein Fallstrick des Bösen war! Zigeunerin, heimats- und namenlose Vagabondin, ohne Kenntniß von Christus und der Erlösung, warum erkannte ich nicht damals Deine wahre Gestalt?«

»Joshua, um Gottes Barmherzigkeit willen! Ich bin Dein treues Weib, ich habe Dich geehrt und Dir gehorcht —«

»Geehrt! Geschah es, um mich zu ehren, daß Du jenen jungen Mann in sein Verderben locktest? Geschah es, um mich zu ehren, daß Du heimlich mit ihm zusammentrafest und Dich von ihm küssen ließest? Ja, ich sah es, wie er Dich unter Gottes freiem Himmel in seinen Armen hielt und an seine Brust drückte, gerade so wie ich es that an jenem verfluchten Abend, wo ich mich für den glücklichsten der Menschen hielt, weil ich Dich gewonnen hatte. Dich gewonnen! O, Du incarnirte Falschheit! Schön wie ein Engel für das Auge, häßlich wie die Sünde für das Herz, welches Dich kennt! Und nachdem Du einen Bruder in leiblichen Tod und ewiges Verderben gelockt hast, wirfst Du Deine Netze nach dem andern aus! Auch ihn willst Du haben. Du gleichst der, welche wartet an den Straßenecken im Zwielight des Abends und im Dunkel der Nacht. Ihr Haus ist der Weg zur Hölle, ihre Füße gehen hinab zum Tode. Hinweg mit Dir, schöne Teufelin.«

Er hob den Arm auf, um einen Schlag gegen sie zu führen, sie fiel aber auf ihr Knie und entging durch eine zufällige Bewegung dem sie erniedrigenden und ihren Gatten entehrenden Schlage.

Joshua, welcher Wahnsinn ist über Dich gekommen! Gott weiß es, daß ich wissentlich nie ein Unrecht gegen Dich beging. Habe ich gegen Dich gefehlt, so geschah es, weil des Menschen Natur schwach ist und Gott uns nicht immer beisteht. Er läßt uns eine kleine Weile allein, um uns zu zeigen, wie schwach wir ohne ihn sind, wie bald wir straucheln und fallen, wenn seine himmlische Hand uns nicht hält. Ja, Mann, ich war eine Sünderin. Gott verbarg eine Zeitlang sein Antlitz vor mir. Oswald liebte mich, ich liebte ihn und vergeß meine Gottlosigkeit in der Süßigkeit seiner Liebe. Es war wie ein Traum. Als er mir aber seine Liebe gestand, da erwachte mein Herz und ich war wieder Dein treues Weib. Ich habe kein Wort zu ihm gesprochen — vom Anfang bis zum Ende kein Wort — das ich nicht in Deiner Gegenwart wiederholen dürfte oder dessen ich mich mit Beschämung zu erinnern hätte. Ich bin Dein treues Weib und achte und ehre Dich jetzt noch ebenso, wie ich es that, als Du mich in die einzige Heimat führtest, die ich je gekannt habe.

Vergaß ich, was ich Dir schuldig bin, Joshua? O, nein, nein, ich bin nicht so niedrig, nicht so undankbar!«

»Deine Rede gleicht Deinem Gesichte,« sagte Joshua mit Zähneknirschen, »von außen schön und lieblich. Aber ich kenne Dich, Du Schöne, Liebliche! Ja, schaue nur auf mit Deinen blauen Augen wie Gottes Sommerhimmel, schaue auf in unschuldsvoller Verwunderung! Lüge, Lüge, nichts als Lüge! Satan hat Dich geschaffen, hat Deine Wangen gemalt, Dein Lächeln und jeden lieblichen Zug Deines Gesichtes arglistig bereitet, damit Du gute Männer zum Tode und zur Hölle verleitest. Meinst Du, er könne ohne Werkzeuge arbeiten? Er schreitet nicht in seiner wahren Gestalt über die Erde, denn alsdann würden wir ihn kennen und uns vor ihm hüten; er verbirgt sich unter so schönen Hüllen, wie er Dir gegeben, und seine Anbeter sind Legion. Jede Priesterin gleich Dir bringt Schaaren an seinen Altar. Ich aber bin mit Dir fertig. Ich habe das Netz zerrissen, ich will hinfort keine Gemeinschaft mehr mit Dir

haben, will Dein falsches Gesicht nicht mehr sehen!«

»Joshua, habe Erbarmen!«

»Kann ein Mann Feuer in seinem Busen tragen, ohne verbrannt zu werden?«

»Joshua!«

»Wer dies thut, verdirbt seine eigene Seele.«

»Joshua, kannst Du glauben, daß in meinem Zusammentreffen mit Kapitän Pentreath nur das geringste Unrecht gegen Dich oder gegen Andere war?« rief Cynthia, die noch immer zu ihres Gatten Füßen lag, mit angsthaft, flehenden Blicken zu ihm aussah und versuchte, die starken Hände zu ergreifen, die sie grausam von sich stießen.

»Ich weiß, daß Du falsch bist bis ins tiefste Herz hinein. Ich weiß, daß Satan Dich gemacht hat, um mich in den Abgrund zu locken. Was weiß ich von Dir und Kapitän Pentreath? Sehr wenig. Ich kam nur eben noch zum Ende Eurer Zusammenkunft. Ich kam über das Feld und sah Euch durch eine Lücke in der Hecke. Ihr standet bei einander im vertraulichen Gespräch, ebenso wie Du mit seinem Bruder gestanden —«

»Ah!« rief Cynthia auffahrend, »Du warst an jenem Tage in der Nähe — Du sahest uns! Du hast vorher schon darauf hingedeutet.«

»Die Küsse waren schon vorüber,« fuhr Joshua fort, viel zu sehr außer sich, um diese Unterbrechung zu beachten. »Die Küsse waren schon früher gegeben und empfangen. Vielleicht hörte er meinen Schritt und empfahl sich Dir mit einem förmlichen Gruße, als ob Ihr einander fremd wäret. Heuchler, Lügner alle Beide — Kinder des Verfluchten! Aber ich bin mit Dir zu Ende! Ich wende mein Antlitz von Satan und seiner Zauberkraft und will, ehe ich sterbe meinen Frieden mit Gott machen. Hebe Dich von mir, kehre zurück zu Deinen Zelten, zu den Kindern Baals. Kehre zurück zu Deinen Mummereien und Gauklerkünsten und laß mich meine Thorheit bereuen in Sack und Asche. Allein will ich in die Berge gehen gleich Elias und aus das Kommen meines Gottes warten.«

»Joshua, um Gottes Barmherzigkeit willen, sei ruhig, sprich verständig zu mir, damit ich weiß, was Du in Wirklichkeit willst. Ich

habe keinen andern Wunsch, als Dir zu gehorchen. Sagst Du, ich solle von Dir gehen — solle wieder hingehen, eine Magd sein und für mein tägliches Brod arbeiten, wie ich es gethan, ehe Du mich zum Weibe nahmst — so werde ich es thun und nicht murren. Ich bin und bleibe aber trotzdem Deine treue, gehorsame Frau. Bezweifle nur das nicht. Ich werde Dir gehorchen, jetzt wo Du grausam bist, wie ich Dir gehorchte, als Du gütig warest, ohne mich zu beklagen.«

»Glatte Worte, glattes Gesicht,« murmelte Joshua. »Ja, auch Lucifer, ihr Herr und Meister, war schön wie der Morgenstern.«

»Willst Du mich aus Deinem Hause verweisen, Joshua? Soll Deine Heimath nicht mehr die meinige sein?«

»Nein. Du hast Elend und Schande in mein Haus gebracht. Du hast meinen Becher vergiftet, mein tägliches Brod in Asche verwandelt, ich will und muß Dich verjagen. So lange Du in meiner Nähe bist, kann ich meinem Gott nicht dienen. Satan ist für mich zu stark, so lange er unter einer solchen Maske gegen mich ficht.«

»Du willst, daß wir uns trennen, und für immer?« fragte sie entschieden.

»Ja. Ich liebe meine unsterbliche Seele mehr als das elende menschliche Herz, das noch an Dir hängt. Im Himmel ist weder Freien noch Gefreit werden. Im Himmel werde ich den Schmerz der unerwiderten Liebe vergessen.«

»Joshua, ich bin Deine Magd und gehorche Dir in diesem, wie in allen andern Stücken. Du brauchst nur zu sprechen: Geh! und ich gehe. Wenn Du aufhörst, Erbarmen mit mir zu haben, so wird Gott mir vergeben und sich meiner erbarmen, denn er macht unsre Bürde nicht schwerer, als wir sie tragen können. Erinnerst Du Dich jenes Abends in dem Wäldchen, Joshua, wo Du mich, an Dein Herz nahmst und mir sagtest, ich sei Deinem Auge wohlgefällig? Damals sagte ich Dir, ich sei nicht gut genug, Deine Frau zu werden, es würde Glückseligkeit für mich sein, wenn ich Deine Magd werden, Dir dienen, für Dich arbeiten, den Worten der Weisheit von Deinen Lippen tauschen dürfte, Du wolltest es aber anders haben. Du siehst, ich bin darin weiser gewesen, denn jetzt bist Du meiner überdrüssig und möchtest mich wieder fortschicken. Sei es so. Ich

will vergessen, daß ich Dein Weib war und nur daran denken, daß ich Deine Magd bin und Dir Gehorsam schulde. Ich bin Deine Magd und Du hast mich entlassen. Ich kann nach Penmoyle zurückkehren und fern von Dir, wo ich keine Schmach über Dich bringe, für meinen Lebensunterhalt arbeiten. Lebe wohl, mein Herr und Gebieter.«

Sie nahm, noch immer knieend, seine Hand und küßte sie. Er schauderte, als ihn diese Rosenlippen berührten, blickte aber nicht auf. Seine Augen waren fest aus den fernen Meeresstreifen gerichtet oder starrten vielmehr in's Leere-, ohne irgend etwas zu sehen.

»Soll ich wirklich gehen, Joshua?« fragte Cynthia demüthig nach einer kleinen Pause, in welcher nur das Summen der Insekten die Stille des Abends unterbrochen hatte. Er fuhr langsam mit der Hand über die Stirn.

»Hebe Dich von mir, Satanas! Ja, gehe, gehe, gehe! Ich kann nimmer zu den Mauern von Gottes ewiger Stadt emporsteigen, so lange mich das Gewicht dieser irdischen Leidenschaft belastet. Gehe weit, weit weg von mir, damit ich mich nicht an Dir vergeife, gehe, denke an Deinen todten Geliebten und bereue Deine Sünde!«

»Was! Er ist also wirklich todt und Du weißt es!« — rief sie mit einem schmerzlichen Aufschluchzen.

»Ja!« antwortete Joshua und stieß sie mit dem Fuße von sich, »gehe und weine und jammere um ihn; Deine Sünde war es, die ihn erschlug.«

Ein Weilchen lag sie in dem weichen Grase, wohin er sie glücklicherweise geschleudert, nicht ganz bewußtlos, aber in einem Zustande, in welchem Fremdes und Bekanntes einen wilden dämonischen Tanz in ihrem Hirn auszuführen schien. Dann kamen Momente, wo Alles ausgelöscht schien — glückliche Momente der Ruhe — und endlich raffte sie sich auf und blickte sich um. Sie war allein, Joshua hatte sein letztes Wort gesprochen und war fortgegangen.

Sie sah sich um und überlegte, was sie nun thun solle. Nicht einen Augenblick kam es ihr in den Sinn, sich gegen das Gebot ihres Gatten auflehnen zu wollen. Er hatte ihr befohlen, ihn zu verlassen, und sie war bereit, hinwegzugehen, demüthig ohne Murren wie Hagar



in die Wüste ging.

»Ich habe keinen Ismael, der mir Hoffnung gäbe.« sagte sie traurig, indem sie ihr Geschick mit dem der Hagar verglich.

Es fiel ihr nicht ein, daß sie ein Recht habe, nach dem Hause ihres Gatten zurückzukehren und den Platz daselbst zu beanspruchen, der ihr von Rechtswegen gebührte, und den sie durch kein Vergehen verwirkt hatte. Ja, noch mehr, sie dachte nicht einmal daran, dorthin zu gehen, um ihr Eigenthum, ihre Kleidungsstücke, Bücher, und sonstige kleine Besitzthümer, die sie während ihrer Ehe bekommen hatte, mit sich zu nehmen. Mit leeren Händen, ohne einen Pfennig, so wie Joshua sie an jenem Tage auf der Wiese gefunden hatte, verließ sie den Schauplatz ihres kurzen freudlosen Ehestandes. Sie hatte keine Börse bei sich, keinen Schilling in der Tasche, um ihr die Reise zu erleichtern, aber sie wandte ihr bleiches Gesicht entschlossen gen Westen und machte sich auf die Wanderschaft nach Penmoyle. Auf der ganzen Welt hatte sie keinen Menschen, an den sie sich in ihrer Verlassenheit wenden und um eine Zuflucht bitten konnte, als die Schwestern Webling und selbst bei diesen war sie einer freundlichen Aufnahme noch keineswegs sicher. Wohl hatten sie ihr an dem Tage, als sie von ihnen ging ihre Freundschaft angeboten und sie aufgefordert, sich an sie zu wenden, falls sie ihrer bedürfe, aber wenn sie nun kam und sagte, Joshua, den sie als Heiligen und Propheten verehrten, habe sie verjagt, mußte sie da nicht erwarten, daß auch sie ihr die Thür verschlossen?

Und doch mußte sie zu ihnen gehen, sie hatte keine andere Heimat auf Erden. Sie hatte ihnen treu gedient und sich ihre Gunst erworben und war Willens, ihnen in Zukunft wieder zu dienen und dafür nichts weiter zu beanspruchen als Obdach und Nahrung und die Erlaubniß, ihrem Gott in dem Glauben, in dem Joshua sie unterwies, dienen zu dürfen. Sie gedachte des alten weißhaarigen Predigers mit dem gütigen altfränkischen Wesen, sie erinnerte sich, wie sein Lob sie beglückt hatte in dem Gedanken, Joshua werde von ihrem Wohlverhalten hören und sich darüber freuen. Und jetzt war Alles vorüber. Joshua haßte sie, Joshua stieß sie von sich als ein verächtliches, schuldbeladenes Geschöpf. Keines Mannes Lob,

keiner Frau Wohlwollen konnte sie je wieder in seiner Achtung erheben. Sie war für immer entehrt und verjagt.

Nun wohl, sie konnte wieder eine Magd sein, für ihr tägliches Brod arbeiten und ihrem Gott so lange in Geduld dienen, als es ihm gefiel, sie die Bürde des Lebens tragen zu lassen. Allzu lang erschien ihr die Zeit nicht. Noch ein Stück Weges, dann kam eine in Wolken und Nebel gehüllte Region, in welcher sie der Friede umfing, wo sie ihre Last ablegen, ihr müdes Haupt zur Ruhe betten konnte, bis der himmlische Sonnenschein des Auferstehungsmorgens sie zu unvergänglicher, ewiger Freude und Glückseligkeit weckte.

Für den Augenblick lag aber noch eine lange Reise auf den Landstraßen der Erde vor der armen kleinen Frau, denn Comhaven war weit entfernt von dem cornischen Dorfe, das sie zum Ziel ihrer Wanderschaft erkoren. Kannte sie auch nicht die Anzahl der Meilen, die zwischen Comhaven und Penmoyle lagen, so wußte sie doch, daß sie mit ihren durch Husten und Fieber geschwächten Kräften gewiß mehrere Tage brauchen würde, um den letzteren Ort zu Fuß zu erreichen.

»Glücklicherweise kann ich in einem Heuhaufen schlafen und bin auch nicht zu stolz, um mein Brod zu bitten, wenn ich ein freundliches Gesicht an der Thür einer Hütte sehe,« dachte sie.

Wenn es gar nicht anders ging, so hatte sie noch ihre silberne Uhr und Kette und ihren Trauring, die sie in einer der Städte, durch die sie kam, verkaufen konnte, jedoch nur im äußersten Nothfall wollte sie sich von den theuren Andenken trennen und hoffte, die Güte der Menschen werde ihr das ersparen und ihr auch ohne Geld das Wenige verabreichen, was sie bedurfte, um Leib und Seele zusammenzuhalten.

So machte sie sich auf die Reise, eine neue Hagar, aber ohne ein süßes Kind, das ihr die Wüste zu einem blühenden Gefilde machte.

---

## Sechstes Kapitel.

### *Was der Kuhbube erzählte.*

Selbst nach seiner Unterredung mit Cynthia Haggard gelang es dem Kapitän Pentreath nochmals, sich in eine gewisse Beruhigung über seinen verschollenen Bruder hineinzureden. Seine sanguinische Natur fand immer die Lichtseiten heraus. Oswald war als er vom Gegenstand seiner verhängnißvollen Liebe Abschied genommen hatte, ruhig und resigniert gewesen, er war fortgegangen, um ein neues Leben zu beginnen, die Fesseln der Leidenschaft abzustreifen und wieder ein freier Mann zu sein.

»Ich werde bald von ihm hören, es wird Alles in Ordnung sein,« tröstete sich Arnold.

Da er sich wieder der Hoffnung zugewendet hatte, und sich der Ueberzeugung hingab, das Räthsel, welches ihm das Geschick seines Bruders vorlegte, werde mit der Zeit eine befriedigende Lösung finden, hielt er es für seine Pflicht, auch Naomi diese Auffassung beizubringen. Es that ihm sehr wehe, ihre bleichen Wangen, trüben Augen und langsamem geräuschlosen Bewegungen zu sehen, und es gehörte zu seinen heißesten Wünschen, daß es ihm gelingen möge, sie zu erheitern und zu trösten.

In dieser Absicht besuchte Arnold das Haus des Predigers häufig und saß in dem alten, einfachen Wohnzimmer, wo Oswald so viele Stunden verbracht hatte, im Gespräch mit der nähenden Naomi. Es war Niemand da, welcher seinen Besuchen ein Hinderniß entgegengesetzt hätte. Tante Judith befand sich im Laden, Joshua war außer dem Hause, Niemand wußte wo. Er kam jetzt immer mit Einbruch der Nacht zum Tode erschöpft nach Hause, eine Ausnahme davon machten die Abende, wo er Schule hielt oder Bibelstunde oder Gottesdienst in der Kapelle hatte.

Cynthia war fort. Joshua hatte ihre Abwesenheit den Seinigen ganz kurz mit dem Bemerkten angezeigt, sie sei nach Penmoyle, um ihre Freunde zu besuchen.

»Schicke ihr doch ihren Koffer mit der Kutsche nach, Naomi,« fügte er hinzu.

»Warum ist sie denn so plötzlich abgereist, Vater?« fragte Naomi, durch Cynthias Verschwinden in Staunen versetzt.

»Weil sie die Laune dazu so unwandelte und ich nicht Lust hatte, es ihr zu wehren.«

»Ist sie mit der Kutsche gefahren?«

»Ich vermuthe es.«

»Und wann kommt sie zurück?«

»Wann es mir gefällt, sie wieder heim zu rufen.«

Naomi seufzte und führte den Befehl ihres Vaters aus. O über die unglückselige Veränderung, die mit ihm vorgegangen und ihn zu einer Person gemacht hatte, der man nicht mehr mit Liebe und Vertrauen, sondern mit Furcht und Schrecken Gehorsam leistete! Naomi hatte Cynthia das Elend, das sie über diejenigen, welche ihr am theuersten waren, gebracht hatte, nicht verziehen, aber dieses plötzliche Verschwinden der jungen Frau erfüllte sie mit der niederdrückenden Befürchtung, ihr Vater habe sich einer großen Härte und Ungerechtigkeit gegen seine Gattin schuldig gemacht. Mit welcher Grausamkeit mochte er die Unglückliche hinweggetrieben haben? Seine Tochter hatte sein Verhalten gegen die Stiefmutter genau beobachtet, eine Kälte, seine Strenge, seine zunehmende Abneigung, — die Maske, welche die leidenschaftliche Liebe vornimmt, wenn Eifersucht das Herz zernagt — waren ihr nicht entgangen.

Nun auch Cynthia nicht mehr da war« wurde Naomi's Leben ganz einsam und sie sah Arnolds Besuche gern; seine hoffnungsvollen Gespräche über den abwesenden Herrn der Grange gewährten ihr doch einigen Trost.

»Er wird zu seiner Heimat und zu Ihnen zurückkehren, Naomi,« sagte der Kapitän. »Er wird zurückkehren als ein neuer und

ehrenhafter Mann, der stolz darauf ist, sein Wort einlösen zu dürfen.«

»Käme er morgen zurück, so würde ich ihn mit schwesterlicher Liebe willkommen heißen,« antwortete Naomi, »aber mehr als die Liebe einer Schwester hätte ich ihm nicht zu bieten. Er hat mir ein Mal das Herz gebrochen, zum zweiten Male soll er das nicht thun.«

»Wenn er aber aufrichtig bereute und zu Ihnen zurückkehrte, Naomi?«

»Er würde vielleicht glauben, daß er aufrichtig wäre, ich könnte ihm aber nie wieder vertrauen. Glauben Sie nicht, daß ich zornig auf ihn sei, ich bin nur traurig darüber, daß er sich so getäuscht und an das Vorhandensein einer Liebe für mich geglaubt hat, die in Wirklichkeit nicht vorhanden gewesen ist. Bis zu dem Augenblicke, wo er sein Herz dahin gab, wohin er es nicht geben durfte, hat er gar nicht gewußt, was Liebe ist.«

»Sie haben vielleicht Recht, Naomi. Lassen Sie uns also Oswalds nur als eines abwesenden Bruders gedenken und seiner Rückkehr hoffnungsvoll entgensehen.«

»Gott weiß es, ich gebe mir alle Mühe, Ihre Hoffnung zu theilen,« versetzte sie mit einem Seufzer.

»Und warum sollte er nicht wirklich Ihr Bruder sein — Ihr Bruder nicht nur dem Namen nach?« bat Arnold und nahm Naomis Hände, die sie ihm ohne Widerstreben überließ, in die seinigen. »Machen Sie ihn zu Ihrem Bruder, Naomi, indem Sie mich zum Manne nehmen. Wir kennen uns noch nicht lange, aber unser gemeinschaftliches Leid hat uns einander näher gebracht, als dies eine gewöhnliche Bekanntschaft in Jahren vermocht hätte. Ich habe in Ihr Herz geblickt, Naomi, und kenne dessen Werth. Lassen Sie mich den Platz meines Bruders einnehmen, theures Mädchen, ich werde nicht abirren, meine Liebe wird sich nie verändern. Sie ist auf einem Felsen begründet, denn es war meine Achtung für Ihre edle Natur, die mich Sie lieben lehrte.«

Naomi entzog ihm ihre Hände und stand mit ernstem Gesichte und thränenvollem Auge vor ihm.

»Lassen Sie von dergleichen zwischen uns nie wieder die Rede

sein, Arnold,« sagte sie. »Es kann niemals geschehen.«

»Warum nicht?«

»Aus einem Grunde, den Sie nie erfahren dürfen.«

»Damit lasse ich mich nicht abspeisen, Naomi. Ich kann keinen Grund einsehen, es sei denn, Sie sagen mir, daß Sie mich nicht lieben und mich auch niemals lieben lernen werden.«

»So werde ich das sagen — ich kann Sie nimmer lieben.«

»Und indem Sie diese Worte sprechen, beben Ihre Lippen, verdunkeln Thränen Ihre Augen. Es ist nicht wahr, Naomi; es ist eine Lüge — eine Lüge gegen die Macht der Liebe. Sie lieben mich, wie ich Sie liebe, wir sind für einander bestimmt, wir sollen glücklich mit einander sein. Warum sollen Sie oder ich unser ganzes Leben lang elend sein, weil ein thörichter junger Mann dem Glücke, das ihm gelächelt, den Rücken gekehrt hat? Naomi, Geliebte, Angebetete, machen Sie mein Leben glücklich.«

»Sie sind gut« ich ehre Sie; Sie gleichen Oswald und mein Herz drängt sich dem Ihrigen entgegen,« antwortete Naomi mit bebender Stimme, »aber ich kann Ihnen nie mehr sein als eine Freundin,« fügte sie resigniert hinzu. Es war ihr in diesem Augenblicke gewesen, als breite sich schön und glänzend das Bild eines neuen Lebens vor ihr aus — ach und sie mußte die Augen davor verschließen!

»Ich sehe, Sie lieben den Flüchtling noch immer. Sagte ich es nicht?«

»Sein Andenken ist mir sehr theuer.«

Arnold sagte nichts weiter. Ihre sprechenden Augen und bebenden Lippen hatten ihm verrathen, daß er geliebt sei, daß diese Liebe ihm aber vorenthalten ward. Was sollte er davon denken? Er verzweifelte noch keineswegs an seiner Sache und nahm Naomi's Antwort durchaus nicht als eine endgültig entscheidende auf.

Sie hatte wahrscheinlich noch irrthümliche Anschauungen über die Treue, die sie der früheren Liebe schuldig sei, und glaubte, sie müsse einen anwesenden, wirklich und aufrichtig Liebenden einem unbeständigen abwesenden Verlobten opfern.

»Geduld,« dachte Arnold, »es wird mir schon gelingen, ihr diese Thorheit auszureden.«

Inzwischen war er zufrieden, mit Naomi in freundlicher, geschwisterlicher Weise verkehren und häufig mit ihr zusammen sein zu dürfen. Selbst nach der Wildniß, diesem Begräbnißplatz gestorbener Freuden und bitterer Erinnerungen, fand er den Weg und begleitete sie auf ihren Spaziergängen. Es war für Naomi schwer, sich der Täuschung zu erwehren, ihr verlorener Geliebter sei mit edleren Gesinnungen und erweitertem Gesichtskreise zu ihr zurückgekehrt. In Arnold war keine träumerische Indolenz, kein gemächliches Unbekümmertsein um die Wohlfahrt Anderer, so lange der Himmel nur blau war und man mit dem Byron in der Hand unter den Bäumen liegen konnte. Kapitän Pentreath war voll Sorgfalt für die Arbeiter auf seinem väterlichen Besitzthum, voll Güte und Theilnahme für die schwer arbeitenden kleinen Pächter und ihre fleißigen Frauen, wie für die jungen Leute, welche den Wunsch hegten, etwas mehr Ausbildung und Erziehung zu erhalten, als ihre Väter für die Erfüllung ihres Lebensberufes für nothwendig erachtet hatten. Bei Arnold waren gute, nützliche Einrichtungen nicht Luftschlösser, nicht utopische Pläne, die entworfen, deren Ausführung aber auf irgend eine geeignete Stunde der Zukunft verschoben wurde, sondern Pflichten, die sofort, auf der Stelle, so lange es Tag war, erfüllt werden mußten.

Arnold war hocheifrig in Naomi eine so intelligente Beratherin bei den verschiedenen Aufgaben zu finden, deren Erfüllung ihm als Verwalter des Vermögens seines Bruders oblag. Sie war stets bereit, ihm mit ihrer reichen Erfahrung beizustehen, denn sie kannte die Bedürfnisse und Leiden der arbeitenden Bevölkerung, die sie häufig besuchte, sie wußte, wo die Krankheit verheerend gerast, wo Hunger und Elend sich als grausige Gäste festgesetzt hatten.

»Ich wüßte gar nicht, was ich ohne Sie anfangen sollte,« sagte Arnold, und es war für sie ein neues Glück, zu wissen, daß sie Andern nützen dürfe. Zu Hause war das Leben so leer und öde; ihre häuslichen Obliegenheiten wurden mechanisch besorgt und erfreuten sich nie der geringsten Anerkennung. Die mit ihrem Vater

vorgegangene Veränderung hatte die ganze Atmosphäre des Hauses düster und bedrückend gemacht.

Cynthia war nun schon einen Monat fort, ohne daß die geringste Nachricht von ihr gekommen wäre. So befremdend dies für die Familie war, wagte doch Niemand gegen Joshua seine Verwunderung zu äußern, da er es in der Ordnung zu finden schien. Man mußte annehmen, daß die Entfernung seiner Frau im Einverständniß mit ihm geschehen war.

»Wir armen, schwachen Sterblichen,« seufzte Tante Judith, als sie am einsamen Theetische mit ihrer Nichte die Angelegenheit besprach. »Sobald ich nur das schöne Püppchen über unsere Schwelle schreiten sah, wußte ich, welches Kreuz er sich damit aufgeladen hatte. Ein Mann, in seinen Jahren kann sein Herz nicht an solch hübsches Lärvchen hängen, ohne schwer dafür büßen zu müssen, und noch dazu, wenn ein solches Mädchen weder Eltern noch Erziehung hat und nicht ein Stückchen Leinenzeug oder Hausgeräth mit in die Ehe bringt. Ich wußte, was daraus entstehen würde,« fügte Judith mit ironischem Lachen hinzu, »und wundere mich nur, daß es nicht noch schlimmer gekommen ist.«

»Das arme junge Ding,« seufzte Naomi, indem sie mit einer Regung des Mitleides des bleichen, traurigen Gesichtes gedachte, von dem sie in der letzteren Zeit ihre Augen so kalt abgewendet hatte. »Glaubst Du, daß der Vater sie fortgeschickt habe?«

»Hat er es gethan, so that er nicht mehr, als recht ist,« erwiderte Tante Judith, »und hätte er es gethan, als ich ihm zuerst die Augen zu öffnen versuchte, so würde er klüger gewesen sein. Ob sie nun aber das Leben hier satt hatte und aus freien Stücken ging oder ob Dein Vater sie fortschickte, kann uns gleichgültig sein, die Hauptsache ist, sie ist fort und ich hoffe, es ist nicht zu unchristlich, wenn ich wünsche, sie möge niemals wieder zurückkommen,« fügte sie mit einem frommen Augenaufschlag gen Himmel hinzu.

\* \*  
\*

Arnold hatte nach der Unterredung mit Cynthia an einen



Buchhändler nach Exeter geschrieben und sich Werthers Leiden kommen lassen. Da er aber nicht von so sentimentaler Gemüthsart war wie sein Bruder und auch keine unglückliche Leidenschaft für die Frau eines Andern hatte, so erschien es ihm als eine schwere Arbeit, das Buch, so wie er es that, sorgfältig durchzulesen und sein Urtheil über Werther lautete dahin, derselbe sei ein schwächer junger Mann mit einer bedenklichen Neigung, in seinem eigenen Schmerze zu schwelgen und darüber zu deklamieren.

»Gott verhüte, daß mein Bruder dem Beispiel dieses Schwächlings gefolgt sei,« dachte er, nachdem Werther, in dem denkwürdigen blauen Rock und der gelben Weste mit Charlottens Busenschleife in der Tasche ins Grab gelegt worden war; »ich müßte ihn wegen seines Mangels an gesundem Menschenverstand ebenso sehr verachten, wie ich ihn wegen seines Mangels an Religion beklagte.«

Arnold hatte den Ort, an welchem die Abschiedsszene zwischen Oswald und Mrs. Haggard stattgefunden hatte, noch nicht aufgesucht. Der Ort war ihm aus der Kindheit her noch so genau in der Erinnerung, daß er sich, ohne ihn wiederzusehen, das Zusammentreffen ganz genau vorstellen konnte, und daß gerade an dieser Stelle die Lösung des Räthsels, nach der er suchte, lag, daß hier ein natürliches Grab gähnte, welches das Ende einer Tragödie verbarg, ließ er sich nicht träumen.

An einem warmen Sommertage ritt Arnold zum Pächter Westall hinüber, um an Ort und Stelle mit demselben nochmals Rücksprache wegen des Scheunendaches zu nehmen, das statt mit Stroh mit Ziegeln gedeckt werden sollte. Das Pachterhaus war das letzte Gebäude auf dem Wege nach dem Anger von Matherly und stand beinahe im Walde, so daß es an einem so heißen Tage, wie der war, welchen Arnold zu seinem Ritt gewählt, einen sehr angenehmen, kühlen Aufenthalt bot.

Kapitän Pentreath hatte seine Inspektion beendet und trank vor dem Heimritt noch ein Glas von Mrs. Westalls berühmtem Bier. Der Pachter war durch die Bestimmungen des jungen Herrn zufriedengestellt und brachte nun im Laufe der Unterhaltung ein

Thema aufs Tapet, welches Arnold stets mit lebhaftem Interesse erfüllte, indem er die Frage aufwarf, ob er denn noch nichts von seinem Bruder gehört habe.

»Nicht ein Wort. Ich hoffe aber immer noch, binnen Kurzem Nachricht von ihm zu erhalten. Er ist noch kein volles Jahr fort, und das ist, wenn man über das Meer geht, eine kurze Zeit. Er hat vielleicht seinen ursprünglichen Plan geändert und ist statt nach Amerika nach Neu-Süd-Wales gegangen, und da erfordert die Reise allein ein halbes Jahr.

»Dahin werden ja wohl die Verbrecher gebracht, Kapitän? Kann mir nicht denken, daß der junge Squire dorthin gegangen sein sollte.«

»Man kann gar nicht sagen, wohin ein Mensch geht, wenn er sich das Herumstreichen erst einmal in den Kopf gesetzt hat,« erwiderte Arnold gutgelaunt.

»Ach ja,« seufzte der Buchten »wir leben in einer wunderlichen Welt. Es giebt noch andere Dinge, die meinem alten Kopf viel zu denken geben, als das Feuer, das in der Scheune auskam, nachdem ich Nancy das Reisig abgeschlagen hatte.«

Die Bemerkung hatte eine versteckte Absichtlichkeit, die Arnold's Aufmerksamkeit erregte. »Ihr habt etwas über meinen Bruder gehört!« rief er. »Ihr könnt mir etwas sagen! Um Gottes willen, verschweigt mir nichts, es handelt sich ja um Tod und Leben!«

»Der Junge spricht immer die Wahrheit, ich hätte ihn sonst gar nicht angehört,« sagte der Pächter.

»Welcher Junge?«

»Wenn ein Bube auch sein Brod mit Kuhhüten erwirbt, so hat er darum doch eine unsterbliche Seele,« fuhr Pächter Westall mit einem Ernste fort, als handele es sich um die Vertheidigung eines philosophischen Argumentes, »und ich könnte nicht sagen, daß er mich je belogen hätte.«

»Wollt Ihr mir sagen« was Ihr eigentlich meint und in welchem Zusammenhange es mit meinem Bruder steht?« rief Arnold, dem die Ungeduld beinahe den Athem raubte.

»Meine Frau und ich gehen seit zehn Jahren zu Mr. Haggard in die Kapelle. Er war der Erste, der uns sagte, daß unsere Seelen in Gefahr seien und er hat uns seit der Zeit gewarnt vor dem Feuer, das nie erlischt. Es kann also Keiner denken, daß ich ihm aus Feindschaft etwas nachrede.«

»Wenn Ihr etwas zu sagen habt, so sprecht Euch deutlich aus?« rief Arnold. »Daß Ihr aber etwas sagen könnt und wollt, merke ich ja an Eurem ganzen Wesen. Was hat Euer Junge mit meines Bruders Schicksal zu thun?«

»Es handelt sich nicht darum, was er damit zu thun hat, sondern was er davon erzählen kann. Sie erinnern sich, es war ein heißer Tag als der junge Squire zuletzt in Combhaven war, wir hatten Erntezeit und richtiges Erntewetter. Mein Junge, Tim heißt er, war im Walde und hütete die Kühe. Aber vielleicht möchten Sie die Geschichte lieber aus seinem Munde hören,« unterbrach der Pächter seine Erzählung.

»Von wem ich sie höre ist mir gleichgültig, wenn ich sie nur schnell zu hören bekomme.«

»Gut, ich will den Buben rufen, er ist hier ganz in der Nähe und gräbt Kartoffeln aus.«

»Laßt uns zu ihm gehen,« sagte Arnold, indem er aufstand und die Handschuhe und Reitpeitsche nahm.

Der Pächter wollte den Knaben ins Wohnzimmer rufen, da ihm ein solches Verfahren mehr dem schuldigen Respekt für den Gutsherrn zu entsprechen schien, aber der Kapitän war viel zu aufgereggt, um sich noch aus Ceremonien einzulassen. Er eilte nach dem hinter dem Hause gelegenen alten Küchengarten, wo des Pächters Kuhbube, dem der Schweiß in hellen Tropfen von der sonnverbrannten Stirn herabließ, die zarten hellgelben Früh-Kartoffeln aus dem Schooße der dunklen Erde grub.

»Paß auf, Tim,« sagte der Pächter, »Du sollst dem Kapitän ganz genau erzählen, was Du an jenem Tage im Matherly-Wald gesehen und gehört hast, als der junge Squire vorüberging.«

Der Kuhbube, ein blauäugiger Knabe mit hübschen, offenen Gesichtszügen, wischte sich mit dem Hemdsärmel den Schweiß von

der Stirn, nahm seinen Spaten aus einer Hand in die andere, kämpfte einige Augenblicke sichtlich mit seiner Verlegenheit, erzählte aber dann mit fester Stimme:

»Sehen Sie, Herr, ich hütete die Kühe im Walde, und sehen Sie, dabei war eine Kuh mit einer weißen Blässe, sie war neu, der Herr hatte sie erst in Barnstaple gekauft, das arme Ding war also fremd und verlief sich nach dem Anger zu und ich ging ihr nach. Wen sehe ich da vor mir hergehen, justement aus den Anger zu? Keinen andern Menschen als leibhaftig den Prediger«

»Meinst Du Mr. Haggard?«

»Wen denn sonst? Er ging vor mir her, bis er aus dem Walde herauskam, gerade da, wo der alte Schacht und das Maschinenhaus ist. Er sah sich ein Bisschen um und ging dann in das Maschinenhaus. Ich wartete noch ein Bisschen und wunderte mich, was er wohl dort zu thun hätte. Er stand in der Thür, wo die vielen herabgefallenen Steine liegen und das Moos und die Schlingpflanzen so dicht wachsen, und sah hinaus, als ob er auf Jemand warte, hielt sich aber versteckt, wie wenn er nicht gesehen sein wollte. In dem Augenblick sah ich auch meine Kuh über den Anger kommen und lief ihr nach.«

»War das nicht wunderlich?« schaltete der Pächter ein. »Aber hören Sie nur weiter.«

»Ich fing die alte Kuh und brachte sie in den Wald zurück, da kommt mir der junge Squire entgegen. Ich wundere mich, denn ich hatte gehört, er sei von Comhaven fortgereist, denke aber, er wird wohl wieder gekommen sein. Er ging an mir vorüber, schwang seinen Stock und summte ein Lied vor sich hin, ich glaube aber nicht, daß er mich gesehen hat. Die Kühe machten mir viel zu schaffen, denn sie wollten durchaus auf die Wiese, trotzdem es im Walde das schönste Futter für sie gab, und ich dachte nicht weiter an den Squire und den Prediger. Nach etwa einer Stunde hörte ich plötzlich zwei Schüsse knallen, so schnell hintereinander, daß es beinahe war, als wären sie zu gleicher Zeit abgeschossen worden.«

Arnolds Gesicht bedeckte sich mit einer Leichenblässe, das Haar sträubte sich ihm in namenlosem Entsetzen. Es währte einige

Minuten, ehe er die Sprache wiederfand.«

»Du liefest hinzu, um zu sehen, was das Schießen bedeute?« fragte er.

»Ich konnte nicht mit Gewißheit hören, von wo die Schüsse kommen, es war mir aber, als wären sie in der Nähe des alten Schachtes abgefeuert worden, und ich lief nach einer kleinen Weile dahin. Es war aber dort nichts zu sehen und zu hören. Ich ging in's Maschinenhaus, der Prediger war aber nicht mehr da.«

»Warum ist mir das bis jetzt vorenthalten worden?« fragte Arnold. »Westall, warum, in Himmels Namen, habt Ihr mich davon nicht früher in Kenntniß gesetzt. Ihr wißt doch, in welcher Sorge ich um meinen Bruder bin.«

»Ich habe es auch erst vor ein paar Tagen erfahren. Ich hörte es zufällig als Timothy die Geschichte unserer Kuhmagd erzählte.

»Hieltest Du es nicht für Deine Pflicht, mein Sohn, Deinem Herrn die Sache zu berichten?« fragte Arnold.

»Ich habe mir nichts dabei gedacht. Es konnte ja Einer sein, der nach Kaninchen oder Seemöven schoß, es fliegen viel Möven über die Matcherly-Wiese.«

»Du sahst nichts weiter — hörtest nichts weiter?«

»Nein, ich blieb auch nicht mehr lange da. Es war Zeit zum Melken und ich mußte die Kühe nach Hause treiben.«

Kapitän Pentreath nahm den Pächter bei Seite. »Westall,« sagte er eifrig, »diese Schüsse können gar nichts, sie können aber auch sehr viel bedeuten. Ich weiß, daß mein Bruder an jenem Augusttage nach dem alten Schacht gegangen ist. Ich weiß, er hatte einen Feind, weiß, daß man ihn beobachtete und ihm folgte. Es ist kein Beweis vorhanden, daß man ihn nach jenem Tage noch lebend gesehen hätte. Bis jetzt habe ich mich mit der Hoffnung beschwichtigt, er sei nach einem fernen Lande gegangen und ich werde eines Tages Nachricht von ihm bekommen. Ich komme jetzt zu der Vermuthung diese Hoffnung sei eine Täuschung und er habe diese Gegend gar nicht verlassen. Ist er ermordet worden, so liegt mir ob, seinen Mörder an den Galgen zu bringen. Zuvörderst muß ich aber seinen Leichnam finden. Wollt Ihr mir dabei helfen? Ihr habt

viele Feldarbeiter in Euren Diensten. Wollt Ihr mir helfen, den  
Matcherly-Anger und das darunter befindliche Bergwerk  
abzusuchen?«

---

## Siebentes Kapitel.

### *Ein stummer Ankläger.*

Naomi hatte lange und ernst über die ihr vom Kapitän, Pentreath gemachte Liebeserklärung nachgedacht. Sie war noch weit entfernt davon, die Möglichkeit zuzugeben, daß der junge Seemann jetzt oder später den Platz seines verschwundenen Bruders einnehmen könne, daß das Herz, welches sie Oswald aus eigenem freiem Willen so gänzlich zu eigen gegeben hatte, je einem Anderen gehören würde. Indem sie aber eine solche Veränderung ihrer Gefühle als eine Unmöglichkeit abwies, mußte sie sich doch eingestehen, daß Arnold bereits einen sehr großen Einfluß auf ihr Empfinden und Denken gewonnen hätte und daß sie durch sein ihr ganz unerwartet gekommenes Geständniß tief erschüttert worden war.

Er sah seinem Bruder sehr ähnlich und liebte ihn; diese beiden Umstände waren allein schon hinreichend, ihr Interesse für ihn zu erregen. Und nun hatte er ihr den höchsten Tribut gezollt, den ein Mann einer Frau darzubringen vermag. Er hatte ihr sein ehrliches, gutes Herz geschenkt, das Herz, dessen Wohlwollen für seine Mitmenschen sie durch mannigfache Beweise kennen gelernt hatte, er hatte sein Glück, seine Zukunft ihr anvertrauen wollen und sie hatte für seine warmen Bitten nur eine kalte Antwort gehabt: »Es kann nicht sein.«

»Und wenn ich ihn noch mehr liebte, als ich Oswald je geliebt habe, müßte meine Antwort doch dieselbe sein,« sagte sie sich in den langen Stunden düsteren Nachsinnens, welches die größere Hälfte ihres freudlosen Lebens ausfüllte. »So lange über Oswald's Schicksal das räthselhafte Dunkel liegt, kann ich diese eine Antwort für jeden Bewerber haben, zuweist aber für Dich, Arnold. Weiß ich, ob ich das Recht habe, erhabenen Hauptes unter ehrbaren Männern und Frauen zu stehen? Weiß ich, ob mein Vater, der das Evangelium

predigt und Andere zur Buße mahnt, nicht der schwärzeste, verstockteste Sünder von Allen ist?«

Dies war der Angelpunkt, um den sich Naomis trübe Betrachtungen stets drehten. So sehr sie sich auch bemüht hatte, dieser entsetzlichen Befürchtung Herr zu werden, sie wurzelte zu tief in ihrem Herzen und ließ sich nicht ausrotten, ja sie wurde in dem Maße stärker, als längere Zeit verstrich, ohne von Oswald Nachricht zu bringen. Mit der Befürchtung kam aber gleichzeitig die Reue und Selbstanklage. Wäre sie geduldig gewesen, hätte sie ihre Bürde schweigend getragen und das Geheimniß jenes unheilvollen Briefes in ihrer Brust bewahrt, so wäre dieses unsägliche Unheil vielleicht nicht über sie hereingebrochen. Sie hatte einen Skorpion in ihres Vaters Hand gelegt und dessen Stich hätte den ursprünglich so guten und edlen Mann zur Raserei getrieben.

»O mein Vater, mein verlorener, irrender Vater!« rief sie in einer Stunde, in welcher die Furcht sich beinahe zur Ueberzeugung gesteigert hatte, »wollte Gott, daß ich die Last Deiner Sünde tragen könnte! Ich wär es, die Dich in Versuchung führte, meine niedrige, erbärmliche Eifersucht war es, die Dich in Schuld und Verzweiflung trieb. Laß die Rache auf mein Haupt fallen, mein Gott! Erbarme Dich seiner, verzeihe ihm, der Du auch dem schwärzesten Sünder Erbarmen und Verzeihung verbeißen hast!«

Naomi glaubte fest und unverbrüchlich, daß auch die furchtbare Sünde der Blutschuld Vergebung finden könne; gab es aber auch Verzeihung für einen Sünder, welcher zu seinem Verbrechen noch die Sünde der Heuchelei gesellte und den Kopf hoch erhob, während er ihn unter der Last seiner Schuld hätte tief gebeugt tragen müssen? Gab es Verzeihung für einen Sünder, der seine Missethat geheim hielt und sich anmaßte Anderen den hellen Pfad zum Himmel zu zeigen? Nein, gewiß nicht. Die scheinheilige Heuchelei, die Sünde, gegen welche der Heiland und Erlöser seine schwerste Verurtheilung richtete, mußte die Schändlichkeit des anderen Verbrechens, das sich darunter verbarg, verdreifachen und jede Vergebung unmöglich machen. Dem bereuenden Sünder ward Erbarmen und Frieden dargeboten, welche Gnade war aber dem



Pharisäer verheißen, der unter dem äußeren Anscheine der Frömmigkeit eine tiefere Gottlosigkeit verbarg, als der von ihm geschmähte Zöllner und Sünder?

Diese Gedanken beschäftigten Naomi, als sie im milden Dämmerlicht eines Juniabends in ihrem engen Stuhl in der kleinen Kapelle saß und einer Predigt ihres Vaters zuhörte. Das Gotteshaus war zum Erdrücken voll, denn es war eine jener Gebetsversammlungen, die man in Combhaven besonders liebte, ein Abendgottesdienst, beidem man erwarten durfte, daß Joshua Haggard sich selbst übertreffe und Satan, an den er sich so oft und so direkt wandte, daß man ihn für ein Mitglied der Gemeinde halten konnte, durch des Predigers Beredtsamkeit endlich in die schleunigste Flucht getrieben werde. Manche gingen so weit, diese Abendgottesdienste »Teufeljagden« zu nennen. Der Gemeinde fiel bei diesen Andachtsübungen eine nicht durchaus passive Rolle zu. Es kam vor, daß besonders eifrige Mitglieder einen thätigen Antheil nahmen und von halb unterdrückten Seufzern, Kopfschütteln und schweren Seufzern zu einer Ansprache übergingen, in welcher sie den entsetzten Brüdern und Schwestern die eigenen Erfahrungen, die sie mit dem Satan gemacht, haarsträubend schilderten. Joshua ermuthigte und begünstigte diese Reden der Erweckten nicht und sein mächtiger Einfluß, wie seine gewaltige Beredtsamkeit hielten seine Heerde meistens in Schach; immer vermochte er aber doch nicht, dem Strome der Inspiration einen Damm zu setzen.

»Sie sind ein gewaltiger Prediger, Mr. Haggard,« sagte ein alter Fischer, dessen Vortrag Joshua Einhalt zu thun versuchte, »wenn aber ein unwissender Mann fühlt, daß der Heilige Geist über ihn gekommen ist, so soll man ihm nicht das Wort abschneiden, bevor er gesagt, was er zu sagen hat. Die Erziehung gilt beim Heiligen Geist gar nichts; er fragt nicht nach der Grammatik.«

An dem in Rede stehenden Abend hatte die Gemeinde sich begnügt, ihre Empfindungen durch Seufzen und Stöhnen und kurze Ausrufe der Selbstanklage auszudrücken.

Joshua stand aus der Kanzel an seinem viereckigen Pult mit einer offenen Bibel auf einem grünen Kissen vor sich und predigte von der

irrenden Menschheit und ihren Lieblingssünden. Er predigte stets aus dem Stegreif und hätte in letzterer Zeit auch weder Plan noch Methode, eine Veränderung zum Schlimmen die Naomi nicht entgangen war, die aber wohl schwerlich von Einem aus der Gemeinde bemerkt ward; man war hier völlig zufrieden mit einer kräftigen, bilderreichen Sprache und nahm es mit der Logik und der Gliederung der Sätze nicht so genau. Joshua schlug die Blätter seiner Bibel um und schien aus der Seite, auf welche seine Blicke fielen, neue Ideen zu ziehen.

Obgleich seine Predigten in der Regel sehr lang waren, hatte er diesmal doch noch länger als gewöhnlich gepredigt. Während er auf der Kanzel stand, mit dem Ellenbogen auf das Pult gestützt und mit der Hand hastig die Blätter der Bibel umwendend, war die Dämmerung allmählig in Dunkelheit übergegangen und er vermochte kaum noch die Buchstaben zu sehen. In dem grauen Lichte sah auch sein Gesicht fahl und grau wie Asche aus, aber die schwarzen Augen glühten in einem düsteren Feuer und glitten schnell von einem der zu ihm emporgesetzten Gesichter zum anderen. Zuweilen haftete sein Blick etwas länger auf dem Stuhl, in welchem Naomi saß, und auf dem leeren Platz neben ihr, den sonst Cynthia eingenommen hatte.

»Ja, meine Brüder,« rief er, »ja, meine Mitsünder, jeder von Euch hat seine Lieblingssünde. Die Welt sieht sie nicht. Die Welt ehrt uns, wir sonnen uns in ihrem Lächeln, in ihrer Gunst. Die Leute weisen auf uns als auf ein Beispiel eines gottgefälligen Lebens. Und doch ist die Lieblingssünde da in unserem innersten Herzen, wir hegen, wir verbergen sie vor jedem menschlichen Auge. Aber in der stillen Nacht kommt sie hervor wie eine Schlange aus ihrem Schlupfloch und bewegt ihre giftgeschwollenen Glieder und sticht uns mit dem Entsetzen unserer Schuld. Wir nennen uns Streiter und Diener Gottes und wissen doch, daß unser wahrer Herr und Hauptmann der Teufel ist. Ja, meine Brüder, der große Rekrutierungs-Sergeant hat uns enrollirt. Wir haben des Teufels Handgeld genommen. Das Bild und die Unterschrift auf der Münze ist Bild und Unterschrift des Satans.

»Ach, meine Mitsünder, wißt Ihr, wie schnell ein Ding fallen kann? Lucifers Fall war auch nur das Werk eines Augenblickes. Da war keine lange Ueberlegung da lag kein breiter Zeitraum zwischen Himmel und Hölle. In einer Stunde ein Engel des Lichtes, der dicht am Throne Gottes stand, in der nächsten ein Empören gefallen, verbannt, der Fürst und Anführer der Teufel. So ist auch bei uns der Fall schnell und plötzlich. Wir sind berufen und auserwählt, die Gnade ist uns verkündet, alle unsere alten Sünden sind uns vergeben. Diese Wiedergeburt ist das Werk eines Augenblickes. Wir schauen zurück und erinnern uns der Stunde, wo das Licht über uns kam wie Pfingsten. Aber wie sind in Gefahr, dieses Licht in die tiefste Finsterniß umzuwandeln, diese göttliche Erbschaft zu verlieren, unser Bürgerrecht in der himmlischen Stadt zu verwirken, und dieses Auslöschen, dieser Verlust kann das Werk eines Augenblickes sein.«

Laute und tiefe Seufzer, Schluchzen aus weiblichen Kehlen, halblaute Ausrufe, wie: »Ach!« und »Zu wahr!« bezeugten die Zustimmung und Zerknirschung der versammelten Sünder.

»O meine Brüder, elende Sünder, im Staube und der Asche dieser kleinen Welt kriechend, wenn in diesem Augenblicke die letzte Trompete ertönte, der Himmel sich öffnete und der große Richter erschiene, umflossen von seinem unaussprechlichen Glanze, die Menschen zum Gerichte zu rufen, wie Viele von uns könnten diesem gewaltigen Rufe folgen ohne Furcht und Zittern und das Bewußtsein, daß ewiger Tod unser gerechter Urtheilsspruch sein werde? Wie Viele in dieser überfüllten Kapelle würden befunden werden, daß sie vor Ihm bestehen könnten? Wie Viele würden zu jenen Gebenedeieten gehören, für welche das Urtheil gleichbedeutend wäre mit ewiger Belohnung? Meint Ihr, Er werde zwanzig finden oder zehn oder fünf? Ach, meine Mitsünder, wird Er nur einen finden?«

Bei dieser feierlichen Frage erhob er die Arme und schaute empor, als sei der Tag des Gerichtes bereits angebrochen und er sehe über sich den Strahlenthron Gottes, den himmlischen Richter in seinem blendenden Glanze und die ihn umgebenden Schaaren der Engel, Heiligen und Märtyrer.

»O komm' noch nicht, furchtbarer Richter!« schrie er, »wir sind noch nicht bereit. Laß uns noch ein wenig länger Zeit, mit dem Satan zu ringen, unsere Sünden zu bereuen und die Bande dieses irdischen Gezeltes zu lösen, bevor wir nackt vor Deinem Thron stehen. Wer unter uns Allen ist vorbereitet, diesem Rufe zu folgen? Wer zittert nicht, wie ich es thue, bei dem Gedanken an Deinen Zorn?«

»Ja, zittre, Sünder zittre! Krümme Dich im Staube vor dem Gott, den Du gelästert hast!« rief eine volltönende Stimme vom Eingang der Kapelle her. »Zittre, Heuchler, denn die Sünden Derer, die Du die Anmaßung hast, belehren zu wollen, sind weiß gegen die Schwärze Deiner Schuld.«

In der Kapelle entstand ein Tumult. Alle Augen richteten sich nach der Thür, von welcher der Ruf ertönte.

Naomis Herz stand vor Entsetzen still. Zu gut kannte sie diese Stimme, obgleich sie sie noch nie in so zorniger Erregung gehört hatte, wie sie jetzt die Anklage aussprach.

»Ein würdiger Prediger!« schrie Arnold Pentreath, vor die erregte Versammlung hintretend, die sich erhoben hatte und ihn anstarrte, »ein Prediger, der Sünder zur Reue ermahnt, ein recht geeigneter Ausleger des Evangeliums der Wahrheit, ein Mann, dessen Seele versteckt ist in der Heuchelei, dessen Hände mit Blut besudelt sind.«

Es erhob sich ein wirres Durcheinander von Fragen und Ausrufungen, dann öffnete einer der begeistersten Anhänger von Joshua Haggard, ein kräftiger Pächter, die Thür seines Kirchstuhls und trat mit sehr energischen Schritten vor Arnold hin.

»Hören Sie, Kapitän Pentreath,« sagte er, »ich werde nicht ruhig dabei stehen und Mr. Haggard beschimpfen lassen. Den Augenblick halten Sie Ihren Mund; sind Sie toll geworden, so treiben Sie Ihre Tollheiten an einem anderen Ort als in unserer Kapelle.«

Ein allgemeiner Schrei der Entrüstung über des Kapitäns ungebührliches Betragen folgte dieser Anrede des Pächters. Joshua Haggard stand fest wie ein Fels, aber bleich bis in die Lippen, auf seiner Kanzel und schaute auf die erregte Versammlung hinab.

»Kommt hinaus, kommt Alle hinaus und seht den Zeugen, den ich

gegen ihn hergebracht habe. Ihr denkt, ich beschuldige ihn ohne Grund. Ich habe meinen Beweis — meinen vernichtenden Beweis — hier dicht bei der Hand. Mag er ihm gegenüberreten, wenn er kann.

Wisset, dieser Mann, Euer Lehrer und Führer ist ein Mörder, ein heimlicher Meuchelmörder!«

»Es ist eine Lüge!« schrie der Pachter, »es ist eine Lüge und ich möchte die lügnerische Zunge aus dem Halse reißen.«

»Es ist die Wahrheit, und er weiß es. Seht ihn an; er wagt nicht zu leugnen. Schaut hin nach Eurem Lehrer, er ist stumm. Zum ersten Mal in seinem Leben, verläßt ihn seine Beredtsamkeit. Er scheut sich nicht, seinen Gott durch seine lügnerischen Anrufungen zu beleidigen, aber vor dem Angesichte des Mannes, dem er schweres Leid zugefügt hat, bebt er zurück. Komm heraus, Joshua Haggard und tritt Deinem Ankläger gegenüber. Er ist vor der Thür. Er wartet — ach, so geduldig! — bis Du kommst und ihm ins Gesicht schaust.«

Naomi vermochte in der Dunkelheit nur noch das bleiche Gesicht des Kapitäns zu unterscheiden. Die Thür der Kapelle lag etwas höher als diese, so daß ein paar Stufen von dort hinunterführten, und auf der obersten dieser Stufen stand Arnold und blickte auf die Versammlung hinab.

So war denn Alles vorüber. Das Schlimmste, was der rächende Gott nur herbeizuführen vermochte, war geschehen. Ihr Vater war vor den Menschen entlarvt als das, wofür sie ihn in so vielen Stunden der Angst und Verzweiflung schon lange gehalten — als ein Mörder. Auf irgend eine Weise war das Geheimniß an das Tageslicht gekommen. Gottes Wege sind wunderbar. Sie hatte immer gefürchtet, daß es so kommen werde. Ihres verlorenen Geliebten Blut schrie laut um Rache, und der große Rächer hatte den Schrei gehört.

Endlich begann Joshua zu sprechen und die feste, volle Stimme, durch welche er seine Gemeinde so oft bewegt und beherrscht hatte, bewirkte sofort eine tiefe Stille. Jedes Auge wandte sich dem Prediger zu, Jeder erwartete, eine zornige Zurückweisung der gegen ihn erhabenen Anklage zu vernehmen.

»Ich bin des Mordes angeklagt,« sagte Joshua ruhig und langsam, »und es heißt, der Zeuge meines Verbrechens stehe Vor der Thür. Laßt uns hinausgehen und ihn hören. Wer mich kennt, wird wissen, ob es je Gottes Absicht gewesen sein kann, mich zu einem Menschen zu schaffen, der das Blut seines Bruders vergießet. Er schafft ein Gefäß zur Ehre und ein anderes zur Unehre, Bisher ist meine Stellung die der Ehre gewesen und Ihn die Ihr mich am besten kennt, mögt es aussprechen, ob ich etwas Anderes verdient habe.«

»Es giebt keinen besseren Mann im ganzen Lande!« rief der Pächter, der sich zuerst zum Kämpfen für Joshua ausgeworfen hatte.

»Keinen frömmeren, keinen wohlthätigeren Mann!« fügten mehrere Stimmen hinzu.

»Gott, der alle Dinge kennt,« fuhr Joshua fort und seine Stimme erhob sich jetzt zu einem Ausbruch der Leidenschaft, »weiß, daß Alles, was ich je in diesem Gotteshause gelehrt habe, aus dem Grunde meines Herzens kam. Ich habe für diese Leute gearbeitet, ich habe sie geliebt und für sie gekämpft. Ich habe sie nicht mit freundlichen Worten gestreichelt, obgleich mein Herz sich ihnen entgegendrängte. Wo Andere mit Ruthen züchtigen, da habe ich mit Skorpionen gezeißelt, aber ich habe das Evangelium mit einfältigem Herzen gelehrt. Ich habe keinen anderen Gedanken gehabt als zu lehren und zu erretten. O Herr, wenn ich der elendeste der Sünder bin, so war ich in diesem, Deinem Hause, doch stets ein aufrichtiger und getreuer Knecht.«

»Das sind Sie, das sind Sie, Mr. Haggard,« fiel ein Chor von Frauen ein.

»Und jetzt laßt uns gehen und meinem Ankläger gegenüberreten,« schloß Joshua, indem er die Thür seiner Kapelle öffnete und langsam die Stufen hinabschritt.

Naomi hatte ihren Stuhl ebenfalls verlassen. Sie trat ihrem Vater in den Weg, legte ihren Arm in den seinigen, und so schritten beide durch die enge Gasse, welche die von beiden Seiten zurückweichende Versammlung freigab.

Joshua wehrte seiner Tochter nicht, vielleicht war er sich gar nicht

recht bewußt, daß sie seinen Arm genommen hatte. Sein dunkles Auge blickte unter den zusammengezogenen Brauen gerade vor sich, seine Lippen waren fest geschlossen. Er hatte das Ansehen eines Menschen, der entschlossen ist, selbst Satan zu trotzen, wenn dieser ihm in körperlicher Gestalt entgentreten sollte.

»Komm!« schrie Arnold, der ganz außer sich war. »Dein Ankläger ist nicht laut und heftig, er wartet geduldig, bis Du zu ihm kommst. Ungeduldig bin nur ich, Dich ihm von Angesicht zu Angesicht gegenüberzustellen.«

Joshua und seine Tochter hatten inzwischen die Thür erreicht und kamen dicht an Arnold vorüber. Die Menge drängte und Naomi berührte ihn beinahe. Mit einer Miene, die er nie wieder vergessen konnte, sah sie ihn an.

»O Arnold, was haben Sie gethan?« sagte sie leise in klagendem Tone.

»Meine Pflicht gegen meinen Bruder.«

Im nächsten Augenblicke standen sie vor der Thür der Kapelle. Es war ein milder Sommerabend, die Sterne schienen freundlich, die fernen Hügel hoben sich dunkel von dem klaren, grauen Himmel ab; Alles trug das gewöhnliche Gepräge ländlichen Friedens. Aber dicht vor der Kapelle hielten sich drohend wie Nachtgespenster vier Männer mit einer Bahre, auf welcher eine verhüllte Gestalt lag.

»Komm und schaut Euch meinen Zeugen an,« sagte Arnold.

Er ergriff Joshua beim Arm, zog ihn zu der Bahre und beugte sich nieder, um das Ende des die bewegungslose Gestalt bedeckenden Tuches emporzuheben.

»Halt-! rief Joshua zurückschauernd, »Sie brauchen das Tuch nicht emporzuheben, ich kann errathen, was darunter verborgen ist. Ich soll dem Tode in's Auge schauen.«

»Ja, dem Tode — der Leichnam des Mannes, den Sie ermordet haben, liegt hier; mein Bruder, den Sie in seinem ungeweihten Grabe noch verleumdet haben, indem Sie sagten, er hätte einen Selbstmord begangen. Hört Ihr es, Nachbarn,« rief Arnold zu der entsetzten Menge gewendet, »es ist mein Bruder, Oswald Pentreath, der hier liegt, jener Schurke dort hat ihn vor, beinahe einem Jahre

durch das Herz geschossen. Gott allein weiß, ob Beweise genug vorhanden sein werden, ihn an den Galgen zu bringen, aber Gott weiß es und ich weiß es auch, daß er das Verbrechen begangen hat. Hier vor Euch Allen klage ich Euren Prediger, Euren Seelenhirten, Euer leuchtendes Beispiel eines Gottwohlgefälligen Lebenswandels des Mordes an meinem Bruder an. Hier liegt der Leichnam, der stumme Zeuge des Verbrechens. Man hat ihn, Euren Predigen gesehen, wie er dicht bei dem Orte, an welchem der Leichnam gefunden ward, sich versteckt hielt und wartete, der Zeuge, der ihn gesehen, hat Schüsse gehört, und nachdem jene Schüsse abgefeuert worden waren, hat man meinen Bruder nie wieder gesehen — nie wieder, denn er lag aus dem Grunde des alten Schachtes, in den sein Mörder ihn geworfen hat, damit er dort vermodere und auf immer verschwunden und vergessen sei. Und dieser Mörder hatte die Stirn, mir in's Antlitz zu blicken und mir zu sagen, mein Bruder habe sich selbst umgebracht! Kann die irdische Gerechtigkeit ihn nicht erreichen, gelingt es dem menschlichen Scharfblick nicht, sein Verbrechen so zu beweisen, daß der weltliche Arm ihn zu fassen vermag, so möge Gottes Gerechtigkeit ihn strafen, wie nie ein Mensch von sterblichen Richtern gestraft worden ist. Möge der Himmel sein Geschick schwerer machen, als es die grausamste Unmenschlichkeit hier auf Erden für ihn zu ersinnen vermöchte.«

»Lassen Sie Ihren Leichnam in die Leichenhalle schaffen und bringen Sie Ihre Anklage vor dem Todtenbeschauer vor,« sagte Joshua mit einer Ruhe und Verachtung, als ob Arnolds leidenschaftliche Drohungen und Verwünschungen wie Wind an ihm vorüberstrichen. »Seine Aufgabe ist es, die Todesursache Ihres Bruders festzustellen, Jedermann weiß, daß ich Oswald Pentreath mit Gefahr meines eigenen Lebens vom Tode errettete. Das ist meine Antwort auf Ihre Anklage.«

»Ja, das wissen wir, das wissen wir!« riefen viele Stimmen, und die Menge wandte sich zornig gegen Joshuas Ankläger. »Wir erinnern uns Alle sehr gut, wie er vor vier Jahren an jenem stürmischen Tage den jungen Squire rettete, wie er sein Leben



wagte, als ob's keinen Pfifferling werth wäre, und ihn lebendig von den Klippen zurückbrachte, was so leicht kein Anderer gethan hätte. Seien Sie ohne Sorge, Mr. Haggard. Es soll Niemand wagen, Ihnen ein Haar zu krümmen.«

»Komm nach Hause, Vater, komm nach Hauses,« flüsterte Naomi. Sie war bleich wie der Tod und bebte so, daß sie sich kaum aufrecht zu halten vermochte, aber sie behauptete ihre Haltung, um ihrem Vater beizustehen, der in ihrer Liebe und Verehrung immer die erste Stelle eingenommen hatte, und sie auch an diesem Abend behauptete, wo der Leichnam ihres ermordeten Geliebten, zwar verhüllt von der schützenden Decke, aber nichtsdestoweniger namenloses Entsetzen verbreitend, vor ihr lag.

Sie hielt ihren Vater am Arm und führte ihn, obgleich selbst kaum im Stande, zu gehen, mit liebevoller Sorgfalt hinweg von dem Schauplatz des erschütternden Auftrittes. Wie um ihren Prediger zu beschützen, folgten den Beiden die Mitglieder der Gemeinde und stellten sich, nachdem Joshua in's Haus gegangen, rings um das Gitter des Gartens auf. Arnold blieb allein mit seinem Todten und der kleinen Gruppe von Feldarbeitern, die ihm behilflich gewesen waren, die furchtbare Entdeckung zu machen.

---

## Achtes Kapitel.

### *Das Verdickt.*

Judith war an jenem verhängnißvollen Abende durch ihre geschäftliche Thätigkeit verhindert gewesen, dem Abendgottesdienste in Little Bethel beizuwohnen. Als sie ihren Bruder, gefolgt von seinen Gemeindemitgliedern, auf Naomi's Arm gelehnt, auf das Haus zukommen sah, eilte sie ihm erstaunt und erschrocken über diesen ungewohnten Austritt entgegen und war nach erschrockener, als sie in dem schwach erhellten Hausflur Naomis Gesicht sah.

»Was in Himmel's Namen ist geschehen, Mädchen!« rief sie. »Ist Dein Vater vom Schlage getroffen, daß Du ihn am Arme führst, als ob er nicht allein gehen könnte, und was bringt die ganze Stadt auf die Beine und hinter ihm her?«

Joshua's Aussehen berechtigte allerdings zu der Annahme, er habe möglicherweise einen Schlaganfall oder eine tiefe Ohnmacht gehabt und sei soeben erst wieder zum Bewußtsein zurückgebracht worden.

»Nein, Judith,« antwortete er mit einem Anfluge seiner früheren Festigkeit, »die Heimsuchung ist nicht von der Art, wie Du glaubst, aber die Hand des Herrn liegt dennoch schwer auf mir. Mich hat ein Unglück betroffen, das Niemand vorhersehen konnte, das Schande auf meinen Namen und meine Familie bringt und alle Tage, die ich hier in Ehren gelebt habe, auslöscht. Arnold Pentreath hat den Leichnam seines Bruders gefunden und beschuldigt mich, dessen Mörder zu sein.«

»Beschuldigt Dich!« schrie Judith. »Du, ein Mörder! Du der Mörder des jungen Squire, wo Du beinahe ertrunken wärest, um sein werthloses Leben zu retten! Wenn Arnold Pentreath eine solche Anklage gegen Dich erheben kann, so ist er schlechter, als ich

geglaubt habe, obgleich ich die Schlechtigkeit seiner Familie kenne und von diesem unwürdigen Geschlechte nichts Gutes erwarte.«

»Er hat mich angeklagt.«

»Aber warum? Aus welchem Grund hin? Wie kommt er zu der Annahme, daß sein Bruder ermordet sei?«

»Sein Leichnam ist gefunden worden, er lag — in dem alten Schacht.«

»Wenn sein Leichnam gefunden ward, so beweist das doch nach nicht, daß er ermordet ist. Er kann in den Schacht gefallen sein.«

»Verschone uns heute Abend mit Deinen Beweisgründen,« sagte Joshua mit matter Stimme. »Morgen — werden wir mehr erfahren. Ich fühle mich matt an Körper und Seele und bedarf der Ruhe. Ich stehe in Gottes Hand, Er wird mit mir verfahren, wie es ihn am besten dünkt. Ja, in den Händen Gottes, nicht in den Händen der Menschen.«

Er wandte sich um und ging die Treppe hinauf nach seinem Zimmer. Die Leute, die ihm gefolgt waren, hatten sich inzwischen wieder entfernt. Einige eilten zurück nach dem Orte, wo sie Arnold und seinen stummen Begleiter verlassen hatten, Andere gingen in den Ersten und Letzteren um das Ereigniß, das wie ein Feuerbrand in den friedlichen Ort gefallen war, näher zu besprechen. Ueber Joshua Haggard herrschte überall nur eine Meinung, man hielt ihn für unschuldig und erklärte die gegen ihn erhobene Anklage für ebenso abgeschmackt und wahnsinnig, wie sie abscheulich war.

»Ich habe es ja vorher gesagt,« brummelte der alte Fischer Jabez Long aus seiner Lieblingsecke am Kamin, die er auch im heißesten Sommer aufsuchte, heraus; »ich habe es ja vorher gesagt, daß er sich mit dem armen jungen Squire, den er aus dem Wasser halte, das Unglück in's Haus brächte. Es kommt nie was Gutes davon, wenn man einen Ertrunkenen rettet; Thorheit ist's, Einen aus dem Wasser ziehen, Weisheit, ihn drin liegen lassen. Ihr seht's ja. Der junge Mensch hat im Grabe nicht Ruhe, bis er Joshua Haggard ein Leid zugefügt hat. Er steht gegen seinen Retter auf wie die bösen Geister, die aus ihren Gräbern kommen.«

Am nächsten Tage ward in dem langen, niedrigen Gerichtszimmer

im Ersten und Letzten eine Sitzung des Todtenbeschauers und der Jury abgehalten, nachdem der Leichnam von Oswald Pentreath, der in der Grange lag, daselbst besichtigt worden war. In dem langen weißen Salon, dessen kahles, ödes Aussehen immer etwas hatte, was an Tod und Begräbnis, mahnte, lag der Herr des Hauses in denselben Kleidern, die er getragen als er es zum letzten Male verlassen hatte. Der Leichnam war nur noch kenntlich an eben diesen Kleidungsstücken und an dem weichen goldbraunen Haar. Ebenso war des alten Squire's goldene Uhr mit der Kette und den Petschaften und eine mit Banknoten gefüllte Brieftasche bei der Leiche gefunden worden, ein Beweis, daß nicht Raubsucht das Motiv zu dem Morde gewesen war.

Die Untersuchung der Jury hatte nur kurze Zeit in Anspruch genommen. Man ließ Arnold Pentreath und die Arbeiter, welche ihm beim Auffinden der Leiche behilflich gewesen waren, ihre Aussagen machen. Geleitet von den Angaben des Kuhbuben von Pachter Westall hatte Arnold die Nachforschungen sofort in der Nähe des alten Schachtes begonnen. Man hatte zunächst den Erdboden abgesucht und in der Nähe des Maschinenhauses unter einem Ginsterbusch eine von Oswald's Pistolen entladen vorgefunden. Die andere Pistole war nirgends zum Vorschein gekommen. Mit Hilfe von Leitern und Stricken und nachdem man alle Vorsichtsmaßregeln gegen die Wirkung schädlicher Gase in der verlassenen Grube getroffen, war dann Oswald in Begleitung von zwei Arbeitern in den Schacht hinuntergestiegen; sie hatten dort bald gefunden, was sie suchten. Auf dem Grunde des Schachtes lag Oswald Pentreath, dem eine Kugel durch's Herz geschossen war. Es kostete sehr viel Mühe, den Leichnam herauszubringen, aber Arnold's Energie überwand alle Schwierigkeiten, die Leute arbeiteten willig und unverdrossen unter seiner Leitung, und als der erste Stern am Himmel stand, war er allein im Maschinenhause und hielt Wache bei dem unbestatteten Todten, während die Arbeiter nach dem Pachthofe gegangen waren, um eine Bahre zu holen, auf welcher sie den Leichnam nach der Grange tragen wollten.

« Der traurige Zug durch Wald und Feld hatte viel Zeit in Anspruch

genommen. Die Uhr des Kirchthurms schlug gerade zehn als man das Dorf betrat. Man kam an Little Bethel vorüber und Joshua's Stimme scholl in gewaltiger Extase daraus hervor. Der Ton dieser Stimme — der Impuls eines Augenblickes — veranlaßte Arnold, in die Kapelle zu treten und den anzuklagen, an dessen Schuld er auch nicht den Schatten eines Zweifels hatte.

Der alte Nicholas war einer von den Zeugen, welche den Leichnam des verstorbenen jungen Herrn zu rekognoszieren hatten. Er erinnerte sich der Kleider, welche Oswald Pentreath getragen, als er die Grange verlassen hatte, sehr gut und war ihm sogar behilflich gewesen, den Ueberrock anzuziehen, ebenso kannte er beschwören, daß die unter dem Ginsterbusch gefundene Pistole dem Squire gehört hatte. Ausführlich erzählte er die ganze Geschichte, wie sein Herr fortgegangen sei und wie er sich gewundert und was er gefürchtet habe, als die Koffer von Exeter zurückgekommen wären. Der Todtenbeschauer von Combhaven war ein geduldiger Herr und an weitschweifige Auseinandersetzungen gewöhnt, er hörte also auch der Erzählung des Kellermeisters gelassen zu. Es lag hier ein Geheimnis vor, das an's Licht gebracht werden sollte, und man konnte gar nicht wissen, von welcher Seite sich der erste Strahl ergießen konnte.

Anders verhielt sich der Todtenbeschauer, als Arnold's Aussage die Form einer Anklage gegen Joshua Haggard annahm. Er unterbrach ihn sehr entschieden, indem er sagte:

»Ich kann nicht gestatten, Mr. Pentreath, daß Sie hier Vermuthungen vorbringen, die einen Mann in Mr. Haggards Stellung herabsetzen.«

»Es sind keine Vermuthungen,« antwortete Arnold hitzig, »sondern Ueberzeugungen. Hören Sie, was der folgende Zeuge zu sagen hat, und dann werden Sie sehen, welche Gründe ich habe, Joshua Haggard des Mordes an meinem Bruder anzuklagen, obgleich Sie niemals alle die Gründe, welche ich dafür habe, erfahren können, nämlich die Blicke und Worte, durch welche er selbst seine Schuld verrathen hat. Hätte ich Augen gehabt, zu sehen, so müßte ich das erste Mal, als er mit mir von meinem

Bruder sprach, seine Schuld erkannt haben.«

Der Todtenbeschauer protestierte nochmals gegen derartige Aeußerungen und ließ alsdann Timothy, den Kuhbuben verrufen, welcher nochmals die Geschichte erzählte, wie er an jenem August-Nachmittage Joshua Haggard hatte in das alte Maschinenhaus gehen sehen und dann auch dem jungen Squire begegnet war.

Die Erzählung von dem in der Thür des Maschinenhauses stehenden Manne, der Jemand aufzulauern schien, verfehlte nicht einen tiefen Eindruck auf die Jury zu machen, vermochte sie aber nicht in der Ueberzeugung zu erschüttern, daß Joshua Haggard ein guter Mann sei — ein Mann, dem sie seit Jahren Lehre und Ermahnung verdankten und der auch in weltlichen Dingen sich stets ehrenhaft und rechtschaffen gegen sie benommen hatte; seine Gewichte waren so richtig wie die Sonnenuhr am Kirchthurm und seine Waaren allezeit von der besten Qualität. Es war geradezu eine Unmöglichkeit, daß ein solcher Mann ein so feiges, heimtückisches Verbrechen begangen haben sollte. Eine solche Ungeheuerlichkeit hätte sich nur durch Zauberei erklären lassen.

»Er könnte es nur gethan haben, wenn er behext gewesen wäre,« sagte einer der Geschworenen, als die Jury in Berathung zusammensaß.

»Wer weiß, ob seine junge Frau ihn nicht behext hat?« machte ein Anderer geltend. »Es wallen Viele von der Zeit an, wo er sie hierher brachte, eine Veränderung an ihm bemerkt haben. Seine Gedanken schienen zuweilen ganz woanders zu sein, er starrte in's Blaue, fuhr zusammen, wenn ihn unversehens Einer anredete, und kümmerte sich nicht mehr um sein Geschäft. Man fand ihn nie hinter seinem Ladentisch.«

»Joshua Haggard kann keinem Wurm etwas zu Leide thun,« sagte ein dritter Geschworener. »Er kam zu uns und saß stundenlang bei meiner armen alten Frau in ihrer letzten Krankheit und las ihr vor; sie sah zu ihm auf wie zu einem Heiligen. Ich gebe meine Stimme für kein Verdikt, das irgend einen Schatten auf Mr. Haggard wirft.«

»Wer will ein Verdikt gegen Mr. Haggard abgeben? Wir müssen doch aber wohl zu irgend einem Verdikt kommen?«

»Können wir es nicht auf Tod durch einen Unglücksfall abgeben?«

»Er kann nicht durch einen Unfall in den Schacht gerathen sein.«

»Er könnte ja doch hinuntergestürzt sein.«

»Wer hat ihn denn aber erschossen?«

»Er könnte sich ja selbst erschossen und nach so viel Kraft gehabt haben, um sich in den alten Schacht hinunterzustürzen.«

Die Diskussion wurde sehr lebhaft, endlich einigte sich aber die Jury zu dem Ausspruch, Oswald Pentreath sei durch eine oder einige unbekannte Personen ermordet worden.

Sobald die Todtenschau vorüber war, ging Arnold zu dem Todtenbeschauer und verlangte einen Haftbefehl gegen Joshua Haggard.

»Mein lieber Herr, davon kann durchaus nicht die Rede sein. Es ist kein Beweis vorhanden, auf den hin ich einen Haftbefehl geben könnte.«

»Auch nicht der Umstand, daß er gesehen worden ist, wie er sich in dem Maschinenhause versteckte und meinem unglücklichen Bruder auflauerte? Ist das kein Beweis?« rief Arnold unwillig.

»Es ist weder bewiesen, daß er sich versteckt hat, noch daß er Ihrem Bruder auflauerte. Lediglich der Umstand, daß er an dem Orte gesehen worden ist, an welchem kurz darauf zwei Schüsse abgefeuert wurden, könnte gar nichts gegen ihn beweisen, selbst wenn wir die Gewißheit hätten, daß die Schüsse, welche der Kuhbube gehört hat, dieselben gewesen sind, die Ihren Bruder tödteten.

Joshua Haggard ist ein Mystiker ein Fanatiker, ein Mann, der die Hälfte seiner Lebenszeit mit Wanderungen nach einsamen Orten zugebracht hat. Ich bin ihm oft in den Bergen und Wäldern begegnet; es liegt gar nichts Befremdendes darin, daß er an jenem Tage dort gesehen worden ist. Ich wiederhole Ihnen, es liegt nicht der geringste Verdachtsgrund gegen ihn vor.«

»Ich bitte um Entschuldigung,« entgegnete Arnold lebhaft, »es giebt allerdings einen Verdachtsgrund gegen ihn und zwar einen sehr starken, es war aber für mich unthunlich, denselben im offenen

Gerichtssaal zur Sprache zu bringen, denn es wird dadurch gleichzeitig eine Verirrung, wenn auch keine wirkliche Schuld, meines Bruders aufgedeckt.«

Arnold erzählte dem Todtenbeschauer von Oswald's, Leidenschaft für Mrs Haggard und der geheimen Zusammenkunft Beider an jenem Nachmittage.

»Wir haben keinen Beweis, daß Mr. Haggard von dieser Zusammenkunft etwas wußte,« sagte der Todtenbeschauer, der wenig Lust hatte, durch eine unkluge Verhaftung von Joshua Haggard den Zorn aller sich zur Kapelle haltenden Leute auf sich zu laden.

»Wir haben den Beweis seiner Gegenwart an jenem Orte, zu jener Stunde.«

Arnold bot alle seine Ueberredungskunst auf, aber vergebens; und er verließ endlich den Todtenbeschauer mit der Ueberzeugung, daß ein solcher ländlicher Beamter ein höchst unfähiges und unnützes Individuum sei.

Wieder hörte Naomi die alte Kirchenglocke klagend in den sonnbeglänzten Nachmittag hineinläuten. Wieder sah sie einen Leichenzug langsam vom Hügel herabkommen, wieder sah sie die Federbüsche sich im Winde bewegen, der trotz des Juniwetters frisch von der See blies, wieder sah sie dieselben feierlichen Gestalten, dieselben schwarzbehangenen Pferde, den ganzen leeren Pomp, die ganze nichtige Eitelkeit irdischen Stolzes, und diesmal wendete sie sich von dem verhangenen Fenster zermalmt, verzweifelnd; sie warf sich auf den Boden, suchte dem Lichte des Tages zu entfliehen und flehte um den Tod als die einzige Erlösung von ihrem Jammer.

Nach der Gruft seiner Väter trug man ihren ermordeten Geliebten, den ihres Vaters grausame Hand erschlagen, und sie, sie war es, die ihn zu der That angestachelt. Hätte sie ihm nicht den verhängnißvollen Brief gegeben, nie würde es dahin gekommen sein. Oswald würde in Frieden seines Weges zu einer neuen Welt, vielleicht zur Reue und zu einem ruhigen Leben gezogen sein und Joshua Haggard hätte nie etwas von seinem heimlichen Abschiede



erfahren.

»Die Hälfte der Schuld ist mein!« rief sie, »laß mich die ganze Strafe dafür tragen, mein Gott, sei barmherzig gegen meinen durch Eifersucht und verrathene Liebe zur Raserei getriebenen Vater! O Gott, gehe nicht mit ihm wegen der Sünde jenes Tages in's Gericht!«

Seit jenem Abend in der Kapelle war sie mit ihrem Vater nach nicht allein gewesen. Sie hatten an demselben Tisch gesessen und sie hatte in sein Gesicht gesehen, das nichts von Furcht oder Aufregung verrieth. Er war ganz wie sonst den Pflichten seines Predigtamtes nachgegangen, hatte in seiner Schule gelehrt, die Kranken besucht, die Bibel ausgelegt und damit nicht einmal inne gehalten während der Zeit, wo im Ersten und Letzten die Todtenschau stattfand und seine ganze Gemeinde um ihres Predigers willen in der wildesten Aufregung war.

Vor der Thür des Gerichtssaales hatte sich eine Anzahl von Joshua's Gemeindemitgliedern versammelt gehabt, welche, als Arnold Pentreath hineinging und herauskam, ihrem Unwillen in halblauten Aeußerungen Luft machten. Die Meinung war stark unter ihnen verbreitet, ihr Prediger werde um seines Glaubens willen verfolgt. Arnold's Anklage war ja viel zu unerhört, als daß der Ankläger selbst hätte daran glauben können. Es war die lügnerische Erfindung des Satans, die keinen andern Zweck hatte, als Schmach auf diese getreue Gemeinde zu bringen. Dieses Gefühl war und blieb das vorherrschende, und wohin der Prediger auch gehen mochte, überall erhielt er neue Beweise seiner Beliebtheit. Aus den Thüren der Häuser, an welchen er vorüberging, stürzten die Frauen heraus, ergriffen seine Hände und versicherten ihn unter Thränen ihrer Theilnahme an der großen Prüfung, die ihn heimgesucht. Er wehrte diese Gefühlsausbrüche, die ihm drückend waren, mit den Worten ab: »Laßt mich meine Last tragen, sie ist nicht zu schwer für mich.«

Sobald er sich allein sah, faltete er die Hände und betete: »O Gott, belohne diese Leute für ihre Liebe und Anhänglichkeit, denn ich kann ja nur Schmach über sie bringen. Ich habe einen Tempel zu Deiner Ehre erbaut und ihn niedergerissen, mit meinen eigenen

Händen habe ich den Dir geheiligten Ort besudelt und zerstört. Ich habe Dir mein halbes Herz gegeben und die andere Hälfte dem Teufel verkauft. Laß diese Leute, die ich geliebt und belehrt habe, durch meine Sünde keinen Verlust erleiden. Laß ihren Glauben standhaft bis an's Ende bleiben, wenn sich auch mein Leben als eine Lüge erweist!«

Ein solches Leichenbegängniß wie das des jungen Squire von Pentreath-Grange hatte Cambhaven noch nicht gesehen. Alle Einwohner des Ortes und ganze Schaaren, die aus den umliegenden Weilern und Fischerdörfern herbeigeströmt waren, drängten sich auf dem Kirchhof Kopf an Kopf.

Bleich und hager, mit einem Gesicht, das der Kummer so hart wie Marmor gemacht hatte, stand Arnold Pentreath an der offenen Gruft. Er war ganz allein an seinem Platze dicht hinter dem Sarge, der einzige Leidtragende. Man fühlte im Allgemeinen wohl Theilnahme für ihn, dieselbe würde sich aber lauter und herzlicher geäußert haben, hätte er nicht die Anklage gegen Joshua Haggard erhoben. Die Little Betheliten konnten ihm dies nicht verzeihen. So falsch und ungeheuerlich die Beschuldigung auch erscheinen mochte, hatte sie doch Unehre auf ihre Sekte gebracht. Es war eine Behauptung aufgestellt worden, deren man sich noch in der Zukunft erinnern und gegen sie bedienen würde — eine Tradition geschaffen, die ihre Feinde auszubeuten und auszus schmücken sicher nicht versäumten.

Nachdem die letzte Ceremonie beendet war, die dem Leidtragenden so grausam kurz erscheint, ging Arnold langsamen Schrittes vom Kirchhof hinweg. Er fühlte sich sterbensmüde, der Anblick der Menschen war ihm peinlich, und so wandte er sich nicht nach dem Hauptthor, wo die Kutsche seiner wartete, sondern verließ den Begräbnißplatz durch eine Seitenpforte, die in die Berge führte. Er mochte sich nicht in die Trauerkutsche einschließen, den Blicken der gaffenden Neugierigen preisgegeben, langsam durch die Straßen fahren und seinen Schmerz hinter einem weißen Taschentuche verbergen; nach den wilden einsamen Bergen zog es ihn, dort war er allein, ungestört mit seinem leidenschaftlichen Schmerze und seinem Schrei nach Rache.

Der bitterste Tropfen in seinem Schmerzenskelche war, den Mörder seines Bruders zu kennen, keinen Schatten des Zweifels an der Person des Schuldigen zu haben und doch machtlos zu sein, ihn zur Strafe zu ziehen. Gewiß hatte das Gewissen für ihn seine Skorpione, gewiß hielt der Himmel das Strafgericht bereit für den Mörder und Heuchler, das war aber Alles nicht genug für den Bruder, der den Bruder geliebt hatte. Die menschliche Natur in ihrer Schwäche und Beschränktheit dürstete nach Rache. Arnold wollte den Mörder an den Galgen bringen, wollte das Werkzeug seiner direkten und sofortigen Bestrafung sein. Nichts anderes vermochte seinem tief verwundeten brüderlichen Gefühle genug zu thun. Seines Bruders Asche schrie zu ihm nach Rache.

Nur eine Erwägung trat zwischen ihn und diesen glühenden Rachedurst. Er gedachte des vorwurfsvollen, flehenden Blickes, den Naomi auf ihn gerichtet. Seine Naomi, die edelste der Frauen, die er gehofft hatte, in der Zukunft für sich zu gewinnen, die er an seinem Herde sitzend, seinen Haushalt führend, sein Leben froh und glücklich machend in seinen Tagesträumen gesehen hatte.

Konnte er jetzt noch hoffen, sie heimzuführen? In seinen Gedanken löste er sie völlig ab von dem Verbrechen ihres Vaters. Sie war in seinen Augen nicht weniger rein, weil ihres Vaters Hände mit Blut befleckt waren. Auch in seinem heftigsten Zorn hielt er sogar Joshua's Verbrechen für eine That eifersüchtiger Raserei und nicht für die kalt überlegte Blutschuld einer verderbten Seele.

Jetzt verstand er, weshalb Naomi ihm jede Hoffnung abgeschnitten, während ihm doch ihre Blicke und der Ton ihrer Stimme verrathen hatten, daß er ihr nicht gleichgültig sei. Sie hatte ihres Vaters Schuld gekannt oder geargwohnt. Dies gab ihm zugleich den Schlüssel für ihre tiefe Melancholie, welche seine hoffnungsvollsten Darlegungen nicht zu zerstreuen vermocht hatten.

Und wenn er nun Joshua Haggard an den Galgen brachte? Was dann? Richtete er damit das Leben der Frau, die er so hoch verehrte, so innig liebte, nicht gänzlich zu Grunde? Konnte Naomi überhaupt nur eine so tiefe Schmach, eine so unsägliche Qual überleben, und wenn sie sie überlebte, konnte sie für den Mann, der

diese Schande und dieses Wehe über sie gebracht, etwas anderes fühlen als den bittersten Haß? Wieder gedachte er ihres Blickes und ihres Anrufes in der Kapelle:

»Arnold, was haben Sie gethan?«

Er hatte ihr kalt geantwortet, obgleich diese Antwort gleichbedeutend war mit den Zerstörungen seiner schönsten und süßesten Hoffnungen. Er kannte sie gut genug, um zu wissen, daß sie ihrem Vater anhängen werde bis in den Tod, daß sie, wenn dies möglich wäre, noch unter dem Galgen ihm zur Seite stehen würde und ihm auch nach dem Tode die Treue bewahrte. Joshua dem Arme der weltlichen Gerechtigkeit überliefern, hieße Naomi für immer verlieren.

»Sei es so!« rief er. »Was ist meine Glückseligkeit oder ihre Ruhe, daß ich sie gegen meines Bruders Blut in die Waagschale legen dürfte? Ich habe nur eine Pflicht zu erfüllen, klar, genau, unabweichbar ist mir mein Weg vorgezeichnet. Ich werde thun, was ich muß, und dann zurückkehren zu dem alten, rauhen Leben auf dem Meere, um zu vergessen, daß ich träumte, am Lande glücklich sein zu können.«

---

## Neuntes Kapitel.

### *Joshua hält seine Uhr an.*

An dem Sonntage, welcher auf Oswald Pentreath's Beisetzung folgte, war Little Bethel zum Ersticken voll. Nicht nur, daß die Gemeinde beinahe vollzählig erschienen war, um zu hören, wie ihr Pastor über die durch die Philister über ihn gebrachte Heimsuchung sprechen werde, es waren auch Viele, die nicht zu Joshuas Sekte gehörten, von Neugierde getrieben, in das Gotteshaus gekommen. Sie wollten sehen, wie der Mann sich benehmen würde, der in eine Lage versetzt war, wohl geeignet, auch die größte Festigkeit in's Wanken zu bringen.

Die Gemeinde sah sich in den Erwartungen, die sie von ihrem Prediger gehegt hatte nicht getäuscht. Joshua hatte den einfachen Gottesdienst niemals mit größerer Würde geleitet als an diesem Sonntage. Seine glühenden extempoirten Gebete rissen seine Zuhörer mit sich fort, gleich einem rauschenden Strome, der eine Anzahl leichter Barken ergreift und fortträgt, ohne daß sie wissen, wohin es geht. Joshua verdankte die Gewalt, welche er über seine Gemeinde besaß, hauptsächlich seiner Beredtsamkeit im Gebete. Durch seinen Enthusiasmus hob er die Seelen seiner Gemeindeglieder empor zu einer geistigen Höhe, welche sie aus eigener Machtvollkommenheit nicht zu erreichen vermocht hätten. Sie hörten ihn ihre Leiden und Sorgen, ihre kleinen Zweifel und Bedrängnisse, ihre Irrthümer, Vergehen und üblen Thaten mit solchen Bitten um Erbarmen und Verzeihung am Fuße des höchsten Thrones niederlegen, wie ihre beschränkten Geister weder ersinnen, noch ihre unbeholfenen Lippen auszusprechen vermochten. Es war, als nehme Joshua sie in seine Arme, halte sie zu den Füßen ihres Erlösers und rufe die ewige Barmherzigkeit auf sie herab. Er gebrauchte die Schrift zu ihrem Nutzen, wie ein geschickter Rechtsgelehrter sich zum Vortheile seiner Klienten der

Präcedenzfälle bedient. Er fand in den ihnen bekannten Worten der Heiligen Schrift Verheißungen, Zusagen und Tröstungen, von denen sie sich nie hätten träumen lassen. Er besaß den goldenen Schlüssel zu den Schätzen des Himmels und öffnete sie, um daraus Verheißungen der Gnade und des Segens für seine Leute hervorzuholen.

An dem in Rede stehenden Tage nahmen seine Gebete den Ton der tiefsten Selbsterniedrigung an. Er legte sich im Angesichte des beleidigten Himmels in den Staub, nicht der Stolz und das Selbstbewußtsein, wie es seine Gemeinde heute erwartet hatte, kam zum Vorschein, kein Dankgebet für ein unbeflecktes Gewissen und eine Seele rein von Schuld, welche der giftigen Verleumdung der Bösen lachen durften, stieg zum Himmel empor. Es war der Zöllner und nicht der Pharisäer, der heute zum Gebete in diesem ländlichen Tempel ausgestanden war-

Die von ihm ausgewählte Hymne hatte eine düstere Fassung, aber alle seine Gebete, Texte und Hymnen hatten in letzterer Zeit einen düsteren Charakter gehabt. Ein tiefes Schweigen der Erwartung breitete sich über die Versammlung als er die Kanzel bestieg, auf die zu ihm gerichteten Gesichter hinabsah und langsam seine Bibel öffnete. Man glaubte allgemein, sein Text würde Bezug auf das befremdliche Ereigniß der vergangenen Woche haben und er werde in seiner Predigt Gelegenheit nehmen, öffentlich die Falschheit und Bosheit der gegen ihn erhobenen Beschuldigung zu erklären.

Als er aber mit seiner ruhigen Bedachtsamkeit den Text angab, fühlte man sich allgemein sehr enttäuscht, denn die ausgewählten Verse schienen mit der Angelegenheit, von welcher die ganze Versammlung erfüllt war, in so gar keinem Zusammenhange zu stehen.

»Zur selbigen Zeit wird man nicht mehr sagen: Die Väter haben Heerlinge gegessen, und der Kinder Zähne sind stumpf geworden; sondern ein Jeglicher wird um seiner Missethat willen sterben.« Nur Naomi verstand die Bedeutung dieser Worte der Verheißung. Jedem die Last seiner eigenen Sünde; des Mörders unschuldige Kinder

sollen keinen Theil haben an der Schmach und Strafe seines Verbrechens Joshua Haggard legte diesen Text mit einer fortreißenden Gewalt aus. Es war ein furchtbar erschütterndes Bild, das er von dein Loose entwarf, dem der Sünder schon hier auf Erden verfällt; wie unaufhörlich der Wurm des Gewissens nagt, wie er sich scheu vor dem Anblick der Nebenmenschen verbirgt, wie jede Liebkosung seiner Kinder für ihn zum Schlangenbiß wird, wie die Ehrfurcht und der Gehorsam, die man ihm in seinem Hause erweist, ihm zum Hohn und Vorwurf werden, wie der Tag ihm unerträglich erscheint, das Licht der Sonne ihm zur Last wird und die Nacht ihm doch nur Schrecken bringt. Noch viel düsterer und grausiger ward aber die Schilderung, als er sich von den irdischen Leiden des Sünders der Betrachtung der Strafen zuwandte, die seiner im Jenseits warten. Gegen die wahrhaft gigantischen Qualen im Lande der Schatten verhielt sich die irdische Pein wie der leichte Stich einer Sommerfliege zum Biß einer Klapperschlange. Joshua beschwor diese gräßlichen Visionen mit einer Virtuosität herauf, als hätte der böse Feind für ihn einen Zipfel des Vorhangs der Hölle gelüftet und ihn einen Blick in den Abgrund, in welchem er Herrscher ist, thun lassen. Er verweilte mit einer Art grauenhafter Wollust bei diesen Gräßlichkeiten und sprach von Hölle und Verdammniß mit einer Geläufigkeit, als ob seine Seele bereits eine Wanderung durch die sieben Kreise der furchtbaren Unterwelt gemacht hätte.

»Des Sünders Kinder aber,« rief er endlich, sich, wie, es schien, nur gewaltsam von jenen schreckenerregenden Vorstellungen losreißend, »des Sünders Kinder werden frei sein von seiner Schuld. Der Himmel wird des Vaters Sünde nicht an ihnen heimsuchen. Er wird verdammt sein, er wird untergehen, sie aber bleiben unberührt davon. Vielleicht ist auf Erden ihr Loos Schande und Leid, denn das irdische Urtheil ist falsches Urtheil, aber Gott ist gerecht und wird sein Versprechen halten und Jeglichen richten, wie er gehandelt hat bei Leibes Leben.«

\*

\*

\*

Als Naomi aus der Kapelle kam, ging sie, von der Menge fortgetragen, an einem Fremden vorüber, der über ihren Vater sprach.

»Nun ich den Mann predigen gehört habe, glaube ich Alles von ihm,« sagte er.

»Warum?« fragte sein Begleiter.

»Weil ich überzeugt bin, daß er wahnsinnig ist.«

»Das wüßte ich denn doch nicht,« entgegnete der Andere, »seine Predigt ist gewaltig und düster, aber doch ganz vernünftig.«

»Nein, ich bleibe dabei, ein vernünftiger Mensch predigt nicht, wie wir es heute von dem Manne gehört haben.«

Das zufällig zu ihren Ohren gelangte Gespräch machte auf Naomi einen tiefen Eindruck, denn der Gedanke, welcher dadurch bei ihr angeregt ward, war durchaus nicht neu für sie. Die Veränderung, die mit ihrem Vater vorgegangen war, hatte ihr schon lange Befürchtungen eingeflößt, denen sie kaum einen Namen zu geben wagte. Wer vermochte die seine Unterscheidung zu ziehen zwischen tiefer Schwermuth, religiöser Schwärmerei, schweigendem Brüten und wirklicher Geistesstörung. Ihres Vaters Charakter hatte seit dem Tage, an welchem Oswald Pentreath verschwunden war, eine totale Umgestaltung erlitten, darüber konnte keine Täuschung obwalten; war es nun nicht möglich, daß gerade die Ereignisse dieses Tages das klare Licht seiner Vernunft für immer verdunkelt hatten? Von jener verhängnißvollen Stunde an hatte er alle Bande gelöst, die ihn an Kinder und Frau, an Verwandte, Freunde und sein Geschäft geknüpft, war er gleich einer Eule der Nacht, einem Pelikan der Wildniß gewesen.

So entsetzlich aber der Gedanke auch sein mochte, brachte er für Naomi doch ein wonnevolles Gefühl der Erleichterung mit sich. Hatte ihn in der Stunde der Verzweiflung das Licht der Vernunft verlassen, war die Verfinsterung eingetreten; bevor er die schwere That vollbracht hatte, so war er nicht verantwortlich für seine Sünde. Er hatte nicht mit vollem Bewußtsein das Gebot Gottes übertreten, der umdüsterte Geist hatte die Tragweite seines Thuns nicht zu ermessen vermocht.



Hier war ein Ausweg aus dem Labyrinth des tiefsten Grams. So furchtbar, so entehrend, empörend, unerträglich die irdischen Strafen, die ihrem Vater drohten, auch sein mochten, fürchtete sie doch weit mehr den Zorn des Himmels für ihn. In der Gewißheit, daß Gott ihm verzeihe, konnte sie ihn lediglich mit irdischem Leid, lediglich mit irdischer Betrübniß um seinen Verlust den Tod auf dem Schaffot erdulden sehen, durfte sie doch alsdann sicher sein, ihn wiederzufinden in einem Lande der Ruhe und des Friedens, wo die rothen Kleider bereuender Sünder weißer gewaschen wurden als Schnee.

In dem Gedanken, daß ihr Vater geistig gestört sei, lag bei aller seiner Furchtbarkeit, wie gesagt, nicht nur ein Trost für Naomi, sondern auch die Aussicht, ihm wieder mehr sein zu können und ihm helfen zu dürfen, die Last der Schuld zu tragen, deren Hälfte sie sich zuschrieb.

»Hätte ich ihm nur den unglücklichen Brief nicht gegeben, so wäre vielleicht dieser Kelch an uns vorübergegangen,« war der Vorwurf, den sie beständig wiederholte.

Joshua nahm nicht Theil an dem Mittagsessen der Familie, das an den Sonntagen stets um zwei Uhr verzehrt ward und immer nur aus kalten Speisen bestand. James Haggard betrachtete diese Sonntagsmahlzeiten als keine der kleinsten Prüfungen, welche ihm im Leben auferlegt waren. Andere Leute in Comhaven hatten gerade am Sonntag besonders leckere warme Fleischspeisen, Puddings, Pasteten und sonstige gute Sachen, während er darben mußte.

»Ich nenne das nicht den Sabbath ehren, wenn man an diesem Tage noch schlechter ißt, als dies ohnehin schon die ganze Woche geschieht,« argumentierte er, »lediglich deshalb, damit Sally in einer Ecke unseres Kirchstuhls sitzen und die Predigt mit Schnarchen begleiten könne.«

»Iß Dein Mittagsbrot und sei zufrieden oder laß es stehen und halte den Mund,« antwortete Tante Judith streng. »Ich wundere mich wirklich wie Du in einer Zeit, wo solche schwere Heimsuchungen über unser Haus gekommen sind, noch das Herz hast, an Essen

und Trinken zu denken.«

»Meinst Du damit die Beschuldigung, die Kapitän Pentreath gegen Vater vorgebracht hat?« fragte Jim verächtlich. »Ich bin nicht Narr genug, mich deshalb zu grämen. Es kann jeder Wahnsinnige kommen und uns des Mordes oder des Hochverraths oder der Pulververschwörung anklagen. Der arme Pentreath muß vor Schreck verrückt geworden sein als er die Leiche seines Bruders in der Matherly-Grube gefunden hat. Ich war im Ersten und Letzten, während dort die Todtenschau gehalten ward, und hörte, daß nur eine Stimme darüber war, einzig und allein ein Wahnsinniger könne meinem Vater ein solches Verbrechen zur Last legen. Nicht ein Mensch in ganz Comhaven glaubt auch nur ein Wort gegen den Vater.«

»Es wäre auch sehr schlimm, wenn es anders sein könnte,« erwiderte Tante Judith, »nachdem Dein Vater so viele Jahre hier gelebt hat und kein Mensch ihm je einen Vorwurf machen konnte, mit Ausnahme, daß er so thöricht gewesen ist und ein albernes Ding um seines schönen Gesichtes willen geheirathet hat.«

»Ich habe an Cynthia nie etwas Albernes gesehen,« sagte Jim, »und wünschte für mein Theil, sie wäre wieder zu Hause. Mir fehlt ihr hübsches Gesicht, wenn es auch das letzte Jahr traurig genug war, Gott sei's geklagt. Es hat sie Niemand von uns besonders glücklich gemacht.«

»Es ist viel besser, sie bleibt weg,« erwiderte Judith mit herbem Ton und Blick. »Sie zog Deines Vaters Gedanken von seinen Pflichten ab und hat hier im Hause nur Verwirrung angerichtet. Wenn sie Angehörige ihres Standes hat, so mag sie bei ihnen leben.«

»Es sieht beinahe aus, als sei sie aus dem Hause gejagt, da sie so lange fortbleibt,« bemerkte Jim.

»Ich wußte bis jetzt noch nicht, daß es einem Sohne zustehe, die Handlungsweise seines Vaters zu tadeln,« sagte Judith. »Ich meine, Dein Vater wird wohl am besten beurtheilen können, was seine Pflicht gegen seine Frau ist, und wir haben uns da nicht einzumischen. Er hat Dich nicht um Erlaubniß gefragt, als er sie in's Haus brachte, und er braucht Deine Erlaubniß ebenso wenig, wenn

er sie wieder wegschicken will.«

»Es ist ein wahrer Jammer, daß es nicht besser gehen konnte,« fuhr Jim beharrlich fort, »denn sie ist ein schönes und gutes kleines Wesen, das keinem Menschen etwas zu Leide thun kann.«

»Wie Du es verstehst, Herr Naseweis. Vielleicht bist Du so gütig und behältst Deine Meinung für Dich bis Du gefragt wirst. Warum issest Du nicht, Naomi?« wendete sich Miß Haggard bissig zu ihrer Nichte. »Es ist ein so gutes Stück Rindfleisch, wie nur je gekocht ward, und ich hoffe, Du bist nicht so lecker, um kaltes Fleisch am Sabbath zu verschmähen.«

»Ich bin nicht hungrig, Tante,« sagte Naomi.

Sie hatte, während ihre Tante und Jim sich unterhielten, am Tische gesessen, ihnen zugehört, ohne sie zu verstehen, und ihren Teller vor sich gehabt, ohne daß sie auch nur den Versuch gemacht hätte, einen Bissen zu essen. Ihre Gedanken waren bei ihrem Vater in dessen einsamem Zimmer. Als er aus der Kapelle gekommen war, hatte er sich unter dem Vorwande, er habe heftiges Kopfweg, sofort dahin zurückgezogen. Wie trug er seine Last? Ohne Trost, ohne Theilnahme. Ja, ohne irdische Theilnahme, aber für diesen Glaubenshelden blieb selbst in der Verzweiflung seiner Sünde noch ein erbarmungsreiches Ohr offen, das sein Schreien hörte und seinen Jammer vernahm. Der Freund der Sünder blieb für ihn nicht taub.

»Ich möchte doch hinaufgehen und zusehen, ob Vater nicht etwas wünscht,« sagte Naomi vom Tische aufstehend.

»Wenn ich an Deiner Stelle wäre, würde ich ihn nicht quälen und belästigen,« entgegnete Judith mit gewohntem Widerspruchsgeist, »natürlich kannst Du aber thun, was Dir gut dünkt.«

Diese Wendung enthielt immer den indirekten Befehl, etwas nicht zu thun, aber, vielleicht zum ersten Male in ihrem Leben, leistete ihm Naomi nicht Gehorsam und ging zu ihrem Vater.

Sie klopfte an, da sie aber keine Antwort erhielt, so glaubte sie, ihr Vater schlafe, und ging leise hinein.

Joshua saß mit verschränkten Armen, die Augen starr auf den Fußboden gerichtet, vor dem offenen Schreibrack. Beim Eintritt

seiner Tochter regte er sich weder, noch sah er sich um, selbst dann nicht, als sie dicht an ihn herantrat und ihre Hand sanft auf seine Schulter legte.

Ein paar Minuten stand sie so schweigend und wartend, daß er ihr ein Zeichen der Beachtung gebe, er blieb aber wie eine Bildsäule sitzen und blickte nicht auf.

»Lieber Vater,« begann sie mit leiser, zärtlicher Stimme, wie sie zu ihm gesprochen haben würde, hätte er in schwerer Krankheit am Rande des Todes gelegen, »ich mußte zu Dir kommen. Ich konnte es nicht ertragen, Dich allein und unglücklich zu wissen. Geliebter Vater, es ist ein schweres Unglück über uns gekommen, aber nicht schwerer, als wir es zu ertragen vermögen. Vater,« fuhr sie ihn mit ihren Armen umschlingend fort, »ist Deine Schuld groß, so ist es die meinige nicht minder. Ich sündigte furchtbar, als ich Dir jenen Brief gab. Ich ließ die böse Leidenschaft über mein besseres Selbst den Sieg davon tragen. Mein Herz war voll Haß und Rachsucht. Laß uns gemeinschaftlich bereuen und um Erbarmen flehen. Wir haben beide gesündigt.«

»Der Brief,« murmelte Joshua mit einem bitteren Lachen, »der Brief hätte noch nichts so viel ausgemacht. Ich sah aber, wie er sie in seinen Armen hielt und küßte, sah, wie sie sich einer Liebe hingab, die stärker war als Ehre und Pflicht und ihre Liebe zu Gott, sah, wie er sie unter Gottes freiem, allsehendem Himmel an seinem Herzen hielt.«

»Es war meine Schuld, Vater. Ohne den Brief hättest Du nichts von der letzten Zusammenkunft erfahren. Es sollte nur ein verstohlener Abschied sein, bei dem sie beide sich nichts Böses dachten. Sie waren so jung und fehlten nur aus Mangel an Nachdenken.«

»Sie besaßen Nachdenken genug, geheime Zusammenkünfte zu verabreden und mich zu hintergehen. Und ich hielt sie für die reinste der Frauen, frei von jedem Flecken, jeder Sünde. Sprich nicht von ihr oder von ihm. Sie sündigten und haben die Frucht der Sünde geerntet! Die Sünde aber, wenn sie vollendet ist, gebietet sie den Tod.«

»Vater, Du und ich, wir haben schwer gesündigt und können nur auf Gnade hoffen, wenn wir bereuen,« sagte Naomi, entsetzt von dem harten Tone, in welchem Joshua sprach; er schien sich des Umfanges seines Verbrechens gar nicht bewußt zu sein.

»Mein ganzes Leben war nur eine lange Buße; ich habe immerdar am Werke der Erlösung gearbeitet.«

»Eure sündhafte That kann das Alles auslöschen, in einer dunklen Stunde ist vielleicht die Arbeit eines Lebens verloren gegangen!« seufzte Naomi.

Ihr Vater antwortete nicht.

»Geliebter Vater, willst Du niederknien und mit mir beten?« flehte sie, »Willst Du mir helfen, die Last von meiner Seele zu lösen? Ich unterliege unter der Last meiner Sünde. Ich liebte ihn und verrieth ihn doch an Dich. O, es war die That eines Judas! Er muß seinen Herrn und Meister geliebt haben. Er war eifersüchtig, das mache ihn zum Verräther. Vater, wenn Du Deine Sünde nicht betrauern kannst, so betraue die meinige.«

Es war vergeblich, er hob die düster brütenden Augen nicht vom Boden empor. Naomi sah ihm in's Gesicht, ja, es hatte einen Ausdruck, als sei sein Geist wirklich, wenn auch nur zeitweise, gestört. Er hörte ihr nicht zu, und folgte ihr nicht.

Eine Zeit lang kniete Naomi neben ihm und beobachtete ihn schweigend, endlich streckte er die Hand nach der vor ihm liegenden offenen Bibel aus und fing an zu lesen. Gleichzeitig sagte er:

»Verlaß mich, liebes Kind, ich befinde mich besser allein.«

»Ich möchte viel lieber bei Dir bleiben, lieber Vater. Ich will Dich gar nicht stören.«

»Geh« mein Kind« ich wünsche allein zu sein. Ich muß meine Gedanken sammeln, es wird bald Zeit sein, in die Kapelle zu gehen.«

»Ich gehe, Vater, da wir jetzt aber allein sind, laß mich ein Wort sagen.«

»Ich höre.«

Sie schlang den Arm um seinen Hals und legte ihren Kopf auf seine Schulter.

»Vater, Du weißt, wie ich Oswald liebte, selbst dann noch, als sein Herz sich von mir gewendet hatte. Ich sagte Dir aber damals, wie ich es Dir heute sage, daß Du stets der Erste in meinem Herzen, der Gegenstand meiner höchsten Verehrung und Liebe bist. Nichts kann das ändern. Du magst thun, was Du willst, nichts kann meine Liebe zu Dir verringern, keine Heimsuchung, die der Himmel über Dich verhängt, könnte Dich je in meiner Achtung herabsetzen. Sei dessen stets eingedenk, Vater. Komme was mag, ich bin bis ans Ende Deine liebende Tochter.«

Mit dieser Versicherung verließ sie ihn, etwas beruhigter, nachdem sie in dieser Weise zu ihm gesprochen hatte.

Der Nachmittagsgottesdienst verlief sehr ruhig. Joshua schien durch die Anstrengung des Morgens erschöpft zu sein und sah sehr abgespannt aus; die Gemeinde war ebenfalls weniger aufmerksam und exaltiert in ihrer Frömmigkeit, was sehr natürlich war, da man reichlich zu Mittag gegessen und sich allerlei fleischlichen Lockungen in Gestalt fetter Speisen hingegeben hatte. Selbst die Hymnen wurden mit matterer Stimme gesungen und übten auf einzelne ältere Gemeindemitglieder eine einschläfernde Wirkung aus.

Nach dem Gottesdienst unterrichtete Joshua noch eine halbe Stunde in der Jünglings-Abendschule und sprach zu den jungen Leuten, die dort zu seinen Füßen saßen, ernste, eindringliche Worte, deren man sich nochmals noch ganz besonders erinnerte.

Auch am Theetisch der Familie erschien der Prediger so wenig wie er am Mittagessen theilgenommen hatte. Er hatte seiner Schwester gesagt, sein Kopfweh sei schlimmer geworden und er müsse sich niederlegen. Nach dem Thee hatte Naomi noch in einer Abendklasse zu unterrichten, was sie etwa eine Stunde in Anspruch nahm. Sie verließ behufs Erfüllung dieser Pflicht gegen halb sieben Uhr das — Haus und nach ihrer Entfernung gestattete sich Tante Judith den Sonntagluxus, in dem Lehnstuhl im guten Zimmer ein Nachmittagsschläfchen zu halten.

Joshua befand sich wieder allein in seinem Zimmer und saß in derselben Stellung am Bureau, die er eingenommen hatte, als Naomi Nachmittags zu ihm eingetreten war. Er hatte die Thür abgeschlossen, um vor jeder Störung, selbst vor der erbarmungsvollen Liebe seiner Tochter sicher zu sein. Er wollte, daß nichts zwischen ihn und jene schauerliche Einsamkeit trete, inmitten welcher er in letzterer Zeit gelebt hatte.

So saß er, bis die Dämmerung tiefer und tiefer herabsank und er die Schrift in der geöffnet vor ihm liegenden Bibel nicht mehr zu lesen vermochte. Selbst in dem entsetzlichen Gemüthszustande, in dem er sich nun schon seit Monaten befunden hatte, war dieses Buch doch noch sein Fels und Glaubensanker. Er suchte darin nach Stellen für seine Rechtfertigung, nach Versicherung der Gnade und Erlösung und sah sich selten in seinen Hoffnungen betrogen. Er hatte gesündigt, aber hatte David nicht ebenfalls gesündigt und doch seine erhabene Stellung in der Liebe Gottes und der Menschen behauptet? Mußte er sich tiefer demüthigen, als David sich gedemüthigt hatte? Hatte David jemals aufgehört, Königs Priester und Lehrer, Erster und Oberster im Volke zu sein? Er war gefallen, aber war nicht Petrus ebenfalls gefallen und hatte doch den göttlichen Auftrag erhalten, Christis Heerde zu weiden?

»So lange ich Odem in mir habe, werde ich das Evangelium predigen und Gottes Wort lehren,« betheuerte Joshua, die Hand auf das heilige Buch legend. »Was hat die Last, die ich auf dem Gewissen trage, mit meiner Lehre zu thun? Was kommt es darauf an, daß ich mich selbst einen Sünder nenne, wenn ich nur Gottes heilige Lehre verbreite? Er hat mir eine Gabe verliehen und ich will sie benutzen bis zum äußersten Ende. Bin ich auf diese Weise ein Heuchler, so mag meine Heuchelei mit mir zu Grabe gehen.«

So lautete sein Entschluß stets, sobald es ihm gelungen war, zu einer gewissen Ruhe zu kommen, aber sein Gemüth war keineswegs immer so klar, seine Anschauungen waren nicht immer so fest und sicher, und namentlich an jenem Abend, als er in dem altmodischen Zimmer saß und die Schatten der Dunkelheit die Erinnerungen an längst vergangene Zeiten heraufzubeschwören

schiene, gingen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in einem seltsamen, traumartigen Zustande an seiner Seele vorüber.

Er sah sich im Beginn seiner Laufbahn, wie er freudig jedes Opfer, jede Entbehrung auf sich nahm, nach keinem irdischen Verlust oder Leid fragte, nur getragen ward von den exaltierten Hoffnungen des geistigen Erfolges seiner Sendung. Und dieser Erfolg war ihm in reichem Maße zu Theil geworden und der höchste Lohn für ihn gewesen. Er war ein wanderndes Licht gewesen, das an dunklen Orten und vergessenen Winkeln der Erde geleuchtet und manches verlorene Schaf zur Herde zurückgebracht hatte. Dann war sein Vater gestorben und er war nach seinem Geburtsort zurückgerufen worden, um zu finden, daß seine Beständigkeit in geistlichen Dingen ihm keinen Verlust an irdischem Gut gebracht hatte. Trotz seiner Drohungen, den Sohn zu enterben, hatte der Vater ihm doch Alles hinterlassen.

Diese Erbschaft war für ihn gewissermaßen eine Versuchung zum Abfall gewesen. Er hatte sich von den einsamen, verlassen Plätzen gewendet, um fortan zu leben im Lande, wo Milch und Honig fließt. Er hatte sich genügen lassen, Wenigen zu dienen, während er bisher Vielen gedient hatte. Er hatte sich unter seinem Weinstock und Feigenbaum niedergelassen und eine kleine Gemeinde um sich gesammelt, statt von Ort zu Ort zu ziehen und diejenigen aufzusuchen, welche die Kirche vergessen hatten oder deren nur mit lauer Liebe gedachten. Wohl hatte er auch in dieser Stellung nicht gefeiert, er war viele Meilen gewandert, hatte seiner Thätigkeit als Seelenarzt die größte Ausdehnung gegeben, hatte die Jugend unterrichtet, das Licht der religiösen, wie der bürgerlichen Erziehung an vernachlässigte Orte getragen, aber er war doch selbsthaft geworden, hatte aufgehört ein Fremdling und Pilger auf Erden zu sein, ein Jünger, der Alles für seinen Herrn und Meister dahingiebt.

Dann kam seine vortheilhafte erste Heirath, die Geburt seiner Kinder, neue Bande, die ihn an die alte Heimat fesselten.

Wie fremd und fern erschienen ihm diese Jahre jetzt im Dämmerlichte der Erinnerung.

Das Gemälde veränderte sich. Jene friedlichen, einförmigen Tage



waren vergangen. Er stand aus dem cornischen Anger im hellen Sonnenschein, in der Ferne erglänzte das Meer, der süße Duft des Ginsters umwehte ihn, er befand sich an der Schwelle eines neuen Lebens. Von dieser Stunde an war er nicht mehr derselbe Mann, der er früher gewesen, die Unzugänglichkeit für fremde Einflüsse, welche ihn so stark gemacht, hatte aufgehört. Hinfort war er gefesselt an die Menschheit durch deren jämmerlichste Schwäche, eine unvernünftige Liebe für ein schwaches Mitgeschöpf.

»Ich glaube wahrlich, ich liebte sie von jenem ersten Tage an,« dachte er. »Ihr Bild verließ mich niemals. Sie saß beständig vor mir mit dem lang herabwallenden goldenen Haar, vom Sonnenschein beglänzt. Kann ich noch zweifeln, daß der Satan sie mir zu meiner Verlockung und meinem Verderben dort in den Weg gesetzt hatte? Aber ich habe ihn um seine Beute betrogen. Er hat mein Herz gehabt und es zerbrochen und zermalmt, aber meinen Geist hat er nicht zu beugen vermocht. Ich habe meine Last getragen und keinen Augenblick aufgehört zu lehren und zu ermahnen und werde nicht aufhören bis es mit mir zu Ende ist. Keine Falle des Erzversuchers, die sich hinter einem schönen Gesicht verbirgt, soll mich fangen und zerstören.«

Dann kam ein Moment des Bedauerns.

»Sie schien so unschuldig so rein. Sie war so sanft, so gehorsam, gestand so demütig, daß sie versucht worden sei und gesündigt habe, indem sie dem Versucher ein kleines Weilchen ihr Ohr geliehen. O Gott, es konnte ja keine Schlechtigkeit in einer Seele sein, die aus diesen lieblichen Augen zu mir aufblickte! Und ich stieß sie mit Härte und Verachtung von mir, schickte sie wieder hinweg in Dienstbarkeit und Abhängigkeit. Mein angetrautes Weib, das einzige Wesen auf Erden, das ich über Alles geliebt habe!« Er faltete die Hände und blickte in einer Art von Verzückung empor.

»Das war gewiß eine Buße für meine Schwäche. Das war gewiß ein Opfer, an dem der Himmel Wohlgefallen haben muß. Und doch habe ich seit jenem Tage keine Ruhe und keinen Frieden gefunden. Der Himmel hat mir kein Zeichen seines Beifalls und seiner Verzeihung gegeben.«

Jener höchste Grad von Eigensucht, welcher als Merkmal eines aus seinen Fugen gewichenen Geistes gelten kann, hatte sich bereits seiner bemächtigt. Er fühlte sich als den Mittelpunkt des Universums Die Bibel war für ihn geschrieben. Er stand mit seinem Schöpfer auf Du und Du und fühlte sich würdig, errettet zu werden.

Seine Tochter klopfte an die Thür und fragte, ob er nicht ein Licht haben wolle.

»Nein,« antwortete er, »meine Seele kann im Dunkeln Zwiesprache mit Gott halten. Ich bin allein wie Elias auf dem Berge war, und warte der Stimme des Herrn.«

Mitternacht war vorüber, als er sich auf sein Bett legte, erschöpft von den Meditationen, mit denen sein Geist sich abgequält hatte. So abgespannt er aber auch nach dem zweimaligen Gottesdienste und den vielen Stunden einsamen Grübelns war, vermochte er doch nicht zu schlafen, und als sich endlich die schweren Augenlider schlossen, glich sein Schlaf doch weit eher einer Betäubung als einem stärkenden Schlummer.

Er sah das Gesicht seiner Frau, das ihn anschaute wie an jenem Tage in dem Heckenwege, flehend, voll Jammer, Liebe und Demuth. Er sah es deutlicher, lebendiger, als man gemeiniglich Gesichter im Traume zu sehen pflegt, sah es dicht neben sich und war sich dunkel bewußt, daß sein Kopf auf dem Kissen liege und um welche Stunde der Nacht es sei. Ebenso wußte er, daß das Gesicht aus weiter Ferne zu ihm hinüberblickte, obgleich es so nahe schien, als könne er die Hand ausstrecken und es berühren.

Dann ertönte eine Stimme, die ihm durch und durch ging:

»Joshua, Joshua, komm zu mir!«

In der nächsten Sekunde war er vollständig wach und aus dem Bett gesprungen. Es war ihm, als hätte er nicht im Traume, sondern mit wirklichen, wachenden Ohren diese Stimme vernommen. Einige Augenblicke stand er unbeweglich und lauschte mit angehaltenem Athem, halb und halb erwartend, der Ruf werde sich wiederholen und die Hand seiner Frau die Thür öffnen.

Da Niemand kam, so ging er selbst an die Thür und schaute auf den schwach vom Sternenlicht erhellten Vorplatz hinaus.

Es war Niemand da. Der Vorplatz war leer, der untere Theil des Hauses lag dunkel und schweigend da. Es war nichts vorgefallen, er hatte nur geträumt.

»Es ist aber ein Traum, den der Himmel gesendet hat,« sagte er. »Ich will ihm Gehorsam leisten und gehen. Ja, meine Liebe, ich vergebe Dir; ich komme zu Dir. Ich bringe Dir meine Verzeihung und meine Liebe.«

Er zündete ein Licht an und fing an, sich anzuziehen. Ein Blick auf seine Uhr belehrte ihn, daß es erst zwanzig Minuten nach ein Uhr sei, er hatte mithin nur eine ganz kurze Zeit geschlafen.

Er öffnete das Glas der Uhr und hielt sie an. Nur ein einziges Mal in seinem Leben hatte er das schon gethan, nämlich im Momente seiner Bekehrung, in dem Augenblicke, wo die Ueberzeugung über ihn gekommen war, daß er ein von Gott berufenes und auserwähltes Werkzeug sei. In jenem hochgebenedeiten Augenblick hatte er seine Uhr angehalten, damit sie für immer diese eine geheiligte Stunde zeige. Es war dies die Uhr, die er als junger Mann getragen, und er bewahrte sie noch in seinem Pulte auf. Nie hatte er sie seit jenem Tage wieder benutzt und sich ohne Uhr beholfen, bis ihm die Uhr seines Vaters als Erbtheil zugefallen war.

Und nun hatte er auch diese Uhr angehalten. Es war ein eigenthümlicher Impuls, der ihn dies zu thun vermocht, er konnte sich keine Rechenschaft über den Grund dazu geben, aber er gehorchte blindlings der Regung, die ihn dazu trieb und das Ticken der Uhr verstummte zwanzig Minuten nach Eins?

---

## Zehntes Kapitel.

### *Joshua's Bekenntniß.*

Wieder war ein schöner, glänzender Junimorgen angebrochen; neu erblühte Rosen, gleich den Schmetterlingen für einen einzigen Tag geboren, blickten durch das Fenster. Naomi war noch früher als gewöhnlich geschäftig, sie hatte in Sorge um ihren Vater eine schlaflose Nacht verbracht. O, wenn diese süße Himmelsluft, welche für den Glücklichen eine Freude mehr ist, doch das Gefühl des niederdrückenden Kummers hinwegwehen und die Verheißung der Erlösung bringen könnte! So ähnlich waren Naomis Gedanken, als sie am Fenster stand und zu den Bergesgipfeln hinüberschaute, von denen die Morgennebel sich lösten wie Schleier, die eine unsichtbare Hand hinwegzieht. Schon um sechs Uhr war sie an ihres Vaters Thür; mit laut pochendem Herzen, fürchtend, sie wußte selbst nicht was, lauschte und klopfte sie, aber es kam keine Antwort. Es war ihr, als ob der Boden unter ihr wiche. Eine unsägliche Angst bemächtigte sich ihrer. Sie klopfte laut, heftig sogar, und immer noch erhielt sie keine Antwort. Mit zitternder Hand versuchte sie den Drücker der Thür, in der Erwartung, sie verschlossen zu finden, wie Abends zuvor, als sie mit Licht gekommen war, aber die Thür gab dem Drucke nach, sie öffnete und trat in das Zimmer.

Es war leer? Mit wilden, gierigen Augen, halb wahnsinnig vor Angst schaute sie sich um, es war nicht anders, das Zimmer war ganz leer. Das Bett war benutzt worden, das Licht war brennend auf dem Tische zurückgeblieben und bis auf den Leuchter herabgebrannt. Auf dem Bureau lag ein Brief, nach dem Naomi mit bebenden Händen griff. Er war an sie adressiert.

Fürchtend, der Brief werde sie von einem finsternen Entschlusse ihres Vaters in Kenntniß setzten, öffnete sie ihn. Ein zweiter versiegelter Brief, dessen Aufschrift an Kapitän Pentreath lautete, fiel heraus. Das an Naomi gerichtete Schreiben hatte folgenden Inhalt:

»Meine geliebte Tochter, — ich gehe nach Penmoyle, um meine Frau zu sehen und werde nicht wieder nach Combhaven zurückkehren. Die Pflichten, die ich dort hatte, sind erfüllt. Ich habe meine Leute auf den rechten Pfad geführt und kann sie den Händen eines neuen Predigers übergeben. Ich gehe nach Orten, wo die Finsterniß noch nie durch das Licht des Evangeliums erhellt worden ist, neue Pflichten will ich in trostlosen, verlassenem Gegenden suchen und finden. Zuvor muß ich aber meine Frau sehen. Ehe ich fortgehe, muß ich ihr verzeihen und sie segnen. Folge mir nicht. Mein Geschick ist entschieden.

»Säume nicht den einliegenden Brief unerbrochen in die Hände des Kapitän Pentreath zu geben. —

Dein Dich liebender Vater.

Joshua Haggard.«

Naomis Herz hob sich im Gefühl der Dankbarkeit. Er war fortgegangen, aber nicht, um eine gottlose, verzweifelte That zu begehen, sondern um seine Frau aufzusuchen und ihr seine Liebe und Verzeihung zu bringen. Das Eis war geschmolzen. Wer konnte sagen, welche Genesung für Leib und Seele diese Veränderung mit sich brachte?

Was bedeutete aber der Brief an Arnold Pentreath. Sie betrachtete ihn mit Angst und Grauen. War es ein Bekenntniß der Schuld ihres Vaters — ein Bekenntniß, das sein Leben in Arnolds Gewalt gab? Und Arnold hatte sich bereits so erbarmungslos bewiesen. Den Brief nicht abgeben, hieß ihres Vaters ausdrücklichem Gebot ungehorsam sein, ihn abgeben, hieß vielleicht sein Leben in Gefahr bringen. Was sollte sie thun?

In höchster Verwirrung saß sie mit dem Briefe in der Hand in dem alten Bureau. Als sie sich überzeugt hatte, daß alles Nachdenken ihr nicht den rechten Weg zeige, fiel sie auf ihre Knie und betete lange und ernstlich, Gott wolle sie führen.

Entschlossen erhob sie sich von ihren Knieen, sei es zum Guten oder zum Schlimmen, sie wollte ihres Vaters Befehl vollziehen, den Brief abgeben und das Weitere Gottes Barmherzigkeit und ihrem

eigenen Einflüsse auf Arnold überlassen. Er hatte behauptet sie zu lieben — nein, hatte sie wirklich geliebt — ehe er das furchtbare Ende seines Bruders entdeckt hatte. Sie konnte noch nicht alle Macht über ihn verloren haben, ihre Bitten mußten noch Gewicht bei ihm besitzen. Sie wollte ihrem Vater gehorchen und damit ihr Vertrauen zur Vorsehung beweisen.

»Laß mich in die Hände Gottes fallen, denn sehr groß ist seine Barmherzigkeit!« betete sie. »Kann ich bezweifeln, daß mein Vater in Gottes Hand ist, wenn auch anscheinend Menschen über sein Schicksal zu bestimmen haben?«

Sie verlor keine Zeit, sondern ging sogleich an die Ausführung ihres Entschlusses, indem sie nach ihrem Zimmer eilte, sich zum Ausgehen ankleidete, die Treppe hinunterstieg und das Haus verließ.

In der Hausthür blieb sie stehen. Es fiel ihr ein, daß ihres Vaters Abwesenheit sehr bald entdeckt werden müsse und daß darüber ein Aufruhr im Hause entstehen würde, sofern sie nicht eine plausible Erklärung dafür gäbe. Sie kehrte deshalb um und lenkte ihre Schritte nach der Küche, wo ihre Tante, wie gewöhnlich des Morgens, beschäftigt war, aus einer von ihr eisenfest verschlossen gehaltenen Speisekammer Vorräthe für den Tag herauszugeben.

Naomi zeigte ihr ganz ruhig an, ihr Vater sei heute Morgen sehr früh nach Penmoyle gereist, um seine Frau i« zu besuchen.«

»Ganz früh abgereist!« rief Judith ungläubig »Die Kutsche nach Truro geht ja erst um halb acht ab und jetzt ist es kaum sieben. Was meinst Du mit frühzeitig abreisen?«

»Er wird einen Theil des Weges zu Fuß zurücklegen wollen, Tante, Du weißt ja, er ist ein Freund von Fußreisen,« antwortete Naomi. »Als ich um sechs Uhr nach seinem Zimmer hinaufkam, war er schon fort; er hat mir einen Brief zurückgelassen, in dem er mir mittheilt, daß er nach Penmoyle reise.«

»Ich denke, es hätte sich geschickt, daß er an mich geschrieben hätte, wenn er denn einmal so auf der Stelle fort mußte,« sagte Judith mit beleidigter Miene, »das ganze Hauswesen bringt das nun wieder drunter und drüber, Sally, Du brauchst die Hammelkeule

heute nicht zu braten, das kalte Fleisch ist noch gut genug für uns,« fügte sie in Parenthese zu der Magd hinzu und ließ dann wieder ihrem Unmuth freien Lauf. »Ich hätte wohl erwarten dürfen, daß er seine Erklärung an mich gerichtet hätte, nachdem ich ihm dreißig Jahre den Haushalt geführt habe, ist es bitter, solche Kränkung erfahren zu müssen.«

»Das kalte Rindfleisch, Miß!« remonstrirte Sally, »es ist ja nichts mehr davon da als Knochen.«

»Unsinn« Mädchen, es sitzt noch Fleisch genug an den Knochen. Wenn ich Zeit habe, werde ich noch einen Syruppudding machen.«

Naomi benutzte diese wirthschaftliche Diskussion, um unbemerkt zu verschwinden. Mit sehr schwerem Herzen richtete sie ihre Schritte nach der Grange. Seit den Tagen, in welchen sie Oswalds verlobte Braut gewesen und die Zukunft hell und glückverheißend vor ihr gelegen hatte, war sie nicht wieder in dem Hause gewesen, und jetzt begleitete sie auf dem ganzen Wege dahin nur ein Gedanke des Entsetzens. Zwei Mal war ihr ermordeter Geliebter den Weg entlang getragen worden, und nun lag er ruhig in der Gruft seiner Väter und alles ihre Hoffnungen auf Erden waren mit ihm begraben.

Das alte Haus sah in dem heiteren Morgenlichte friedlich genug aus. Die Gärten und der Park wurden seit Arnolds Rückkehr besser in Ordnung gehalten. Die Beete und Rabatten standen voll duftender Blumen. Die Fenster waren alle geöffnet und in der Hausthür lag ein schöner rother Hühnerhund, Arnolds Liebling.

Naomi zog die weithinschallende Hausglocke und nach einer längeren Pause erschien Nicholas, welcher soeben durch die Halle kam und seines Herren Frühstück auf einem jener alten silbernen Präsentierteller trug, die bei Lebzeiten des alten Squires unter Schloß und Riegel gehalten worden waren, die aber der weniger sorgsame Kapitän in täglichen Gebrauch genommen hatte.

Als der alte Mann Naomi gewahr wurde, blieb er mit erschrockener Miene stehen.

»Gott und Herr, Miß, wie Sie mich erschreckt haben!« rief er.

»Kann ich Euren Herrn sprechen, Nicholas?«

»Gewiß können Sie das, Miß. Er will soeben im blauen Zimmer frühstücken — Sie wissen, es ist das Zimmer, in dem der Squire wohnte, der Baumeister hat's neu gemalt.«

Er öffnete bei diesen Worten die Thür des kleinen Zimmers linker Hand von der Hausthür und Naomi stand vor Kapitän Pentreath.

Mit einem Ausruf, der halb Staunen, halb Freude ausdrückte, sprang er vom Stuhle empor; es war für ihn so beglückend, sie zu sehen, daß er darüber im ersten Augenblicke vergaß, was diese Zusammenkunft Peinliches für Beide bringen müsse. Jedoch nur einen Augenblick währte diese selige Vergessenheit, schon im nächsten verfinsterte sich sein Gesicht und er schaute sie mit traurigen Blicken an.

»Naomi, ich habe mich nach einer Unterredung mit Ihnen geseht,« begann er. »Ich mußte Ihnen erklären, mußte Ihnen begreiflich machen, daß Alles, was ich gethan habe, mir durch meine Pflicht gegen den Todten vorgeschrieben wird. Hätte Ihr Vater mir ein Unrecht zugefügt, ich würde es um Ihretwillen schweigend ertragen, und wäre es das schwerste, was ein Mann gegen den andern begehen kann, aber meine Pflicht gegen den Todten ist heilig. Auf die Gefahr hin, Ihnen das Herz zu brechen, mit der Gewißheit, Sie für immer zu verlieren, war ich doch gezwungen, zu thun, was ich gethan habe.«

»Still,« sagte sie, »sprechen Sie nicht von mir oder meinen Gefühlen. Sie haben über uns großen Jammer, unauslöschliche Schmach gebracht und es liegt vielleicht in Ihrer Macht, unser Elend noch weit größer zu machen. Ich *kann* nur meine Pflicht gegen Gott und meinen Vater erfüllen, und die vornehmste gegen beide heißt Gehorsam. Ich bringe Ihnen einen Brief.«

»Einen Brief?«

»Von meinem Vater. Ehe ich Ihnen denselben aber gebe, versprechen Sie mir, daß Sie keinen feindlichen Gebrauch davon machen, daß Sie seine eigenen Worte nicht als Mittel gebrauchen wollen, ihn zu verderben. Ich kann nicht sagen, was er geschrieben hat. Ich weiß nur, daß er gestern besonders erregt war und daß mir sein Geist schon längere Zeit bedenklich umdüstert schien; wer kann



da sagen, was er geschrieben haben mag? Versprechen Sie mir, daß Sie diesen Brief nicht gegen ihn gebrauchen wollen.«

»Ich verspreche es,« versetzte Arnold nicht ganz ohne Bitterkeit. »Es ist nicht wahrscheinlich, daß ein Brief, den Ihr Vater aus eigenem freiem Willen an mich schreibt, sich zu einer Waffe gegen ihn gebrauchen lassen werde.«

Er öffnete den Brief in der Erwartung, eine durchdachte und ausgeklügelte Vertheidigungsrede, eine kunstvoll ausgeführte Darlegung seiner Unschuld zu finden, wie man sie von einem Manne, der so sehr Meister des Wortes war, wie Joshua Haggard, wohl erwarten konnte. Das Blatt entsank beinahe seinen Händen, als er die erste Zeile las.

Arnold Pentreath, Sie haben mich mit Recht angeklagt. Es war meine Hand, die Ihren Bruder tödtete, aber in so niedriger Weise, wie Sie glauben, ist die That nicht verübt worden. Wir standen einander mit den Waffen in der Hand gegenüber. Es war, was die Söhne Belials einen ehrlichen Zweikampf nennen, obschon — mein Gewissen es als Mord bezeichnet. Er stahl mir das Herz meiner jungen Frau, trat zwischen mich und die vollkommenste Glückseligkeit, mit welcher Gott jemals einen Mann begnadigt hat. Ich traf ihn, als die Küsse meines Weibes noch auf seinen Lippen brannten. Ich hatte es mit angesehen, wie sie von einander Abschied nahmen als Liebende, deren Herzen durch die Trennung zerrissen werden. Ich sagte ihm, er schulde mir sein Leben, und er war bereit, die Schuld anzuerkennen. »Mein Leben ist für mich von so geringem Werth, daß ich es Ihnen von Herzen gern gebe,« sagte er. Er hatte ein Paar Pistolen bei sich und schlug vor, daß wir die Sache auf der Stelle ausmachen sollten, zog diesen Vorschlag jedoch sofort wieder zurück, da er sich erinnerte, daß ich keine Uebung im Gebrauche von Schießwaffen habe.

»Ich sagte ihm, ich sei bereit, meine mangelnde Geschicklichkeit gegen seine schlechte Sache zu setzen. »Sie sind der Uebelthäter!« rief ich, »der Himmel wird auf meiner Seite sein.«

»Wir kämpften und er fiel. Ich war allein mit dem Leichnam, und

nun kam mir plötzlich das Entsetzliche meiner Lage zum Bewußtsein. Nach den Ansichten meines eigenen Glaubens war ich ein Mörder und in den Augen der Welt erschien ich als überführter Mörder, wenn man mich bei dem Todten fand.

»Satan, der mich für die schwere Schuld meiner That blind gemacht hatte, bis sie vollendet war, versuchte mich nun zu der Niedrigkeit, sie zu verbergen. Ich schleppte den Leichnam bis zur Mündung des Schachtes, stürzte ihn hinunter, ging schnell nach Hause und schwieg über das Schicksal Ihres Bruders bis zu dem Tage, an welchem ich mit Ihnen darüber sprach.

»Ich sagte Ihnen, nach meiner Meinung habe Ihr Bruder einen Selbstmord begangen. Auch jetzt bleibe ich dabei, daß er sein Leben leichtsinnig von sich warf. Hätte er mir Vorstellungen gemacht, so würde meine blinde Leidenschaft verflogen sein. Er selbst gab mir die Waffe in die Hand, welche ihn tödtete.

»Gott schenke seiner Seele Frieden und verzeihe mir meine Sünde.

»Ich gehe fort von hier, um ein so hartes, einsames Leben zu führen wie Johannes der Täufer in der Wüste. Möge Gott mein Strafgericht auf Erden mir so zumessen, daß ich meinen Antheil an der himmlischen Seligkeit nicht verliere.

Joshua Haggard.«

Mit kreideweißen Lippen stand Naomi vor Kapitän Pentreath und beobachtete ihn, während er den Brief las.

»Gott sei Dank!« rief Arnold und reichte ihr das Blatt, »Gott sei Dank, es ist doch nicht so schlimm, wie ich glaubte. Dieses Bekenntniß trägt den Stempel der Wahrheit, und — es ist Ihr Vater.«

Worte vermögen die Tiefe der Zärtlichkeit nicht zu beschreiben, die sich in dieser kurzen Anrede und dem sie begleitenden Blicke aussprach.

Beides ging für Naomi verloren. Ihre Augen hingen wie gebannt an dem Briefe; Triumph, Freude, Dankbarkeit erhellte ihr Gesicht.

»Es war kein Mord!« rief sie, »keine heimtückische Hinterlist kam dabei ins Spiel. Auge in Auge standen sie sich gegenüber, beide

Sünder, beide verblendet, wahnsinnig gemacht durch ihre Leidenschaft. Es war kein Mord. Vater, wie konnte ich Dich durch solche niedrige Gedanken beleidigen, ich, die ich Dich seit so vielen Jahren kenne und liebe! Schuldig bist Du ja, das muß ich zugeben, aber kein verrätherischer Meuchelmörder. Mein Gott, ich denke Dir!«

In jenen Tagen, wo die ersten Herren des Landes ihr Ehrgefühl und ihre Erhabenheit über den gewöhnlichen Haufen dadurch zu bekunden suchten, daß sie einander in regelrechter Weise todschlugen, war der Gedanke eines Duells nicht so empörend, wie es in England heute erscheint. Selbst für Naomi, die doch in einem vom Codex der Ehre ganz und gar abweichenden Glauben erzogen war, hatte die Gewißheit, daß ihr Vater und sein Widersacher sich mit den Waffen in der Hand gegenübergestanden hatten, etwas unsagbar Tröstendes. In furchtbaren Träumen hatte sie Joshua mit dem Brandmal des Mörders auf der Stirn seinem Opfer heimlich nachschleichen gesehen. Diese entsetzliche Vorstellung hatte ihren Schlaf gemordet, und sie im Wachen wie Furien verfolgt, und nun war sie für immer verbannt. Ihr Glaube an die Wahrheit des Bekenntnisses ihres Vaters war so unverbrüchlich wie ihr Glaube an Gott.

»Arnold,« bat sie mit tiefer Demuth wie Jemand, der sich bewußt ist, etwas beinahe Unmögliches zu verlangen, »könnten Sie es über sich gewinnen, meinem irrenden Vater zu verzeihen?«

»Nein,« antwortete er fest und bestimmt, »aber ich fluche ihm nicht mehr. Es bleibt ihm noch eine Sühne für seine Schuld, er kann mir gegenüberstehen, wie er meinem Bruder gegenübergestanden hat, und Gott mag Richter zwischen uns sein.«

Naomi warf sich ihm zu Füßen und faßte seine Hände, als ob sie die Schlüssel zu Leben oder Tod hielten.

»Nein, nein, nein!« rief sie, »Sie, der Sie den verdammen, der Blut vergießet, können nicht selbst so grausam und gottlos sein.«

»Ich will das Leben des Mannes, der meinen Bruder umgebracht hat. Um so besser, daß ich es auf ehrenhafte Weise bekommen kann. Ja, Naomi, wir wollen als Männer von Ehre miteinander kämpfen, möge die gerechte Sache siegen.«

»Arnold!« rief sie, »ich dachte Sie liebten mich!«

Dieser Ausruf und noch mehr der Ton desselben bewegte ihn aufs Tiefste. Er beugte sich zu Naomi nieder, die noch immer zu feinen Füßen lag, in ihrer Verzweiflung sein Knie umklammerte und sich seinen Bemühungen, sie aufzuheben, widersetzte. Sie flehte ja um das Theuerste, was sie aus Erden besaß.

»Wenn ich dächte, Sie liebten mich und würden mir Liebe für Liebe geben,« sagte er mit einem plötzlichen Ausbruche leidenschaftlicher Zärtlichkeit, »so würde ich seines Lebens schonen, ja noch mehr, würde ihn ungestraft lassen, würde sogar vergessen, daß ich je einen einzigen geliebten Bruder besessen habe. Ich weiß, es ist das ein gemeines Anerbieten, ein elender Handel, weiß, daß ich mich dadurch als selbstsüchtig, verächtlich hinstelle, aber ich bin ein Mensch, und ich liebe Sie. Geliebte, meine erste und einzige Liebe, antworten Sie mir.«

»Können Sie mir verzeihen, daß ich meines Vaters Tochter bin?«

»Als ich selbst das Schlimmste von ihm glaubte, liebte ich Sie und betrachtete Sie als völlig unbetheiligt an seiner Schuld.«

»Sie müssen ihm verzeihen, Arnold, und Sie würden ihm auch verzeihen, wenn Sie von der Sache so viel wüßten wie ich. Er war an jenem Tage nicht ganz zurechnungsfähig. Ich sah ihn durch den Wald gehen. Ja, ich war da und wartete auf ihn, denn mir ahnte Schlimmes. Sein Gesicht, wie ich es damals gesehen, hat mich seitdem im Wachen und im Träumen verfolgt, denn es war das Gesicht eines Wahnsinnigem und meine Sünde ist es, die Alles verschuldet hat. Ja, Arnold, meine Sünde! Sie wissen nicht, wie schlecht ich bin. Ich gab meinem Vater den Brief, den Ihr Bruder an meine Stiefmutter geschrieben hat. Es war ein Liebesbrief voll der verzweifelten Liebesbeteuerungen und Klagen. Dieser Brief war es, der meinen Vater zum Wahnsinn trieb, denn er war an jenem Tage nicht recht bei Sinnen und ist seitdem nie wieder der Mann geworden, der er früher war. Seine Düstereit, seine Strenge und Härte gegen diejenigen, die er früher geliebt hat, sind unnatürlich. Sie, die Sie ihn früher nicht gekannt haben, können nicht beurtheilen, welche Veränderung mit ihm vorgegangen ist, aber wir,

die wir täglich um ihn sind und waren, wir wissen und fühlen es. Auf meinen Knieen hier betheure ich vor Gott, ich glaube nicht, daß mein Vater an jenem Tage zurechnungsfähig war.«

Arnold hob sie empor und setzte sie in den am offenen Fenster stehenden Lehnstuhl. Sie war einer Ohnmacht nahe, ihr tapferer Geist kämpfte aber gegen die körperliche Schwäche an.

In tiefen Gedanken ging der Kapitän eine Weile mit großen Schritten im Zimmer auf und ab. Endlich blieb er stehen und fragte:

»Was soll ich thun, Naomi? Ich liebe Sie, möchte mein Leben für Sie hingeben, aber ich habe eine ernste, heilige Pflicht gegen meinen Bruder zu erfüllen. Er liebte mich, er war so gut gegen mich. Sein Brief, in dem er mich nach Hause zurückruft, fließt über von Liebe und Großmuth für mich. Was soll ich thun, Naomi? Rathen Sie mir, wenn Sie können. Sie liebten ihn?«

»Ob ich ihn liebte? Meine Liebe war es ja eben, die mich wahnsinnig vor Eifersucht machte; meine Liebe war es, die sich gegen ihn erhob und sein Verderben heraufbeschwor. Wenn Sie ein Leben für das seinige haben müssen, so nehmen Sie meines, Arnold! Ja, nehmen Sie mein Leben. Ich bin die eigentliche Schuldige. Meine Eifersucht ist es, die ihn gemordet hat!«

»Naomi, wir sind Alle unaussprechlich elend. Ich kann nichts thun, von allen Seiten fühle ich mich gefesselt und eingeengt, welchen Weg ich auch einschlage, ich sehe nur Jammer vor mir. Ich liebe Sie, und diese Liebe macht mich elend. Ich habe den Tod meines Bruders zu rächen und kann es nicht über mich gewinnen, Ihrem Vater ein Leid zuzufügen. O, mein Herz, mein Alles, das traurige, vorwurfsvolle Gesicht, mit dem Sie mich an jenem Abend an der Thür der Kapelle anblickten, hat mich keinen Augenblick verlassen. Was soll ich thun?«

»Vergeben,« sagte Naomi feierlich. »Das Evangelium lehrt, daß wir unsern Feinden vergeben sollen, selbst denen, welche die gekränkt und beleidigt haben, die wir lieben. Im Verzeihen und in der Barmherzigkeit können wir niemals irren. Sieben mal sieben mal sollst Du Deinem Bruder verzeihen, heißt's in der Schrift. Damit kann nichts anderes ausgedrückt sein als daß man auch die

Beleidigungen verzeihen soll, die unverzeihlich erscheinen.«

»Sie können mich zu jedem Glauben bekehren, Naomi. Ich bin in Ihren Händen wie ein Kind.«

»Möge Gott Sie lehren, weise zu urtheilen und zu handeln. Er, der gesprochen hat: »Die Rache ist mein!« wird Ihnen keine Rachedgedanken ins Herz geben. Mein unglücklicher Vater hat schwer durch seine Sünde gelitten und wird dadurch leiden bis der Tod ihm Frieden bringt, aber mein Herz sagt mir, daß Gott ihm vergeben werde.«

»Und wenn Gott vergeben kann, sollte der irrende Mensch nicht unversöhnlich sein; das wollten Sie doch sagen, Naomi? Wir, haben einen unbegrenzten Glauben an die Geneigtheit Gottes, Sünder zu verzeihen und finden es, Sünders die wir selbst sind, so schwer, irrenden Mitmenschen zu verzeihen. Es ist das ein Räthsel der menschlichen Natur.«

»Beten wir, daß Gott Sie lehre, seinen Willen zu verstehen, Arnold, er wird Sie leiten und aufrecht erhalten.«

»Nein, nicht Gott, sondern die irdische Leidenschaft bestimmt mich. Meine Liebe für Sie ist es, die mich veranlaßt, Ihrem Vater zu verzeihen.«

»Ich hätte gewünscht, daß höhere Beweggründe Sie leiteten, und will Sie verlassen in der Hoffnung, daß Sie noch eine bessere Führung suchen werden,« sagte Naomi mit sanftem Vorwurf.

Sie nahm von dieser Unterredung die Ueberzeugung mit, daß ihr Vater von Arnold nichts mehr zu fürchten habe, hatte aber in ihrem frommen Glauben auch gleichzeitig die Zuversicht, daß die bessere Führung, die sie für ihn erhoffte, kommen und den Geist der Rache, der Joshua mit Tod und Verderben bedroht hatte, besänftigen werde.- Auch das Bewußtsein, daß Arnold sie liebe, beglückte sie, wenn auch alle Gedanken an ihr eigenes Geschick jetzt völlig in den Hintergrund traten und sie hauptsächlich um ihres Vaters willen froh darüber war.

---

## Elftes Kapitel.

### *Joshua will Frieden und Versöhnung bringen.*

In dem Augenblicke, wo Naomi die Grange verließ, hatte Joshua bereits ein gutes Stück Weges hinter sich. Ehe die Schatten der Sommernacht ganz gewichen, die Sterne erblichen waren und das erste bleiche, gelbliche Licht des Sonnenaufganges sich am östlichen Rande des Horizontes zeigte, war er schon viele Meilen gegangen. Die ihn aufrechthaltende Willenskraft und sein sich ausschließlich auf den einen Zweck, um dessentwillen er ausgegangen war, richtender Sinn ließen ihn Zeit und Entfernung vollständig vergessen. Er hatte Cynthia rufen gehört, und noch immer tönte ihm dieser schwache, klagende Ruf seiner Frau, der anzudeuten schien, daß sie sich in tiefster Noth befinde, in sein Ohr und spornte ihn an, mit rastloser Eile die wohlbekannte, im grauen Morgenlicht nur etwas fremdartig und geisterhaft aussehende Straße zu verfolgen. Sie hatte nach ihm gerufen und er war unterwegs, dem Rufe Folge zu leisten.

»Mein Liebling, ich komme,« wiederholte er immer von Neuem. »Ich, der ich Dich mit unverdienten Vorwürfen von mir trieb, komme, Dich um Verzeihung zu bitten. Ich war grausam, ungerecht, wild und unmenschlich lediglich weil ich Dich zu sehr liebte, und ich komme nun, von dem milden Herzen, das ich verwundete, Mitleid zu erlehen. Geliebte, ich war wahnsinnig und habe für meinen Wahnsinn gebüßt, eine lange Nacht des Leidens liegt hinter mir. Jetzt ist der Morgen angebrochen und hat Frieden und Versöhnung gebracht. Meine Augen sind geöffnet, ich sehe und verstehe.«

Erst als eine plötzliche Schwäche ihn anwandelte und er sich an einen am Wege stehenden Baum halten mußte, um nicht umzufallen, besann er sich darauf, daß er beinahe zwanzig Meilen gewandert war und daß die Sonne ihm heiß auf den Kopf schien.

Er war über die wilden unwirthbaren Berge gegangen, hatte aber dann instinktmäßig wieder die Straße eingeschlagen, welche die Landkutsche zu nehmen pflegte. Auf dem Gipfel eines langen Bergrückens stehend sah er sie von fern herankommen und bei ihrem Anblick fühlte er erst recht, daß seine Kräfte ihn gänzlich verlassen hatten, und dankte Gott, der ihm im rechten Augenblicke die Hilfe sandte.

»Hätte ich die Kutsche verfehlt, würde ich heute Abend nicht mehr nach Penmoyle gekommen sein,« sagte er, »und mein armes Kind erwartet mich.«

Auf dem Sitze hinter dem Kutscher war ein leerer Platz. Joshua rief die Kutsche an und kletterte hinauf, ehe der Lenker derselben noch Zeit gefunden, die Pferde anzuhalten.

»Solche Kunststücke sollten Sie doch nicht machen, Mr. Haggard, es ist gefährlich,« sagte der Kutscher.

Joshua achtete nicht darauf, des Mannes Stimme klang ihm wie aus weiter Ferne. Bergan und bergab gingen die Pferde über das wilde, fruchtbare Land, durch Wälder und Thäler, die Joshua so genau kannte, wie seine Bibel. In einem Dorfe, in welchem er in jungen Jahren oft gepredigt hatte, hielt die Kutsche an, um die Pferde zu wechseln. Leute, die sich jener Tage noch gut erinnerten, kamen, als sie seiner ansichtig wurden, herbei und begrüßten ihn. Er hörte die artigen Reden mechanisch mit an, antwortete ebenso darauf, wußte aber weder was er gesprochen, noch welche Personen er vor sich gehabt habe. Er hatte das seltsame Gefühl, als wäre das ganze Universum einzig und allein um seinetwillen da und alle diese Leute befänden sich nur zufällig darin, ähnlich wie die großen Fliegen, welche die geduldigen Pferde umsummten, man mußte sie ertragen oder abwehren, wie es just kam.

Es hatte eine Zeit gegeben, und sie lag kaum ein Jahr hinter ihm, da würde er von der Kutsche herabgestiegen, in dieses und jenes der netten Häuser gegangen sein und hätte für jeden alten Bekannten ein freundliches Wort und einen guten Rath gehabt. Heute blickten ihn alle diese Gesichter leer und bedeutungslos an, er hatte nichts mit ihnen zu schaffen.



Seine Gedanken eilten ihm voraus. Er sah sich gegen Abend in Penmoyle ankommen. Sie stand vielleicht an der Gartenpforte und wartete auf ihn, wie er sie an jenem unvergeßlichen Nachmittage vor zwei Jahren gefunden hatte. Er sah wieder das süße Gesicht vom Glanze der Abendsonne umflossen, die sanften Augen erhellte bei seinem Anblick ein Strahl der Liebe und des Glückes. Er hatte beinahe schon den bitteren Tag der Trennung vergessen, jenen Tag, an welchem er sie vertrieben mit mehr Grausamkeit, als Abraham gegen die doch schlecht genug behandelte Hagar geübt.

O wie süß war es, sich dieses Bild des Wiedersehens und der Versöhnung auszumalen. Der furchtbare Kampf des gestrigen Tages schien die Qual seines Gewissens von ihm genommen zu haben, es war wirklich als habe er seine Last am Altare der Sünder niedergelegt. Er vergaß alle Martern, die er im verflossenen Jahre schweigend erdulden ein neues, glückliches Leben schien sich ihm zu eröffnen. Er wollte die Leuchte des Evangeliums nach nachterfüllten Orten tragen, wollte wieder wie in seiner Jugend an der Landstraße predigen, weder Beutel noch Tasche mit sich führen, sondern in jener nördlichen Gegend, von der er in der Lebensbeschreibung von Wesley und Whitefield gelesen, wandern und wenn es möglich war, noch viel weiter unter die wirklichen Heiden der Südsee-Inseln gehen.

Und sie, sie begleitete ihn natürlich als seine Helferin, Gefährtin und Trösterin. Es war ja dies die Lebensaufgabe, nach der sie sich immer gesehnt hatte. Ihre höhere Natur hatte sich ja von Anfang an gegen das kleinliche Leben des Krämers empört, sie hatte darnach geseufzt, ihren Gatten lediglich das Werk des Apostels thuen zu sehen.

Mit solchen Gedanken beschäftigte er sich während der ganzen Reise. Der Tag erschien ihm sehr lang, denn seine überreizte Gehirnthätigkeit machte ihm die Minuten zu Stunden, aber er war dabei unaussprechlich glücklich. Nicht die leiseste Befürchtung, daß am Ziele der Reise seiner eine Täuschung warten könne, trübte die Heiterkeit seiner Visionen. Er fürchtete keine neuen Schläge des zornigen Schicksals mehr. Gott hatte ihn gestraft durch den Wurm,

der nicht stirbt, Gewissen genannt, aber nun hatte er seine Gebete erhört und ihm verziehen.

Es war Nachmittag als die Kutsche durch die Straßen von Truro rumpelte. Der Kutscher mußte Joshua in aller Höflichkeit an das Fahrgeld erinnern, denn er war im Begriffe fortzugehen, ohne bezahlt zu haben.

»Ihre Gedanken sind mit besseren Dingen erfüllt, Mr. Haggard, ich dachte aber, es würde Ihnen angenehm sein, wenn ich Sie erinnerte.« sagte der Mann.

»Ich danke Ihnen, Norman,« antwortete Joshua träumerisch; »ja ich war sehr in Gedanken vertieft, sie waren aber angenehmer Art, angenehm, wie die Gedanken eines Menschen, der Gottes grenzenloser Gnade sicher ist.«

Er gab dem Kutscher eine Krone Trinkgeld, ein sehr großes Geschenk, da es noch einmal so viel betrug als das Fahrgeld.

»Sie fahren mich vielleicht so bald nicht wieder,« sagte er freundlich.

»Ich danke Ihnen herzlich, Mr. Haggard, nicht jeder benimmt sich so anständig wie Sie, und es ist außerdem eine Ehre, Sie zu fahren. Wollen Sie es mir aber nicht übel nehmen, wenn ich Ihnen einen Rath gebe. Steigen Sie nie wieder auf eine Kutsche, ehe die Pferde ganz still stehen; Sie sind wohl noch ein sehr rüstiger Mann, aber um dergleichen vorzunehmen, doch nicht mehr jung genug.

»Ja, ja, Norman, ich werde es mir merken,« antwortete Joshua und ging fort, ohne in das gute Wirthshaus einzukehren und einen Löffel Suppe, zu essen, wie Norman nachher erzählte.

»Der Prediger reibt sich auf,« sagte der Kutscher Abends zu seiner Frau, »ich glaube er weiß gar nicht mehr, was um ihn vorgeht. Fromm sein ist gut, aber was zu viel ist, das ist zu viel.«

---

## Zwölftes Kapitel.

### *Der Geruch von Rosmarin.*

Wie Joshua berechnet hatte, so geschah es, die Sonne neigte sich zum Untergehen, als er das stille Penmoyle betrat. Der Gang von Truro nach dem Dorfe hatte ihn stärker angegriffen, als er für möglich gehalten hätte. Die letzte Meile der sich zwischen Hecken dahinziehenden staubigen Landstraße hatte er trotz des herzerfreuenden Anblickes und des Duftes der blühenden Flatterrosen und des Gaisblattes sich kaum noch zu schleppen vermocht und auch der über die Hügel streichende Seewind schien seine erfrischende Kraft verloren zu haben.

So matt und müde sein Körper sich fühlte, war sein Geist doch unausgesetzt geschäftig. Er mußte viel an Nicholas Wild, seinen früheren Schüler denken, dessen seelsorgerische Thätigkeit jenseits der sich vor seinen Augen erhebenden Berge ihren Schauplatz hatte. Der junge Mann hatte ihm lange Briefe geschrieben, in welchen er ihm mitgetheilt, daß seine Arbeit reiche Frucht trage und daß er nun auch neben der Kapelle eine Schule für die Kinder seiner Gemeinde gebaut habe. Joshua war in letzter Zeit so sehr von seinen eigenen trüben Gedanken in Anspruch genommen gewesen, daß er die Briefe unbeachtet gelassen hatte, jetzt kamen sie ihm wieder in's Gedächtniß und er warf sich die gegen Nicholas begangene Vernachlässigung vor.

»Der arme Nicholas, er war stets so treu und anhänglich; ich werde ihn mit meiner Frau besuchen, nahm er sich vor.

Endlich tauchte der alte viereckige Kirchthurm von Penmoyle hinter der zu ihm führenden Lindenallee auf, dann kam die wohlbekannte Straße, die Gruppe Kastanienbäume, unter welchen die Kinder zur Abendzeit spielten, der Dorfbrunnen, die Hühner, ein herumschweifendes Schwein, das sich Abfälle auf der Straße

suchte, der alte gelbe Karren, welcher nach dem geleisteten Tagesdienste umgestülpt da lag. Die Sonne stand noch als purpurne Scheibe am westlichen Rande des Horizontes.

Es war sicher eine Thorheit und Joshua schalt sich selbst darüber, aber er fühlte sich bitter enttäuscht, als er in die Nähe des grünen Gitters vor Miß Webling's Häuschen kam und dort nicht die anmuthige Gestalt seiner Frau stehen sah, wie er sie an jenem glücklichen Nachmittage vor zwei Jahren gesehen hatte, als er, unbekannt mit dem Geheimniß seines eigenen Herzens, erfüllt von väterlichen, wohlwollenden Absichten für sie gekommen war. Er hatte darauf gerechnet, sie dort zu finden. Es erschien ihm als eine natürliche Erfüllung seines Traumes, daß sie erwartungsvoll nach ihm ausschaute. Sie hatte ihn vermöge einer die Grenzen des Körperlichen überschreitenden Kraft gerufen, er hatte den Ruf gehört und war ihm gefolgt. Warum erwartete sie ihn nicht im festen Glauben, daß er kommen werde? War seine Sympathie mit ihr stärker als die ihrige mit ihm?

Er kam an den Kastanienbäumen vorüber. Unter den schattenreichen Aesten spielten wie gewöhnlich Knaben und Mädchen mit ihren ländlichen Anzügen, mit den ungewaschenen Gesichtern, aber es schien ihm, als wären sie heute weniger lärmend als sonst. Die älteren Kinder standen in kleinen Gruppen bei einander und sprachen eifrig; als man seiner ansichtig ward und ihn erkannte, entstand zuerst ein Stillschweigen, dann gab sich eine befremdliche Erregung kund. Die Kinder steckten die Köpfe zusammen, flüsterten, wiesen verstohlen nach ihm hin und er konnte bemerken, daß auch die kleineren ihre Spiele unterbrachen, um ihn anzusehen.

Nicht mehr in so gehobener Stimmung, wie er das Dorf betreten hatte, ging Joshua auf das grüne Gitter zu. Die Fenster von Miß Weblings Häuschen gingen nach Westen und es war daher nur natürlich, daß die Vorhänge herabgelassen waren, um die blendenden Sonnenstrahlen zu dämpfen, trotzdem erhielt das Haus dadurch ein trauriges Ansehen, es bot ihm kein Lächeln des Willkommens.

Dagegen ward ihm von einer Seite, von der er sie nicht erwartet hatte, eine freundliche Begrüßung zu Theil. Ehe er die Gitterthür geöffnet hatte, eilte Mr. Martin, der gute alte Prediger, aus seinem auf der andern Seite der Straße gelegenen Hause auf ihn zu, ergriff ihn bei beiden Händen und sah ihn mit in Thränen schwimmenden Augen an.

»Gott segne Sie« Gott stehe Ihnen bei und gebe Ihnen Kraft, mein geliebter Freund!« rief er. »Ich habe nach Ihnen ausgeschaut, um Sie in Empfang zu nehmen. O, fassen Sie sich, mein Freund, fassen Sie sich! Welch ein gesegneter Heimgang! Die reine Seele meiner Elisabeth war nicht mehr geeignet für den Himmel als die ihrige. Lassen Sie uns zusammen hineingehen, lieber Freund.«

Mit weit aufgerissenen, verwunderten Augen starrte Joshua den alten Mann an, dann machte er sich heftig von dessen ihn freundlich festhaltenden Händen los und wandte sich nach der Hausthür.

»Nein, nein, ich brauche Sie nicht,« wehrte er ab, »ich will meine Frau allein aufsuchen. Cynthia!« rief er die Thür öffnend, »Cynthia!« wiederholte er lauter und dringender, »Cynthia, wo bist Du?«

Eine heftige Ungeduld hatte sich seiner bemächtigt, er vermochte es nicht, erst alle die Begrüßungsformalitäten der Miß Weblings über sich ergehen zu lassen, ehe man ihm gestattete, die Arme zu öffnen, sein mißhandeltes junges Weib an sein Herz zu schließen und unter heißen Thränen die Versöhnung mit ihr zu feiern.

Deborah kam aus der Küche. Sie ergriff seine Hände genau, wie es Mr. Martin gethan hatte, und sah ihn mit derselben thränenreichen Miene an.

Waren die Leute hier sämmtlich wahnsinnig geworden oder war er es? Selbst die Kinder hatten so eigenthümliche Blicke auf ihn gerichtet.

»Theuerster Freund,« sagte Deborah, » es ist eine große Heimsuchung für uns Alle. Priscilla hat den ganzen Tag in Krämpfen gelegen, sie fiel immer von einem Anfall in den andern. Es ist furchtbar. Wir haben Federn verbrannt und Weinessig verspritzt, aber es hilft Alles nichts. Sie hat ein gar zu gefühlvolles Herz.«

Priscilla war also krank oder wohl gar todt, das bedeutete die

seltsame Erregung im Dorfe.

»Ich möchte meine Frau sehen,« sagte Joshua kurz.

»Sogleich?« flüsterte Deborah und sah ihn besorgt an.

»Ja, sogleich. Ich bin ja den ganzen weiten Weg gekommen, um sie zu sehen. Sogleich.«

»Lieber Mr. Haggard, wozu diese Ungeduld? Seien Sie ruhig, ich bitte Sie.«

Die Thüren beider Zimmer standen offen, Joshua blickte schnell hinein und sah, daß sie leer waren.

»Wo ist sie?« fragte er. »Oben?«

»Ja, in unserem Fremdenzimmer,« antwortete Deborah mit ersticker Stimme, »ich werde Sie hinaufführen.«

»Ich kenne den Weg,« sagte er und ging vor ihr die Treppe hinauf; Miß Webling folgte ihm.

Die Treppe war eng und dunkel. Joshua hatte etwa die Hälfte der Stufen erstiegen, als er plötzlich zusammenzuckte, als habe eine Kugel ihn getroffen, und stehen blieb.

Ein Geruch von frisch gepflückten Pflanzen, wie er ihn seit dem Tode seiner Mutter nicht an der Schwelle eines Schlafzimmers gefunden, wehte ihm entgegen.

»Mein Gott!« rief er. »Es riecht nach Rosmarin!«

»Ja,« schluchzte Deborah, »es ist hier Sitte-Rosmarin zu benutzen. Wir haben für vorkommende Fälle immer einen Strauch im Garten und die Nachbarn kommen und holen davon, wenn sie eine Leiche im Hause haben.«

Joshua wankte die noch vor ihm liegenden Stufen empor, öffnete die hölzerne Thür des Verschlages und ging in das Zimmer, in welchem er vor zwei Jahren geschlafen, als die neuen Freuden und neuen Schmerzen sich in seiner Brust zu regen begonnen hatten.

Der Geruch des Rosmarin hatte ihn auf den seiner wartenden Anblick vorbereitet. Keine lebende Frau stand auf der Schwelle, bereit die warmen Arme zum Willkommen um seinen Nacken zu schlingen, kein liebevolles Auge hob sich schüchtern zu dem seinigen empor, keine abgebrochenen, von Schluchzen erstickten

Worte tönten ihm entgegen — auf einem weißen blumenbestreuten Bette lag eine schöne Marmorstatue mit auf der Brust gefalteten Händen, die Augenlider über den müden Augen geschlossen, das gebrochene Herz für immer still.

Eine lange Zeit stand er neben ihr und sah sie an, eine sehr lange Zeit, wie es der ihn mit Schmerz und Angst beobachtenden Deborah erschien, plötzlich warf er die Arme in die Höhe, ein gurgelnder Ton entrang sich — seiner Brust und schwer wie ein Stein schlug er neben dem Tottenbett zu Boden.

Es währte mehrere Stunden, daß Joshua bewußtlos aus dem Bette lag, wohin ihn seine Freunde geschafft hatten. Der Dorf-Chirurg hatte ihm zur Ader gelassen und verschiedene ziemlich starke Mittel in Anwendung gebracht, aber ohne Erfolg. Der alte, gute Prediger blieb die ganze Nacht bei ihm, die beiden Schwestern Webling waren unermüdlich in ihrer Sorgfalt, denn auch Priscilla hatte in ihrem Eifer, sich ihm nützlich zu erweisen, vergessen, daß ihr das Vorrecht zustand, bei solchen Anlässen in Weinkrämpfe zu verfallen.

Die Sonne war zu einem neuen Tage herausgezogen, die Vögel schmetterten ihr Morgenlied zum offenen Fenster herein, als Joshua langsam die schweren Augenlider aufschlug und mit blutunterlaufenen Augen um sich blickte.

Es währte noch mehrere Minuten, ehe er seine Gedanken zu sammeln vermochte, mit starren Blicken sah er in die voll Angst auf ihn gerichteten Gesichter, dann kehrte ihm das Gedächtnis, mit grausamer Klarheit zurück.

»Sagen Sie mir Alles,« war sein erstes Wort.

»Liebster Freund, schonen Sie sich noch,« bat Mr. Martin. »Gönnen Sie sich Ruhe, der Schmerz ist zu heftig für Sie gewesen und Sie haben einen Krankheitsanfall gehabt, der hätte verhängnißvoll werden können, hätte Gott nicht unsere heißen Gebete erhört.«

»Erzählen Sie mir von meiner Frau,« verlangte Joshua heftig und dringend.

»Sie ist zur Ruhe, sie ist noch ihrer himmlischen Heimat

gegangen. Ich, der ich bis zuletzt bei ihr war, hege keinen Zweifel daran, daß sie zu den Berufenen und Auserwählten gehörte. Sie war eins der von Gott erwählten Gefäße, mit einem von Natur auf himmlische Dinge gerichteten Gemüthe, gleich jenem reinen Geiste, meiner engelgleichen Elisabeth, deren Gespräche auf dem Todtenbette zur Erbauung der Menschheit aufzubewahren, mir das köstliche Vorrecht geworden ist. Ja, sie ist in der heiligen Einfalt ihrer Natur dieser Gottbegnadeten sehr nahe gekommen.«

»Warum starb sie?« fragte Joshua mit einer Handbewegung, als wolle er alle diese überflüssigen Worte bei Seite schieben. »Starb sie an gebrochenem Herzen? Ist meine schlechte Behandlung die Ursache ihres Todes?«

»Ihre schlechte Behandlung? Lieber Freund, Sie scheinen noch nicht ganz bei sich zu sein. Sie sprach von Ihnen stets als von dem besten, verehrungswürdigsten Gatten. Schlechte Behandlung und von Ihnen! Ich bitte Sie über Alles auf Erden. Ihr Name war mit dem letzten Hauche auf ihren Lippen.«

»Ja,« rief Joshua, »sie rief mich und ich hörte sie. Gebt mir meine Uhr,« fügte er hinzu, auf die Kommode deutend, wo er sie liegen sah, »ich hielt sie in der Minute an, als ich die Stimme in einer Art von Traum vernommen hatte — kein gewöhnlicher Traum — zweimal so lebhaft und deutlich. Es war Sonntag nach Mitternacht, ja, zwanzig Minuten nach ein Uhr.«

»Das ist des Herrn Werk, es ist wunderbar in unsern Augen!« rief Mr. Martin feierlich. »Es ist genau die Stunde, zu welcher ihr Geist entfloh.«

»Warum erhielt ich keine Nachricht davon, daß sie krank sterbend sei?« fragte Joshua.

»Sie wünschte ausdrücklich, daß Sie nicht beunruhigt würden. Er wird nach mir senden, wenn er mich wieder zu Hause haben will, sagte sie. Er hat an höhere Dinge zu denken als an mich. Es war ihr so ernst mit diesem Wunsche, daß wir ihr nicht zuwiderhandeln mochten.«

»Und außerdem dachte ja auch Niemand, daß sie gefährlich krank sei,« erklärte Deborah.



»Der Doktor behauptete immer, er könne nicht daraus klug werden, es sei der wunderbarste Fall, den er je gehabt habe. Manchen Tag schien sie ganz wohl und heiter zu sein, fleißig war sie immer, stets darauf bedacht, etwas zu thun, Hausarbeit oder Nadelarbeit, wir konnten ihr nie genug geben.«

»Ich meine, die Reise hierher hat ihr großen Schaden gethan,« nahm Priscilla das Wort, »obgleich sie das niemals zugeben wollte. Als ich eines Abends auf ihr Klopfen die Thür öffnete und sie so plötzlich vor mir stand, dachte ich im ersten Augenblick, ich sähe ihren Geist! »Ich möchte wieder Ihre Magd sein, Miß Priscilla, wie in früheren glücklichen Tagen,« sagte sie. »Aber, Mrs. Haggard,« entgegnete ich, »was würde Ihr hochverehrter Gatte dazu sagen?« Ich hatte aber die Worte noch nicht ausgesprochen, da fiel sie mir ohnmächtig vor die Füße und darauf lag sie eine ganze Woche lang schwer darnieder; dann erholte sie sich wieder, aber sie kränkelte fort, bis sie zuletzt wieder zu liegen kam.

»Und Sie schrieben mir kein Wort darum,« rief Joshua mit schmerzlichem Vorwurf.

»Um die Wahrheit zu sagen, wir mochten es nicht gern thun. Wir dachten, es hätte Familienzwistigkeiten gegeben, zweite Heirathen bringen oft dergleichen mit sich, und das arme Wesen hätte eine Zuflucht bei uns gesucht; sie klammerte sich förmlich an uns und ward ganz unglücklich, wenn wir davon sprachen, daß wir an Sie schreiben wollten. Wir hatten sie immer sehr lieb gehabt und sie nach ihrer Heirath recht schmerzlich vermißt. Nun sie zu uns zurückgekehrt war, erschien sie uns wie eine Tochter und wir haben sie auch wie eine solche in ihrer Krankheit gehegt und gepflegt, das kann uns Mr. Martin bezeugen.«

»Das thaten Sie,« bestätigte der alte Mann, »sie hätte nirgends bessere Pflege haben können.«

»Erst in der aller-letzten Zeit dachten wir an Gefahr,« fuhr Deborah fort. »Sonabend Morgen fand der Doktor das arme Kind recht elend, sie redete auch ein wenig irre. Er kam sehr niedergeschlagen herunter und sagte zu mir: »Miß Webling, sie gefällt mir heute gar nicht, ich fürchte, es geht zu Ende mit ihr!«

In meinem ganzen Leben habe ich nicht einen solchen Schreck gehabt und die arme Priscilla war ganz außer sich. Wir konnten nichts weiter thun, als an Sie schreiben und Sie bitten, schnell herzukommen. Sie scheinen aber den Brief gar nicht erhalten zu haben.«

»Nein, er muß erst angekommen sein, nachdem ich schon vom Hause fort war. Es geht so langsam mit der Post, Sie hätten einen expressen Brief schicken sollen. Sagen Sie mir um Gotteswillen, starb sie sanft und liebte sie mich bis zuletzt?«

»Immer und bis zu ihrem letzten Augenblicke,« sagte Mr. Martin ernst. »Sie hat mir ihr Herz offenbart, ich kenne alle seine Geheimnisse, sie strauchelte, sie war schwach, aber sie hat Sie stets geliebt und verehrt. Das arme Kind ist versucht worden und ihre Phantasie hat sich für kurze Zeit mit einem Andern beschäftigt, aber nur für eine kurze Zeit. Herz und Sinn blieben stets ihrer Pflicht getreu. Sie war Ihrer zärtlichsten Liebe würdig und verdient Ihre tiefste Trauer.«

»Und ich trieb Sie von mir, ich verstieß sie, ich behandelte sie als die schwärzeste Sünderin! O Freund, kann ihr beleidigter Geist aus dem Himmel auf mich niederblicken und mich bemitleiden? Kann Gott jemals meine Sünde verzeihen? Er gab mir diese holde Blume, daß ich sie an meinem Busen trage, und ich warf sie von mir und trat sie mit Füßen. Ich habe meine Seele mit schwerer Sünde beladen, ich habe meine Hände mit Blut gefärbt.«

Die beiden Schwestern und der Prediger sahen sich traurig und verständnißvoll an. Diese bitteren Selbstanklagen waren für sie der sicherste Beweis, daß der Kranke nicht im Besitze seiner vollen Geisteskräfte sei, denn daß ein Mann, der ihnen stets als Musterbild der Frömmigkeit gegolten hatte, in Wahrheit die Sünden begangen haben könne, deren er sich zieh, kam ihnen auch nicht von fern in den Sinn.

---

## Dreizehntes Kapitel.

### *Zwischen zwei Welten.*

Die Tage schlichen Naomi während ihres Vaters Abwesenheit langsam dahin. Sie war in schwerer Sorge um ihn, aber er hatte ihr geboten, ihm nicht zu folgen, und so hart es sie ankam, gehorchte sie ihm doch unbedingt. So schwer aber auch ihr Herz noch sein mochte, war durch Joshuas Bekenntniß doch eine große Last davon genommen worden. Es war und blieb schrecklich, daß ihr Geliebter von ihres Vaters Hand gefallen war, daß das junge, frische Leben in einem Augenblick sündhafter Leidenschaft geknickt worden war gleich einer Blüthe, die eine muthwillige Hand vom Stengel reißt, es war aber doch ein großer Unterschied zwischen einem ehrlichen Zweikampf und einem heimtückischen Meuchelmord. Sie konnte jetzt an ihren Vater als an einen jener Duellisten denken, von denen sie so oft gelesen und gehört hatte; wohl waren ihre Hände in Blut getaucht, wohl waren sie Sünder vor Gott, aber doch nicht verachtet und verlassen von den Menschen.

Selbst mit einer längeren Abwesenheit ihres Vaters, mit einer sich vielleicht über Jahre ausdehnenden Trennung von ihm vermochte sie sich auszusöhnen. Er mußte sich wohler, glücklicher fühlen, wenn er den Samen des göttlichen Wortes auf ein noch ungebautes Feld trug. Diese fromme Arbeit war eine angemessene Buße für ihn, im Lande der Heiden fand er die Stätte, wo er sich waschen durfte vom Stigma seines Verbrechens, um ohne Makel in die Heimat zurückzukehren. Sie selbst hatte sich danach gesehnt, in fremde Länder zu gehen, und die Kinder der Heiden das Evangelium zu lehren, um wie viel natürlicher, war es, daß ihr Vater mit der Last einer schweren Schuld auf dem Gewissen Gefahren und Entbehrungen aufsuchte, um Gottes Wort zu lehren und seine Sünde dadurch zu sühnen.

»Mag er in zehn Jahren erst alt und grau und gebeugt zu mir

zurückkehren, so werde ich doch Gott für seine grenzenlose Gnade preisen und dankbar anerkennen, daß unser Leben nach allem Leid voll Segen gewesen sei,« sagte sie. Tag und Nacht war es ihr Gebet, er möge als Bote des Evangeliums zu den Heiden ziehen und rein von Schuld und glücklich zu ihr zurückkehren. Es war die alte griechische Idee der Reinigung von Schuld, nur in einer besseren, christlichen Form.

Bald nach Joshuas Abreise war ein Brief aus Penmoyle für Joshua gekommen, der aber uneröffnet bei Seite gelegt worden war, bis erst Nachrichten von ihm eintreffen würden. Man maß dem Brief um so weniger Wichtigkeit bei, als er ja selbst nach Penmoyle gereist war und den Inhalt des Schreibens voraussichtlich dort bereits erfahren hatte. Mit desto größerer Spannung sah man einem Briefe von Joshua entgegen.

Oswald Pentreath lag nun schon so viele Tage und Nächte in der Familiengruft, daß es bereits ganz natürlich erschien, sich ihn dort bei seinen Vorfahren ruhend zu denken und man schon zu vergessen anfang, daß er beinahe ein Jahr in einem verlassenen Schacht gelegen hatte und Niemand etwas von seinem Schicksal gewußt hatte. Es ist ganz merkwürdig, wie schnell die schwache menschliche Natur sich in das unabänderliche schickt. Arnold trug die Vernichtung aller Hoffnungen, die er auf das Zusammenleben mit dem Bruder gebaut, besser, als er es selbst für möglich gehalten hätte. Der nagende Schmerz, den ihm der Gedanke verursacht hatte, Oswald sei das Opfer eines im Verborgenen schleichenden Meuchelmörders geworden, hatte durch Joshuas Bekenntniß eine bedeutende Milderung erfahren. Wenigstens war er mit der Waffe in der Hand gefallen. Der Mörder hatte ihm nicht aufgelauert, hatte sich nicht hinterrücks, auf ihn gestürzt. Oswald war von einem harten, grausamen Geschick ereilt worden, aber es war doch immer nicht so grausam gewesen, wie der Bruder gefürchtet hatte.

Sollte er dennoch den Bruder rächen und Joshua zum Zweikampf fordern? Die Frage hatte Arnold nach der Unterredung mit Naomi lange und ernsthaft beschäftigt, und er war endlich zu dem Entschlusse gekommen, davon abzustehen. Die arme Naomi hatte

durch die Unbeständigkeit ihres Geliebten und die Sünde ihres Vaters genug gelitten, seine Aufgabe mußte sein, sie zu trösten, ihr das Leben wieder froh und glücklich zu gestalten, nicht neues Ungemach über sie zu bringen. Um ihretwillen mochte Joshua frei sein von jeder irdischen Rache und dem Gerichte Gottes überlassen bleiben.

Und Niemand wußte, wie nahe ihm dieses Gericht bereits war.

Am Donnerstag kam wieder ein Brief aus Penmoyle an. Die Adresse war in derselben Handschrift wie die des ersten geschrieben, sie lautete aber nicht an Joshua, sondern an Judith.

Mit einem bangen Vorgefühl erbrach Miß Haggard das Siegel, während Naomi in großer Angst wartete, was der Brief bringe. Warum hatte ihr Vater nicht selbst geschrieben?

Penmoyle, Cornwall, den 26. Juni.

»Liebe Miß Haggard. — Ich hoffe Sie werden mir die familiäre Anrede verzeihen, denn obgleich ich noch nicht das Vergnügen gehabt habe, Sie persönlich kennen zu lernen, sind Sie für mich, die ich Ihren Bruder so sehr liebe und verehere, doch keine Fremde.

Ich bedaure aufs Tiefste, Ihnen anzeigen zu müssen, daß Mr. Haggard in einem sehr bedenklichen Zustande hier bei uns liegt. Unser Doktor und ein anderer Arzt, den wir auf seinen Rath noch haben aus Penzance kommen lassen, geben sehr wenig Hoffnung auf Genesung. Der Schreck über den Tod seiner Frau, die schon vor seiner Ankunft gestorben war, hat ihm einen Schlaganfall zugezogen. Nach vielen Stunden, in denen er völlig bewußtlos gelegen, ist ihm wohl das Bewußtsein zurückgekehrt, aber ganz klar ist sein Geist nicht wieder geworden.

Da wir uns überzeugt halten, daß Sie und seine Kinder ihm in dieser schweren Zeit nahe zu sein wünschen, so beeile ich mich, Ihnen die traurige Sachlage mitzutheilen, und bitte Sie, vollständig über unsere kleine Häuslichkeit zu verfügen. Meine ältere Schwester und ich werden uns eine Freude daraus machen, Alles, was in unseren Kräften steht, zu thun, um Ihren großen Schmerz durch Aufmerksamkeiten, wie sie theilnehmende Herzen zu bieten vermögen, zu lindern. Die Beerdigung unserer guten Cynthia findet

heute statt.

Es ist vielleicht eine Gnade Gottes, daß Ihr armer Bruder in seinem jetzigen Zustande nicht recht zu fassen vermag, was um ihn vorgeht.

Ihre schleunige Ankunft erwartend, verbleibe ich, liebe Miß Haggard, Ihre ergebene Dienerin

Priseilla Webling.«

Judith hatte den Brief noch nicht zur Hälfte gelesen, als sie einen lauten Schreckenschrei ausstieß und Naomi ihr über die Schulter blickend den Inhalt desselben überflog. Beide Frauen standen kreidebleich nebeneinander und fühlten jede in ihrer Weise, daß dieser letzte Schlag der Todesstreich für jede Hoffnung sei. James war im Ladens wie gewöhnlich thätig, glücklich und an nichts Böses denkend. Er piff eine lustige Melodie, es war entsetzlich, das in diesem Augenblicke zu hören.

Naomis Schmerz fand keinen Ausweg in Thränen, Schluchzen oder leidenschaftlichen Ausrufungen. Starr mit bebenden Lippen stand sie mit dem Briefe in der Hand da.

»Die Kutsche, Tante, die Kutsche!« brachte sie mühsam hervor. »Ist es zu spät?«

»Sie ist vor einer halben Stunde fortgefahren, Kind, wir müssen eine Extrapost haben. Jim!«

Die schrille Stimme klang durch Haus und Laden und Jim erschien mit verwundertem Gesichte in der Thür des Wohnzimmers.

»Was willst Du, Tante?«

»Dein Vater liegt im Sterben und wir müssen zu ihm. Besorge uns eine Extrapost.«

Erschrocken und verwundert blickte Jim von der Tante zur Schwester. Naomi versuchte zu sprechen, da ihr das aber nicht gelang, reichte sie ihm Priscillas Brief.

»Was!« rief er unter dem Lesen, »die arme kleine Stiefmutter todt und begraben! Geht denn die Welt unter!«

»Du gefühlloser Bube!« rief Tante Judith, »Du kannst noch an etwas Anderes denken, wenn Dein Vater in solchem Zustande ist.«

»Vater kann mit Gottes Hilfe wieder besser werden, aber die arme kleine Cynthia — gestern begraben — so jung und so hübsch! Ist das nicht schrecklich?«

»Jim, am da Barmherzigkeit Gottes willen, gehe nach einer Extrapost!« rief Naomi, »der Vater stirbt vielleicht, während Du hier stehst und Dich wunderst. Ich muß zu ihm! Ich muß zu ihm, damit ich den Tod von ihm zurückhalte!«

James lief nach dem Ersten und Letztem dem einzigen Ort in Combhaven, wo Postpferde zu haben waren. Der dicke Wirth brach in laute Beileidsbezeugungen aus, als er Jims Nachricht hörte, betheuerte, die Extrapost solle in zehn Minuten, bespannt mit den besten Pferden, die er im Stalle habe, vor der Thür stehen.

Trotz der Versicherungen des Wirthes ward es eine halbe Stunde, ehe die Extrapost vorfuhr. Naomi und ihre Tante hatten die nothwendigsten Sachen zusammengepackt, ihre Hüte aufgesetzt und warteten im Wohnzimmer mit Ungeduld, bis die gelbe Postchaise, ganz ähnlich derjenigen in welcher Joshua mit seiner jungen Frau nach Combhaven gekommen war, endlich vor das Haus fuhr.

»Du mußt hier bleiben, Jim, und das Geschäft versorgen, bis ich wiederkommen kann,« sagte Tante Judith. »Ich führe lieber mit zu meinem armen Vater,« schluchzte Jim, »aber es wird wohl besser sein. Sollte es aber sehr schlecht sein, Tante, oder gar keine Hoffnung, daß er wieder besser wird, dann läßt Du mich kommen. Ich möchte ihn sehen, ehe —«

Die Stimme versagte dem jungen Manne, er lief in's Haus zurück, ohne den beiden Frauen beim Einsteigen behilflich zu sein. Ehe Naomi aber den Fuß auf den Wagentritt setzen konnte, war ein Anderer an ihrer Seite — Kapitän Pentreath, der athemlos herbeigelaufen kam.

»Naomi, ich habe soeben von Ihrem Unglück gehört,« sagte er sanft, »einer von unseren Arbeitsleuten erzählte es mir, als ich über die Wiese ging. Liebe Schwester, nehmen Sie mich mit; Miß Haggard, erlauben Sie, daß ich Sie begleite,« fügte er sich bittend an Judith wendend, hinzu. »Ich möchte so gern mit Ihnen fahren,

vielleicht könnte ich Ihnen auch auf der Reise von Nutzen sein, um Ihres Bruders Verzeihung wegen meiner Heftigkeit an jenem Abend zu erbittern.«

»Deshalb brauchen Sie sich nicht zu bemühen,« antwortete Judith. »Wozu soll Ihr Mitfahren nützen? Er will seine Verwandten sehen, das ist natürlich, von Ihrem Anblick wird er aber schwerlich Freude haben.«

»Ich könnte Ihnen aber doch von Nutzen auf der Reise sein, Miß Haggard, nehmen Sie mich mit. Zwei Frauen, noch dazu in einem so erregten Gemüthszustande, wie Sie sind, sollten nicht so weit allein reisen, Die Postillone sind oft solche Schurken; ich dürfte imstande sein, Sie vor Zeitverlust zu schützen und Ihnen höfliche Behandlung zu verschaffen.«

Judith ward etwas freundlicher. Postillone waren in der That böse Gesellen, habsüchtig und im Stande, ihre hilflosen Passagiere elendiglich auf der Landstraße zu verlassen oder gar gemeinschaftliche Sache mit Straßenräubern zu machen, um sie zu ermorden und sie zu berauben. So fest und sicher sie zu Hause aussah wo Alles vor ihrer Stimme zitterte, so ängstlich wurde es ihr beim Gedanken an die Ferne. Sie war noch nie in ihrem Leben weiter als bis Barnstaple gewesen, und Cornwall war eine wilde, unwirthbare Gegend, zur Hälfte von halbwilden Grubenarbeitern, zur andern Hälfte von Schmugglern bewohnt.

Diese Schrecken waren zu viel für Tante Judith und die Begleitung eines jungen, muthigen Mannes nicht zu verachten, der gewiß auch seine Börse nicht scheute und dem gierigen Postillon reichlich Trinkgelder spendete. Er hatte freilich in einer Stunde temporären Wahnsinns eine falsche Anklage gegen ihren Bruder geschleudert, aber er bereute seine Thorheit und bewies dies am besten durch seinen Wunsch, mitzufahren. Ganz Combhaven sah ja dadurch, wie grundlos seine Beschuldigung gewesen war. Von allen diesen Erwägungen geleitet, gab Judith nach, selbstverständlich aber unter Wahrung ihrer vollsten Würde.

»Meinetwegen können Sie mitkommen oder hierbleiben, mir ist es vollkommen gleichgültig,« sagte sie. »Mein Herz ist viel zu voll vom



Gram um meinen Bruder, als daß ich mich noch um andere Dinge kümmern sollte. Naomi sieht es aber vielleicht gern, wenn Sie uns begleiten, Mädchen sind so furchtsam.«

»Ich fürchte mich wirklich nicht, Tante,« betheuerte Naomi.

»Ich fahre mit,« sagte Arnold bestimmt.

Da er keinen Aufschub, und wenn derselbe auch nur fünf Minuten betragen hätte, erbitten mochte, aus Furcht, Tante Judith könne wieder andern Sinnes werden, so schickte er, einen kleinen Knaben nach der Grange und ließ Nicholas sagen, wohin er gereist sei, und daß er ihm mit der Abendkutsche eine Tasche mit den nothwendigsten Sachen nach Truro schicken solle. Dann stieg er in den Wagen, der glücklicherweise noch eine Art von Rücksitz hatte, der Postillon knallte mit der Peitsche, und die Postchaise rasselte durch die lange Dorfstraße zum großen Gaudium der Einwohner, die an Thüren und Fenster stürzten, um das ungewohnte Schauspiel zu genießen.

Die Reise konnte zu allen Zeiten für eine lange gelten, Menschen, mit so sorgenschweren, angsterfüllten Herzen wie Naomi und ihre Tante mußte sie aber endlos erscheinen. Naomi sah aus dem Wagenfenster, Berg und Thal, Wald und Fluß tauchten auf und verschwanden, aber nirgends ein Punkt, der ihr einen Trost geboten, nirgends ein Anzeichen, daß das ersehnte und doch gefürchtete Ziel der Reise bald erreicht sei.

Arnold machte keinen Versuch, seinen Reisegefährten die Gefahr, in der ihr Vater und Bruder schwebte, auszureden, sondern bat sie nur, das Beste zu hoffen, und sprach dann lieber gar nicht von dem Gegenstande ihrer Sorge. Ueberhaupt hütete er sich, ihnen durch unzeitige Gespräche lästig zu fallen; er verhielt sich meist schweigsam und gab seine Gegenwart hauptsächlich durch seine Sorgfalt für die Ruhe und das Behagen der Damen kund. Er nahm ihnen jede der Unbequemlichkeiten ab, die von Reisen unzertrennlich sind. Sie hatten nichts weiter zu thun, als geduldig zu sein und zu warten, bis der Abend kam und damit das Ende ihrer Reise.

Selbst für die Augen, welche an die ländliche Einsamkeit von

Combhaven gewöhnt waren, hatte Penmoyle das Ansehen eines weltvergessenen Ortes, als die Postchaise im Halbdunkel des Juniabends durch die Straße des Dorfes fuhr. Nur aus einigen wenigen Häusern schimmerte noch Licht; die meisten lagen dunkel und schweigend da, und man sah es ihnen an, daß ihre Bewohner mit den Hähnen zu Bett gegangen waren. Nur aus einem Hause glänzte ein helleres Licht, das Naomi gleich einem Stern erschien, ihr Herz sagte ihr, daß es in ihres Vaters Krankenzimmer brenne.

»Dort!« rief sie, den Kopf aus dem Wagenfenster steckend, »dort halten Sie, Postillon!«

Arnold, der sich zum Postillon gesetzt, hatte sich bereits am Eingang des Dorfes nach dem Hause der Miß Webling erkundigt, und der Wagen fuhr schon dahin; Naomi hatte aber doch recht gerathen, das erleuchtete Fenster war ihr eigentliches Reiseziel. Man hatte das Anfahren der Chaise gehört, und Miß Deborah kam heraus, um die Gäste zu empfangen.

»O liebe Miß Haggard, liebe Miß Naomi, Gott sei Dank, daß Sie da sind!« hauchte sie.

»Nicht zu spät«, rief Naomi, indem sie ins Haus trat, »nicht zu spät!«

»Nein, meine liebe, junge Dame, Gott sei gepriesen! Er hat oft nach Ihnen gefragt.«

»Bitte führen Sie mich sogleich zu ihm.«

»Lassen Sie sich erst auf die Veränderung vorbereiten —«

»Gott wird mir Kraft geben, wenn das theure Haupt an meiner Brust ruht. Vater, ich komme!« rief sie, als ob ihre Stimme dem Kranken Stärke und neues Leben bringen könne.

Sie lief die Treppe so schnell hinauf, als hätte sie diese Hühnerstiege ihr ganzes Leben lang gekannt. Thür und Fenster des Krankenzimmers standen offen, um die erfrischende Abendluft einzulassen. Das altmodische zeltartige Bett mit den weißen befranzten Vorhängen stand der Thür gegenüber und darauf lag eine regungslose Gestalt mit einem gelbweißen Gesichte und blutunterlaufenen Augen, einem Gesicht, das Naomi völlig fremd vorkam. Einen Augenblick verließ sie der Muth und sie bebte

entsetzt zurück; war dies ihr Vater?

Ja, die hohlen Augen erhellten sich bei ihrem Anblick, die Lippen bewegten sich und hauchten leise und mühsam: »Naomi.«

Im nächsten Augenblicke lag sie neben dem Bette auf den Knien, hielt seine Hände, bedeckte sie mit Thränen und leidenschaftlichen Küssen der Verzweiflung, wie sie das Leben dem Tode giebt.

»Theuerster Vater, ich bin gekommen, um Dich zu pflegen und Dich dem Leben zurückzugewinnen, Gott wird mir helfen. Ich habe während der ganzen langen Reise für Dich gebetet. Vater, Du wirst wieder gesund werden, um meinetwillen.«

»Ich sterbe, Naomi. Der Doktor und mein alter Freund Martin haben es mir gesagt. Weine nicht, meine Tochter, ich leide so wenig. Der Weg ist mir sehr leicht gemacht und ich habe einen unverbrüchlichen, unzerstörbaren Glauben an meines Erlösers Liebe. Ich gehe ohne Furcht zu ihm. Er hat mich von der Last meiner Sünde befreit. Ja, Naomi, es ist das keine leere Ruhmredigkeit. Ich fühle und weiß, daß mir vergeben ist. Ich habe meine Strafe hier auf Erden empfangen, mein gebrochenes Herz hat Gott versöhnt.«

»Du wirst nicht sterben, Vater,« sagte Naomi. »Gott kann nicht so grausam sein, uns jetzt zu trennen, wo keine Wolke mehr zwischen uns ist, wo ich Dich wieder so lieben und ehren kann, wie in meiner Kindheit. Vater, um meinetwillen wirst Du leben!«

»Nein, mein Kind, ich habe mit dem Erdenleben abgeschlossen. Gott hatte Erbarmen mit mir und traf mich mit seinem Schlage in dem Augenblicke, als ich in dieses Haus kam und mein armes junges Weib todt fand. O, Naomi, meine letzten Lebensjahre waren voll Sünde! Ich bin ein Sklave der Leidenschaft gewesen und hätte doch so glücklich sein können. Ich sehe sie jetzt wieder vor mir — wie sie im Sonnenschein saß — das Haar gleich gesponnenem Golde — so hilflos und lieblich, so ohne jede Kenntniß von Gutem und Bösem — gleich Eva, als Gott sie Adam gab.«

Der Augenblick der geistigen Klarheit war vorüber, er fing wieder an irre zu reden und lag dann die ganze Nacht hindurch in derselben Stellung gleich einer Leiche auf dem Bette, die Seele rang zwischen Tod und Leben. Naomi verließ sein Lager nicht, sie saß daneben,

oder lag in der Nähe im Gebet auf ihren Knieen. Judith und Priscilla saßen ein wenig weiter davon entfernt und kamen nur von Zeit zu Zeit näher, um die Lippen des Kranken mit einer in Wein getauchten Feder zu befeuchten.

Arnold hatte die Nacht unten im Wohnzimmer zugebracht. Ungefähr eine Stunde nach Tagesanbruch kam er leise die Treppe hinauf und trat auf die Schwelle des Krankenzimmers. So vorsichtig er ging, hatte Joshua ihn doch gehört; er hatte lange mit geschlossenen Augen, schwer athmend dagelegen, und die Umsitzenden waren der Meinung gewesen, er schlafe; jetzt schlug er die schweren Lider auf und die Hände begannen krampfhaft an der Decke zu zupfen. »Ist das der Kapitän Pentreath?« fragte « er seine Tochter.

»Ja, lieber Vater.«

»Laß die Andern hinausgehen,« fuhr er mit einer schwachen Handbewegung gegen Priscilla und seine Schwester fort, »ich möchte mit Dir und ihm allein sein.«

Verwundert verließen Judith und Miß Webling das Zimmer.

»Sie haben meinen Brief erhalten?« begann er?«

»Ja, Mr. Haggard, und ich bin hergekommen, um Sie wegen der gegen Sie erhabenen Beschuldigung um Verzeihung zu bitten. Als ich meinen Bruder in jenem verborgenen Grabe fand, hielt ich ihn für das Opfer eines Meuchelmordes. Jetzt glaube ich, daß er das Opfer seiner eigenen Thorheit geworden ist und daß er freiwillig sein Leben gegen das Ihrige setzte.«

Joshua schwieg. Ein heftiger Kampf, ob geistig oder körperlich, vermochten Naomi und Arnold nicht zu unterscheiden, schien sich in ihm erhoben zu haben. Seine Unterlippe zuckte convulsivisch, die Adern auf der Stirn traten stark und dunkel hervor.

»Mein Brief berichtete die Wahrheit,« sagte er nach einer seine Zuhörer schwer beängstigenden Pause, »aber nicht die ganze Wahrheit. Ich gehe jetzt, um vor das Antlitz eines beleidigten Gottes zu treten, im Vertrauen auf seine grenzenlose Barmherzigkeit. Naomi, hasse mein Andenken nicht, wenn ich todt bin!« Seine Hände griffen einige Augenblicke schwach und hilflos in's Leere und

schlangen sich alsdann um den Hals seiner Tochter, während er den Kopf auf ihre Schulter sinken ließ. »Hasse mich nicht, mein Kind, Dein Verlobter ward doch ermordet. Er war großmüthig und ich war ein Feigling. Wir standen einander gegenüber, jeder mit einer Pistole in der Hand. Er sagte mir, ich solle bis drei zählen und dann zielen. Als ich aber meine Hand erhob, um auf sein Herz zu zielen, sah ich, wie er seine Arme in die Höhe richtete und in die Luft schoß. Es war bloß ein Augenblick, flüchtiger als ein Athemzug, ehe ich gerade auf seine Brust schoß. Seit dreißig Jahren, wo ich als Knabe mit meines Vaters Büchse auf die Kaninchenjagd gegangen war, hatte ich kein Gewehr in der Hand gehabt, und doch war mein Schuß tödtlich; die Kugel traf ihn gerade in's Herz. Ich hatte, ehe ich ihn tödtete, Zeit genug gehabt, zu sehen und zu begreifen, was er that, und ich zielte doch auf ihn, das ist das Verbrechen, welches auf meiner Seele gelastet und mich in die Grube gebracht hat. O, Gott, ich sehe ihn jetzt vor mir, wie er das Gesicht emporrichtete, wie die Sonne ihn beschien und wie er den Arm erhob und in die Luft schoß. Und dann kam ein Augenblick, fast zu kurz um einen Gedanken zu fassen, ein Blitz, ein Knall, und als er vorüber, war ich ein Mörder. O Gott, nur ein Augenblick zwischen ewiger Seligkeit und immerwährender Verdammniß, wenn Deine, nie endende Gnade nicht meine Missethat auslöschet!«

Tiefes Schweigen herrschte im Zimmer. Naomi hatte ihr Gesicht in das Deckbett vergraben; Arnold war an das offene Fenster getreten und blickte in tiefen Gedanken in den grauen Morgen hinaus.

»Mein Gott, meine Sünde ist schwer,« stöhnte Joshua nach einer Pause, »Du allein weißt, wie ich versucht worden bin. Ich, der ich gegen die Duelle gepredigt hatte, ward ein Duellist; ich, der ich gelehrt hatte, wir Menschen sollten uns brüderlich lieben, befleckte meine Hand mit dem Blute meines Bruders. Meine einzige Hoffnung ist die grenzenlose Gnade und Barmherzigkeit des Herrn, und wer will sich unterfangen, dem Sünder zu sagen, sein Fall sei hoffnungslos, da Gott die Verheißung der Verzeihung gegeben hat?«

Es folgten nach dieser Erregung wieder Stunden, während welcher er in einem Zustande beinahe vollständiger Bewußtlosigkeit

lag. Der Arzt kam, befühlte seinen Puls und sagte, es gehe langsam mit ihm zu Ende, es war nur seine kräftige Konstitution, welche sich dem Tode noch widersetzte, während der Geist sich sehnte, den geheimnißvollen Fluß zu überschreiten, der ihn von dem jenseitigen glückseligeren Lande trennte.

Der Tag verging, es ward wiederum Nacht und abermals brach ein langer Sommertag an. Der Sonnenschein fiel auf die weißgetünchten Wände des Krankenzimmers, verlieh den alten vergoldeten Bilderrahmen einen höheren Glanz, spielte auf den Porzellantassen, Kannen und Figuren, die den Schmuck des Kaminsimses bildeten, und immer noch lag Joshua ohne Bewegung mit halbgeschlossenen Augen, immer noch hielt Naomi stumm und thränenlos an seinem Lager Wacht.

Gegen Sonnenuntergang trat die lange erwartete und doch gefürchtete Veränderung ein. Im schweigenden Gebet lagen sie Alle auf ihren Knieen, des ernstesten Augenblicks gewärtig; plötzlich richtete sich Joshua im Bette auf und breitete die Arme gen Himmel, an welchem der Sonne letzte Strahlen purpurn und golden verglüheten.

»Cynthia — Erwählte — Geliebte,« rief er, »unschuldig wie ein neugeborenes Kind, ohne Ahnung des Bösen! Solcher ist das Himmelreich.«

Mit einem langen zitternden Seufzer fiel er auf das Bett zurück, und als die Sonne am Horizonte hinabgesunken, war auch sein Lebenslicht erloschen, eben so sicher, von Neuem angefacht zu werden, wie sich die Sonne am andern Morgen in neuem Glanze erhebt.

---

## Epilog.

Drei Jahre waren darüber hingegangen, seit Joshua Haggard in seinem stillen Grabe in den cornischen Bergen lag. Wieder ist es Hochsommer und Combhaven prangt im schönsten Schmucke der Natur. In dem kleinen Orte herrscht eine ganz ungewohnte Lebendigkeit, eine allgemeine Erwartung großer Dinge. Jedermann hat seine besten Kleider angelegt, Hüte und Bänder in den buntesten Farben werden sichtbar, Naomi Haggard steht aber in einem einfachen grau seidenen Kleide mit bleichem Gesichte am Fenster ihres Wohnzimmers und blickte sinnend auf das Treiben in der Straße hinaus. Das seidene Kleid ist ebenso schön wie das Brautkleid, das sie vor Jahren weggeschenkt hat, aber es war nicht ihres Vaters Hand, welche die Seide geprüft hatte, nicht ihres Vaters Segen, welcher der Gabe den Werth verlieh.

Naomi war seit ihres Vaters Tode eine unabhängige junge Dame zu nennen, denn Joshua Haggard's Testament, das er unmittelbar nach der Verlobung mit Oswald errichtet hatte, setzte sie in den Besitz der fünftausend Pfund, welche hatten ihre Mitgift bilden sollen. Trotz dieser Unabhängigkeit hatte sie mit gewohnter Unterwürfigkeit die Tyrannei ihrer Tante ertragen und still in dem alten Hause gelebt, so trostlos es ohne ihren Vater auch darin sein mochte. Sie hatte nach wie vor in der Sonntags- und Abendschule unterrichtet, sich dem neuen Prediger durch viele Dienste nützlich erwiesen und ihren Platz unter den Dissidenten in Combhaven behauptet, von denen Joshua's Andenken als das eines großen und guten Mannes fortdauernd geehrt und gesegnet wird. Kein Makel, keine Unehre haftete auf ihres Vaters Namen, außer ihr und Arnold ist keinem lebenden Wesen das Geheimniß bekannt, auf welche Weise Oswald Pentreath seinen Tod gefunden hat, und das ist Naomis größter Trost.

Heute — heute ist aber ein großer Tag für die getreue Tochter, der glücklichste Tag, den sie seit ihres Vaters Tode erlebt hat. Mit einer

Summe von dem ihr zugefallenen Erbtheil hat sie zu seinem Gedächtniß eine neue Kapelle erbaut, und heute wird sie eingeweiht. Nach unseren heutigen Begriffen dürfte das graue Steingebäude zu viel Aehnlichkeit mit einer Kornbörse im verkleinerten Maßstabe haben, für den Geschmack jener Zeit ist es aber ein Tempel von hoher Schönheit. Es hat an jeder Seite vier lange bis auf den Boden reichende Fenster, eine Kanzel und einen Altar aus Eichenholz, eine geräumige Galerie und eine von dorischen Säulen getragene Vorhalle. In den Augen der Bewohner Combhavens kann sich mit dieser Kapelle von allen Bauwerken der Umgegend allenfalls die Kathedrale in Exeter und der Marktplatz in Barnstaple messen.

Für Naomi selbst ist das Schönste in der neuen Kapelle eine der Galerie gegenüber angebrachte Metalltafel mit der kurzen Inschrift: »Diese Kapelle ward erbaut zum liebevollen Gedächtniß an den Prediger Joshua Haggard.«

Nach dem Einweihungsgottesdienste verläßt Naomi die Kapelle am Arm des Kapitän Pentreath; ihr Auge schwimmt in Thränen, aber sie sieht nicht unglücklich aus. Freunde und Bekannte umringen sie glückwünschend und ergehen sich in warmen Lobsprüchen über die Schönheit des neuen Gotteshauses. Einem aufmerksamen Beobachter dürfte es aber nicht entgehen, daß diese alten Bekannten in ihrem Benehmen gegen ihres verstorbenen Predigers Tochter eine ganz ungewohnte Ehrerbietung an den Tag legen und daß Mrs. Spradges, die sich doch sehr viel dünkt, und die wegen ihres Toilettenluxus berühmt ist, ihr nicht wie sonst ihre derbe schwarzbehandschuhte Hand zum Gruße hinstreckt, sondern Miß Haggard einen tiefen Knix macht.

Naomi steht nicht nur auf der Schwelle einer neuen Kapelle, sondern auch auf der Schwelle eines neuen Lebens. Arnold Pentreath hat sich während dieser dreijährigen Lehrlingszeit unwandelbar treu und beständig bewiesen, er führt sie jetzt aus der Kapelle und wird sie morgen zum Altar führen, denn morgen ist ihr Hochzeitstag.



- E n d e -